

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

116. Band
(Dritte Folge · Achtundvierzigster Band)
1996

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ erscheint jährlich einmal

Der Umfang beträgt zur Zeit 25 bis 35 Bogen, enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen, die Geschichte und Kunstgeschichte der Erzdiözese Freiburg und der angrenzenden Diözesen betreffen, und bringt auch Abbildungen aus dem Gebiet der heimatischen Kunstgeschichte.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezüglichen Anfragen sowie die zur Besprechung bestimmten Bücher, Zeitschriften und Ausschnitte aus Zeitungen sind zu richten an Herrn Univ.-Prof. Dr. Hugo Ott, 79249 Merzhausen, v.-Schnewlin-Straße 5, Telefon (07 61) 40 23 36.

Das Manuskript darf nur auf einer Seite beschrieben sein, muß auch in stilistisch druckfertigem Zustand sich befinden und längstens bis 1. Januar dem Schriftleiter vorgelegt werden, wenn es in dem Band des betreffenden Jahres Berücksichtigung finden soll.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 100 DM; b) der Quellenpublikationen 60 DM.

Jeder Mitarbeiter erhält 20 Sonderabzüge kostenfrei; weitere Sonderabzüge, welche bei Rücksendung des ersten Korrekturbogens bei der Druckerei zu bestellen sind, werden gegen Berechnung geliefert, jeder Teil eines Druckbogens und der Umschlag werden als voller Bogen berechnet.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinsschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins im Kirchengeschichtlichen Seminar der Universität Freiburg im Breisgau, 79085 Freiburg, Werthmannplatz, zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an den Rechner, Herrn Paul Kern, Erzb. Ordinariat, 79098 Freiburg i. Br., Herrenstraße, zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für Pflichtmitglieder 35 DM, für Einzelmitglieder 30 DM, wofür die Mitglieder das jährlich erscheinende „Freiburger Diözesan-Archiv“ erhalten. Der Versand erfolgt portofrei. Nach der Anordnung des Erzbischöflichen Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist für alle Pfarreien die Mitgliedschaft beim Kirchengeschichtlichen Verein Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300).

Konto des Kirchengeschichtlichen Vereins:
Sparkasse Freiburg i. Br. 2 274 803 (BLZ 680 501 01).

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung
der angrenzenden Bistümer

116. Band
(*Dritte Folge · Achtundvierzigster Band*)
1996

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Prof. Dr. Hugo Ott

ISSN: 0342-0213

Bestell-Nr. 3-451-26473-0

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Badenia Verlag und Druckerei GmbH, Rudolf-Freytag Straße, 76152 Karlsruhe

INHALTSVERZEICHNIS

Paulus Volzius Offenburgensis – Benediktinermönch zwischen Reform und Reformation Von Eugen Hillenbrand*	5– 20
Franz Xaver von Neveu (1749–1828) – Ein Offenburger auf dem Basler Bischofsstuhl Von Marco Jorio*	21– 40
Staatsbeamter und katholischer Bischof – Joseph Vitus Burg (1768–1833) aus Offenburg zwischen Historiographie und Ideologie Von Hubert Wolf*	41– 59
Theodor Wacker (1845–1921) Von Hugo Ott*	61– 78
„Die ordenung. die daz. Capitel von Zitel... hat gemacht“ (HS 3, 11') Eine bisher unbekannte Handschrift der Sr. Regula im Archiv der Abtei Lichtenthal Von Sr. M. Pia Schindele OCist	79–122
300 Jahre Ursulinen in Freiburg im Breisgau Von Wolfgang Hug	123–134
Necrologium Friburgense 1991–1995	135–301
Buchbesprechungen	303–308
Jahresbericht	309
Kassenbericht	311

* Diese Studien gehen auf Vorträge zurück, die von den Autoren auf einer Tagung des Kirchengeschichtlichen Vereins am 28. Oktober 1995 in Offenburg gehalten worden sind.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER

- Axtmann, Heinz,
Diözesan-Caritasdirektor, Beethovenstraße 34, 79100 Freiburg i. Br.
- Bäumer, Prof. Dr. Remigius,
Mattenweg 2, 79199 Kirchzarten
- Feiter, Dr. Reinhard,
Alt-Haarener-Straße 133–135, 52080 Aachen
- Heidegger, Heinrich, Pfr. i. R.,
Chratzstraße 25, CH-5426 Lengnau/SCHWEIZ
- Hillenbrand, Dr. Eugen,
In den Sauerplatten 7, 79249 Merzhausen
- Hug, Prof. Dr. Wolfgang,
Hagenmattenstraße 20, 79117 Freiburg i. Br.
- Hundsnerscher, Dr. Franz, Erzb. Archivdirektor
Herrenstraße 35, 79098 Freiburg i. Br.
- Jorio, Dr. Marco,
c/o Historisches Lexikon der Schweiz, Postfach 65 76
CH-3001 Bern/SCHWEIZ
- Müller, Prof. Dr. Max †
- Ott, Prof. Dr. Hugo
von-Schnewlin-Straße 5, 79249 Merzhausen
- Pelser, Dr. Hans Otto,
Schlüsselstraße 25, 79104 Freiburg i. Br.
- Riedlinger, Prof. Dr. Helmut,
Poststraße 9, 79098 Freiburg i. Br.
- Schindele, Sr. M. Pia, O Cist.,
Kloster Lichtenthal, Postfach 13 37, 76502 Baden-Baden
- Schmider, Dr. Christoph,
Erzb. Ordinariat, Archiv, Herrenstraße 35, 79098 Freiburg i. Br.
- Schuba, Konrad Philipp,
Münsterplatz 6, 78479 Reichenau-Mittelzell
- Schwalbach, Dr. Bruno
Schloßraum 26, 76646 Bruchsal
- Siebler, Dr. Clemens,
Wildtalstraße 79, 79108 Freiburg i. Br.
- Walz, PD Dr. Dorothea,
Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters
und der Neuzeit, Seminarstraße 3, 69117 Heidelberg
- Weiler, Eugen, Pfr. i. R.
Obere Kirchstraße 2, 79395 Neuenburg-Grißheim
- Wolf, Prof. Dr. Hubert,
An der Basilika 8, 65375 Oestrich-Winkel
- Zeil, Prälat, Militärdekan i. R.
Klosterstraße 3, 77948 Friesenheim-Schuttern

Paulus Volzius Offenburgensis – Benediktinermönch zwischen Reform und Reformation

Von Eugen Hillenbrand

Den Text für seine Grabinschrift hatte Paul Volz selbst entworfen: *Hier ruht Volz der Narr, Paulus der Abt – Volzius hic stultus, Paulus jacet abbas sepultus.*¹

„Ein poetischer Scherz des alten Mannes“, so wertete die Forschung des 19. Jahrhunderts, die sich bisher eingehender mit dem Offenburger Paul Volz und seinem Geschichtswerk befaßt hat, den Hexameter.² Ist dieser Nachruf auf sich selbst wirklich nicht mehr?

Paul Volz starb am 6. Juni 1544 in Straßburg.³ Wer an diesem Ort zu dieser Zeit das Motiv des Narren aufgriff und auf sich selbst bezog, mußte es wohl bedacht haben und konnte es nicht spielerisch in ein Scherzwort auflösen. Am Ende des Jahres 1522 war in Straßburg eine gegenreformatorische Kampfschrift erschienen, die den Titel trug: *Von dem grossen Lutherischen Narren wie ihn doctor Murner beschworen hat.*⁴ Der Autor, Thomas Murner, gehörte zu den engagiertesten Verteidigern des alten Glaubens. Seine Familie war 1482 aus Oberehnheim nach Straßburg übersiedelt. Dort trat er in das Franziskanerkloster ein und wurde 1494 mit 19 Jahren zum Priester geweiht. Bis er Lesemeister, also akademischer Lehrer, seines Ordens wurde, zog er fast

¹ T. W. Röhrich, Der Abt Paulus Volzius, evangelischer Prediger in Straßburg. In: Ders., Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses, Bd. 3, Straßburg 1855, S. 203–230, hier S. 228; – Ebenso in: J. May, Paul Volz von Offenburg und die Annalen von Schuttern, Leipzig 1898, S. 16.

² Das Urteil stammt aus der Feder von K. Fr. Vierordt. Es wurde publiziert von Fr. J. Mone in: Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, Bd. 3, 1863, S. 664 f.; J. May (wie Anm. 1), S. 16, übernimmt es wörtlich; – Anders urteilt J. M. Clauss, Historisch-topographisches Wörterbuch des Elsaß, Zabern 1895, S. 505: „Die Grabschrift scheint ein Bedauern seinem Abfall auszusprechen.“

³ G. Knod, Art. P. Volz, in: ADB 40, 1898, S. 284 f.; – M. Krebs, Art. P. Volz, in: RGG 6, 1962, Sp. 1492 f.; – F. Huber, Paul Volz, ein großer Humanist und Freund von Erasmus, in: Offenburger Köpfe, Offenburg 1951, S. 120–122; – M.-J. Bopp, Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart, 1959 (Bibl. familiengesch. Quellen, 14; Genealogie und Landesgesch., 1), Nr. 5390.

⁴ Straßburg, Johannes Grüninger, 19. Dezember 1522; – Thomas Murner, Elsässischer Theologe und Humanist 1475–1537. Ausstellungskatalog hrsg. v. d. Bad. Landesbibliothek Karlsruhe in Zusammenarbeit mit der Bibl. Nationale et Universitaire, Karlsruhe 1987, S. 193–195, Nr. E 15. – Fr. Rapp, Art. Murner, Th., in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne Nr. 27, 1996, S. 2781–2785.

25 Jahre durch die Universitäten Europas und erwarb alle akademischen Grade. Stationen waren Freiburg, Paris, Köln, Rostock, Prag, Krakau, Wien, Venedig, Bologna. Provinzielle Enge konnte man ihm in der Tat nicht nachsagen. Er sah die Mißstände in der Kirche und griff sie schonungslos an. Aber er wollte auch mit allen Mitteln die Einheit der Kirche retten. Deshalb warnte er vor dem großen lutherischen Narren, den ein Holzschnitt auf dem Titelblatt als unförmiges Monster zeigt. Aus dessen Mund steigen kleine Narren, beschworen durch den Franziskanerbruder, über dem das Spruchband schwebt: *Bisweilen ist es höchste Klugheit, die Narrheit zu zermalmen – Interdum molare stultitiam prudentia summa.*

Als der Straßburger Franziskaner Thomas Murner das Narrenmotiv für seine antireformatorische Polemik einsetzte, konnte er dessen Wirkung bereits abschätzen. Er selbst hatte schon zehn Jahre zuvor seine *Narren bschwerung*⁵ geschrieben, um den Zeitgenossen einen Katalog menschlicher Narrheiten vorzuführen. Vor allem aber mußte ihn die gewaltige Sprengkraft, die ein anderer Straßburger, Sebastian Brant, mit seinem *Narrenschiff*⁶ ausgelöst hatte, überwältigt haben. Es war 1494 in Basel erstmals erschienen, noch im gleichen Jahr wurde es in Nürnberg, Reutlingen, Straßburg und Augsburg nachgedruckt. Zahlreiche weitere Drucke, Bearbeitungen und Übersetzungen folgten. Der berühmte Straßburger Münsterprediger Geiler von Kaysersberg kommentierte in seinen Fastenpredigten 1498/99 die einzelnen Kapitel des Narrenschiffs. 1510 erschien die lateinische Ausgabe dieser Predigten, also für den gebildeten Leser, zehn Jahre später die deutsche für ein breiteres Publikum. Die Figur des Narren war zur eindringlichen Chiffre einer aus den Fugen geratenen Welt geworden.

Sollte Paul Volz diesen Narren gewählt haben, um der Nachwelt eine griffige Gedenkformel zu bieten? Sein Narrenbild nimmt eine andere Tradition auf, die Torheit des Kreuzes, von der Paulus im 1. Korintherbrief spricht: *Was der Welt als närrisch gilt, hat Gott auserwählt, um die Weisen zu beschämen* (1. 27). Paulus bezeichnet sich selbst als *Narr um Christi willen* (4. 10): *Nos stulti propter Christum*, griechisch: ἡμεῖς μωροὶ διὰ Χριστοῦ.

Ich habe hier die lateinische und griechische Fassung des Pauluswortes zitiert, weil die sprachliche Doppelung des Begriffs (μωρία – stultitia) direkt zu Paul Volz zurückführt. Der erste Brief, der von ihm erhalten ist, benützt dieses Stilmittel. Es ist ein Brief an **Erasmus von Rotterdam** (1466–1538), geschrieben im Oktober 1515.⁷ Darin grüßt er seinen „besten Freund“: *Du hast*

⁵ Straßburg, Mathis Hupfuff, 1512; – Katalog (wie Anm. 4), S. 176–178, Nr. D 4.

⁶ Basel, Johann Bergmann von Olpe, 11. Febr. 1494; – M. Lemmer, Art. S. Brant, in: Deutsche Lit. d. Mittelalters. Verfasserlexikon, 1, 1978, 992–1005; – Sébastien Brant. 500e anniversaire de la Nef des Folz 1494–1994, Basel 1994.

⁷ Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami, ed. H. M. Allen, Bd. 2, Oxford, 1910, S. 158 f., Nr. 368.

dir bei allen Gelehrten höchste Anerkennung erworben, nicht nur wegen deiner vielseitigen Gelehrsamkeit, die dich auszeichnet, sondern auch wegen deiner gebildeten Narrheit und weisen Torheit (morata moria et sapiens stulticia).

Der so gepriesene Adressat hatte im gleichen Jahr selbst eine Schrift bei Froben in Basel neu herausgegeben, die in den folgenden zwei Jahrzehnten nicht weniger als 35 Auflagen erlebte: *Morias Encomion, id est Laus stultitiae – Lob der Torheit*.⁸ Sie entwickelt in der Form einer Deklamation das Selbstlob der Torheit: Ihr verdanken die Menschen aller Altersstufen und Stände Weisheit, Lebensglück und Heiterkeit. Die Faszination und Schwierigkeit dieser Schrift gründet in ihrem eigentümlichen Schwebezustand, der die Logik gewissermaßen aushebelt: Die Torheit lobt die Torheit. Es ist das seit der Antike bekannte Gedankenspiel: „Ein Kreter sagt: Alle Kreter lügen.“

Volz, der Narr, preist die gebildete Narrheit und weise Torheit seines hochgelehrten und hochverehrten Freundes Erasmus von Rotterdam! – Wer war Paul Volz?

Paulo Volzio Offoburgio Divi Benedicti discipulo in Schuttera, so beginnt die handschriftliche Widmung des elsässischen Humanisten **Jakob Wimpfeling** in einer kirchenreformerischen Schrift, die dieser 1503 unter einem Pseudonym veröffentlichte.⁹ Der Empfänger des Buches, das heute in Heidelberg aufbewahrt wird, war demnach ein Benediktinermönch des Klosters Schuttern und stammte aus Offenburg. Wann er dort geboren wurde, wissen wir nicht genau. Aber erbrechtliche Vereinbarungen von 1481/82 geben einige Hinweise.¹⁰ Der verwitwete Hans Volz, Schneider in Offenburg, klärte vor seiner Wiederverheiratung mit einer ebenfalls verwitweten Frau Katharina Erbensprüche seiner noch unmündigen Kinder aus erster Ehe. Ihre Namen: Hans und Paul. Der jüngere, Paul, dürfte dann wohl um 1480 geboren sein; er war also etwa zehn Jahre jünger als Erasmus von Rotterdam und drei Jahre älter als Martin Luther.

Die zeitliche Einordnung würde gut zum ersten ganz sicheren Datum passen, das uns überliefert ist: Die Immatrikulationsliste der Universität Tübingen enthält zum 19. November 1495 den folgenden Eintrag: *Paulus de Schuttern Ordinis sancti Benedicti*.¹¹ Da war ein Novize von seinem Konvent zum Studium auf eine Hochschule geschickt worden, die sich zu der Zeit bereits einen

⁸ Basel, Johann Froben, 1515; – Erasmus von Rotterdam. Vorkämpfer für Frieden und Toleranz. Katalog des Historischen Museums Basel, 1986, Katalog S. 153 f., Nr. C 6. 1; – B. Könneker, *Wesen und Wandlungen der Narrenidee im Humanismus*, 1966.

⁹ J. Wimpfeling, *Concordia curatorum et fratrum mendicantium*. Straßburg: Johannes Prüss, 1503. Widmungsexemplar: Heidelberg, UB, Q 8237 8*; – Abb. 4 in: U. Kühne, *Die Bibliothek der ehemaligen Benediktinerabtei Schuttern*, in: FDA 115, 1995, S. 5–33.

¹⁰ E. Batzer, *Eltern und Geschwister des Humanisten Paul Volz*, in: *Die Ortenau* 10, 1923, S. 23 f.

¹¹ Die Matrikel der Universität Tübingen, hrsg. v. H. Hermelink, Bd. 1, Stuttgart 1906, Nr. 36, 32, 19. November 1495.

hervorragenden Ruf als theologische Ausbildungsstätte erworben hatte.¹² Paul Volz enttäuschte die Erwartungen seiner Gemeinschaft nicht. Jedenfalls scheint er den Professoren bald aufgefallen zu sein. Stolz notierte er selbst in ein Juristisches Handbuch: *Vom Autor mir, Paul Volz, geschenkt, Tübingen 1500*.¹³ Der Autor war der hochangesehene Theologe **Konrad Summenhart**, der viermal das Amt des Universitätsrektors innehatte. Er gehörte zu den maßgeblichen Köpfen, die sich intensiv um eine innerkirchliche Reform bemühten. So konnte Volz in dem ihm geschenkten Buch den Satz lesen: *Wenn die Häresie an den Toren rüttelt, dann wende man alle Kraft den Fragen des Glaubens zu. Aber es ist endlich an der Zeit, von den wortreichen Sophismen und logisch-metaphysischen Gedankenspielerereien wegzukommen und sich mit den sittlichen Fragen des Lebens auseinanderzusetzen*. Eine deutliche Skepsis des Wissenschaftlers gegenüber scholastischen Distinktionen.

Eine der Schriften Summenharts trug den Titel: *Mahnrede zur Wahrnehmung von zehn Fehlern der Mönche*.¹⁴ Die darin geäußerten Gedanken hatte er schon 1493 im Kloster Hirsau vorgetragen, als sich Äbte und Mönche der in der Bursfelder Kongregation zusammengeschlossenen reformierten Benediktinerklöster zu ihrer Jahresversammlung trafen. Summenhart redete Fraktur über die Mißstände in den Klöstern. Er kritisierte den Abfall vom ursprünglichen Ideal der Ordensväter, er geißelte den Luxus und die ritterliche Lebensweise in den Konventen, den Privatbesitz einzelner Mönche, ihre enge Bindung an die Welt in familiären und wirtschaftlichen Dingen (er spricht hier von Verwandtschaftsklüngeln – *conventicula de sanguinibus*), ihr Desinteresse am Studium der heiligen Schriften und einiges mehr.

Auch der Abt von Schuttern hätte diese Tischlesungen hören müssen. Doch er glänzte durch Abwesenheit, obwohl sein Kloster vier Jahre zuvor auf Druck des Straßburger Bischofs und des Pfalzgrafen als Kloostervogt der benediktinischen Reformbewegung beigetreten war. Der Rechtsakt wurde am 19. November 1489 in einer umfangreichen Urkunde festgehalten.¹⁵ Sie verweist auf das große Ziel der inneren Reform an Haupt und Gliedern, sie beschwört die Erneuerung der Gemeinschaft durch eine strenge Beachtung der Regel Benedikts. Aber da, wo die Urkunde konkret wird, beschäftigt sie sich fast aus-

¹² J. Haller, Die Anfänge der Universität Tübingen 1477–1537, Bd. 1, Stuttgart 1927, S. 151 ff. – Es dürfte allerdings etwas zu hochgegriffen sein, sie als „wichtigste theologische Ausbildungsstätte im damaligen Europa“ anzusehen, wie H. Feld es formuliert: H. Feld, Konrad Summenhart. Theologe der kirchlichen Reform vor der Reformation, in: Rottenburger Jb. f. Kirchengesch. 11, 1992, S. 85–116.

¹³ C. Summenhart, *Opus septipartitum de contractibus*, Hagenau 1500. Heidelberg UB. J 2191 4°. Abb. bei U. Kühne (wie Anm. 9), Abb. 2 a.

¹⁴ *Tractatulus exhortatorius ad attendendum super decem defectibus virorum monasticorum*, Tübingen, Joh. Otmar, 1498; – H. Feld (wie Anm. 12), S. 102 f.

¹⁵ Urkunden zur Geschichte der Bursfelder Kongregation, hrsg. v. P. Volk, 1951, S. 138–140, Nr. 43; – P. Volk, Die Straßburger Benediktiner-Abteien im Bursfelder Kongregationsverband 1481–1624, in: Arch. für elsäss. Kirchengesch. 10, 1935, S. 153–293, hier S. 172 f.

schließlich mit jenen fünf Mönchen, die sich der Reform verweigerten. Ihre Namen sind genannt; sie stammen aus dem niederen Adel und gehobenen Bürgertum der Ortenau: Röder, Rosenfelder, Wiedergrün, Armbruster, Fey. Sie empfanden die Reform als Zumutung. Das betraf nicht nur die in der Benediktregel vorgesehene Strafgewalt des Abtes, sondern mehr noch das freie Verfügungsrecht über Eigenbesitz. Sie wollten nicht wie Mönche, sondern wie Stiftsherren leben, mit persönlichem Einkommen und Vermögen.¹⁶ Das reformierte Kloster war nicht mehr ihr Ort. Folglich ging es in der Urkunde vor allem um ihre Versorgungsansprüche.

Auch der neugewählte Abt erwies sich zunächst nicht als Motor eines reformerischen Aufbruchs. Bei den jährlichen Generalkapiteln der Bursfelder Kongregation fehlte er regelmäßig *aus verschiedenen Gründen*, wie es in den Protokollen heißt, *die uns nicht alle eingeleuchtet haben*.

Überraschenderweise aber erscheint sein Name seit 1500 in den Anwesenheitslisten. Ich finde dafür nur eine Erklärung: den Einfluß des jungen Paul Volz. Als er 1500 in sein Kloster zurückkehrte, vermittelte er seinem Abt und Konvent ein anderes Verständnis von Mönchtum und öffnete seine Gemeinschaft für neue Gedanken und Kontakte mit Männern, denen die Krise ihrer Kirche Sorge bereitete. Ich möchte drei Namen nennen: Konrad Summenhart, Gregor Reisch und Jakob Wimpfeling.

Der Tübinger Reformtheologe **Konrad Summenhart** hielt sich in dieser Zeit in Schuttern auf. Er starb hier 1502 und fand in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte.

Der Karthäusermönch **Gregor Reisch** (1470–1525) zählte ebenfalls zu Volzens Freunden. Seinem philosophisch-naturwissenschaftlichen Hauptwerk *Margarita philosophica*¹⁷ widmete Volz ein eigenes Empfehlungsgedicht, das denn auch in der zweiten Auflage dieser ersten deutschen Enzyklopädie mitgedruckt wurde.

Eine besonders enge Verbindung muß wohl zwischen **Jakob Wimpfeling** (1450–1528) und dem jungen Benediktinermönch bestanden haben.¹⁸ Beide kehrten etwa zur gleichen Zeit aus Universitätsstädten in ihre oberrheinische Heimat zurück. Hier, zwischen Straßburg und Basel, lebten und arbeiteten beide bis zu ihrem Tode. Schon aus der Frühphase haben wir ihre Zusammenarbeit dokumentiert. In einem Band des christlichen Humanisten Baptista Mantuana, den Wimpfeling 1501 mit einem Vorwort neu herausgab, lesen wir

¹⁶ K. Schreiner, Benediktinische Klosterreform als zeitgebundene Auslegung der Regel. In: Blätter für württemb. Kirchengesch., 86, 1986, S. 105–195, hier S. 167 f.

¹⁷ G. Reisch, *Margarita philosophica*, Freiburg, Johannes Schott, 1503; 2. Auflage Straßburg, Grüninger, 1504; – J. May, Paul Volz (wie Anm. 1), S. 4.

¹⁸ D. Mertens, Jakob Wimpfeling (1450–1528). Pädagogischer Humanismus. In: Humanismus im deutschen Südwesten, hrsg. v. P. G. Schmidt, Sigmaringen 1993, S. 35–57.

den handschriftlichen Eintrag: *Vom Drucker mir, Paul Volz, geschenkt, 1501*.¹⁹ 1509 lief der Kontakt nicht mehr nur über ein Verlagsexemplar. Der Autor der Straßburger Bischofsgeschichte widmete das Buch persönlich *seinem liebsten Freunde*.²⁰

Der enge Kontakt zwischen dem Kleriker Wimpfeling und dem Mönch Volz ist gerade in dieser Zeit nicht selbstverständlich. Denn 1505 publizierte der fünfundfünfzigjährige Wimpfeling eine Schrift unter dem Titel *De integritate libellus*.²¹ Er hatte sie für seinen Schüler Jakob Sturm geschrieben, als dieser den Entschluß gefaßt hatte, Priester zu werden. (Er wurde später der bedeutendste protestantische Politiker Straßburgs, der Vorhaltungen seines einstigen Lehrers, er sei mit Wicliffischem Gift durchtränkt, mit der Bemerkung zurückwies: *Bin ich ein keczer, so hant ir mich zu einem gemacht*.)²² Dem jungen Theologiestudenten legte Wimpfeling eindringlich dar, wie er als Weltpriester zum Träger kirchlicher Erneuerung werden könne, wohlbemerkt: als Weltpriester, nicht als Ordensmann. Vom gebildeten und integren Kleriker erwartete Wimpfeling die Reform der Kirche. Christus und die Apostel seien nicht Mönche gewesen, auch nicht die vier großen lateinischen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und Gregor.

Die Augustiner-Eremiten waren über diese Schrift empört und strengten einen Prozeß in Rom an, weil ihrem Patron das Ordensgewand genommen wurde. In einer seiner Tischreden erinnerte der einstige Augustiner-Eremit Luther daran, *Wimpfeling wäre schier umbracht worden darum, daß er in Zweifel stellte, ob Augustinus wäre ein Mönch gewest*.²³ Die Benediktiner erreichten, daß Wimpfeling auch aus Gregor dem Großen wieder einen Mönch machte. Hinter solchen Querelen verbarg sich natürlich die grundsätzliche Frage nach dem rechten Weg zu einer Erneuerung. Ich möchte annehmen, daß auch hier das Gespräch zwischen Volz und Wimpfeling ausgleichend gewirkt hat. Wimpfeling's Geschichte der Straßburger Bischöfe zeigt davon Spuren.²⁴ Der erste Bischof dieser elsässischen Diözese, Amandus, zog sich laut Wimpfeling in ein Kloster zurück. Der große heilige Mann sei zwar von König Dagobert gerufen worden, um hier ein Bistum zu errichten. *Doch als er sah, daß seine Predigten bei manchen Straßburgern, besonders bei den reicheren, wenig ausrichteten, zog er sich in das Kloster Ehl (an der Ill) zurück, das er selbst gegründet hatte*. Dort sei er neunzigjährig im Jahre 661 gestorben.

¹⁹ Heidelberg UB. D 8401 8°; Abb. in: U. Kühne (wie Anm. 9), Abb. 5 und S. 16.

²⁰ J. May, Paul Volz (wie Anm. 1), S. 5, Anm. 1.

²¹ Straßburg, J. Knobloch, 1505; Dazu D. Mertens (wie Anm. 18), S. 51–54.

²² J. Wimpfeling, Briefwechsel, hrsg. v. O. Herding u. D. Mertens, Bd. 2, 1990, S. 882; in Brief Wimpfeling's vom 2. November 1524.

²³ M. Luther, Tischreden, 5, Weimar 1919, S. 683, Nr. 6475 (D. Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe).

²⁴ Argentinensium episcoporum catalogus..., Straßburg, Joh. Grüninger, 1508.

Unmittelbar an diesen Bericht schließt Wimpfeling die Gründungsgeschichte des Klosters Schuttern an: Offo, ein Mann aus königlichem Geschlecht, habe es im Jahre 603 gestiftet und danach auch eine Burg an der Kinzig errichtet, Offenburg. Schuttern als Kernzelle des Christentums am Oberrhein – dieser Gedanke dürfte dem Elsässer Wimpfeling wohl durch den Schutterner Mönch aus Offenburg nahegebracht worden sein. Mehrfach ist in der Bistumsgeschichte das rechtsrheinische Kloster und das Wirken seiner Mönche bis in die unmittelbare Gegenwart hinein hervorgehoben: *In diesem Kloster blüht heute der Glaube an Christus auf, hier werden die Regeln des heiligen Benedikt in vollkommener Weise befolgt.*

Der Geschichtsschreiber Wimpfeling erinnert an die Grundlagen und das Erbe der Kirchengeschichte des Oberrheins. Den Rahmen dazu bot ihm die Abfolge der Straßburger Bischöfe von den Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart hinein. Den Mönch Paul Volz bewegte das gleiche Anliegen. Er wählte als Bezugsrahmen sein eigenes Kloster und spürte den Zeugnissen seiner eigenen Gemeinschaft nach. Aus seiner Feder stammt die erste Chronik des Klosters Schuttern.²⁵ Sie ist uns nicht als abgeschlossenes Werk überliefert, sondern nur als Torso, an dem weitergearbeitet wurde. Mone hat die Chronik nach einer Handschrift des 18. Jahrhunderts bekanntgemacht, deren Textbestand durch spätere Autoren bereits verändert worden war. Kurz nach seiner Edition kamen weitere Handschriften zum Vorschein. 1893 edierte und kommentierte Josef Mai Texte aus einer Wiener Handschrift des 16. Jahrhunderts. Eine kritische Ausgabe der Schutterner Klosterchronik, welche die einzelnen Schichten voneinander abhebt, fehlt bis heute.

Ich möchte kurz auf eine Fassung eingehen, die wir mit Sicherheit dem Paul Volz zuweisen können, da sie von ihm selbst geschrieben wurde; der Duktus der Schrift stimmt genau mit dem seiner eigenhändigen Besitzvermerke überein.

Volzens Geschichtsschreibung gleicht eher einer spirituellen Übung. Sie beginnt mit dem Missionsauftrag Christi an seine Jünger und endet mit einer Klage über *Äbte, Mönche und Klostersvögte, die nur an sich und nicht an Christus dachten und so zum Niedergang des wahren Ordenslebens (religio) beigetragen haben. Was für ein Erstickungstod!* Dazwischen entwirft er das historische Bild seines Klosters im damals üblichen Muster: 1. Die Gründungsgeschichte. 2. Die Abfolge der Äbte, ihre Leistungen und Leiden. Die Gründungsgeschichte gibt ihm die Gelegenheit, das Bild Offos, *unseres Offo* (wie er mehrfach schreibt), einzuprägen als großes Vorbild: Ein König ent-

²⁵ Chronik von Schuttern vom 9. bis 15. Jahrhundert, hrsg. v. F. J. Mone, in: Quellensammlung der bairischen Landesgeschichte Bd. 3, 1863, S. 41–132 und S. 666–671; – J. May, Zur Kritik der Annalen von Schuttern, in: ZGO NF 8, 1893, S. 256–288.

schied sich im Glaubenseifer (*fidei fervor*) zu einem Leben in einer Mönchsbehausung (*monachorum habitatio*). Diese asketische Leistung gründet für Volz in der Frömmigkeit und dem religiösen Eifer (*devotio ac studium pietatis*). Dabei muß er sich auch mit einem zeitgenössischen Gelehrten seines Ordens auseinandersetzen, mit dem hochangesehenen Abt **Johannes Trithemius** (1462–1516). Dieser sah nämlich in dem heiligen Pirmin den Gründer des Klosters Schuttern. Volz hielt dagegen: *Unser Offo lebte viel früher und war ein König, der sich zum Mönche scheren ließ, um dem König der Könige zu dienen.* Pirmin sei zwar auch nach Schuttern gekommen, aber viel später, und nur, um der bestehenden Mönchsgemeinschaft neue Dynamik zu geben. – Hier wird Erinnern zur Meditation über Chancen der Erneuerung.²⁶ Umsichtig sammelte Volz die Zeugnisse der Geschichte seines Klosters und ordnete sie in die Reihe der Äbte ein, deren Namen er im alten Totengedenkbuch zu finden glaubte. Auf bestehende chronikalische Nachrichten konnte er sich nicht stützen, dafür schrieb er Urkunden ab, die er im Klosterarchiv fand, notierte Inschriften der Klosterkirche und beschrieb Münzen und Wappen. Erstmals legte er für Schuttern eine Bestandsaufnahme mönchischen Wirkens vor, eingebunden in die Welt des Adels und der Bauern.

Mehr kann man über seine Tätigkeit im Kloster während der ersten zehn Jahre des 16. Jahrhunderts nicht sagen. Sein Name erscheint in keiner Klosterurkunde, er hatte kein Verwaltungsamt inne, er schrieb kein theologisches Werk, er blieb völlig im Hintergrund. Und trotzdem: Als gegen Ende des Jahres 1511 der Abt des Klosters Hugshofen im elsässischen Weilertal (Honcourt) starb, wurde er zum Nachfolger berufen. Nun leitete er selbst ein Benediktinerkloster, das auf eine fünfhundertjährige Geschichte zurückblicken konnte.

Bereits 1513 erschien er auf dem Generalkapitel der Bursfelder Kongregation in Mainz. Das Protokoll schildert seinen Auftritt mit den folgenden Worten: *Es erschien vor den Vätern der ehrwürdige Pater Paulus, Abt des Klosters Hugshofen in der Diözese Straßburg, das kürzlich reformiert wurde. Er warf sich vor den Vätern zu Boden und bat eindringlich, ihn und sein Kloster in die Bursfelder Observanz aufzunehmen. Nach eingehender Beratung stimmten sie zu und empfangen von ihm den dabei üblichen Eid. Da er aber keine Urkunde des Bischofs, des Vogtes und seines Konventes vorlegen konnte, stellte er diese bis zum nächsten Generalkapitel in Aussicht, während der Abt von Schuttern, durch dessen Konvent das Kloster Hugshofen reformiert wurde, für ihn das Versprechen ablegte.*²⁷

²⁶ Kl. Schreiner, Erneuerung durch Erinnerung. Reformstreben, Geschichtsbewußtsein und Geschichtsschreibung im benediktinischen Mönchtum Südwestdeutschlands an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. In: Historiographie am Oberrhein, hrsg. v. K. Andermann, 1988 (Oberrheinische Studien, 7), S. 35–87.

²⁷ Generalkapitelsrezesse der Bursfelder Kongregation, hrsg. v. P. Volk, Bd. 1, 1955, S. 429.

Hinter der Aktion stand also der Abt von Schuttern. Er hielt seinen Mönch Paul Volz für fähig, ein anderes Kloster zu reformieren und im Sinne der Reform zu leiten.

Was das bedeutet, läßt sich an einem unscheinbaren Beispiel zeigen: Die erwähnten Bücher, die Volz von den Autoren als persönliches Geschenk erhalten hatte, tragen alle noch den zusätzlichen Vermerk: *Liber monasterii Schutterani – Buch des Klosters Schuttern*. Mit andern Worten: der persönliche Besitz des Mönches war Besitz der Kommunität geworden. So wollte es die Regel des Ordensvaters; er mahnte die Brüder: *Keiner soll sich herausnehmen ohne Erlaubnis des Abtes ... etwas zu verschenken oder anzunehmen oder als Eigentum zu besitzen, durchaus nichts, kein Buch, keine Schreibtafel, keinen Griffel, überhaupt nichts. Allen sei alles gemeinsam, wie es in der Schrift heißt, so daß keiner etwas sein Eigentum nennt oder es als solches beansprucht* (cap. 33). Auch nach Hugshofen nahm Paul Volz seine Bücher nicht mit, sie blieben im Heimatkonvent.

Die simplen Bucheinträge der Jahre 1500 bis 1509 bildeten einen auffälligen Kontrast zu jener Urkunde von 1489, die den Eintritt des Klosters Schuttern in die Bursfelder Kongregation dokumentiert. 1489 war eine Wende nur möglich, weil sich die Oppositionsgruppe im Konvent ihren bisherigen Sonderstatus durch angemessene Versorgungsbezüge vergüten ließ und das monastische Leben aufgab. *Sich erneuern in der Beachtung der Ordensregel – in observantia regulari reformari*²⁸ wurde zum zentralen Anliegen des reformierten Klosters, in das Paul Volz nach seinem Studium zurückgekehrt war und in dem er über ein Jahrzehnt lang still lebte.

Man möchte erwarten, daß er diese Lebensform auch als Abt des Klosters Hugshofen zu verwirklichen suchte. In der Tat, zunächst einmal verließen drei Mönche bei der Ankündigung der Reform das Kloster.²⁹ Und sein Auftreten auf dem Generalkapitel der Bursfelder 1513 bestärkte gleichfalls die Erwartungen seines bisherigen Abtes. Doch vier Jahre später stellten die Teilnehmer der Jahresversammlung fest: *Seit der ehrwürdige Abt Paul von Hugshofen unserer Kongregation angeschlossen ist, erschien er nicht ein einziges Mal, weder persönlich noch durch einen Stellvertreter*.³⁰ Auch in den darauffolgenden Jahren steht sein Name nur in der Liste der Abwesenden. Eine Erklärung gab Volz dazu nie. Betrachtet man aber den Personenkreis, in den er während der folgenden Jahre mehr und mehr eingebunden erscheint, dann lassen sich einige Schlüsse ziehen.

²⁸ Urkunden z. Gesch. d. Bursf. Kongreg. (wie Anm. 15), I, 2, S. 104, Nr. 27.

²⁹ Fr. Rapp. Réformes et Réformation à Strasbourg. L'église et société dans le diocèse de Strasbourg (1450–1525). Paris 1974 (Collection de l'Institut des hautes études alsaciennes, 23), S. 382.

³⁰ Generalkapitelsrezesse (wie Anm. 27), S. 460.

Seit 1514 hielt sich **Erasmus von Rotterdam** in Basel auf, um seine Werke in der großen Druckerwerkstatt des Johann Froben zu edieren. In kurzer Zeit hatte er einen großen Humanistenkreis um sich gesammelt. Als ihn 1515 der Leiter der Schlettstädter Lateinschule, Johannes Sapidus, um diese Gesellschaft in Basel beneidete, hielt ihm Erasmus entgegen: *Dazu hast du keinen Grund. Auch Schlettstadt hat seinen Musenkreis, vielleicht etwas kleiner. Aber nenne mir einen, den du mit Paul Volz, dem Abt von Hugshofen, vergleichen kannst. Welche Lauterkeit, welche Klarheit im Denken, welche überlegene Zurückhaltung, welcher Wissensdurst, welche Bescheidenheit! Von dieser Art müssen wohl jene alten Ordensväter gewesen sein, Antonius, Hilarion, Hieronymus.*³¹

Es gibt keinen Grund, diese überschwengliche Lobrede des großen Humanisten Erasmus als rhetorische Akrobatik unter Gebildeten abzutun. Erasmus schätzte den stillen Intellektuellen im elsässischen Kloster sehr hoch. Als er 1518 sein *Enchiridion militis christiani – Handbuch* (oder auch: *Dolch*) eines christlichen Streiters neu, aber erstmals in Basel herausgab, verfaßte er dazu einen umfangreichen Brief, den er *Paulo Volzio religiosissimo abbati* widmete.³² Er war überzeugt, daß seine Schrift beim Adressaten Zustimmung findet. Sie handelt von den Waffen der *militia Christi* und entwickelt in diesem Bild das theologische Programm des Humanisten. Es lautet: Zurück zur Heiligen Schrift. Sie recht zu verstehen, muß das Ziel des Christen sein. Eine neue Art von Frömmigkeit war gefragt, so wie Paul Volz sie verkörperte: fromme Gelehrsamkeit und gelehrte Frömmigkeit (*pia doctrina et docta pietas*). Das Stichwort gab Erasmus Gelegenheit, gegen bestimmte Praktiken monastischen Lebens zu polemisieren. *Mönchtum*, so sagt er, *ist nicht Frömmigkeit, sondern eine Lebensform; dem einen nützt sie, dem andern nicht, je nach körperlicher und geistiger Verfassung.*³³

Einen Sturm der Entrüstung löste diese Bemerkung aus, obwohl Erasmus im Widmungsbrief den Gedanken ausführlich erläuterte. Seine Kritik sollte nur jene Mönche treffen, die ihrer Ordensregel mehr Bedeutung beimaßen als dem Evangelium. Mehrfach spricht Erasmus von den *Ceremoniae*, die alles überwucherten und die ursprüngliche monastische Einfachheit und Frömmigkeit verdeckten. Üblicherweise wird sein Begriff *ceremoniae* mit *Zeremonien*, also feierlich förmlichen Handlungen, übersetzt. In diesem Sinne polemisierten manche Reformatoren gegen *päpstliche Meß und andere ärgerliche Zeremonien und Mißbräuch*.³⁴ Im Zusammenhang der Erasmus-Schrift, die Paul Volz gewidmet ist, scheint mir der Begriff noch wesentlich enger gemeint zu

³¹ Opus epistolarum (wie Anm. 7), Bd. 2, S. 155, Nr. 364.

³² Epistola ad Paulum Volzium. *Enchiridion militis christiani*, hrsg. u. übers. v. W. Welzig, 1990 (Studienausgabe, Bd. 1); – Opus epistolarum (wie Anm. 7), Bd. 3, S. 361–377, Nr. 858.

³³ *Enchiridion*, Studienausgabe Bd. 1 (wie Anm. 32), S. 370/71.

³⁴ Augsburg 1537, in: Martin Luther und die Reformation, 1983, S. 393; – ähnlich schon K. v. Schwenckfeld 1533, *Corpus Schwenckfeldianorum*, Bd. 4, S. 755.

sein. Denn *Ceremoniae* war den Mönchen der Bursfelder Reformkongregation ein alltägliches Wort. So hießen ihre Statuten, worin nicht nur die Organisation ihres Verbandes, sondern auch die Tages- und Lebensordnung des einzelnen Mönches bis ins Detail geregelt waren.³⁵ Vor diesem Hintergrund erhält der abschließende Satz der Erasmischen Widmungsepistel an Volz ein ganz anderes Gewicht: *Es erschien mir einfach zwingend, dir diese Schrift zu widmen, damit jeder, der von Erasmus Unterweisungen zu einem rechten Leben annimmt, sofort das Beispiel Volzens vor Augen hat. Lebe wohl, bester Vater und herausragendes Beispiel wahrer mönchischer Lebensform (eximum decus verae religionis; ich übersetze hier nicht wie üblich: wahren Glaubens).*

Was hier von Erasmus thematisiert wurde, war ein zentrales Problem der spätmittelalterlichen Ordensreform: Bedeutet Abkehr vom Weltlichen auch ein Verzicht auf Bildung? Der einflußreiche Theologe und Kirchenpolitiker Johannes Gerson hatte schon 1426 in einer Schrift über die Lektüre des Mönches klar gesagt: Das Kloster ist keine Schule der Theologie oder Philosophie, sondern eine Schule christlicher Disziplin.³⁶ Er sah das Ziel monastischer Askese nicht in der Wissenschaft, sondern in der sittlichen Formung. Auch die Bursfelder äußerten immer wieder ihre Vorbehalte gegen gelehrte Reflexion und wissenschaftliches Studium. Nie richtete ihr Generalkapitel ein gemeinsames theologisches Studium für Ordensmitglieder ein. Der Begriff *studium* erscheint in den Akten der Generalkapitel erstmals 1541; und erst 1578 wurde den Ordensoberen empfohlen, die Novizen zum *studium philosophiae et theologiae* anzuhalten.³⁷ Da konnte einer ihrer herausragenden Brüder, Abt Johannes Trithemius, noch so beredt für eine gründliche theologische Ausbildung plädieren, er blieb ein Sonderfall, wenn er freimütig erklärte: *Ich bekenne meine maßlose Liebe zum Studium und zu den Büchern, und: Ich möchte lieber auf die Abtswürde verzichten als auf das heilige Studium der Schriften.*³⁸ Er formulierte nicht: Studium der heiligen Schriften, also des biblischen Kanons. Er achtete es bereits als eine heilige Handlung, sich in die Schriften der Tradition zu versenken. Trithemius war fest davon überzeugt, daß monastische Kontemplation durch wissenschaftliche Arbeit nicht gehindert, sondern gefördert wurde. Auch weltliche Literatur sollte hier ihren Platz haben. So rechtfertigte er ein humanistisch offenes Studium der Mönche.

³⁵ *Caeremoniae nigrorum monachorum Ord. S. Benedicti de observantia Bursfeldensi*. Das Brauchtum der schwarzen Mönche des Ordens d. Hlg. Benedikt von der Bursfelder Observanz, hrsg. v. L. Trunk, Münsterschwarzach, 1985; – Abt Johannes von Hagen (1439–69) gliederte die von ihm redigierten Ordenskonstitutionen in: 1. *Ceremoniae*, 2. *Ordinarius divinarum*. In dieser Form liegen sie seit 1472 gedruckt vor.

³⁶ Joh. Gerson, *De libris legendis a monacho*, ed. P. Glorieux, 1968 (*Ceuvres complètes*, 9), S. 610.

³⁷ Generalkapitelsrezesse (wie Anm. 27), Bd. 2. S. 57 und 241 f.

³⁸ Johannes Trithemius, *Nepiachus*, zit. v. K. Arnold, *De laude scriptorum*, 1973 (Mainfränkische Hefte, 60), S. 4, und Trithemius, *Exhortationes ad monachos*, *Homilia* 4, ed. Joh. Busaeus, Mainz, 1604, S. 426.

Genau das bewunderte Erasmus von Rotterdam an Paul Volz; Die *docta pietas* – die gelehrte Frömmigkeit machte diesen zu einem Vorbild. Aber sie brachte den Abt zugleich auch in Distanz zu seiner Mönchsgemeinschaft. Dafür gewann er neue persönliche Bindungen im oberrheinischen Humanistenkreis. Unter den Schlettstädtern genoß er höchstes Ansehen; ihre literarische Gesellschaft räumte ihm, dem *abbas doctissimus*, den ersten Platz ein, noch vor Jakob Wimpfeling. Häufig scheint ihm der Hof, den das Kloster Hugshofen in Schlettstadt besaß, als Unterkunft gedient zu haben. Mit dem Schlettstädter **Beatus Rhenanus**, der als Mitarbeiter des Erasmus in Basel tätig war, verband ihn eine enge Freundschaft. Sie ist seit 1516 durch mehrere Briefe gut belegt.

Am 13. April 1523 berichtete Volz seinem Basler Freund über das, was gerade so vor sich ging in Schlettstadt, über seine Schwierigkeiten, an eine alte Kirchenväterhandschrift heranzukommen, über einen Todesfall, über die neue Haushälterin ihres gemeinsamen Bekannten. Plötzlich der kurze Satz: *Adeo nutant omnia – Wie sehr ist alles ins Wanken geraten!* Und am Schluß die Unterschrift: *Tuissimus Paulus Volzcius, inutilis abbatulus – unnützes Äbtlein.*³⁹

Die Diminutivform war mehr als nur eine ironische Schlußfloskel. Denn er steigerte sie bald zu *Paulus Volzcius Ex-Abbas*. Entsetzt schrieb ihm Erasmus im November des folgenden Jahres: *Wieso aber der neue Titel Ex-Abbas? Ich erinnere mich wohl, daß du mir einmal gesagt hast, du wolltest die Last des Titels ablegen. Freilich: willst du allen Verdruß fliehen, dann bleibt dir nur der Auszug aus dem Leben!*⁴⁰

Nur wenige Monate, nachdem Paul Volz diesen nachdenklichen und zugleich aufmunternden Brief erhalten hatte, mußte er die bittere Erfahrung machen, daß andere ihn als Abt ablehnten. Es war aber nicht der Konvent, sondern der habsburgische Klostervogt, der sich gegen ihn stellte. Den Anlaß dazu gaben die Bauern, als sie in den Ostertagen des Kriegsjahres 1525 das Benediktinerkloster im Weilertal plünderten und zerstörten.

In einem langen, bewegenden Bericht, der bisher kaum beachtet wurde, beschrieb er seinem Freund Erasmus die existentielle Not. Noch ausführlicher unterrichtete er am darauffolgenden Tag den Beatus Rhenanus: *Alles wurde mir geraubt von den Nachbarn und ihren Helfershelfern, nichts blieb mir außer den Kleidern, die ich gerade trug, und dem Neuen Testament. Schwere wog noch, daß der, dem die Vogtei des Klosters anvertraut war, mir erklärte, es sei ihm von seinen habsburgischen Herren aufgetragen worden, mir nichts von dem Klostergut zu übergeben. Außerdem dürfe er mir keine Unterkunft und*

³⁹ Der Briefwechsel des Beatus Rhenanus, hrsg. v. A. Horowitz u. K. Hartfelder, Leipzig 1886, S. 314, Nr. 229.

⁴⁰ Opus epistolarum Des. Erasmi (wie Anm. 7), Bd. 5, S. 582 f., Nr. 1518.

*Verpflegung in unserem Schlettstädter Hof gewähren, weil du, so sagte er, der lutherischen Sekte anhängst, die unser Fürst mit allen Kräften bekämpft.*⁴¹

Hier also das neue Stichwort im Leben des Paul Volz. Nun gehörte auch er zu den Aufrührern, gegen die das Reich seit dem Wormser Edikt vom 8. Mai 1521 vorging. Welchem Druck er ausgesetzt war, schilderte er in seinem Brief ausführlich: *Nachdem ich fast alles verloren hatte, kam der frühere Klosterverwalter von Schuttern zu mir nach Rappoltsweiler. Ich kannte ihn gut und schätzte ihn sehr. Er hatte sein Ordensgewand mit dem weltlichen eingetauscht und war geflohen. Er bat mich, ihn aufzunehmen. Mit ihm zog ich am 25. Juli zu Fuß nach Straßburg und kurz auch nach Offenburg, meiner Heimatstadt, wobei ich erklärte, er sei kein Schüler von mir. In Straßburg hörte ich noch einmal, der habsburgische Untervogt dürfe mir keinen Pfennig geben, weil ich mit so einem lutherischen Taugenichts herumzöge. Wiederholt wollte ich während meines Ausgestoßenseins nach Basel reisen, um mit Erasmus und Beatus Rhenanus einige ruhigere Tage zu verbringen in dieser schrecklich wirren Zeit. Aber nie konnte ich sicher reisen, da alle schon von weitem witterten, daß ich ein Mönch gewesen bin, und etwas Abscheulicheres gab es für diese Menschen nicht!* Seine Unterschrift: *Paulus Volzcius Exabbas.*

Den nächsten Brief, drei Monate später, unterschrieb Volz wieder mit *Abbas*.⁴² Dabei blieb er bis zu seinem Tode 1544, obwohl er dieses Amt nie mehr ausübte. Er durfte auch wieder zusammen mit seinen Mönchen im Schlettstädter Klosterhof wohnen, mißtrauisch beobachtet von der habsburgischen Herrschaft. Sie führte die Kloster- und Burgenbrände der Bauernerhebung auf die lutherische Kirchenkritik zurück. In Thomas Murners Streitschrift *Von dem grossen Lutherischen Narren* stellt ein Holzschnitt dem Leser diesen Zusammenhang drastisch vor Augen: *Wie der Luther den buntschuch schmiert.* Dargestellt ist der Reformator in kriegerischer Ritterrüstung; mit beiden Händen hält er den Bundschuh, Symbol der aufrührerischen Bauern, über ein lodernes, qualmendes Feuer.⁴³

Auch Paul Volz, der reformwillige und fromme Intellektuelle, wurde unter die geistigen Brandstifter gezählt. Voller Resignation schrieb er seinem Freund Beatus Rhenanus: *Du weißt, wie sehr und wie ich Lutheraner bin. Ich habe Bücher aller Autoren gelesen, keines verschmäht, auf keines Lehrers Worte einen Eid geschworen... Unter einem Lutheraner verstehen sie einen Aufrührer, den man niedermachen muß. So sagten sie, ich hätte im Weilertal den Einwohnern, die mir zuhörten, Luthers Bücher vorgelesen und dadurch im Tal die*

⁴¹ Brief vom 6. September 1525, in: Briefwechsel d. Beatus Rhenanus (wie Anm. 39), S. 335–338, Nr. 241; – Sein Brief an Erasmus vom 5. September 1525 in: Opus epist. Des. Erasmi (wie Anm. 7), Bd. 6, S. 160 f., Nr. 1607.

⁴² Brief vom 20. November 1525, in: Briefwechsel (wie Anm. 39), S. 343, Nr. 245.

⁴³ Abb. in: Luther und die Reformation am Oberrhein, hrsg. v. d. Badischen Landesbibliothek, 1983, S. 109.

Grundlagen geschaffen für diese Unruhen, obwohl es doch dafür tausend andere, weit wichtigere Ursachen gibt. Aber die Welt liebt den Selbstbetrug.

Der Abt kehrte nie mehr in sein Kloster Hugshofen zurück. Zu seiner neuen Wirkungsstätte wurde – ein Frauenkloster in **Straßburg**. Dort hatte der Rat im Mai 1525 die Auflösung aller Klöster angeordnet, es waren immerhin 16.⁴⁴ Ihre Mitglieder sollten eine lebenslängliche Rente erhalten, die gesamten Güter an die Stadt fallen. Dem kamen im Verlauf der nächsten zehn Jahre neun Klöster nach, ein letztes noch 1538. Sechs Konvente aber weigerten sich, unter ihnen drei Frauenkonvente, die als Schulträger in der Stadt eine wichtige Rolle spielten und deshalb gerade auch durch führende Familien geschützt wurden. Man fand einen Ausweg: Der Rat ordnete ihnen einen Prädikanten zu, der sie *den christlichen Weg lehren sollte*.

Eine solche Stelle erhielt Paul Volz am Dominikanerinnenkloster St. Nikolaus in undis. Er hatte den mehr als dreißig Nonnen wöchentlich drei Predigten zu halten. Seine Wohnung erhielt er im Kloster der Wilhelmiten, das erst 1533 der Stadt übergeben wurde, wobei der Prior sich weiterhin weigerte, das Konventsgebäude zu verlassen. Man gewährte ihm lebenslanges Wohnrecht. Mit ihm teilte Paul Volz die leerstehenden Klostergebäude. Mit ihm zusammen erlebte er auch die Dynamik und die Brüche der evangelischen Bewegung in Straßburg.

Unter den **Humanisten** blieb Volzens Stellung weiterhin unangefochten. Erasmus, der 1524 bekanntlich in Distanz zu Luther gegangen war, hatte testamentarisch verfügt, daß sein Freund Volz aus dem Nachlaß eine finanzielle Unterstützung und einen wertvollen Silberbecher erhielt. Beatus Rhenanus, der ebenfalls nie zur Reformation übertrat, blieb in engstem Kontakt zu Volz. Dieser selbst scheint mit seinen reformatorischen Predigten im Nikolauskloster nicht nur bei den Nonnen, auch bei andern Hörern aus der Stadt ein offenes Ohr gefunden zu haben.

Aber am 26. Januar 1537 schrieb er seinem *einzigsten Freund Beatus Rhenanus* einen schwermütigen Brief: *Weißt du schon, daß ich ein ausgedienter Soldat geworden bin? (miles emeritus). Am 13. Januar wurde mir Schweigen auferlegt. Ich dürfe mich fortan nicht mehr öffentlich äußern. Die Gründe: Ich hatte eine sehr große Hörschaft, und: ich wollte nicht gegen mein Gewissen jene Übereinkunft unterschreiben, welche die unsrigen in der Abendmahlfrage mit Luther getroffen haben.*⁴⁵ Er spielte damit auf den Streit unter den Straßburger Theologen um das rechte Verständnis des Abendmahls an. Diese Frage

⁴⁴ J. F. Vierling, Das Ringen um die letzten dem Katholizismus treuen Klöster Straßburgs, 1914 (Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte, 8); – M. Lienhard, Religiöse Toleranz in Straßburg im 16. Jahrhundert, Stuttgart 1991 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, Abh. d. Geistes- und Sozialwissensch. Kl., 1991, Nr. 1); – R. Bornert, La réforme protestante du culte à Strasbourg au 16e siècle (1523–1598). Approche sociologique et interprétation théologique. Leiden 1981 (Studies in méd. an Réf. thought, 28).

⁴⁵ Briefwechsel (wie Anm. 39), S. 443, Nr. 310.

belastete von Anfang an das Gespräch innerhalb der evangelischen Bewegung. Straßburg wurde zu einem Brennpunkt der Auseinandersetzung zwischen Wittenberg und Zürich, Luther und Zwingli. Während Luther an der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl festhielt, deutete es Zwingli als Gemeinschafts- und Liebesmahl der Christen.

Im Spätjahr 1524 hielt sich der aus Kursachsen vertriebene reformatorische Theologe Karlstadt einige Tage in Straßburg auf. Er beeindruckte die dortigen Prädikanten mit seiner gleichfalls symbolisierenden Abendmahlsauffassung so sehr, daß diese sich an Zwingli und Luther wandten und um eine Stellungnahme baten. Umgehend verfaßte Luther *Eyn brieff an die Christen zu Strasburg widder den schwermer geyst* und warnte vor Karlstadts Thesen. Aber er räumte freimütig ein: *Niemand ist mir auch schuldig zu gleuben, ein iglicher sehe auff sich. Warnen mag ich yderman, weren kan ich niemand.*⁴⁶ Martin Bucer, der 1524 zum Pfarrer von St. Aurelien berufen wurde und schon nach kurzer Zeit an die Spitze der reformatorischen Bewegung in der Bischofsstadt rückte, erreichte zwar eine gemeinsame Erklärung der Straßburger Prädikanten, daß sie nicht *karlstattisch* predigten.⁴⁷ Aber es dauerte noch Jahre, bis er 1536 in der Wittenberger Konkordie erklären konnte, daß man in Straßburg Zwinglis Lehre ablehnte.

Den schwierigen Klärungsprozeß beschrieb der Propst von St. Thomas, Wolfgang Capito, in einem ausführlichen Brief an Martin Luther.⁴⁸ Am Ende habe sich nur noch der Abt Volz einer Einigung widersetzt. Er berief sich auf seine Gewissensentscheidung und verweigerte die Unterschrift.

Doch Martin Bucer stand zu ihm: Niemand dürfe gegen seine innere Überzeugung dazu gezwungen werden. Der Rat der Stadt aber erließ ein Dekret, *daß Volz entweder zustimmt oder nicht mehr in der Stadt predigen darf.* Volz ließ sich nicht einschüchtern und erklärte, *er wolle sich lieber der Stadt entfernen als dem Himmel.*

Wiederum war seine Existenz gefährdet. Er sah sich als *miles emeritus*. Sein bitterer Kommentar dazu: *Es kommt mir und manchen anderen so vor, als ob allmählich eine neue Form des Papismus die alte überwuchert.* Doch zweieinhalb Jahre später gab er in der einstigen Stiftskirche Jung-St.-Peter eine öffentliche Erklärung ab, *daß ein ganz christlich leben steht und begriffen wird in den zweien Sacramenten oder Geheimnissen, nemlich dem Tauff und Nachtmahl deß Herrn.*⁴⁹ Er sei zu Unrecht verdächtigt worden, die Gläubigen vom Wort

⁴⁶ Weimarer Ausgabe, Bd. 15, 1899, S. 391–397, hier S. 393.

⁴⁷ M. Bucer, *Der predicanten verantwortten*, hrsg. v. R. Stupperich, 1962 (M. Bucers Deutsche Schriften, Bd. 2), S. 432–460; – Diese Schrift gibt sich als Gemeinschaftsarbeit, verrät aber in Stil und Grundauffassung den Verfasser.

⁴⁸ Brief vom 4. September 1536, hrsg. v. J. May, P. Volz (wie Anm. 1), S. 44–49.

⁴⁹ T. W. Röhrich (wie Anm. 1), S. 218–226: *Confessio Pauli Voltzii, exabbatis Hughofensis, de sacramentis baptismi et coenae dominicae, publice in templo recitata, ante communionem, 1539, mense quintili.*

und Sakrament Gottes abhalten zu wollen. Seinem umfangreichen Bekenntnis in der Volkssprache fügte er eine lateinische *Confessio ad ministros ecclesiae*, also an die Theologen, hinzu. *Vieles*, so gibt er darin zu bedenken, *ist im Aufbruch, eigentlich sollte ich sagen: im Ausbruch dieser Bewegung eher mit Ungestüm als mit Bedacht geleistet worden*. Ein solcher Satz, voller Distanz und Skepsis, scheint mir am besten die intellektuelle Physiognomie des Paul Volz widerzuspiegeln. Ironischerweise kehrte er gewissermaßen unter dem Druck der Straßburger Reformatoren zu alten Glaubensinhalten zurück.

Aber etwa zur selben Zeit können wir noch eine andere Art der Rückkehr feststellen. Rudolf Garb, der damalige Abt des Klosters Schuttern (1535–1550), hatte ihm historische Notizen eines Mönchs aus dem Ortenaukloster nach Straßburg geschickt und darum gebeten, eine Chronik zu verfassen.⁵⁰ Volzens eigene Aufzeichnungen der früheren Jahre lagen ja weder im Druck noch in handschriftlicher Vervielfältigung vor, sondern, soweit sie nicht im Bauernkrieg verbrannt waren, höchst fragmentarisch in seiner Schublade. Volz nahm den Auftrag an und wandte sich erneut der Geschichte seiner einstigen Gemeinschaft zu. *Eigentlich dürfte ich deinem Wunsche nicht entsprechen, dächte ich nicht an meine Heimat und Herkunft*, schrieb er dem Abt 1542 im Widmungsbrief, den er der Gründungsgeschichte des Klosters voranstellte.

Ein tragischer Zug schwingt durch dieses Bild des alten lutherischen Predigers, der sich gleichwohl noch *Abbas* in Hugshofen nannte und die Geschichte seines Klosters Schuttern, aus dem er hervorgegangen war, erstmals zusammenfaßte.

Paul Volz starb am 6. Juni 1544 in Straßburg. Seine Ruhestätte fand er nicht auf dem Klosterfriedhof, sondern auf einem städtischen Friedhof. Mehr als hundert Prediger und Humanisten (*studiosi litterarum*) begleiteten den Sarg. Die Leichenrede am offenen Grabe hielt kein Geringerer als der große Straßburger Reformator und Streiter für den Frieden unter den Protestanten, Martin Bucer, auf lateinisch und deutsch. Kurz zuvor hatte „Der Grenzgänger Martin Bucer“⁵¹ noch an Gesprächen in Mainz teilgenommen, um nach Wegen zu suchen, wie altkirchliche und reformatorische Positionen versöhnt werden könnten. Seinen Nachruf auf Paul Volz kennen wir nicht. Ich vermute: Er sprach über einen schwierigen Menschen in schwieriger Zeit. Ich vermute: Er sprach auch über dessen Grabinschrift: *Volzius hic stultus Paulus iacet abbas sepultus*.

⁵⁰ Das geht aus dem Widmungsbrief hervor, den Volz am 30. November 1542 an Abt Rudolf Garb adressierte; er ist ediert bei J. May, Zur Kritik (wie Anm. 25), S. 278 f.

⁵¹ H. Joisten, Der Grenzgänger Martin Bucer. Ein europäischer Reformator, Stuttgart 1991.

Franz Xaver von Neveu (1749–1828) – Ein Offenburger auf dem Basler Bischofsstuhl¹

Von Marco Jorio

Die alte Diözese Basel²

Als im ausgehenden 18. Jahrhundert die vom Westen heranbrandende Revolution die Fundamente des Basler Bistums erschütterte, konnten die Diözese bereits auf über 1400 Jahre und das Fürstbistum oder Hochstift auf fast 800 Jahre Vergangenheit zurückblicken. Die aus dem spätrömischen Kastell Kaiseraugst gewachsene Diözese erhielt im 8. Jahrhundert ihre für 1000 Jahre gültigen Grenzen. Sie reichte vom elsässischen Schlettstadt bis zur Pierre-Pertuis im Jura und von den Ufern des Rheins und der Aare bis zur burgundischen Wasserscheide. Sie grenzte im Osten und Südosten an das Bistum Konstanz, im Süden und Südwesten an das Bistum Lausanne, im Westen an das Erzbistum Besançon und an das Bistum Toul und im Norden an das Bistum Straßburg. Gemeinsam mit den Bischöfen von Belley und Lausanne unterstanden die Basler Bischöfe dem Erzbischof von Besançon. Im Gegensatz zum heutigen Bistum umfaßte das alte Bistum Basel im wesentlichen das Oberelsaß und die heutige Nordwestschweiz. Die Bischofsstadt Basel – heute am nordwestlichen Rand des Bistums – lag im Süden. Die Basler Bischöfe residierten bis zur Reformation in Basel, nachher in Pruntrut (französisch: Porrentruy). Das jurassische Residenzstädtchen unterstand zwar der weltlichen Herrschaft der Basler Fürstbischöfe, gehörte aber kirchlich zur Erzdiözese Besançon; erst 1779 wurde es zusammen mit der Landvogtei Ajoie (deutsch: Elsgau) zur Diözese Basel geschlagen.

¹ Der Verfasser des Artikels hat 1982 an der Universität Freiburg (Schweiz) eine Dissertation über die letzten Jahre des Hochstifts Basel vorgelegt: M. Jorio, *Der Untergang des Fürstbistums Basel (1792–1815). Der Kampf der beiden letzten Fürstbischöfe Joseph Sigismund von Roggenbach und Franz Xaver von Neveu gegen die Säkularisation*. Freiburg i. Ü. 1982. Wo nicht anders vermerkt, folgt der Artikel dieser Arbeit.

² Zur Geschichte der Diözese Basel: *Helvetia Sacra*. Bd I/1: *Kardinäle, Gesandtschaftswesen, Erzbistümer und Bistümer*. Bern 1972 (Bistum Basel: 127–436). Zu den Bischöfen: U. Fink, St. Leimgruber, M. Ries (Hrsg.), *Die Bischöfe von Basel 1794–1995*. Freiburg i. Ü. 1996. = *Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz*, Bd. 15.

Das adlige Domkapitel³ wich während der Reformation (1529) von Basel nach Freiburg i. Br. aus und residierte für 150 Jahre im Bistum Konstanz. 1678 kehrte es wieder auf Basler Bistumsboden, nach Arlesheim, zurück und baute das vor den Toren Basels gelegene Bauerndorf zu einem vornehmen Residenzort aus. Das Domkapitel konnte sich, wie in den anderen Bistümern der Reichskirche, als Wahlgremium des Fürstbischofs behaupten. Es zählte zuerst 24 und seit der Reformation 18 Domherren. Da das Domkapitel – in der Regel aus seinen Reihen – nicht nur den Bischof, sondern auch gleichzeitig den Fürsten wählte, legte der Reichsadel die Hand auf das Domkapitel. Seit 1453 war die Mehrheit der reichen Basler Domherrenpfründen den Adligen aus dem Breisgau, der heutigen Nordwestschweiz und dem Elsaß reserviert. Nur fünf Domherrenstellen blieben den „Studierten“ reserviert, bei denen es sich in der Regel um bürgerliche Theologen auf den sogenannten Doktoralpfründen handelte. Bis zum Untergang des alten Reichs gelangten daher nur Adlige ins Amt des Fürstbischofs. Für den stiftsfähigen Adel am Oberrhein bedeutete das Hochstift Basel eine soziale und politische Aufstiegschance, die ihre Angehörigen bis zur Fürstenwürde führen konnte. Dies war vor allem für den aus der Schweiz stammenden Adel besonders wichtig, da er in der republikanischen Eidgenossenschaft bereits im Spätmittelalter aus Amt und Würden verdrängt worden war. Bürgerliche Diözesangeistliche gelangten aus verfassungsrechtlichen Gründen nie in die höchste Staatsfunktion, wohl aber als Weihbischöfe und Generalvikare in kirchliche Spitzenpositionen.

Das Fürstbistum Basel⁴

Die Anfänge des Basler Bischofsstaates gehen auf das Jahr 999 zurück, als der letzte burgundische König, Rudolf III., dem Bischof von Basel die Abtei Moutier-Grandval (deutsch: Münster-Granfelden) mit allen Rechten und Gütern schenkte. Nach wechselvoller Geschichte bildete sich das Hochstift heraus, das die Reformation überlebte und bis zur Revolution Bestand haben sollte.

Das geistliche Fürstentum saß rittlings auf der Jurakette. Es erstreckte sich vom Bielersee, wo es Anteil am Schweizer Mittelland hatte, zur Burgundischen Pforte und in die Oberrheinische Tiefebene. Das Land war zweisprachig: Die Mehrheit sprach französisch; deutsch waren nur die Ämter Zwingen, Pfeffingen, Birseck, Biel, das rechtsrheinische Schliengen und – für heutige Vorstellungen etwas merkwürdig – der fürstliche Hof in Pruntrut.

³ Zum Domkapitel: C. Boßhart-Pflüger, Das Basler Domkapitel von seiner Übersiedlung nach Arlesheim bis zur Säkularisation (1678–1803), Diss. Freiburg i. Ü., Basel 1983.

⁴ Zur Geschichte des Fürstbistums s. La Nouvelle Histoire du Jura, Porrentruy 1984 (mit Lit.).

Nicht weniger kompliziert war die konfessionelle Situation: Der südliche Teil des Hochstifts war reformiert, der nördliche Teil und die deutschen Ämter waren katholisch. Trotz ihrer starken kirchlichen und weltlichen Stellung pflegten die Fürstbischöfe eine Politik der Toleranz. So konnten sich in den Städten Juden und auf den Jurahöhen vertriebene Berner Täufer niederlassen.

Geradezu verwirrt präsentierte sich die staatsrechtliche Situation. Der (katholische) Nordteil des Hochstifts gehörte zum Heiligen Römischen Reich und bildete seit dem 17. Jahrhundert mit dem württembergischen Mömpelgard (französisch: Montbéliard) eine Reichsexklave zwischen Frankreich und der Schweiz. Die südlichen (mehrheitlich reformierten) Ämter dagegen waren mit verschiedenen schweizerischen Orten verbürgrechtet und galten als schweizerische Territorien. Konfessionelle und politische Grenzen deckten sich aber nicht: So war die Stadt Biel mit Bern, Freiburg und Solothurn eng verbunden und zugleich ein Zugewandter Ort der Eidgenossenschaft; der Fürstbischof war nur noch nominelles Stadtoberhaupt. Das Städtchen La Neuveville und das Gebiet der sogenannten Propstei Moutier-Grandval waren nur mit Bern verbürgrechtet und pflegten intensive Beziehungen zur mächtigen, reformierten Aarstadt. Zwei geistliche Institutionen, die beide die Reformation überlebt hatten, die Prämonstratenserabtei Bellelay mit ihrem Herrschaftsgebiet und das Chorherrenstift Moutier, das in der Reformation nach Delsberg (französisch: Delémont) ausgewichen war, waren mit dem katholischen Solothurn verbündet. Bis zum Untergang des alten Fürstbistums war unklar, wo die Grenze zwischen der Schweiz und dem Reich verlief. Moutier-Grandval und Bellelay galten je nach Frage als schweizerisch oder als Reichsgebiet.

Die Fürstbischöfe ihrerseits waren zeitweise mit den sieben katholischen Orten verbündet. 1579 schloß der tatkräftige, gegenreformatorische Fürstbischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee das erste Bündnis mit der katholischen Eidgenossenschaft. Erfolglos versuchte er, als 14. Stand in den eidgenössischen Bund aufgenommen zu werden. Die Fürstbischöfe des 18. Jahrhunderts lehnten sich eng an Frankreich an: 1739 und 1780 schlossen sie mit der französischen Krone politische und militärische Allianzen, die Frankreich weitreichende Einflußmöglichkeiten im Hochstift sicherten.

Von einer Verfassung im modernen Sinn konnte im Ancien Régime nicht gesprochen werden. So übte der Fürst im Norden seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine absolutistische Herrschaft aus, die den Widerstand der Untertanen provozierte (Landestroublen 1730–1740); im Süden dagegen waren seine landesherrlichen Rechte stark eingeschränkt und konnten wie im Fall der Stadt Biel zur nominellen Oberhoheit absinken. Das Fürstbistum kannte drei verfassungsmäßige Träger der Souveränität. An

erster Stelle stand der Fürstbischof mit seinem Hof und mit der geistlichen und weltlichen Verwaltung in Pruntrut. Daneben übte das Domkapitel in Arlesheim mit seinen 18 Domherren eine Mitregierung aus. Es wählte den Fürstbischof und nahm über die Wahlkapitulationen, die jeder neugewählte Fürstbischof zu unterzeichnen hatte, Einfluß auf die Regierung. Die dritte Instanz waren die Landstände⁵. Seit 1736 war ihre Rolle aber auf die Steuerbewilligung beschränkt.

Die Verwaltung in Pruntrut bestand aus der eigentlichen Regierung, dem fünfköpfigen Geheimen Rat. Als richterliche Behörde fungierte der Hofrat. Für Wirtschafts- und Finanzfragen war der Hofkammerrat zuständig. Die geistliche Regierung übte die Offizialität aus. Daneben gab es für die verschiedenen weltlichen und geistlichen Fragen Spezialkommissionen.

Das Bistum Basel zur Zeit der Französischen Revolution

1789 regierte seit sieben Jahren Fürstbischof Joseph Sigismund von Roggenbach⁶ über die rund 65 000 Einwohner seines Fürstentums. Mit dem Ausbruch der Französischen Revolution brauten sich dunkle Gewitterwolken über dem Fürstbistum zusammen⁷. Wegen seiner exponierten Lage bekam das Fürstbistum die Auswirkungen des Umbruchs in Frankreich sofort zu spüren. Als 1789 die französische Nationalversammlung alle Feudalrechte aufhob, verloren der Fürstbischof und das Domkapitel sämtliche Einkünfte aus dem Elsaß. 1790 wurde das Elsaß von der Diözese Basel abgetrennt und dem neuen konstitutionellen Bistum Colmar unterstellt. Damit verlor der Fürstbischof auf einen Schlag den größten Teil seiner Diözese.

1790 brachen im Fürstbistum Unruhen aus. Anführer war der zweite Mann in Staat und Kirche: Weihbischof, Domscholaster und Offizial Johann Baptist Gobel⁸ sowie dessen Neffe Joseph-Antoine Rengguer, Hofrat, Geheimratssekretär und Syndikus der Landstände. Die treibende Kraft war aber Gobel, der vom Fürstbischof schon vor der Revolution kaltgestellt worden war, weil er versucht hatte, für sich im Elsaß ein eigenes Bistum zu errichten. 1789 wählte ihn der Elsässer Klerus zu seinem Abgeordneten in den französischen Generalständen. Gobel schloß sich den Jakobinern an und

⁵ Zur Geschichte der Landstände: R. Ballmer, *Les Etats du pays ou les assemblées d'Etats dans l'ancien Evêché de Bâle*, Porrentruy 1985.

⁶ Zu Fürstbischof von Roggenbach s. E. Gatz (Hrsg.), *Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches (1648–1803)*. Ein biographisches Lexikon. Berlin 1990, 386–388. Vgl.: C. Boßhart-Pfluger, *Domkapitel*, 287–289.

⁷ Zur Geschichte des Fürstbistums in den Jahren 1789–92 s. M. Jorio, *Untergang*, 20–33.

⁸ Zu Gobel s. E. Gatz, *Bischöfe I*, 153.

wurde 1791 konstitutioneller Erzbischof von Paris. Er endete 1794 unter der Guillotine.

1790 bildeten sich im Fürstbistum die ersten revolutionären Klubs. Sie stellten einen Forderungskatalog auf, der unter anderem die Einberufung der Landstände verlangte. Nachdem aber sowohl Frankreich als auch Bern, Basel und Solothurn das Gesuch des Fürstbischofs um Truppenhilfe zur Niederschlagung der Aufstände abgelehnt hatten, sandte Kaiser Leopold II. dem bedrängten Fürstbischof österreichische Truppen aus dem Breisgau zu Hilfe. Die Österreicher schlugen den Aufstand nieder, einige Revolutionäre wurden eingekerkert und die Verwaltung von unzuverlässigen Beamten gesäubert.

Am 20. April 1792 erklärte Frankreich dem Kaiser den Krieg. Auf Grund des Allianzvertrages von 1780 zwischen Frankreich und dem Fürstbischof marschierten sofort französische Truppen ins Reichsgebiet des Fürstbistums Basel ein und besetzten am 28. April die Jurapässe. Am 27. April gegen Mitternacht verließen der Fürstbischof und sein Hof Pruntrut und flohen zunächst nach Biel auf Schweizer Boden. Von hier aus versuchte Roggenbach vergeblich von der eidgenössischen Tagsatzung in Frauenfeld und den Schweizer Ständen den Einschluß des gesamten Hochstifts in die „helvetische Neutralität“ zu bewirken. Zürich und Basel wollten keine Risiken eingehen und Frankreich nicht herausfordern. Schließlich wurde wie in den früheren Kriegen nur der südliche Teil des Fürstbistums (einschließlich Bellelay und Moutier) in die eidgenössische Neutralität eingeschlossen.

Im Norden besetzten die französischen Truppen das Land und begünstigten die revolutionär gesinnten Patrioten. Bis Ende 1792 gelang es aber dem Fürstbischof mit Hilfe eines Regentschaftsrates in Pruntrut, das besetzte Reichsgebiet des Hochstifts zu regieren. Doch nach dem Tuileriensturm im August 1792 radikalisierte sich die Stimmung in Frankreich: Im November 1792 proklamierten die einheimischen Revolutionäre die Absetzung des Fürstbischofs und riefen die Raurachische Republik aus. Der konstitutionelle Pariser Erzbischof und ehemalige Basler Weihbischof Gobel traf als Beauftragter der französischen Regierung in Pruntrut ein und führte den Umsturz durch. Bereits 1793 wurde die Raurachische Republik als Département Mont-Terrible⁹ (deutsch: Schreckenberg) der französischen Republik einverleibt.

Nach dem Verlust der Reichsgebiete floh Roggenbach mit seinem Hof nach Konstanz unter kaiserlichen Schutz und setzte für die Verwaltung der südlichen Ämter einen Regentschaftsrat in Pieterlen in der Nähe Biels ein. Trotz

⁹ Zum Département Mont-Terrible s. die monumentale Arbeit von J.-R. Suratteau, *Le département du Mont-Terrible sous le régime du Directoire (1795–1800)*, Paris 1965.

der Unruhen in der Herrschaft Erguel gelang es dem fürstbischöflichen Statthalter, Samuel Imer, die Verwaltung in den schweizerischen Gebieten des Fürstbistums bis 1797 aufrechtzuerhalten.

Das Domkapitel in Arlesheim leistete während Monaten der französischen Besetzung Widerstand. Nachdem aber vier Domherren als Geiseln nach Pruntrut verschleppt worden waren, floh 1793 das Domkapitel aus Arlesheim und ließ sich zuerst in Basel und schließlich in Freiburg i. Br. nieder.

Die Wahl Neveus

Am 9. März 1794 starb Fürstbischof von Roggenbach in seinem Konstanzer Exil und wurde zwei Tage später in der Domkirche beigesetzt. Am 7. April trat in Freiburg i. Br. zum erstenmal seit seiner Flucht aus Arlesheim das vollzählige Domkapitel zusammen. Die Domherren waren (wie bei allen früheren Wahlen) zerstritten und in eine nunmehr geschwächte „elsässische“ und eine stärkere, reichstreue „Pruntruter“ Partei gespalten. Trotz der internen Differenzen nahm das Domkapitel während der Sedisvakanz die weltlichen und geistlichen Geschäfte fest in seine Hände.

Kaiser Franz II. ernannte den vorderösterreichischen Regierungspräsidenten Joseph Thaddäus Nepomuk von Summerau zum kaiserlichen Wahlkommissar und beauftragte ihn, die Wahl eines Kandidaten „mit erprobten teutschen Gesinnungen“, das heißt einen kaisertreuen Domherrn, zu befördern. Nachdem die beiden führenden Domherren der „Pruntruter Partei“, Johann Heinrich Hermann von Ligerz und Joseph Augustin von Andlau, mit Hinweis auf den katastrophalen Zustand des Staates und der Diözese eine Wahl abgelehnt hatten, wurde der 45jährige Domherr Franz Xaver von Neveu¹⁰, Pfarrektor von Offenburg und straßburgisch-bischöflicher Kommissar in der Ortenau, zum Kandidaten der Mehrheit erkoren und am 2. Juni 1794 zum Bischof und Fürsten gewählt. Dieser Vorschlag trug alle Zeichen eines Kompromisses, fand doch Neveu auch die Unterstützung der „Elsässer“ Partei. Einer der Gründe für seine Wahl dürfte seine Pfründe in Offenburg gewesen sein, die ihn nicht von den wenigen noch

¹⁰ Zu Franz Xaver von Neveu s. E. Gatz (Hrsg.), *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder (1785/1803–1945)*, Berlin 1983, 533–535; C. Boßhart-Pfluger, *Domkapitel*, 246–250. Ferner: s. HS 1/1 218/19; W. W. Eckerle, *Franz Xaver Freiherr von Neveu*, in: *Neuer Nekrolog der Deutschen*, Bd. 6, 2. Teil 1828, Ilmenau 1830, 664–668; O. Kähni, *Fürstbischof Franz Xaver Freiherr von Neveu*, in: *Ortenauer Heimatblatt* 1963, Nr. 3; ders., *Die Freiherren von Neveu und deren Familienarchiv in Durbach-Hespengrund*, in: *Die Ortenau* 36 (1956) 121/22; F. Huber, *Offenburger Köpfe*, Offenburg 1951; K. Arnold, *Der Nachlaß des letzten Fürstbischofs von Basel, Franz Xaver von Neveu, 1794–1828*, in: *Jb. f. Solothurnische Geschichte* 33 (1960) 195–218; L. Vautre, *Histoire des Evêques de Bâle*, Bd. 2, Einsiedeln 1886, 501 ff.

verbliebenen Einkünften des Hochstifts abhängig machten. Rom war mit dieser Wahl nicht zufrieden und hätte lieber den energischen Ligerz auf dem Bischofsstuhl gesehen. Auch für Summerau war Neveu offensichtlich zweite Wahl, aber er empfahl ihn als „einen Mann von vieler Religion, guten Sitten, und ächtem Patriotismo, der was Ihme vielleicht an erhabenen Talenten abgethet, durch bewährte Rechtschaffenheit und wahren Eifer für die Religion ersetzt“¹¹.

Die Herkunft Franz Xaver von Neveus

Das Geschlecht der Neveu¹² tauchte im 17. Jahrhundert erstmals in der Ortenau auf. Seinen Ursprung hatte es in der Provinz Anjou. Charles Neveu de la Folie zog während des Dreißigjährigen Krieges unter schwedischer Fahne ins Feld. Nach Lützen trat er in das kaiserliche Heer über, wo er sich als Oberst auf verschiedenen Kriegsschauplätzen auszeichnete. Als Belohnung für seine treuen Dienste erhielt er von Erzherzog Ferdinand 1650 die Landvogtei Ortenau. 1656 wurde ihm die reichsunmittelbare Herrschaft Windschlag überlassen. Aufgrund dieses Besitzes wurde Charles Neveu de la Folie im Jahre 1659 in die Reichsritterschaft des Kantons Ortenau aufgenommen. 1661 kaufte Neveu ein Gut in Durbach-Unterweiler und 1662 ein Stadthaus in Offenburg. Sein Sohn Franz Michael konnte durch Heirat ausgedehnte Besitzungen im Breisgau erwerben (Biengen, Krozingen, Oberried, Dietenbach, Gebiete im Zastlertal). Er war Gesandter des Kaisers bei der Eidgenossenschaft und wurde am 17. Dezember 1700 in den erbländisch-österreichischen Freiherrnstand erhoben. Mit Franz Anton (1686–1735)¹³, dem Großvater des Fürstbischofs, faßte die Familie im Fürstbistum Basel Fuß. Franz Anton wurde Obervogt in den Freibergen (französisch: Franches-Montagnes) und vermählte sich mit Maria Katharina Eva von Roggenbach, der Stiefschwester des fürstbischöflichen Hofratspräsidenten und Landhofmeisters Franz Joseph Konrad von Roggenbach. Dessen Sohn, der Vater des Fürstbischofs, Franz Karl Ignaz (* 1711, † vor 1762), war Landvogt in Schliengen und seit 1748 Obervogt im Birseck. Sein Lebenswandel brachte ihn im ganzen Hochstift in Verruf: Er trank, machte Schulden und schimpfte öffentlich über den Fürstbischof und das Kapitel. Er wurde mehrfach vom Fürstbischof verwarnt und zeitweise sogar unter Hausarrest gestellt.

¹¹ M. Jorio, Untergang, 95.

¹² Zur Familie Neveu s. J. Kindler von Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch, 3. Bd., Heidelberg 1919, 236; O. Kähni, Freiherrn v. Neveu, 116–123; C. Boßhart-Pfluger, Domkapitel, 244/245.

¹³ K. Schäfer, Vom seligen Sterben des Landvogtes (Franz Anton Frhr.) v. Neveu 1735, in: Die Markgrafschaft 11 (1959) 7–9.

1742 hatte er sich mit Maria Sophia Reuttner von Weyl verheiratet¹⁴. Der Ehe entsprossen vier Söhne und eine Tochter¹⁵.

Franz Xaver Freiherr von Neveu wurde am 26. Februar 1749 auf Schloß Birseck geboren. Wie sein älterer Bruder Joseph Wilhelm zum geistlichen Stand bestimmt, war er zuerst Page am fürstbischöflichen Hof in Pruntrut und besuchte von 1762 bis 1769 das dortige Jesuitenkolleg und Priesterseminar. Am 30. Dezember 1764 erhielt er die erste Tonsur und 1766 verschaffte ihm Fürstbischof Montjoye am Chorherrenstift Moutier in Delsberg die erste Pfründe. Nach dem Empfang der niederen Weihen setzte Neveu 1769 sein Studium an der Universität Straßburg fort. Obwohl er während seiner Seminarzeit keine Neigung zum Priesterberuf zeigte¹⁶, ließ er sich am 21. Dezember 1776 von Weihbischof Gobel zum Diakon und am 15. März 1777 in Straßburg zum Priester weihen.

Noch vor der Priesterweihe hatte ihm sein Onkel Franz Joseph die reiche Pfründe des Pfarr-Rektorats von Heiligkreuz in der Reichsstadt Offenburg resigniert. Am 14. Juli 1778 wurde Neveu zum Erzpriester im Landkapitel Offenburg und kurz darauf zum bischöflichen Kommissar des rechtsrheinischen Sprengels des Bistums Straßburg ernannt. Auf Betreiben seines Bruders Joseph Wilhelm, der seit 1761 Domherr in Arlesheim war, wurde er am 27. Januar 1789 anstelle des verstorbenen Domherrn Franz Sigismund v. Montjoye als Domizellar ins Basler Domkapitel aufgenommen. Am 28. Januar 1792 erhielt er die zweite Possesß und damit Sitz und Stimme im Kapitel.

Während der Revolutionszeit von 1789 bis 1792 lebte Neveu in Offenburg, wo sich 1791 das aus Frankreich geflüchtete Domkapitel von Straßburg niedergelassen hatte¹⁷. Ende Juli 1792 reiste er mit seinem Bruder und seiner Mutter nach Arlesheim und besuchte anfangs September den fürstbischöflichen Hof in Biel. Er verließ das Hochstift wenige Wochen vor der Gefangennahme des Domkapitels durch die französischen Truppen und wohnte bis 1794 als Pfarr-Rektor in Offenburg.

¹⁴ O. Gaß, Das Birseck vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Übergang an Basel. In: Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basellandschaft. Bd. 2. Liestal 1932, 119–317 (besonders 125/126).

¹⁵ Die fünf Kinder:

1. Joseph Wilhelm Karl Anton (1745–1793) s. C. Boßhart-Pfluger, Domkapitel, 245/46.
2. Franz Anton Johann Nepomuk (* 7. 9. 1747, in Schliengen), trat am 1. Juni 1764 ins fürstbischöfliche Regiment v. Eptingen in französische Dienste, demissionierte bereits 1767; war dann Malteser Ordensritter. 1794 setzte sich Franz Xaver beim Kaiser für ihn ein, damit er eine Dompräbende erhalte. Er starb in Triest, Todesdatum unbekannt.
3. Franz Xaver, der Fürstbischof (* 1749).
4. Maria Anna Sophia Josepha Louisa Augusta (* 1750), verheiratet mit dem fürstbischöflich-speyerschen Geheimen Rat Franz Carl Freiherr v. Deuring.
5. Franz Konrad (1752–1798), s. M. Jorio, Untergang, 260/261.

¹⁶ Bischöfliches Archiv Solothurn (= BiASO), Priesterseminar Pruntrut, 31. Noten Neveus von 1769.

¹⁷ H. Schmid, Der diesseitige Teil der Diözese Straßburg nach der Großen Revolution (1791–1827), in: FDA 107 (1987) 45–75.

Nach seiner Wahl residierte Neveu zuerst in Offenburg bei seinem Bruder Franz Konrad, den er sogleich zum Geheimrat und Hofkammerpräsidenten ernannte. Im Oktober 1794 übersiedelte er nach Konstanz, wo sich seit Ende 1792 die kleine Exilregierung des Hochstifts befand. Die päpstliche Konfirmation wurde am 12. September 1794 ausgestellt. Am 23. November 1794 erhielt Neveu aus der Hand des Konstanzer Weihbischofs Wilhelm Joseph Leopold von Baden, assistiert von den Äbten von Petershausen und Kreuzlingen, in der Abteikirche von Petershausen die Bischofsweihe. Auf Ende Jahr gab Neveu seine Offenburger Pfarrpründe auf, die der exilierte und verarmte Fürstbischof von Straßburg, Kardinal Louis René Edouard, sogleich für 1000 Louis d'or verkaufen wollte¹⁸.

Franz Xaver von Neveu – der Fürst

Der neugewählte Fürstbischof trat ein schweres Erbe an. Sein Staat war auf die südjurassischen, in der helvetischen Neutralität eingeschlossenen Gebiete und die kleine breisgauische Herrschaft Schliengen beschränkt. Die Finanzen waren ruiniert, die Zukunft höchst unsicher.

Von 1794 bis 1797 versuchte der neue Fürst, in zahlreichen Verhandlungen mit der Schweiz, mit Österreich und mit den Reichsständen die helvetischen Gebiete zu sichern und die besetzten nördlichen Gebiete zurückzugewinnen. Er ließ sich zu diesem Zweck, allerdings erfolglos, durch Domherr Johann Heinrich Hermann von Ligerz und zwei weitere Gesandte auf dem Friedenskongreß von Rastatt (1797–1799) vertreten.

Im Sommer 1796 verließ Neveu Konstanz und reiste ohne Ankündigung und für alle überraschend ins Fürstbistum, nach La Neuveville am Bieler See, wo er Wohnsitz nehmen wollte. Auf Druck Frankreichs und des benachbarten Bern mußte er aber das Hochstift rasch wieder verlassen und ins luzernische Zisterzienserkloster St. Urban übersiedeln.

Ende 1797 erfolgte der zweite große Schlag gegen das Fürstbistum. Am 17. Oktober 1797 schlossen Österreich und Frankreich in Campo Formio Frieden. Der Kaiser trat das ganze linke Rheinufer an Frankreich ab und ließ dem Sieger freie Hand in der Schweiz. Bereits am 14. Dezember marschierten französische Truppen im Süden des Fürstbistums ein und besetzten die helvetischen Ämter und Biel. Die eroberten Gebiete des Hochstifts wurden Frankreich einverleibt und zum Département Mont-Terrible geschlagen. Wenige Wochen später erfolgte vom ehemaligen Fürstbistum aus der französische Einmarsch in die Schweiz. Im

¹⁸ Ebda, 54.

folgenden Jahre sperrte die junge Helvetische Republik alle Einkünfte des Hochstifts in der Schweiz. Damit verloren Fürstbischof und Domkapitel ihre letzten Einkünfte.

Franz Xaver von Neveu floh Ende 1797 mit der Exilregierung und dem fürstbischöflichen Archiv zuerst von St. Urban nach Konstanz und beim Einmarsch Frankreichs in die Schweiz weiter nach Ulm. Als der Rastatter Kongreß 1799 scheiterte, brach der 2. Koalitionskrieg zwischen Frankreich und der antirevolutionären Allianz aus. Vergeblich hoffte der Fürstbischof nach dem Sieg der Österreicher über die Franzosen bei Zürich im Sommer 1799, bald ins Hochstift zurückkehren zu können; die Alliierten drangen nie bis zum Fürstbistum vor. Als die Franzosen gar gegen Ulm vorrückten, flüchtete Neveu mit wenigen Getreuen nach Passau und schließlich nach Wien, wo er bis Ende 1800 weilte.

1801 schlossen Österreich und das Reich in Lunéville zum zweiten Mal Frieden mit Frankreich. Der Kaiser trat das linke Rheinufer endgültig ab und versprach, die linksrheinisch enteigneten weltlichen Fürsten mit rechtsrheinischen, geistlichen Staaten zu entschädigen. Damit war das Schicksal der geistlichen Fürsten entschieden, die als „Brandsalbe des Reiches“ geopfert wurden.

Der Reichstag in Regensburg bestimmte einen Ausschuß, eine sogenannte Reichsdeputation, welche die Entschädigung zu regeln hatte. Im Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 wurden alle geistlichen Staaten außer Mainz, dem Johanniterorden und dem Deutschen Orden säkularisiert und ihre Gebiete weltlichen Fürsten übergeben. Die letzte Herrschaft Neveus, das breisgauische Schliengen, ging an den Markgrafen von Baden. Der Fürstbischof verlor wie alle andern Reichsbischöfe und Reichsäbte nebst dem letzten Rest seiner Herrschaft auch seinen Sitz auf dem Reichstag, bekam aber, wie auch die Domherren und einige Beamte, eine fürstliche Pension. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 hatte das Fürstbistum Basel, nach über achthundert Jahren, zu existieren aufgehört.

Neveu hatte anfangs 1801 seinen Hof in Passau aufgelöst und in Wien versucht, vom Kaiser Unterstützung für die Rettung des Hochstifts zu erhalten. Als die Verhandlungen der Reichsdeputation begannen, eilte er – nur noch begleitet von seinem jungen Neffen Joseph Wilhelm¹⁹, den er in Wien als Sekretär und Hofrat angestellt hatte – im September 1802 nach Regensburg, um eine Allianz der geistlichen Fürsten zu schmieden, die aber wegen der unterschied-

¹⁹ Joseph Wilhelm (1782–1819) scheint ein talentierter junger Mann gewesen zu sein. Er diente seinem Onkel bis 1804/05 als Sekretär, trat 1806 in den badischen Staatsdienst ein, wechselte im Januar 1814 zuerst in die Kanzlei von Generalgouverneur Konrad Karl Friedrich von Andlau und im März 1814 in diejenige Metternichs. Er starb 1819 als österreichischer Botschafter in Rio de Janeiro. Kurzbiographie s. M. Jorio, *Untergang*, 261/62.

lichen Interessen nicht zustande kam. Nach dem Reichsdeputationshauptschluß kehrte Neveu im Herbst 1803 nach neunjähriger Irrfahrt in seine Vaterstadt Offenburg zurück.

Politisch betätigte sich der Fürstbischof nach dem Verlust seiner weltlichen Herrschaft kaum mehr. Erst als nach der Völkerschlacht von Leipzig Ende 1813 das Reich Napoleons zusammenbrach und die Verbündeten das ehemalige Fürstbistum besetzten, witterte Neveu Morgenluft. Angetrieben von seinem Sekretär, Geheimrat Joseph Anton Schumacher aus Laufen, entwickelte er eine rege diplomatische Tätigkeit. Er hoffte, wieder als Landesherr zurückkehren zu können und das Fürstbistum als neuen Kanton – nach dem Vorbild des preußischen Fürstentums und Kantons Neuenburg (französisch: Neuchâtel) – in die Eidgenossenschaft zu führen. Er wurde dabei von Konrad Karl Friedrich von Andlau, dem alliierten Generalgouverneur im „befreiten“ Fürstbistum mit Sitz in Arlesheim, und seinem Neffen Joseph Wilhelm unterstützt. Aber alle Eingaben, Gesandtschaften und auch die guten Beziehungen zu den Mächtigen nützten nichts: Der Wiener Kongreß sprach den größten Teil des Fürstbistums dem Kanton Bern und das Birseck (mit der Herrschaft Pfeffingen) dem Kanton Basel zu. Der Traum vom Basler Bischofsstaat war endgültig ausgeträumt.

Franz Xaver von Neveu – der Bischof

Neveus politisches Lebenswerk ist gut erforscht. Einigermaßen bekannt sind auch seine Bemühungen zur Rettung der Diözese Basel von 1803 bis 1813²⁰ und sein Beitrag zur Neuorganisation des Bistums nach 1815²¹. Fast gänzlich im dunkeln liegen Neveus seelsorgerliches Wirken sowie das religiöse Leben im Bistum zwischen Revolution und Reorganisation des Bistums²². Hier harret der religionsgeschichtlichen Forschung noch eine große Aufgabe.

Das fast 34 Jahre dauernde Episkopat des letzten Basler Fürstbischofs läßt sich in drei große Abschnitte einteilen:

- Revolution und Exilsjahre (1794–1803)
- Mediationszeit (1803–1815)
- Restaurationszeit (1815–1828)

²⁰ Ebd., 148–153.

²¹ S. dazu die Dissertation von M. Ries, *Die Neuorganisation des Bistums Basel am Beginn des 19. Jahrhunderts (1815–1828)*. Stuttgart–Berlin–Köln 1992. = Münchener kirchenhistorische Studien, Bd. 6.

²² Eine Ausnahme bildet das vorderösterreichisch/aargauische Fricktal: J. F. Waldmeier, *Der Josefinismus im Fricktal (1780–1830)*, Diss. Freiburg i. Ü., Rheinfelden 1950. = Vom Jura zum Schwarzwald, NF 24–25.

Revolution und Exilsjahre (1794–1803)

Als Franz Xaver von Neveu den bischöflichen Stuhl bestieg, bestand seine Diözese nur noch aus dem größeren Teil des Kantons Solothurn, dem vorderösterreichischen Fricktal und einigen katholischen Gemeinden im unbesetzten Süden des Fürstbistums (z. B. Bellelay, Courrendlin).

Im Elsaß, besonders aber im Département Mont-Terrible, tobte der Kirchenkampf²³. Fürstbischof von Roggenbach, der die neue revolutionäre Kirchenordnung nicht anerkannte, hatte kurz vor seiner Flucht nach Konstanz am 28. November 1792 Joseph Didner (1739–1809) zum Generalprovikar und den Rheinfelder Stiftspropst Franz Anton Challamel zum bischöflichen Kommissar für das Fricktal ernannt und ihnen die Verwaltung der Restdiözese übertragen. Neveu seinerseits bestimmte am 12. Juni 1794 den ihn begleitenden Domherrn Franz Xaver von Maler (1746–1816) zum Generalvikar und bestätigte den seit 1793 im Kloster St. Urban residierenden Christoph von Klinglin zum Generalvikar für den elsässischen Teil des Bistums Basel²⁴. Nach dem Tod des Bischofs von Lausanne, Bernhard Emanuel von Lenzburg, mußte Neveu als ältester Suffraganbischof am 21. September 1795 auch noch die Verwaltung der verwaisten französischen Bistümer Besançon und Belley übernehmen. Er ernannte Maler zum Generalvikar in spiritualibus et temporalibus der beiden Diözesen. Über die Tätigkeit Neveus als Administrator von Belley und Besançon ist nichts bekannt, außer daß er eine Reihe von außerordentlichen Vikaren ernannte, die im Untergrund arbeiteten.

Die Hauptsorge Neveus galt der Seelsorge im Elsaß und im Mont-Terrible. Es war aber der kluge und tätige Generalprovikar Didner, der von Solothurn aus, unterstützt von seinem Sekretär Dominique Coutat (1760–1838), die Untergrundseelsorge organisierte. Zuerst wurden Priester mit Schweizer Bürgerrecht ins besetzte Fürstbistum gesandt. Als diese wegen „Spionage“ aus Frankreich ausgewiesen worden waren, drangen von den grenznahen Zentren Mariastein, Dornach, Bellelay und Courrendlin aus regelmäßig eidverweigernde Priester heimlich zu ihren Gläubigen vor und setzten die Seelsorge fort. Mehrere tauchten im Land unter. Didner hatte für diese meist jungen Priester wie Joseph Joray, Meinrad von Rosé und Aloyse de Billieux eine „Instruction pour la pratique du Saint Ministère en France devant la persécution de la Foi“ ausgearbeitet. 1796 zählte Didner 22 als „Missionare“ anerkannte Priester. Dazu

²³ S. dazu: J.-R. Suratteau, Mont-Terrible, 227–229; ders., L'émigration du clergé et l'évangélisation des fidèles dans le département du Mont-Terrible, in: Mémoires de la Société pour l'histoire du droit et des institutions des anciens pays bourguignons, comtois et romands 24 (1963) 167–188.

²⁴ Zu Klinglin: L. Kammerer, Répertoire du clergé d'Alsace sous l'Ancien Régime 1648–1792, Mskr. Straßburg 1983, 176. Klinglin war 1763 zum Ehrengeneralvikar ernannt worden. In den 1790er Jahren erscheint er aber als Generalvikar für das Elsaß, möglicherweise als Nachfolger Gobels.

kamen einige couragierte Ursulinen, die sich auch durch die Strafandrohungen der französischen Republik nicht beeindruckt ließen und ihre Arbeit im besetzten Hochstift fortsetzten. Neveu unterstützte die Untergrundseelsorge, indem er den „Missionaren“ außerordentliche Vollmachten erteilte und in seinen Fastenbriefen vom Januar 1795 und 1797 die Gläubigen seiner Diözesen in Frankreich zum Widerstand gegen das ungläubige Regime und die falschen Hirten aufrief. In der Eidfrage und in der Ablehnung der französischen Kirchengesetzgebung verfocht Neveu nach Meinung des französischen Historikers Jean-René Suratteau eine härtere und konsequentere Linie als die meisten französischen Bischöfe.

Ob Franz Xaver von Neveu bis zu seiner Flucht aus der Schweiz Ende 1797 tatsächlich Pastoralreisen in den Kanton Solothurn und ins Fricktal unternommen hatte, wie dies Provikar Billieux 1828 behauptete, ist unklar²⁵. Sicher aber ließ Neveu den von seinem Vorgänger Roggenbach 1789 auf französisch herausgegebenen Katechismus auf deutsch übersetzen und 1796 in Basel drucken. Über dessen Verwendung im Restbistum Basel ist nichts bekannt²⁶.

Noch vor dem Einmarsch der Franzosen in die Schweiz floh Neveu aus St. Urban über Konstanz nach Ulm, und Didner folgte ihm mit dem Offizialat aus Solothurn nach. Als sich im Sommer 1799 das Waffenglück zugunsten der Alliierten wendete, schickte Neveu seinen Generalprovikar von Passau aus in die Nähe des Bistums, um bei einer allfälligen Vertreibung der Franzosen sofort die geistliche Verwaltung wieder aufzubauen. Nach dem Sieg der Franzosen in der Schweiz über die Russen und Österreicher mußte Didner unverrichteter Dinge nach Passau zurückkehren.

1801 wurde zum Wendejahr für das Bistum. Der Frieden von Lunéville sah den Übergang des Fricktals von Österreich an die Schweiz vor. Damit bestand das Bistum Basel, das sich noch wenige Jahre zuvor auf drei Staaten (Reich, Frankreich und Eidgenossenschaft) erstreckt hatte, nur noch aus schweizerischen Gebieten. Um die Jahreswende 1800/1801 hatten sich die Verhältnisse in der Schweiz so weit beruhigt, daß von Maler und Didner Passau verlassen konnten. Generalvikar von Maler ließ sich im nunmehr französischen Arlesheim nieder; Provikar und Offizial Didner dagegen ging ins aargauisch gewordene Rheinfeld und nahm sogleich die Verwaltung der Rumpfdiözese auf.

Am 15. Juli 1801 schloß Papst Pius VII. mit Frankreich ein Konkordat, das alle französischen Bischöfe, konstitutionelle und eidverweigernde, zwang, ihre Bistümer in die Hand des Papstes zu resignieren. Trotz anfänglichem Wider-

²⁵ Nach M. Ries, Neuorganisation, 135, war Neveu 1796 in Solothurn, möglicherweise auf seiner Durchreise von oder nach La Neuveville.

²⁶ A. Berz, Geschichte des Katechismus im Bistum Basel. Freiburg i. Ü. 1959. = Studia Friburgensia NF 25, 27–30.

stand kam Neveu schließlich der Aufforderung des Nuntius in Wien nach und verzichtete auf das Elsaß und das frühere Fürstbistum sowie auf die Administration von Belley und Besançon. Damit hatte Neveu auch kirchenrechtlich den größten Teil seiner Diözese verloren. Der Papst trug der neuen Lage des Bistums Basel Rechnung und löste es aus dem Metropolitanverband Besançon heraus und unterstellte es wie die anderen schweizerischen Bistümer direkt dem Hl. Stuhl.

Mediationszeit (1803–1815)

Franz Xaver von Neveu war 1803 nach der Rückkehr in die Vaterstadt Offenburg auf einem Tiefpunkt: Das Fürstbistum und der größte Teil der Diözese waren verloren. Im Gegensatz zu anderen geistlichen Fürsten Deutschlands raffte er sich aber auf und setzte seine ganze Kraft in den Dienst einer Idee: der Rettung seines Bistums. Die Domherren drängten ihn, als oberrheinischer Departementsbischof mit Sitz in Colmar oder als breisgauischer Landesbischof den Basler Bischofsstuhl vor dem Untergang zu bewahren. Neveu war 1802/03 nicht abgeneigt, Bischof eines neuen kurbadischen Landesbistums zu werden. Frankreich und der Karlsruher Hof favorisierten diese Lösung, um damit Pensionszahlungen einzusparen und weil sie glaubten, im schüchternen Neveu einen gefügigen Kirchenfürsten gefunden zu haben. Nachdem aber bekannt wurde, daß Neveu sehr romtreu sei und nachdem er es zudem noch wagte, von Baden die Übernahme der seit 1792 aufgelaufenen Schulden des Hochstifts zu verlangen, wollte man in Karlsruhe nichts mehr von einem badischen Landesbischof Neveu wissen²⁷.

Neveu setzte sich nun in den Kopf, nur in dem Land Bischof sein zu wollen, zu dem auch seine „uralte“ Bischofsstadt Basel gehörte. Sein weiteres Lebensziel verfolgte er mit einer an Besessenheit grenzenden Hartnäckigkeit: „Je cherche la Conservation de mon Siege et de mon Chapitre attachés à la Cathédrale d’une Ville Suisse“²⁸. Seine größte Hoffnung setzte Neveu auf den Kanton Solothurn, der schon seit langem mit der Aufteilung seines Territoriums auf drei Diözesen unzufrieden war und den Basler Bischof in seinen Bistumsplänen tatkräftig unterstützte. Als Hauptverbündeten gewann Neveu den von 1802 bis 1816 in Luzern amtierenden Nuntius, Fabrizio Scerberras Testaferrata, der in seinem Haß auf die liberale Konstanzer Bistumsführung unter Dalberg und Wessenberg alles unternahm, um Neveu zu stärken und den Konstanzer Einfluß in der Schweiz einzudämmen.

²⁷ M. Miller, Um ein kurbadisches Landesbistum (1802–1806), in: FDA 64 (1936) 54–76.

²⁸ M. Jorio, Untergang, 149.

Neben dem Kampf um die Rettung des Bistums scheint sich Neveu von Offenburg aus tatsächlich auch um seine Gläubigen gekümmert zu haben, wobei aber die Hauptlast der Seelsorge auf den Schultern der Generalprovikare Joseph Didner (bis 1809) und Urs Jakob Tschan (von 1809 bis 1824), Pfarrer in Dornach, lag. Die kleine bischöfliche Kanzlei in Offenburg leitete der unentbehrliche Geheimrat Joseph Anton Schumacher (1741–1824). Jährlich publizierte der Bischof seine Fastenmandate, weihte Priesteramtskandidaten aus seinem und fremden Bistümern und erließ am 17. August 1805 neue Statuten für das Ruralkapitel Buchsgau und Leimental.

Im Mai und Juni 1810 unternahm Neveu auf Drängen seiner Mitarbeiter eine Firm- und Visitationsreise ins Fricktal (Kanton Aargau) und in den Kanton Solothurn. Mit seiner Anwesenheit in der Schweiz wollte er den Gläubigen und den Regierungen nach langer Abwesenheit die Existenz des Bistums in Erinnerung rufen. Seine leutselige Art und der große Ernst, mit dem er sein Bischofsamt ausübte, hinterließen einen nachhaltigen Eindruck und verbesserten in beiden Kantonen deutlich die Stimmung zu seinen Gunsten²⁹.

Mit der Regierung des jungen Kantons Aargau lag der Bischof von Basel aber des öfteren im Streit. Diese hatte die spätabolutistische, josephinische Kirchengesetzgebung des vorderösterreichischen Fricktals übernommen und versuchte, ihr hartes Staatskirchentum im ganzen Kanton konsequent durchzusetzen. Während Dalberg und Wessenberg, denen der Großteil des Aargaus unterstand, diese Politik unterstützten, leistete Neveu – vom Nuntius unterstützt – hartnäckig Widerstand. Er war deshalb in Aarau unbeliebt und im Gegensatz zum aufgeklärten Wessenberg als mittelalterlicher Finsterling verschrien. Eine Reihe von Konflikten belastete das Verhältnis des Bischofs zur Aargauer Regierung: Klosterfragen, Feiertagsordnungen, Fastenvorschriften, Dispenstaxen, geistliche Jurisdiktion, Staatsbesoldungsgesetz, Priesterausbildung und andere mehr. Die Lage wurde noch komplizierter, weil der Fricktaler Klerus in Konservative und Wessenbergianer (z. B. der Gansinger Pfarrer Johann Nepomuk Brentano) gespalten war³⁰.

Neveus Bemühungen zur Rettung des Bistums trugen 1814/15 erste Früchte. Nach dem Zusammenbruch der Herrschaft Napoleons wurde das Gebiet des ehemaligen Fürstbistums von den Alliierten besetzt. Bereits am 17. September 1814 löste der Papst den katholischen Teil des früheren Hochstifts vom Bistum Straßburg und unterstellte es, gegen den Widerstand der bischöflichen Kurie in Straßburg, wieder dem Bischof von Basel. Neveu reiste Ende Januar 1815 in den Jura, um seine bischöflichen Rechte durchzusetzen. Auf seiner Pa-

²⁹ Zur Reise s. J. Waldmeier, *Josefinismus*, 97/98.

³⁰ Ebd., *passim*; N. Halder, *Geschichte des Kantons Aargau 1803–1953*, Bd. 1, Aarau 1953, bes. 164–166.

storalreise, die ihn über Arlesheim nach Pruntrut führte, stand er unter starkem politischen Druck seiner Anhänger, die hofften, er würde gleich wieder in Pruntrut Residenz nehmen und das Fürstbistum als neuen eidgenössischen Kanton errichten. Neveu mußte seine Anhänger enttäuschen. Er beschränkte sich während der Pastoralreise auf seine bischöflichen Aufgaben und kehrte wieder nach Offenburg zurück.

Fast gleichzeitig unterstellte ihm am 1. Januar 1815 Papst Pius VII. die von Konstanz abgetrennten solothurnischen Pfarreien, und nach dem Tod des Bischofs von Lausanne, Maxime Guisolan (1735–1814), setzte der Nuntius den Bischof von Basel als Apostolischen Administrator auch über die lausannischen Gebiete des Kantons Solothurn ein. Damit unterstand der ganze Kanton Solothurn dem Bischof von Basel: Die Solothurner und Neveu hatten ihr erstes Ziel erreicht.

Am 26. Dezember 1815 verfügte der Nuntius die Unterstellung der jungen katholischen Pfarrei Basel, die in Kleinbasel, auf dem rechten Rheinufer, lag und somit zum Bistum Konstanz gehörte, unter die Jurisdiktion Neveus. Auch wenn diese gebiets- und zahlenmäßig noch unbedeutend war, war der Erwerb der Basler Stadtpfarrei für Neveu ein psychologisch wichtiger Erfolg: Er hatte nach dreihundert Jahren in „seiner“ Bischofsstadt wieder Fuß gefaßt. Innerhalb von kaum zwei Jahren hatte sich das Gebiet seines Sprengels mehr als verdoppelt und umfaßte Ende 1815 die gesamte Nordwestschweiz.

Restauration (1815–1828)

Die letzten Jahre Neveus waren von Krankheit und zunehmender Altersschwäche überschattet. Nach der ersten Reorganisationsphase des Bistums 1814/1815 und der provisorischen Eingliederung des Kantons Luzern ins Bistum Basel 1820 ging es Neveu darum, die Seelsorge organisatorisch und personell den neuen Verhältnissen anzupassen. Dabei stützte er sich wie zur Exils- und Mediationszeit auf das bewährte System der Generalprovikare. Auf ihnen lastete die Hauptverantwortung: Die beiden hochbetagten Generalvikare von Maler, der 1816 starb, und dessen Nachfolger, Anton Viktor Glutz-Ruchti, waren älter als der Bischof, und besonders Maler schien keinen großen Anteil an der Seelsorge genommen zu haben. Bereits auf seiner Pastoralreise in den Jura 1815 hatte der Fürstbischof zwei Kommissare für das ehemalige Fürstbistum eingesetzt: Joseph-Germain-Valentin Henet für das Kommissariat Delsberg und Aloyse-Joseph-Melchior de Billieux für Pruntrut. 1818 ernannte er Billieux zu seinem Generalprovikar für den französischsprachigen Bistumsteil. Nach dem Tod seines Koadjutors und Generalvikars Glutz-Ruchti und des Generalprovikars Tschan 1824 besetzte Neveu das Generalvikariat nicht mehr

und ließ das Bistum durch vier Generalprovikare verwalten: Billieux für den Jura, Joseph Anton Salzmann, der 1828 der erste Bischof des neuen Bistums Basel werden sollte, für den Kanton Luzern, Franz Thaddäus Hektor Wohnlich für die Kantone Aargau (Fricktal) und Basel und Franz Peter Josef Gerber für den Kanton Solothurn. Ab 1824 scheint keine zentrale Führung der Diözese mehr bestanden zu haben: Die bis anhin einheitlichen Fastenbriefe verschwanden, und jeder Generalprovikar erließ für seinen Sprengel eigene Schreiben.

Nach 1815 setzte Fürstbischof Neveu seine Bemühungen zur Rettung des Bistums Basel fort. Zwar schien für die Diözese nach der Vergrößerung von 1814/15 fürs erste das Schlimmste vorüber zu sein; die Verhandlungen der Schweizer Kantonsregierungen mit dem Hl. Stuhl wegen der Neuregelung der Bistumsverhältnisse bargen aber noch zahlreiche Gefahren. Neveu verfolgte dabei vier Hauptziele: Der Name durfte nicht geändert werden; als Bischofssitz kam nur das frühere Residenzstädtchen Pruntrut in Frage; das Bistum mußte gebietsmäßig vergrößert werden; die Ausstattung mußte dem Bischof einen standesgemäßen Lebenswandel gewährleisten. Er lehnte daher alle Pläne ab, die den Charakter des Bistums verändern wollten: So verwarf er vorbehaltlos den luzernisch-bernischen Bistumsplan von 1818, der den Bischofssitz nach Luzern – oder wie Neveu verächtlich sagte: ins „centre du Philosophisme“³¹ – verlegen wollte. Besonders empfindlich reagierte Neveu auf alle Versuche, dem Bistum Basel einen neuen Namen zu geben oder altbaslerische Gebiete aus der Diözese herauszuberechnen – besonders wenn es um die Stadt Basel ging.

Die Bestrebungen des Fürstbischofs, nach 1816 von Rom einen Koadjutor mit Nachfolgerecht zu erhalten, waren nicht nur pastoral motiviert. Mit einem bereits designierten Nachfolger versprach er sich eine Stärkung des Bistums. Doch erst 1820 wurde sein Generalvikar Anton Viktor Glutz-Ruchti³² aus Solothurn zum Koadjutor ernannt. Glutz, noch älter als Neveu und kränklich, war für den Fürstbischof keine echte Hilfe. Nach dem Tod von Glutz 1824 verlangte Neveu denn auch sofort wieder die Neubesetzung der Koadjutorie und favorisierte Aloyse de Billieux³³.

Doch Neveu konnte seinen Wunsch nicht mehr durchsetzen – wie überhaupt in den zwanziger Jahren sein Einfluß merklich zurückging. Er, der sich ausschließlich auf die Luzerner Nuntien gestützt hatte, mußte nun erleben, wie die Bistumsverhandlungen über seinen Kopf hinweg direkt zwischen den Kan-

³¹ M. Ries, *Reorganisation*, 195.

³² Zu Glutz-Ruchti s. E. Gatz, *Bischöfe II*, 250.

³³ F. Wigger, *Die Verhandlungen über die Wiederbesetzung der Koadjutorie des Bischofs von Basel (Franz-Xaver von Neveu) nach dem Tod von Propst Viktor-Anton von Glutz-Ruchti*, in: *Jahrbuch für Solothurner Geschichte* 47 (1974) 285–300.

tonsregierungen und der Nuntiatur betrieben wurden³⁴. Neveu lehnte das erste Bistumskonkordat 1827 entschieden ab, da dadurch eine Diözese entstehe, die „pêle – mêle de Catholiques, de Libéraux et Protestants“ bewohnt sei. Doch Rom ließ sich von seinen Reorganisationsplänen nicht mehr abbringen. Die entscheidenden Männer wußten, daß der Fürstbischof geistig stark reduziert war und alle Stellungnahmen aus der Feder des ebenfalls hochbetagten Schumacher stammten. Als Generalprovikar de Billieux im Mai 1827 nach Offenburg kam, fand er den Fürstbischof „dans un état de caducité et de faiblesse, voisin de l'enfance“³⁵. Am 14. Juli 1827 schließlich unterzeichnete Neveu auf Drängen Billieux' die Resignationsurkunde. Wegen des bevorstehenden Abschlusses der Bistumsverhandlungen nahm aber der Hl. Stuhl die Resignation nicht an. Auf dem Totenbett erfuhr Neveu von der päpstlichen Zirkumskriptionsbulle „Inter praecipua“ vom 7. Mai 1828, die das Bistum Basel wieder neu errichtete. Mit Ausnahme der Residenz, die nach Solothurn und nicht nach Pruntrut verlegt wurde, hatte er aber alle seine Ziele erreicht. Am Nachmittag des 23. August 1828 starb der Fürstbischof. Er wurde in der Heiligkreuzkirche in Offenburg beigesetzt. Sein Neffe Franz Anton setzte ihm das heute noch bestehende Epitaph in der Kirche.

In seinem Testament vermachte Neveu Archivalien, Bücher, Paramente, Silbergeräte und Pretiosen dem Bistum. Zur Förderung junger Theologen setzte er ein Legat von 29 000 Gulden aus. Dieses Geld, das er in Wien angelegt hatte, waren die „Aktiven“ des Hochstifts, die 1801 noch übriggeblieben waren, als Neveu in Wien den Hof aufgelöst und die nicht mehr benötigten Wertsachen verkauft hatte. Seinem Neffen hinterließ Neveu die unglaublich hohe Summe von 230 000 Gulden sowie das Landgut Hespengrund bei Durbach; die fürstlichen Pensionen hatten den 1803 armen Fürsten zu einem reichen Mann gemacht.

Über das seelsorgerliche Wirken Neveus in seinen letzten Jahren weiß man wenig. Bekannt ist, daß er im Herbst 1816 eine große Firmreise im Großherzogtum Baden unternahm. Durch die Sedisvakanz in den Bistümern Straßburg, Speyer und Konstanz waren die bischöflichen Funktionen am Oberrhein schon lange nicht mehr ausgeübt worden. Neveu firmte im Landkapitel Ottersweier (Bistum Konstanz) rund 10 000 sowie in den Landkapiteln Gernsbach und Ettlingen (Bistum Speyer) rund 22 000 Menschen³⁶.

1821 unterstützte Neveu die Idee seines Generalprovikars Billieux, in Pruntrut das Priesterseminar wiederzueröffnen – trotz Opposition des Koadjutors Glutz-Ruchti, der das Seminar lieber in Solothurn gesehen hätte. Er begrün-

³⁴ Vgl. M. Ries, Reorganisation, 412–415.

³⁵ Ebd., 444.

³⁶ C. Boßhart-Pfluger, Domkapitel, 249.

dete die Notwendigkeit mit den stockenden Diözesenverhandlungen und dem Priestermangel. Das vom Kanton Bern nur als provisorisch anerkannte Pruntrutener Seminar hatte bis 1835 Bestand³⁷.

Würdigung

Das Bild Neveus in der Geschichtsforschung ist diffus und basiert in fast allen Fällen auf Unkenntnis. Die Historiker des Fürstbistums kamen früher fast übereinstimmend zum Schluß, daß er ein unfähiger Fürst, ein „nouveau Jean sans Terre“³⁸, gewesen sei. Vor allem jurassische Historiker warfen ihm vor, daß er das Fürstbistum nicht wiederhergestellt und wie ein zweiter Fürstbischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee die Initiative an sich gerissen hätte. Diese Kritiker übersahen aber die Lage von 1814/15: Die Zeit der geistlichen Staaten war endgültig vorbei. Erst die neuere Geschichtsforschung anerkennt, daß Neveu nicht nur der passive Pensionär von Offenburg war³⁹. Die Zeitgenossen Neveus selber urteilten differenzierter: Sie schilderten Neveu als eher einfaches Gemüt, als „sehr lenkbar“ (Freiherr von Degelmann, österreichischer Gesandter in der Schweiz, 1796), als schüchternen, aber tugendhaften Mann (der badische Gesandte Graf von Goertz in Regensburg, 1803), als freigebigen Wohltäter (Pfarrer Eckerle von Offenburg, 1828), aber auch als geizigen, ängstlichen, aber tugendhaften Prälat (Xavier Elsässer)⁴⁰.

Wer war nun dieser Offenburger, der in stürmischer Zeit während über 34 Jahren den Basler Bischofsstuhl besetzte, wirklich? Zweifellos war Franz Xaver von Neveu keine Geistesgröße – weder theologisch noch politisch. Er scheint sehr bescheiden gelebt zu haben: Das riesige Erbe, das er der Familie hinterlassen hat, ist nur so erklärbar. Die Rolle als Fürst war ihm zuwider. Freimütig bekannte er 1803 dem badischen Gesandten Emanuel v. Meier: „Das weltliche Regieren sei nicht seine Sache, vielmehr sei er froh, dessen überhoben zu werden“⁴¹. Auf der anderen Seite mangelte es ihm nicht an Mut, so als er 1796 nach La Neuveville übersiedelte und sich vor die Höhle des (revolutionären) Löwen setzte. Er scheute sich auch nicht, Strapazen auf sich zu nehmen, um seiner Sache zu dienen: die mühselige Flucht durch halb Europa und die beschwerliche Pastoralreise im Winter 1815. Es fällt auch auf, daß Neveu immer rechtzeitig am Brennpunkt des Geschehens auftauchte, sei es in Re-

³⁷ A. Bölle, Die Seminarfrage im Bistum Basel für die Zeit von Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, Rom 1964, bes. 39–41.

³⁸ So Xavier Elsässer, zit. nach M. Jorio, Untergang, 101.

³⁹ S. beispielsweise J. Waldmeier, Josefismus, 24.

⁴⁰ Nach M. Jorio, Untergang, 99–102.

⁴¹ Ebd., 148.

gensburg, als gerade die Reichsdeputation tagte, in Freiburg i. Br. Ende 1813, als sich die alliierten Monarchen versammelten, um zum Sprung nach Frankreich und zur Invasion des Fürstbistums anzusetzen oder im Januar 1815 in Pruntrut, wenige Wochen nachdem ihm das Gebiet des früheren Fürstbistums wieder unterstellt worden war.

Neveu scheint Realist gewesen zu sein und die Lage eher intuitiv richtig erfaßt zu haben. Im Gegensatz zum Domkapitel erkannte er früh, daß die Zukunft des Bistums weder im Breisgau noch in Frankreich, sondern in der Schweiz lag. Ab 1801, während eines Vierteljahrhunderts, verfolgte er hartnäckig sein Ziel: die Rettung des Bistums Basel. Das politische Zwischenspiel 1814/15 trägt mehr die Handschrift seines Sekretärs Schumacher als diejenige Neveus.

Bischof oder Reichsfürst? Neveus Neigung war klar: Er sah sich als Hirt, als Seelsorger. Im Gegensatz zu vielen geistlichen Mitfürsten, die sich nach 1803 zurückzogen und standesgemäß ihre Pension verzehrten, nahm Neveu nach 1803 seine bischöfliche Aufgabe ernst – wie, muß im Detail noch erforscht werden. Die Akten im Bischöflichen Archiv Solothurn zeigen jedenfalls eine Kontinuität der Bistumsverwaltung und Seelsorge bis in die zwanziger Jahre.

Im großen innerkirchlichen Kampf zwischen den Aufklärern und Ultramontanen stand Neveu eindeutig auf seiten der Restauration. Er verabscheute Wessenberg und dessen Ideen. Dem spätabsolutistischen Staatskirchentum gallikanischer oder josephinischer Richtung setzte er Widerstand entgegen: Er ließ sich weder von Dalberg für dessen kirchenpolitische Ziele einspannen, noch akzeptierte er die Aargauer Kirchenpolitik, mochte sie noch so viel Applaus aus Konstanz ernten. Neveu hielt sich an den Papst und an den Nuntius in Luzern. Bleibende Verdienste hat sich der fromme und biedere Franz Xaver von Neveu zweifellos um die Rettung seiner Diözese erworben. Er hat sich die kirchenpolitischen Interessen des Kantons Solothurn zunutze gemacht und die römische Kurie von Anfang an dank seiner Ergebenheit, die an Unterwürfigkeit grenzte, günstig gestimmt. Nicht zuletzt hat aber die Langlebigkeit Neveus dazu beigetragen, daß im Bistum Basel, über die kritische Übergangszeit hinweg, die personelle Kontinuität gewahrt blieb und ein Bischof präsent war, der jedesmal seine Stimme erhob, wenn sein Bistum in Gefahr geriet und der zudem das Glück hatte, kirchenpolitisch jeweils auf der richtigen Seite zu stehen!

Staatsbeamter und katholischer Bischof Joseph Vitus Burg (1768–1833) aus Offenburg zwischen Historiographie und Ideologie¹

Von Hubert Wolf

Ein „physisch und moralisch schielender“ Mensch voller List, Verschlagenheit und Tücke² war er für seinen römisch-kurial gesinnten Zeitgenossen Heinrich von Brentano. Als „malignus proditor ... qui non per spiritum sanctum sed per progressus politicos ... uti fur et latro“³ (böswilligen Verräter, der nicht durch den Heiligen Geist, sondern durch staatliche Förderung wie ein Spitzbube und rüdigler Hund) kirchliche Karriere gemacht habe, zeichnet ihn einer der Hauptinformanten der Luzerner Nuntiatur, Pfarrer Franz Josef Herr. Der zum Schlegelkreis gehörende Pfarrdirektor an der Frankfurter Liebfrauenkirche Franz Lothar Marx rechnet ihn zu den „Modekanonisten und Modebischöfen“, die nichts als Unglück für unser Land bedeuteten⁴. In die gleiche Kerbe schlug auch der Möhler-Schüler Bonifatius Gams, wenn er urteilt, er „besaß bei den Freisinnigen den Ruhm, der fortgeschrittenste Geistliche zu sein, da er zudem ein ehemaliger Mönch war“⁵. Der Luzerner Nuntius Carlo Zen schließlich nennt ihn „einen der schlechtesten Priester Deutschlands“⁶.

Bei diesen wenig schmeichelhaften Urteilen ist jeweils von Joseph Vitus Burg die Rede, der in der Epoche des Übergangs von der alten Reichskirche

¹ Erweiterte und mit Fußnoten versehene Fassung eines im Rahmen der vom Kirchengeschichtlichen Verein für das Erzbistum Freiburg veranstalteten Tagung „Kirchengeschichte in Lebensgeschichten. Kirchliche Persönlichkeiten aus der Ortenau“ im Gemeindezentrum Hl. Kreuz Offenburg am 28. Oktober 1995 gehaltenen Vortrags.

² Zitiert nach Alexander Schnütgen, Joseph Vitus Burg. Bischof von Mainz 1768–1833, in: Hessische Biographien II, Darmstadt 1927, 1–6, hier 5.

³ Karl Rögele, Franz Josef Herr, Karlsruhe 1927, 130.

⁴ Zitiert nach Jakob Franz, Bischof Joseph Vitus Burg bis zum Antritt seines Mainzer Episkopates. Aufklärung und Restauration in der rheinischen Kirchengeschichte und Kirchenpolitik des Vormärz, Diss. phil. masch., Mainz 1949, 210.

⁵ Bonifatius Gams, Geschichte der Kirche Christi im 19. Jahrhundert, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland III, Innsbruck 1856, 443.

⁶ Zitiert nach Franz Xaver Bischof, Das Ende des Bistums Konstanz. Hochstift und Bistum Konstanz im Spannungsfeld von Säkularisation und Suppression (1802/03–1821/27) (Münchener Kirchenhistorische Studien 1), Stuttgart 1989, 454.

zur Oberrheinischen Kirchenprovinz⁷ eine zentrale Rolle spielte. Französische Revolution, Revolutionskriege und napoleonische Großmachtspolitik hatten der ein rundes Jahrtausend währenden Geschichte der *Germania Sacra* ein Ende gesetzt. Mit Ausnahme Bayerns waren fast alle Katholiken zu Untertanen protestantischer Fürsten geworden. Die katholische Kirchenfrage war – zumindest am Oberrhein – 25 Jahre lang (1802–1827) in der Schwebe geblieben, ein Großteil der Bischofsstühle unbesetzt, eine reguläre Seelsorge kaum noch möglich, Firmungen fanden mangels geeigneter Firmspender so gut wie nicht statt. Insbesondere das Verhältnis protestantischer Staat – katholische Kirche war völlig ungeklärt. Die Frage war: Würden die evangelischen Fürsten den sogenannten Summepiskopat, wonach der Herrscher zugleich der oberste Bischof seiner Untertanen ist, auch auf ihre neu erworbenen katholischen Landeskirchen ausdehnen? Oder würden sie eine wie auch immer gestaltete Autonomie der katholischen Kirche in ihren weitgehend absolutistisch regierten Staaten erlauben?

Mit diesen wenigen Strichen dürfte auf die besondere kirchengeschichtliche Brisanz der Wendezeit vom 18. zum 19. Jahrhundert ausreichend hingewiesen sein. Für unseren Fragekontext verdient dabei die Tatsache besonderes Interesse, daß Joseph Vitus Burg den Prozeß der Neukonstituierung des Verhältnisses von Staat und Kirche an maßgeblicher Stelle und in entscheidenden Funktionen begleitete – und zwar als Agent beider Seiten: als „Beamter“ des Großherzogtums Baden und als Priester, Domdekan sowie schließlich Bischof der katholischen Kirche. Dies macht neugierig auf die Persönlichkeit dieses Maklers zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt, insbesondere auf die Bewertung, die seine Tätigkeit auf beiden Seiten, bei Zeitgenossen und historischer Forschung, gefunden hat.

Damit diese Überlegungen nicht im luftleeren Raum hängen, seien zunächst die wichtigsten Daten⁸ über Burg, die grundlegenden Stationen seiner Biographie, kurz resümiert. Joseph Burg wurde am 27. August 1768 in Offenburg als Sohn des Kaufmanns Joseph Burg und seiner Ehefrau Franziska Theresia Huber geboren. Sein Lebensweg führte ihn über das Offenburger Gymnasium der Franziskanerkonventualen nach Speyer, wo er 1787 in den genannten Orden eintrat und den Ordensnamen Vitus erhielt. Nach Studien der Philosophie und

⁷ Dazu Rudolf Reinhardt, Von der Reichskirche zur Oberrheinischen Kirchenprovinz, in: ThQ 158 (1978), 36–50; Karl Hausberger, Die Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz, in: ZKG 92 (1981), 269–289.

⁸ Das Folgende nach Anton Brück, Burg, Joseph Vitus, in: Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, 85–87; Franz, Burg (für diese ungedruckte Dissertation liegt ein Autorenreferat vor, in: Nassauische Annalen 64 [1953], 159–161); Schnütgen, Burg; Friedhelm Jürgensmeier, Burg, Joseph Vitus, in: LThK³ 2, 802 f. (Lit.); Bischof, Konstanz; Manfred Brandl, Die deutschen katholischen Theologen der Neuzeit. Ein Repertorium Bd. 2, Salzburg 1978, 31.

Theologie in Regensburg und Würzburg, die ihn mit den Ideen einer gemäßigten Aufklärung bekannt machten, empfing er 1791 die Priesterweihe und wurde Professor am Gymnasium seines Ordens in Überlingen am Bodensee. Die Säkularisation des Speyrer Konvents durch die Franzosen hatte auch die Säkularisation Burgs zur Folge, mit päpstlicher Dispens wurde er 1797 Weltpriester und 1799 Pfarrer von Pfaffenhofen bei Überlingen, dann Kaplan der Deutschordenskommende auf der Mainau, schließlich 1802 Pfarrer und Dekan in Herthen bei Basel. Aus dieser Zeit stammen die intensiven, zum Teil sogar freundschaftlichen Kontakte zum Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg, der sich um die Reform der Pfarrseelsorge und Priesterausbildung große Verdienste erwarb und in Burg einen Gesinnungsgenossen fand. Insbesondere Karl Theodor von Dalberg, der Konstanzer Fürstbischof und spätere Fürstprimas des Rheinbundes, lernte Burg damals als erfahrenen Juristen und Verwaltungsfachmann, aber auch als bei seiner Gemeinde beliebten Pfarrer schätzen. 1809 „entdeckte“ ihn das neue Großherzogtum Baden, als Pfarrer von Kappel am Rhein wurde er bischöflicher und staatlicher Kommissar für die 96 rechtsrheinischen Pfarreien des alten Fürstbistums Straßburg, die an Baden gefallen waren. An den Verhandlungen, die schließlich zur Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem Erzbistum Freiburg (für Baden) und den Diözesen Rottenburg (Württemberg), Mainz (Hessen-Darmstadt), Fulda (Kurhessen) und Limburg (Nassau) führten, hatte er – als badi-scher Geschäftsträger bei den Frankfurter Konferenzen der oberrheinischen Staaten und als päpstlicher Subdelegierter für die Ausstattung des Erzbistums Freiburg – maßgeblichen Anteil. Dies zeigt, daß er von beiden Seiten gleichermaßen geschätzt wurde. Möglicherweise ist es sogar dem taktischen Geschick Burgs und dem Vertrauen, das er offenbar bei beiden Parteien genoß, zuzuschreiben, daß 1821 bzw. 1827 die Verhandlungen zwischen Staat und Kirche nicht platzen. Zwar konnte er 1827 als Dank für seine Verdienste das Amt des Domdekans in Freiburg übernehmen, er kam jedoch mit seinen Konkapitularen und insbesondere mit dem neuen Erzbischof Bernhard Boll, den er selbst vorgeschlagen hatte, nicht zurecht. Man fürchtete, der versierte Jurist und Verwaltungsfachmann Burg würde der eigentlich mächtige Mann im Freiburger Ordinariat sein. Als der Papst Burg im Januar 1828 auch noch zum Titularbischof von Rhodiapolis ernannte, weigerte sich Boll, ihn zu weihen und als Weihbischof von Freiburg zu akzeptieren. Er fürchtete seine völlige Entmachtung und glaubte, Burg stehe damit als Quasi-Koadjutor bereits als Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl fest⁹. Der ganz große Eklat konnte dadurch

⁹ Dazu Karl-Heinz Braun, Hermann von Vicari und die Erzbischofswahlen in Baden. Ein Beitrag zu seiner Biographie (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte 35), Freiburg i. Br. 1990 passim (Reg.).

vermieden werden, daß Burg mit Zustimmung der Darmstädter Regierung und der römischen Kurie nach Mainz „auswich“ und den dortigen Bischofsstuhl bestieg. Die Bischofsweihe hatte ihm der Limburger Bischof Jakob Brand bereits im Herbst 1828 gespendet. In Mainz war ihm lediglich eine gut dreijährige Wirksamkeit als Bischof vergönnt, die allerdings von heftigen Kontroversen mit dem extrem ultramontan orientierten „Mainzer Kreis“¹⁰ um Bruno Leopold Liebermann, Andreas Räß und Nikolaus Weis, den späteren Bischöfen von Straßburg und Speyer, überschattet war. Joseph Vitus Burg starb am 22. Mai 1833 an einer Lungenentzündung und wurde im Mainzer Dom beigesetzt.

Ginge es nach den ultramontanen, römisch-orientierten Zeitgenossen Burgs – aus deren Reihen alle bislang zitierten Bewertungen über ihn stammen –, so könnte die Akte „Burg“ geschlossen werden, bevor der Prozeß überhaupt richtig begonnen hat. Das Urteil dieser Partei steht nämlich eindeutig und unverrückbar fest: Joseph Vitus Burg war ein unkirchlicher Aufklärer, der sich zu sehr den „Pfüzten“ der französischen Rationalisten und protestantisch-aufgeklärten Philosophen und Theologen, deren „seichtes Geschwätz als der Inbegriff aller Weisheit gepriesen ward“¹¹, zuwandte – wie Heinrich Brück, einer der Nachfolger Burgs auf dem bischöflichen Stuhl zu Mainz voll tiefender Ironie formuliert. Die Folge dieses falschen „Aufklärichts“ – jedenfalls nach Ansicht der integralistischen, zeitgenössischen Gegner Burgs – war ein irriges, gallikanistisches, episkopalistisches, febronianisches und josephinistisches Verständnis von Kirche, womit alle negativen Epitheta, mit denen man einen Katholiken des 19. Jahrhunderts als Ketzer brandmarken konnte, beisammen wären. Burg wird zum Staatsknecht und Hofbischof, zum „Speichellecker“ des Großherzogs von Baden, dem es an der kindlichen Verehrung gegenüber dem Heiligen Vater in Rom, wie sie für jeden wirklich katholischen Priester selbstverständlich sei, gefehlt habe. Überdies habe der schlimme Burg versucht, den bischöflichen Ortskirchen in Deutschland zuviel Selbständigkeit zu verschaffen, um sie so von Rom, der Mutter aller Kirchen, loszureißen.

Freilich, wenn diese Sicht der ultramontanen Zeitgenossen stimmte, wäre dann nicht logischerweise zu erwarten, daß die Gegenpartei – also die Liberalen, Aufklärer und Staatskirchler – Burg als einen der Ihren betrachteten. Diese Präsumption wird jedoch bitter enttäuscht: Sie hielten Burg nämlich für einen unsicheren Kantonisten, da er seine Optionen nach allen Richtungen, bei Staat und Kirche, in Karlsruhe und Rom gleichermaßen, offenzuhalten versuchte. Um nur ein Beispiel aus dieser kirchenpolitischen Gruppierung zu zitieren:

¹⁰ Dazu Friedhelm Jürgensmeier, *Das Bistum Mainz. Von der Römerzeit bis zum II. Vatikanischen Konzil* (Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte 2), Frankfurt a. M. 1988, 270 f.

¹¹ Heinrich Brück, Art. Aufklärung, in: *WWKL*² 1, 1605–1615, hier 1612.

Ernst Münch, ein dezidierter „Liberaler“ und Freund des Reformers und Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg, nannte Burg noch zu dessen Lebzeiten den „Aeneas Sylvius der badischen Geistlichkeit“, nicht ohne spöttisch hinzuzufügen, „si magnis parva componere licet“¹² (falls es überhaupt erlaubt ist, den unbedeutenden Burg mit einem wirklich Großen zu vergleichen). Angespielt ist hier auf Aeneas Silvio Piccolomini, den späteren Papst Pius II. (1458–1464), der seine völlige Kehrtwendung vom überzeugten Konziliaristen zum ebenso überzeugten Papalisten mit dem berühmten Satz „Aeneam rejicite, Pium recipite“ zu rechtfertigen suchte. Ein ähnliches Umfallen vom reformorientierten Wessenbergianer zum Staatskirchler Metternichscher Prägung wird Burg vom Wessenberg-Kreis zum Vorwurf gemacht. Andere Vertreter dieser Gruppe glaubten sogar, ein Überlaufen Burgs zum „Ultramontanismus“ und eine feste Anlehnung an Rom und die Kurie konstatieren zu müssen¹³.

Diese wenigen zeitgenössischen Streiflichter müssen in diesem Rahmen genügen. Sie vermitteln ein eindeutig negatives Urteil, das Burg bei allen kirchenpolitischen Gruppierungen von rechts bis links gefunden hat. Keine Partei glaubte, sich auf ihn verlassen zu können, zu sehr galt er als aalglatter Taktiker, als Chamäleon, das seine Farbe wechselt ganz nach Bedarf. Bei alledem äußeren politischen Lavieren und diplomatischen Taktieren galt er doch im Grunde seines Herzens als überzeugter Staatskirchler und „Febronianer“. Diese Einschätzung brachte der erste Erzbischof der neu errichteten Erzdiözese Freiburg Bernhard Boll treffend auf den Punkt, wenn er in einem Brief vom 17. August 1827 schreibt: Von zahlreichen Geistlichen sei er immer wieder vor Burg gewarnt worden. „Beide Parteien sind ihm abgeneigt; die Freunde Wessenbergs, weil sie den Wahn haben, daß er diesen verraten und gestürzt habe, die anderen, weil sie glauben, daß er seine Grundsätze nicht geändert, sondern nach dem nämlichen Ziel hinsteuere und nur die Segel indessen gewendet habe, um die Richtung des Schiffes zu maskieren“¹⁴.

Die einzige – bislang bekanntgewordene – positive Stimme eines Zeitgenossen über Burg findet sich in einem Schreiben Wessenbergs aus dem Jahr 1822. Dieser hatte allen Grund, Burg zu grollen, da Wessenberg auf dessen Vorschlag auf den erzbischöflichen Stuhl zu Freiburg verzichten mußte. Daher war seit 1817 eine merkliche Entfremdung in den einstmals guten Beziehungen beider Männer eingetreten. Um so aussagekräftiger ist das Urteil des Konstanzer Generalvikars, das im krassen Widerspruch steht zu dem eben zitierten

¹² Ernst Münch, Vollständige Sammlung aller älteren und neueren Konkordate, Leipzig 1831, Bd. 2, 207.

¹³ Dazu Hermann Baier, Zum Charakterbilde Joseph Vitus Burgs, in: ZGO 79 (1927), 591–630, hier 610.

¹⁴ Zitiert bei Heinrich Maas, Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden. Mit besonderer Berücksichtigung der Regierungszeit des Erzbischofs Hermann v. Vicari, Freiburg i. Br. 1891, 38 Anm. 1.

des Freiburger Erzbischofs Boll. „Über die rechtschaffene Denkungsart des Herrn Geistlichen Rats Burg können Sie“ – so schrieb Wessenberg an Pfarrer Wolff in Forschheim – „vollkommen beruhigt sein. Es betrübt mich recht sehr, daß man ... Anlaß nimmt, ihm eine unredliche Handlungsweise anzudichten. Er hat mir jederzeit die Wahrheit gesagt, wie es der Freund dem Freunde schuldig ist. Auch war meine Beförderung gewiß stets und unwandelbar sein aufrichtiger Wunsch. ... Daß es ihm nicht gelang, bedauert er wohl selbst am meisten. Davon bin ich bei den vielfältigen Proben seiner Freundschaft und Anhänglichkeit völlig überzeugt.“ Um die „vaterländische Kirche zum schönsten Flor sich erheben zu sehen“, bedürften – so Wessenberg weiter – „würdige Männer von edlem Wirken und geistiger Kraft, wie ... Burg des vollen Vertrauens, und ich werde es mir stets zur Pflicht und wichtigen Angelegenheit machen, dieses Vertrauen, soweit es von mir abhängt, zu nähren und zu unterstützen“¹⁵.

War Burg der verschlagene Taktiker, dem keiner trauen konnte – wie Boll insinuiert – oder war er der redliche Makler, der alles Vertrauen dieser Welt verdiente – wie Wessenberg meint? War er ein im Grunde kirchenfeindlicher Staatsknecht oder ein zwar modernen Ideen aufgeschlossener, aber doch treuer Sohn der katholischen Kirche? Wurde er tatsächlich zu seiner Zeit fast ausschließlich negativ beurteilt oder gab es neben Wessenberg noch andere positive Urteile über Burg, die bislang noch nicht entdeckt bzw. vernichtet worden sind, so daß er zu einem Opfer der „Geschichte der Überlieferung“ geworden ist?

Diese Fragen müssen wir – in der Hoffnung auf klare Antworten – auf der Basis des zeitgenössischen Befunds an die bisherige (kirchen-)historische Forschung über Burg stellen. Eine erste Durchsicht der einschlägigen Publikationen ergibt jedoch ein einigermaßen trauriges Bild. Bislang existiert keine wissenschaftlichen Maßstäben genügende Biographie; die ungedruckt gebliebene Dissertation von Jakob Franz aus dem Jahr 1949 behandelt nur die vorbischöfliche Zeit und basiert fast ausschließlich auf einem einzigen Überlieferungsstrang, dem Mainzer Material¹⁶. Das knappe Dutzend einschlägiger Veröffentlichungen basiert zumeist auf eher zufälligen, einseitigen Quellenfunden – sei es aus dem Karlsruher Generallandesarchiv, sei es aus dem Mainzer Bistumsarchiv. Zahlreiche wichtige Traditionen wurden bisher nie herangezogen. Ich nenne als Beispiele nur die 337 Briefe Burgs an Wessenberg zählende Sammlung in der Handschriftenabteilung der Universität Heidelberg¹⁷ oder

¹⁵ Wilhelm Schirmer (Hg.), Aus dem Briefwechsel J. H. von Wessenbergs weil. Verwesers des Bistum Konstanz, Konstanz 1912, 167.

¹⁶ Franz, Burg 2.

¹⁷ Universitätsbibliothek Heidelberg, Handschriftenabteilung Cod 362b. Für diesen Hinweis sei auch an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Rudolf Reinhardt (Tübingen) herzlich gedankt.

den umfangreichen Nachlaß Linde im Bundesarchiv Außenstelle Frankfurt/Main mit zahlreichen Schreiben Burgs¹⁸. Nicht zu vergessen das seit kurzem der Forschung zugängliche Archiv der Congregatio degli Affari Ecclesiastici Straordinari in Rom, in dem umfangreiches Material über Burgs Tätigkeit bei den „Frankfurter Konferenzen“, die zur Gründung der Oberrheinischen Kirchenprovinz führten, liegt. Auch der Nachlaß Burgs im Mainzer Dom- und Diözesanarchiv bedarf – obwohl von Franz kursorisch benutzt – einer gründlichen Auswertung. Erst durch eine Zusammenschau der verschiedenen Überlieferungsstränge der unterschiedlichsten Provenienz, die historisch-kritisch abwägt, ließe sich ein einigermaßen „objektives Bild“ von Leben und Werk des Joseph Vitus Burg gewinnen, obwohl auch dies selbstredend nur das Ergebnis einer historischen Rekonstruktion wäre.

Von einem solchen ausgewogenen, quellengestützten, historisch gerechten Bild Burgs ist die bisherige Historiographie – von wenigen Ausnahmen abgesehen¹⁹ – noch meilenweit entfernt. Es dominiert – auch in der Forschung, nicht nur bei den Zeitgenossen – auf allen Seiten die ideologisch motivierte Polemik über ein historisches Urteil. Dies gilt für die katholische und protestantische Historiographie gleichermaßen.

Für die deutschnational gefärbte, kulturprotestantische Geschichtsschreibung (nicht nur der engeren Kulturkampfzeit) gilt Burg als Verräter an der deutschen Sache, weil er bereit war, Rom und der Kurie zu weit entgegenzukommen. Hier werden sogar – ich nenne stellvertretend Otto Mejer – Burgs unbestreitbare diplomatische Fähigkeiten in Zweifel gezogen. Er ist „nichts weniger als ein idealer Politiker“²⁰, weil er nicht gesehen habe, daß es „zwischen Männern von Staatsgesinnung und den Ultramontanen kein Verständnis“²¹ geben könne. Burg wird also seine positive, zu große römisch-katholische Kirchlichkeit zum Vorwurf gemacht, die ihn zum Verräter an der guten Sache des protestantischen deutschen Staatskirchentums werden ließ. Ein Katholik wie Burg muß trotz aller staatskirchlichen Aufgeklärtheit zum Verräter an der nationalen Sache werden, weil er als Mitglied der „katholischen Internationale“ nicht anders kann. Daß hier eine ideologisch motivierte Geschichtsklitterung vorliegt, bedarf keiner weiteren Begründung.

Ähnliches gilt für die ultramontan, neuscholastisch dominierte katholische Kirchengeschichtsschreibung des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Für sie wird Burg, weil er nicht zur eigenen Partei gehört, mithin kein Ultramontaner reinsten Wassers ist, automatisch zum Gegner, zum Rationali-

¹⁸ Bundesarchiv Außenstelle Frankfurt, Nachlaß Linde FN 10/6.

¹⁹ Vgl. als Beispiele die Biogramme von Brück, Burg; Schnütgen, Burg; Jürgensmeier, Burg, in: LThK³ 2, 802 f.

²⁰ Otto Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage III, Freiburg 1871, 291.

²¹ Ebd. III, 408.

sten, Febronianer und Josephinisten²². Da man aber die eigene integralistische Position mit der Kirche selbst gleichsetzt und andere Verwirklichungen von Katholizismus a priori ausschließt, sind alle, die nicht zur Partei gehören, automatisch Ketzer und Feinde der Kirche. Dieses Verdikt trifft pauschal auch Burg, den „famosen Rechtsgelehrten“²³, dem alle wahrhaft priesterlichen Züge fehlen, wie Heinrich Brück formuliert. Daß ein solcher Ketzer nicht nur in der Sache irrt, mithin ein falsches anti-päpstliches Kirchenbild vertritt, sondern auch als Person und Mensch nicht akzeptabel sein muß, liegt für die ultramontane Geschichtsschreibung auf der Hand. Entsprechend treten der „zweideutige Charakter“ und die diplomatische Schläue Burgs immer mehr in den Vordergrund²⁴. So kann etwa Conrad Gröber, der spätere Freiburger Erzbischof, in seinen 1928 erschienenen Wessenberg-Studien von der „raffinierten Art des Exfranziskaners“ Burg reden, der „glatt und erfinderisch“ gewesen sei²⁵. Auch Emil Göller betonte eher die charakterlichen Defizite und seine „zweideutige Haltung“²⁶. Weniger die falsche Ideologie als vielmehr die schlechten Eigenschaften Burgs, die ihn erst für die Irrlehren der Episkopalisten und Josephinisten empfänglich machen, sind schuld daran, daß er schließlich zwischen allen Stühlen sitzt. Sein Ehrgeiz verprellt die Freunde rechts und links. Selbstzufrieden zitiert man daher den Satz Burgs: „Feinde, liberale wie illiberale, denn beide Klassen haben mich mit Haß empfangen, werden mich ... zu verfolgen suchen, daß es mir hart fallen wird, mit Zufriedenheit zu wirken“²⁷. Wie sehr falsche staatskirchliche Einstellung und verderbter Charakter einander – jedenfalls aus ultramontaner Sicht – bedingen, zeigen nichts deutlicher als die Schlusssätze von Hermann Baiers 1927 erschienenem „Charakterbild Joseph Vitus Burgs“. Zunächst zitiert Baier einen – aus dem Zusammenhang gerissenen und ursprünglich eher ironisch gemeinten – Satz Burgs: „Ich habe nichts Geheimen vor Seiner Königlichen Hoheit [sc. dem Großherzog von Baden]; ich würde ihm alle meine Sünden beichten“, um dann zu schließen: Deshalb

²² Heinrich Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der katholischen Kirche zur Staatsgewalt, Mainz 1868; Ders., Die rationalistischen Bestrebungen im katholischen Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Mainz 1865; Ders., Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert II, Mainz 1889.

²³ Brück, Oberrheinische Kirchenprovinz 109–111.

²⁴ Ignaz Longner, Beiträge zur Geschichte der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Tübingen 1863, passim; vgl. auch Ders., Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Tübingen 1840.

²⁵ Conrad Gröber, Ignaz Heinrich von Wessenberg in: FDA 55 (1927), 362–509 und 56 (1928), 294–435, hier 426 und passim. Ein ähnliches Urteil in der anonym erschienenen Schrift Die katholischen Zustände in Baden, Regensburg 1841, 36: „Der Pfarrer J. V. Burg von Kappel am Rhein, früher Franciscaner, wohl der beste Geschäftsmann der damaligen Geistlichkeit, ... wechselnder Parteigänger aus Ehrgeiz, der später mit dem Bistum Mainz befriedigt wurde“.

²⁶ Emil Göller, Die Vorgeschichte der Bulle „Provida solersque“, in: FDA 56 (1928), 436–613, hier 456.

²⁷ Zitiert nach Baier, Charakterbild 623.

vermögen wir den Charakter dieses Mannes „auch bei wohlwollender Beurteilung nicht zu schätzen“²⁸.

Die Frage stellt sich: Besteht diese völlig negative Be- oder sagen wir besser Verurteilung Burgs zu Recht? War er wirklich ein unkirchlicher Priester und Bischof, ohne ein wirklicher Freigeist zu sein? Kann man von seinem zweifellos diplomatisch-taktischen Geschick auf einen abgrundtief verdorbenen Charakter schließen? Eine eindeutige Antwort auf diese Frage könnte nur eine kritische, quellenfundierte Burg-Biographie geben. Da eine solche – wie bereits angedeutet – bislang fehlt, bleibt mir im Rahmen dieses Vortrags nur die Möglichkeit, eine vorläufige Arbeitshypothese aufzustellen und sie an einigen Knotenpunkten der Biographie Burgs auf ihre Tauglichkeit hin zu überprüfen.

Meine Supposition lautet: Bei den bisherigen kirchenhistorischen Urteilen handelt es sich fast ausschließlich um ideologisch motivierte Behauptungen, die der Person des Joseph Vitus Burg, seiner nicht unbedingt geradlinigen Entwicklung und den historischen Rahmenbedingungen, unter denen sich sein Leben abspielte, nicht gerecht zu werden vermögen. Die Aussagen über ihn ähneln eher weltanschaulichen Glaubensbekenntnissen denn historisch abgewogenen Bewertungen. Dies gilt für die Urteile kulturprotestantischer und radikalkirchlicher Provenienz gleicher Weise, wenn auch die ultramontanen Verdikte eindeutig dominieren.

Bei all den Urteilen geht es weniger um die Person Burgs und seine unverwechselbare Individualität. Vielmehr geht es um Burg als Exponenten einer gegnerischen kirchenpolitischen Partei. Die negativen Epitheta, die man dieser „gottlosen“ Richtung im allgemeinen zulegen zu müssen glaubt, werden pauschal auf Burg übertragen, ohne daß man sich die Mühe macht, diese einzeln bei Burg nachzuweisen, ganz nach dem Motto: Wer nicht ganz und gar für uns ist, der ist automatisch völlig gegen uns. Weil Burg kein ausgewiesener Ultramontaner war, obwohl er vom Papst als Subdelegierter, Weihbischof und schließlich Bischof von Mainz bestätigt wurde, war er automatisch ein Feind der Kirche, wurde ins gegnerische Lager befördert und mit den Etiketten eines Rationalisten, Aufklärers und Staatsknechts beklebt. Daß hier nicht historisch argumentiert wird, liegt auf der Hand. Wenn irgendein katholischer Priester durch die Rezeption aufgeklärter Ideen zur Leugnung des Depositum fidei kam, dann muß das bei jedem Geistlichen, der irgendwann mit aufgeklärtem Gedankengut in Berührung kam, selbstverständlich auch so gewesen sein, also auch bei Burg. Außerdem wird von vornherein angenommen, daß die einzig legitime Verwirklichung des Katholizismus der Ultramontanismus sei, wäh-

²⁸ Baier, Charakterbild 626; vgl. auch Ludwig Lenhart, Bischof Joseph Vitus Burg (1830–33) oder eine grundsätzliche staatskirchliche Episode auf dem neuen Mainzer Bischofsstuhl, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 1 (1947), 61–98.

rend doch spätestens seit den Forschungen Sebastian Merkles die einseitige Verurteilung der katholischen Aufklärung zumindest zweifelhaft erscheint²⁹. Für diese ideologische Sichtweise wird Kirche einfach mit einer bestimmten innerkirchlichen Richtung oder Partei gleichgesetzt, was nicht statthaft sein kann – zumal die „Ultramontanen“ zur Zeit Burgs eine kleine Minderheit waren. Ein Opfer dieser absichtlichen Verwechslung von „katholisch“ und „ultramontan“ war Joseph Vitus Burg.

Für diese Pauschalisierungsthese spricht ein Zweites: Burg hebt sich nämlich in keiner Weise ab von seinen Bischofskollegen der ersten Generation nach dem Wiener Kongreß. Im Urteil der Strengkirchlichen waren diese Oberhirten alle gleich, alle Versager, alle Schwächlinge, alle Staatsknechte mit falschem Glauben und Charakter. Die negativen Adjektive, die den einzelnen Bischöfen zugelegt werden, sind austauschbar. Es handelt sich um einen völlig undifferenzierten Rundumschlag. Als ein Beispiel für viele sei hier ein Dossier aus der Pariser Nuntiatur aus dem Jahr 1830 über die ersten fünf Bischöfe der neugegründeten Oberrheinischen Kirchenprovinz zitiert: „Boll ist ein schwacher, vom Alter gebeugter Mann, von der Regierung ernannt, um die katholische Religion lächerlich zu machen.“ Er selbst macht sich „lächerlich durch seine Haushälterin, die ihn sogar in die Kammer nach Karlsruhe begleitet. Keller ist der eitelste Mensch der Welt, unwissend, schwach, ein wahres Spielzeug in den Händen der Regierung, ein Ärgernis, eine Schande für Geistlichkeit und Volk, nicht wegen seiner Sitten, aber wegen seiner Eitelkeiten. Burg, wohl der kenntnisreichste und einsichtsvollste unter den fünf, ist ganz vom Ehrgeiz besessen. Man kann ihn nie durchschauen. Hatte keine günstige Meinung von der Kirche. Seitdem er Bischof von Mainz ist, sind die kirchlichen Institute unterdrückt, das Seminar aufgehoben worden, während an der protestantischen Universität Gießen die katholische Fakultät errichtet wird; das Seminar bleibt nur für Übungen und Zeremonien. Brand ist ein Geschöpf der Regierung, deren Anordnungen er genau befolgt. Rieger ist ein guter Alter, der alles das Kapitel machen läßt“³⁰. Ähnliche Verdikte trafen auch den Kölner Erzbischof Ferdinand Graf Spiegel, der 1824–1835 amtierte³¹.

Dazu kommt ein Drittes: Die erste Bischofsgeneration nach der Säkularisation wird stets im Vergleich mit ihren Nachfolgern gesehen, die mutig den Konflikt mit dem knechtenden Staat gewagt hätten. Für Spiegel war dies sein

²⁹ Vgl. Sebastian Merkle, Die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters. Vortrag auf dem Internationalen Kongreß für historische Wissenschaften zu Berlin am 12. August 1908, Berlin 1909.

³⁰ Zitiert nach Beda (Hubert) Bastgen, Die ersten Bischofskandidaten der Oberrheinischen Kirchenprovinz in den Berichten der Nuntien von Wien und München (1828), in: ThQ 116 (1935), 485–543, hier 536.

³¹ Dazu Walter Lippens, Ferdinand August Graf Spiegel und das Verhältnis von Kirche und Staat 1789–1835. Die Wende vom Staatskirchentum zur Kirchenfreiheit, 2 Bde. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission Westfalens 18. Westfälische Biographien 4), Münster i. W. 1965.

unmittelbarer Nachfolger Klemens August von Droste-Vischering, der die berühmten Kölner Wirren vom Zaun brach. Burg dagegen diene als negative dunkle Folie für die Lichtgestalt auf dem Mainzer Bischofsstuhl Wilhelm Emmanuel von Ketteler. Dabei bleiben allerdings die Möglichkeiten und Freiheiten, die die Revolution von 1848 auch der katholischen Kirche und ihren Bischöfen brachte, völlig außer acht. Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Zensurfreiheit usw. standen eben Burg im Vormärz noch nicht zur Verfügung.

Mit diesen Überlegungen sollte es gelungen sein, das bisher dominierende Burg-Bild als ideologisch verzerrte Karikatur zu enttarnen. Damit ist der Weg frei zum „historischen Burg“, den es aus den Quellen kritisch zu erheben gilt. Nach meiner, zugegebenermaßen beschränkten Kenntnis der einschlägigen Quellen wird Burg bislang zu statisch gesehen. Er vollzog in seinem 65jährigen Leben beachtliche Entwicklungen mit folgenden Stationen: vom aufgeklärten, sozial-caritativ sensiblen Pädagogen und Pfarrer der Jahrhundertwende; über den reformfreudigen Mitarbeiter am Konstanzer Pastoralarchiv und Vertrauten Wessenbergs; über den febronianisch-episkopalistischen Mitstreiter Dalbergs auf dem Wiener Kongreß für die Errichtung einer einheitlichen, starken Reichskirche mit einem Primas an der Spitze, die den Staaten Paroli bieten könnte; über den gemäßigten Staatskirchler, der sich nach dem Scheitern der Kirchenfrage 1815 nur noch von den *Staaten* eine – wenn auch landeskirchlich-josephinisch geprägte – Lösung der dringend notwendigen Neustrukturierung der katholischen Kirche in Deutschland versprach; bis zum Bischof von Mainz, der Staat, Kirche und Gesellschaft von den liberalen Ideen gefährdet sieht und sich daher einerseits an Metternichs Ordnungspolitik, für die die Karlsbader Beschlüsse stehen, und andererseits auch an Rom anschließt. „Es gilt, die staatliche Ordnung zu retten, dies kann aber nur geschehen, wenn eine kirchliche Ordnung besteht“³². Hier zeigt sich, daß die Anti-Ultramontanen nicht einfach in einen Topf geworfen werden dürfen. Gerade Burgs Entwicklung macht deutlich, welche Unterschiede zwischen Aufklärern, Reformern, Febronianern, Josephinern und Staatskirchlern tatsächlich bestanden, auch wenn dies die ultramontane Geschichtsschreibung nicht wahrhaben will.

Bei all dieser Entwicklung muß aber festgehalten werden: Burg blieb immer ein Mann der Mitte³³, der die rechthgläubige katholische Basis, das Depositum fidei, nie verlassen hat. Allerdings hat er sich von diesem klaren Fundament aus den jeweiligen Problemen und Fragen seiner Zeit gestellt, in dem Bemühen, Katholizismus und Moderne zu versöhnen. Er war ein Brückenbauer zwischen Staat, Kirche und Gesellschaft. Der Pfeiler, von dem aus er Bögen zu schlagen

³² Franz, Burg 188.

³³ Vgl. Franz, Burg 188 f.

versuchte, war sein katholischer Glaube. Wer aber über reißende Wasser baut, der kann auch das ein oder andere Mal ins Schwindeln kommen. Auch dies blieb Burg nicht erspart und erklärt zumindest zum Teil sein Taktieren und La- vieren, was seinen Charakter zuweilen als zwiespältig erscheinen läßt.

Die angenommene Mittelstellung Burgs müßte in einer kritischen Biographie für die einzelnen Phasen seines Lebens en detail nachgewiesen werden. Im Rahmen dieses Vortrags sind lediglich einige wenige Stichproben möglich, anhand derer versucht werden soll, die vorläufige Arbeitshypothese zu erhärten. Ich greife dazu vier Knotenpunkte seiner Biographie heraus: die aufgeklärten Reformvorhaben Burgs, seine Rolle im komplizierten Spannungsverhältnis von Staat und Kirche, seine Position im Streit zwischen Universität und Seminar in der Priesterausbildung und die Eindrücke seiner Romreise von 1817, die er einem Tagebuch anvertraute.

1. Burg neigte als *Kirchenreformer* in seinen jüngeren Jahren keineswegs zu Extremen, wie unter anderem seine Beiträge im „Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz“³⁴ zeigen. Seine Ausführungen über das Verhältnis Kirche–Zeitgeist aus dem Jahr 1809 zeichnen sich durch eine große Differenziertheit aus und haben geradezu programmatischen Charakter. Von einer Anbiederung an die „Moderne“, die ihm wiederholt vorgeworfen wurde, kann keine Rede sein. „Der Seelsorger“ – so Burg – „studiere aufmerksam den Zeitgeist durch unermüdete Lektüre des Zeitalters und sorgfältigen Umgang mit anderen. Denn die Frage, was der Zeitgeist ist, bleibt für jeden Menschenfreund, am allermeisten für den christlichen Volks- erzieher, wichtig, für den es eine Hauptangelegenheit des Berufes ist, auf den Zeitgeist zu wirken, mit ihm nicht nur gleichen Schritt zu halten, sondern auch selbst seine Schritte zu lenken. Dieser Zeitgeist ist ein gefährlicher Feind. In den Palästen und Hütten übt er seine Tücke aus, überall sucht er unsere Arbeit fruchtlos zu machen, uns um Ehre und Kredit zu bringen und sogar uns und unser Ackern und Säen zuletzt noch entbehrlich zu machen“³⁵.

Um dem gefährlichen „Zeitgeist“ kirchlicherseits adäquat begegnen zu können, war vor allem eine Reform des völlig ungenügenden Volksschulwesens nötig. Um den Ausbildungsstand der Lehrer zu heben, richtete Burg sogenannte Schullehrerkonferenzen zur Weiterbildung der bereits im Beruf stehenden Pädagogen ein. „Ihr Zweck ist“ – nach Burg –, „Euch durch meine Belehrung und Eure wechselseitige Aufmunterung, den Euch obliegenden Beruf,

³⁴ Dazu Alois Stiefvater, Das Konstanzer Pastoral-Archiv. Ein Beitrag zur kirchlichen Reform- bestrebung im Bistum Konstanz unter dem Generalvikar I. H. von Wessenberg 1802–1827, Freiburg i. Br. 1940; jetzt auch Franz Xaver Bischof, Die Bemühungen des Konstanzer Generalvikars Ignaz Heinrich von Wessenberg um die Priesterfortbildung, in: MThZ 46 (1995), 99–117, hier 111–116.

³⁵ Archiv für die Pastoral Konferenzen in den Landkapiteln des Bistums Konstanz (künftig: PA) 1809 I, 8 f; zitiert nach Stiefvater, Archiv 48.

die wilden Sprößlinge der Menschheit zu edlen Menschen zu erziehen, noch inniger zu weihen“³⁶. Zur Schulentlassung schlug er vor, jedem Schüler ein Neues Testament zu schenken – mit den Worten: „Hier hast du zum Andenken an die Schulentlassung die Worte des Lebens, glaube an sie, und du wirst in Ewigkeit nie sterben“³⁷. Burg blieb freilich nicht bei der Theorie stehen. So hat er – nach eigenem Bekunden – im Verlauf von zehn Jahren über 9000 Bibeln verteilt³⁸ und an seinem Pfarrsitz Kappel/Rhein eine Musterschule eingerichtet³⁹.

Für die biblizentrische Frömmigkeit Burgs, die sich mit seinem Bildungsideal verbindet, spricht auch seine Einstellung zum Rosenkranzgebet. Dieses kann er nur als Notlösung für das einfache, des Lesens unkundige Volk akzeptieren, denn der Rosenkranz mit seinen 50 Ave Maria sei ja nur als notdürftiger Ersatz für die 150 Psalmen eingeführt worden. Wenn es gelinge, das Analphabetentum zu beseitigen, werde der Notbehelf von selbst überflüssig und alle Gläubigen könnten den Psalter beten⁴⁰ – eine typisch aufgeklärte, aber nicht unkirchliche Position!

Von besonderer Bedeutung für Burg war die diakonische respektive caritative Funktion der Kirche. So setzte er sich – um nur ein Beispiel zu nennen – in einem ausführlichen Konferenzreferat vom 20. Februar 1815 mit der Armutfrage auseinander. „Die Armut ist ... überall zu Hause und bedroht durch ihre Folgen die bürgerliche Wohlfahrt ... im ganzen Lande“. Hier Abhilfe zu schaffen, ist für Burg eine der wichtigsten Aufgaben von Staat und Kirche überhaupt. Er schlägt vier Schritte zur Lösung des Problems vor:

1. Errichtung eines Armenfonds, nicht zuletzt aus kirchlichen Mitteln, um bei aktuellen Notsituationen schnell helfen zu können.
2. Errichtung einer landwirtschaftlichen Kulturanstalt zur Hebung der Erträge durch die Verbreitung neuester naturwissenschaftlicher Erkenntnisse.
3. Errichtung einer Industrieanstalt zur beruflichen Qualifizierung von Mädchen und Jungen nach dem Schulabschluß, was die Einstellungschancen heben sollte.
4. Errichtung einer Polizeianstalt, sprich einer moralischen Aufsichtsbehörde, zur „Überwachung der Moralität der Jugend, Verhinderung der Bettelheiraten, Einschränkung der Wirtschaften und Spielhäuser“⁴¹.

Trotz dieser durchaus aufgeklärt zu nennenden praktischen Maßnahmen Burgs blieben seine Reformansätze doch im Rahmen der katholischen Glau-

³⁶ PA 1817 I, 154; zitiert nach Stiefvater, Archiv 67.

³⁷ PA 1808 II, 208; zitiert nach Stiefvater, Archiv 88.

³⁸ Franz, Burg 11.

³⁹ Ebd. 13.

⁴⁰ PA 1806 I, 266; vgl. Stiefvater, Archiv 94.

⁴¹ Stiefvater, Archiv 74 f.

bensstandards. Mit radikalen Vorschlägen hatte er nichts gemein. So lehnte er 1810 – um wiederum nur ein Beispiel zu nennen – die Einführung der Zwangszivilehe, wie sie manche „Staatskirchler“ nicht nur in Baden forderten, entschieden ab. Man will „mit Gewalt die Staatsehen durchsetzen. Und warum?“ – fragt Burg und gibt zur Antwort: „Um die Verwirrung noch größer und die Kirche ... noch verächtlicher zu machen.“ Wer Staatsehen will, „der wird am Ende das Kirchenwesen für entbehrlich halten“. Aus den Zivilehen „muß notwendigerweise auch eine Staatsreligion folgen, d. h. eine Religion, die von einer Kirche keine Notiz nimmt, die weder einen Priester, einen Bischof, noch Christus braucht. Und haben wir unter den Honoratioren einmal zehn Staatsehen, so wird man sich zu schämen anfangen, sich durch einen Pfaffen kopulieren zu lassen“. Für Burg ist darüber hinaus ganz klar: Der Staat kann nur Loyalität bezwecken, menschliches Zusammenleben funktioniert jedoch nur auf der Basis von Moralität und Religiosität. Und dazu braucht es als *conditio sine qua non* eine positiv verfaßte Kirche⁴². Insgesamt kann man für die Phase zwischen Säkularisation und Wiener Kongreß nur Alexander Schnütgen zustimmen, der zu dem Ergebnis kommt, die Reformansätze Burgs atmeten „durchweg den Geist der kirchentreuen Aufklärung, legen auf das lehrmäßige Sichaneignen der religiösen Stoffe viel Gewicht und lassen doch auch das übernatürliche und sakramentale Element im Katholizismus nie außer acht“⁴³.

2. Was für den „Reformer“ Burg gilt, trifft für den sogenannten „*Staatskirchler*“ in gleicher Weise zu. Auch hier erweist er sich als Mann der Mitte und des Ausgleichs. Ihn als radikalen Josephinisten zu bezeichnen, ist daher nicht statthaft, wie sich insbesondere an seiner Rolle bei der Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat nach der Säkularisation von 1803 zeigen läßt. Gerade hier wird deutlich, daß Burg nicht ideologisch eng an einem bestimmten Lösungsmodell orientiert war, sondern für die sich wandelnden Umstände immer wieder neue Konzeptionen entwickelte.

In einer ersten Phase, die von der Säkularisation (1803) bis zum Ende des Wiener Kongresses (1815) dauerte, stand Burg ganz auf der Seite des Konstanzer Bischofs und Fürstprimas des Rheinbundes Carl Theodor von Dalberg⁴⁴. Mit diesem lehnte er jede staatskirchliche Lösung der deutschen Kirchenfrage ab. Vielmehr strebte er ein Bundeskonkordat an, eine einheitliche Reichskirche mit einem starken Primas an der Spitze. Dadurch wäre die deutsche katholische Kirche sowohl gegenüber der römischen Kurie als auch gegenüber den einzelnen Staaten des Deutschen Bundes relativ unabhängig geblieben. Dieses

⁴² Schreiben Burgs an Wessenberg vom 27. Dezember 1811; Schirmer (Hg.), Briefwechsel 102–105, hier 103.

⁴³ Schnütgen, Burg 1.

⁴⁴ Vgl. Karl Hausberger (Hg.), Carl von Dalberg. Der letzte geistliche Reichsfürst (Schriftenreihe der Universität Regensburg 22), Regensburg 1995.

Modell war aber weder in der napoleonischen Ära noch auf dem Wiener Kongreß durchzusetzen; die Bundesakte vom 8. Juni 1815 ließ die Kirchenfrage bewußt in der Schwebe⁴⁵. In dieser Frage waren sich die einander sonst so feindlich gegenüberstehenden deutschen protestantischen Fürsten und die römische Kurie einig⁴⁶. Burg dagegen rezipierte hier eindeutig episkopal-febronianische Traditionen; nur starke Bischöfe geeint unter einem Metropoliten könnten der Unterjochung der deutschen Kirche durch Rom und die Landesfürsten wehren⁴⁷. An eine Trennung der deutschen Kirche vom Papst war jedoch mit keinem Wort gedacht.

Nachdem die große Lösung in Wien gescheitert war, lag die katholische Kirchenfrage endgültig in der Hand der einzelnen Fürsten. Viele ehemals rein protestantische Gebiete hatten in der Säkularisation zahlreiche katholische Untertanen erhalten. Mit Ausnahme Bayerns lebten fast alle Katholiken Deutschlands unter evangelischen Herrschern. Diese strebten selbstredend landeskirchliche Lösungen an, d. h. die Sprengel der Diözesen sollten sich mit den Staatsgrenzen decken, jeder „ausländische“ Einfluß sollte weitgehend ausgeschaltet werden. Der reformatorische Grundsatz des „Summepiskopats“, wonach der Landesherr gleichzeitig als oberster Bischof fungierte, sollte auch auf die neu zu schaffenden katholischen Landeskirchen übertragen werden⁴⁸.

Nachdem die größeren deutschen Staaten Preußen, Bayern und Hannover eigenständige Landeskonkordate bzw. entsprechende Vereinbarungen mit der römischen Kurie abgeschlossen hatten, blieben die oberrheinischen Mittelstaaten (Württemberg, Baden, Nassau, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Freie Stadt Frankfurt, hohenzollerische Staaten) schließlich übrig. Diese entschlossen sich zu einem gemeinsamen Vorgehen; die Grundsätze einer Übereinkunft mit dem Heiligen Stuhl sollten in den sogenannten Frankfurter Konferenzen⁴⁹ (ab 1817) erarbeitet werden. Als Vertreter des Großherzogtums Badens war Burg an den Frankfurter Konferenzen maßgebend beteiligt. Auch hier zeigt sich seine Mittelstellung, auch wenn er jetzt als badischer Beamter natürlich die Interessen seiner Regierung im Auge hatte. Das entscheidende Interesse Burgs bestand jedoch darin, endlich zu einer Lösung der Kirchenfrage am Oberrhein zu kommen. Manche Bischofsstühle waren seit über einem Jahrzehnt verwaist, eine

⁴⁵ Textauszug bei Ernst R. Huber/Wolfgang Huber (Hg.), *Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts I*, Berlin 1990, 115.

⁴⁶ Dazu allgemein Karl Hausberger, *Dalbergs Bemühungen um eine Neuordnung der katholischen Kirche in Deutschland*, in: Ders. (Hg.), *Dalberg 177–198; zu Burgs Vorstellungen* vgl. Franz, *Burg 19–77*.

⁴⁷ Vgl. Schirmer (Hg.), *Briefwechsel* 103 f., 157 f.

⁴⁸ Dazu allgemein Friedrich Heyer, *Die katholische Kirche vom Westfälischen Frieden bis zum Ersten Vatikanischen Konzil (Die Kirche in ihrer Geschichte 4/N1)*, Göttingen 1963, 89–94.

⁴⁹ Die einschlägige Literatur bei Klaus Schatz, *Geschichte des Bistums Limburg (Quellen und Abhandlungen zur mittelhessischen Kirchengeschichte 48)*, Mainz 1983, 54–57; ferner Bischof, *Konstanz 438–539*.

ordentliche Seelsorge kaum noch möglich. Diese konnte nur gesichert werden, wenn neue kirchliche Strukturen mit Bischöfen an der Spitze geschaffen wurden. Das Chaos, das Revolution und Säkularisation im kirchlichen Bereich hinterlassen hatten, mußte endlich beseitigt werden. Und dazu waren nach dem Scheitern der Kirchenfrage auf dem Wiener Kongreß nur die einzelnen Landesfürsten, obgleich Protestanten, in der Lage – das war die wesentliche Einsicht Burgs. Daher hat er sich dieser neuen staatskirchlichen Herausforderung gestellt⁵⁰.

Daß die Frankfurter Verhandlungen letztlich zum Erfolg wurden und der Kompromiß zwischen Rom und den beteiligten Staaten schließlich zur Errichtung der Oberrheinischen Kirchenprovinz mit der Erzdiözese Freiburg i. Br. führte, ist nicht zuletzt der maßvollen, auf Ausgleich bedachten Haltung Burgs zu verdanken. Wie sehr er sich von den radikalen staatskirchlichen Vorstellungen Württembergs abhob, zeigt nichts deutlicher als die „Deklaration“⁵¹ vom 24. Juli 1818, an deren Redaktion Burg maßgeblich beteiligt war. In Württemberg hatte man zunächst ganz im Sinne von Summepiskopat und Absolutismus geplant, kein eigenes Bischöfliches Ordinariat zu errichten, sondern den katholischen Landesbischof als Staatsbeamten und Abteilungsleiter im Kultusministerium zu betrachten. Das Ministerium sollte drei gleichberechtigte Sektionen haben: Schulwesen, evangelisches Konsistorium, katholisches Generalvikariat⁵². Eine solche Lösung der Kirchenfrage war für Burg undenkbar, eigenständige Ordinariate eine *conditio sine qua non*. Allerdings unterschrieb Burg auch die Frankfurter Kirchenpragmatik⁵³ vom 14. Juni 1820, welche die katholische Kirche einer weitgehenden Staatsaufsicht unterzog. Unter dieser sollte Burg – Tragik der Geschichte – später als Bischof von Mainz selbst zu leiden haben.

Seine Tätigkeit in Frankfurt ließ Burg für Zeitgenossen und historische Forschung zum Staatsknecht werden. Und tatsächlich zeigen sich hier problematische Züge in seiner Persönlichkeit⁵⁴. Aber die Frage stellt sich: Wenn Burg ein so schlimmer Josephiner mit ausgeprägtem antirömischem Affekt war, wie immer wieder behauptet wird, warum hat ihn dann der Papst nicht nur anstandslos als Titularbischof von Rhodiapolis (1828), sondern auch als Bischof von Mainz (1830) bestätigt? Eine Antwort kann hier nur eine gründliche Auswertung der römischen Archive bringen; sie muß daher in unserem Rahmen offenbleiben.

⁵⁰ Dazu Franz, Burg 98–156.

⁵¹ Text bei Huber/Huber (Hg.), Staat und Kirche I, 241–245.

⁵² Dazu Rudolf Reinhardt, Zur württembergischen Kirchenpolitik im frühen 19. Jahrhundert, oder: Der katholische Landesbischof – Sektionschef im Kultusministerium? In: R/JKG 11 (1992), 241–249.

⁵³ Text bei Huber/Huber (Hg.), Staat und Kirche I, 258–264.

⁵⁴ Vgl. etwa Baier, Charakterbild 598 f. und passim.

3. Zu den in der ultramontanen Publizistik am meisten kritisierten Schritten Burgs⁵⁵ gehört seine Zustimmung zum Studium der Mainzer Priesteramtskandidaten an der 1830 errichteten Katholisch-Theologischen Fakultät in Gießen⁵⁶. Zwei Konzeptionen der Priesterausbildung prallten damals aufeinander: *Staatliche Hochschulfakultät und Tridentinisches Seminar*. Dabei glaubten die Seminarsanhänger, unter – angeblicher – Berufung auf das Konzil von Trient für ihre Konzeption einen Monopolanspruch reklamieren und die Universitätsausbildung als unkirchlich diffamieren zu können⁵⁷. Seit den Forschungen Sebastian Merkles ist jedoch erwiesen, daß das Tridentinum Seminarsausbildung *und* Universitätsstudium als legitime, gleichberechtigte Wege der Priesterausbildung zuläßt⁵⁸. Deshalb ist der Vorwurf des Verrats der kirchlichen Sache gegen Burg schon von daher nicht gedeckt. Darüber hinaus hat Burg mit Erfolg versucht, den bischöflichen Einfluß in Gießen zu wahren. So machte er in Darmstadt seinen Widerspruch gegen die Berufung des äußerst belasteten Freiburger Kirchenhistorikers Karl Alexander von Reichlin-Meldegg geltend und erreichte, daß die Alumnen nach dem Studium in Gießen sich zwei Jahre im Mainzer Priesterseminar auf die Weihe vorbereiten konnten, nicht nur ein Jahr wie in den übrigen oberrheinischen Diözesen⁵⁹. Mit Recht konnte er daher feststellen, daß es in Tübingen viel schlimmer sei als in Gießen, „ich werde mir niemals gefallen lassen, was sich ein Bischof von Rottenburg gefallen lassen muß“⁶⁰. Dennoch blieb Gießen eine Staatsanstalt, und Burgs Rolle der Darmstädter Regierung gegenüber ist noch nicht eindeutig geklärt. Eine Auswertung seines Briefwechsels mit Universitätskanzler Justin von Linde im Bundesarchiv Frankfurt wird hier mehr Klarheit erbringen.

4. Nachdem an drei Beispielen Indizien für Burgs vermittelnde Position vorgestellt wurden, die eine einseitig negative Beurteilung als ideologisch motiviert erweisen, soll abschließend eine Quelle zu Wort kommen, in der sich Burg unmittelbarer als in den bisher herangezogenen, eher kirchenpolitisch

⁵⁵ Der Herr Bischof von Mainz in der Allgemeinen Kirchenzeitung, in: Außerordentliche Beilage zur Aschaffenburger Allgemeinen Kirchenzeitung 4 (1832), 27–31, 33–39, 41–45. Ferner zahlreiche weitere ausgesprochen negative Berichte über Burg in den Jahrgängen 1830 bis 1833 der genannten Zeitung.

⁵⁶ Wichtigere Literatur zum Konflikt Gießen-Mainz bei Hubert Wolf, Priesterausbildung zwischen Universität und Seminar. Zur Auslegungsgeschichte des Trienter Seminardekrets, in: RQ 88 (1993), 218–236, hier 226 Anm. 28.

⁵⁷ Wolf, Priesterausbildung 228 f.

⁵⁸ Sebastian Merkle, Das Konzil von Trient und die Universitäten, Würzburg 1905.

⁵⁹ Zum Streit um Gießen, wie überhaupt zur Mainzer Bischofszeit Burgs, vgl. die äußerst interessante Edition, die in diesem Rahmen leider nicht ausgewertet werden kann: Walter Lipgens, Der Briefwechsel zwischen J. V. Burg, Bischof von Mainz (1830–33) und F. A. Spiegel, Erzbischof von Köln, in: AMRKG 13 (1961), 360–389.

⁶⁰ Schreiben Burgs an Locherer vom 11. März 1831; DDAMz Generalakten 2/I. Diesen Hinweis verdanke ich meinem Assistenten, Herr Uwe Scharfenecker, Oestrich-Winkel, der gerade seine Dissertation über die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen abgeschlossen hat.

motivierten Denkschriften und Briefen äußert. Gemeint ist das Tagebuch⁶¹, das er während seiner Reise mit Wessenberg nach Rom 1817 führte⁶².

Hier wird vorwiegend ex negativo einiges von Burgs eigener Frömmigkeit deutlich. Für ihn, dem es – fast pietistisch – um Innerlichkeit und geordnete Liturgie geht, bildet die römische Religiosität der Kleriker und Laien ein einziges Ärgernis. So berichtet er entsetzt von einem Abendgottesdienst in S. Bartolomeo: „Während der Vesper wurde von der Geistlichkeit und dem Volke ein Tumult erregt, wie ein Jahrmarkt. Andacht war nirgends sichtbar“⁶³. Oder vom Hochamt an Mariä Geburt bei den Serviten: „Gegenwärtig waren kaum 200 Personen, meistens Weibsleute, die wie gewöhnlich ohne Zeichen einer theilnehmenden Andacht blos zuhörten und zusahen, wie auf einem Theater“⁶⁴. Oder von einem Besuch des Sonntagsgottesdiensts in Neapel, wo er Stühle, statt Bänke bemerkte, „die aber nur zum Sitzen, nicht aber zum Knien eingerichtet sind. Sogar unter der Wandlung bleibt man sitzen und beugt nur das Haupt“⁶⁵ – eine für Burgs religiöses Verständnis unandächtige Haltung. Seine Liebe gilt dem Rom der Märtyrer, der Stadt der Katakomben. Beim Besuch von S. Sebastiano notierte er in sein Tagebuch: „Mit geheiligter Empfindung betrachte ich diese – durch den Aufenthalt – und das Begräbnis so vieler tausend Blutzeugen geweihten Reste. Die ganze blutige frühere und spätere Geschichte unserer erhabenen Christus Religion stieg aus der tiefen Vergangenheit vor mir auf, und es war mir, als müßte ich fester und fester das Kleinod halten, welches noch jetzt Afterglaube und Unglaube den Herzen der Unbefangenen zu entreißen streben“⁶⁶. Ob so ein rationalistischer Aufklärer redet, überlasse ich Ihrem Urteil. Mit dem Rom der Päpste des beginnenden 19. Jahrhunderts, mit der verschmutzten Stadt, dem Proletariat der Abbaten, dem „Priesterregiment“, das in „manchem Betracht schlimmer wirkt als ein soldatisches, welches durchaus zu wenig das Moralische – und das Heilige achtet“, kann Burg dagegen nichts anfangen. Insbesondere die mangelnde Produktivität und Verarmung im Kirchenstaat bringt ihn in Rage: „Die Regsamkeit des Römers verhält sich zum Gewerbefleiß des Deutschen wie das schleichende Daseyn des Greises zu der lebhaften Behendigkeit des Jünglings, der muthig und ernst dahinschreitet durch das reizende Leben“⁶⁷. Ob das ein typisches Urteil eines Aufklärers oder nur das klassisch teutonische Vorurteil ist, wage ich nicht zu entscheiden.

⁶¹ Ediert von Ludwig Lenhart, *Das Tagebuch einer kirchenpolitischen Romreise*, in: AMRhKG 1 (1949), 230–247.

⁶² Vgl. Hermann Baier, *Wessenbergs Romreise 1817*, in: ZGO 79 (1927), 207–235.

⁶³ Lenhart, *Tagebuch* 234.

⁶⁴ Ebd. 235.

⁶⁵ Ebd. 245.

⁶⁶ Ebd. 237 f.

⁶⁷ Ebd. 240.

Joseph Vitus Burg teilt das Schicksal einer ganzen Generation vom Kirchenmännern; „seine Geschichte ist“ – wie der Bonner Kirchenhistoriker Heinrichs Schrörs in anderem Zusammenhang einmal treffend formulierte – „unter einer großen Schutthalde begraben, auf der die Disteln und Strohblumen der PartEIFabel sich angesiedelt haben“⁶⁸. Selbstredend konnte im Rahmen dieses Vortrags nicht „der ganze Burg“ freigelegt und rekonstruiert werden. Die Stichgräben, die durch die verschiedenen Ablagerungsschichten der Historiographie und Ideologie hindurch getrieben wurden, haben aber hoffentlich gezeigt, daß es eine lohnende Aufgabe wäre, Joseph Vitus Burg in einer umfassenden Biographie dem Dunkel der Geschichte zu entreißen, denn dieser bedeutende Offenburger braucht ihr Licht – trotz möglicherweise zutage tretender Schattenseiten – nicht zu scheuen.

⁶⁸ Heinrich Schrörs, Selbstdarstellung, in: E. Stange (Hg.), *Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, Leipzig 1927, 193–238, hier 223.

Theodor Wacker (1845–1921)*

Von Hugo Ott

Der erste Großherzog von Baden, Karl Friedrich, stiftete 1809 den „Hausorden vom Zähringer Löwen“, der bis zum Ende der Monarchie 1918 in sechs Klassen verliehen wurde. Dieser badische Löwenorden zeigte auf dem Ordenskreuz im emaillierten Mittelstück die Ruine der Stammburg Zähringen und auf der Rückseite einen goldenen Löwen auf rotem Grund – der Löwe das angebliche Wappentier der Zähringer –, und einer der Haupttitel der neuen badischen Großherzöge von Napoleons Gnaden lautete: Herzog von Zähringen. Das gehört in die Traditionsbemühungen der Großherzöge von Baden – nämlich sich auf das berühmte Geschlecht der mittelalterlichen Zähringer zurückzuführen und damit in die Blutsverwandtschaft des mittelalterlichen Hochadels zu gehören.¹

Der seit 1883 als Pfarrer von Zähringen – damals noch ein selbständiges Dorf unweit vor den Toren von Freiburg – amtierende Geistliche und Politiker Theodor Wacker hatte nie eine Chance, auch nur mit der niedersten Klasse des Zähringer Löwenordens geehrt zu werden. Wie auch! Galt er doch als der Widerpart des regierenden Großherzogs Friedrich I., als *enfant terrible*, als Greuel. Ja, in Karlsruhe wurde der Name Wacker selten in den Mund genommen – und wenn: dann nur mit Ingrimml!, es ging fast immer um den Pfarrer von Zähringen eben – der war zu einem politischen Haupt- und Kampfbegriff

* Die Vortragsform wurde beibehalten. Die Anmerkungen wurden auf ein Mindestmaß begrenzt. Die Studie fußt vor allem auf folgender Literatur: Hugo Ott, *Das Erzbistum Freiburg im Ringen mit Staatskirchentum und Staatskirchenhoheit*, in: *Das Erzbistum Freiburg 1827–1977*. Freiburg, 1977, 75–92. – *Großherzog Friedrich I. von Baden und die Reichspolitik 1871–1907*. 3. Band: 1890–1897, 4. 1898–1907. Hrsg. von Walther Peter Fuchs. Stuttgart 1980. – Hans-Jürgen Kremer (Bearb.), *Mit Gott für Wahrheit, Freiheit und Recht. Quellen zur Organisation und Politik der Zentrumspartei und des politischen Katholizismus in Baden 1888–1914*. (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim 11.) Stuttgart 1983. – *Das Großherzogtum Baden in der politischen Berichterstattung der preußischen Gesandten 1871–1918*. Bearb. von Hans-Jürgen Kremer. 2 Bände. Stuttgart 1990/1992.

In Kürze wird von Hans-Jürgen Kremer der Registerband erscheinen, wonach dieses umfangreiche und landes- wie kirchengeschichtlich wichtige Material erschlossen werden kann. – Ich habe selbstverständlich auch die Personalakte Theodor Wacker im erzbischöflichen Archiv zu Freiburg ausgewertet.

¹ *Die Zähringer. Anstoß und Wirkung*. Hrsg. von Hans Schadek und Karl Schmid. (= Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung II). Sigmaringen 1986. Dort Nr. 322, S. 362 f.

schlechthin geworden. Zähringen war in den deutschen Landen bekannt geworden – als Markenzeichen für die einen, als Schimpf für die anderen.

Seit Wacker 1888 die Führung der Katholischen Volkspartei, die dann badisches Zentrum hieß, übernommen hatte, war der unter dem irenisch gesinnten Prälaten Lender herrschende gemäßigte Ton aufgegeben und die kämpferische Note bestimmend geworden. Ein hoher badischer Ministerialbeamte, der die Kontakte von Karlsruhe nach Rom zu pflegen hatte, nutzte z. B. im Herbst 1890 eine beiläufige Gelegenheit – doch genau vorbereitet –, dem päpstlichen Nuntius in München seine Sorgen wegen Wacker vorzutragen: dieser stehe den demokratischen Strömungen der Sozialisten und linken Demokraten näher als der monarchischen Richtung. In der ihm zu Diensten stehenden Presse – es war vor allem der „Badische Beobachter“ – agiere er nicht nur gegen die Nationalliberalen und die Regierung, sondern auch gegen den Landesherrn, indem er vor allem behaupte, die badischen Katholiken hätten seit dreißig Jahren kein Gehör beim Großherzog gefunden. Dies war gleichsam eine Majestätsbeleidigung.

Der Erzbischof, so der Ministeriale weiter – es war der seit 1886 in Freiburg amtierende Christian Roos –, wegen des einschlägigen Wacker-Artikels angesprochen, habe sich geweigert, seinen Geistlichen Wacker zur Rechenschaft zu ziehen oder eine Richtigstellung dem Landesherrn gegenüber zu geben: Politik sei doch ein bürgerliches Recht, meinte dieser Oberhirte, das auch einem Geistlichen zustehe; im übrigen begrüße er, der Erzbischof, die Agitation, „weil sie seine eigene Potenz sei“. Er könne mit der neuesten Entwicklung beim Abbau der Kulturkampfgesetze nicht zufrieden sein, weil in der Frage der Ordensgeistlichen nicht das mindeste Entgegenkommen erfolgt sei. Der Karlsruher Ministeriale versuchte dem Nuntius zu verdeutlichen, daß dieser Zentrumspolitiker Wacker die sich anbahnende freundschaftliche Beziehung zwischen Rom und Karlsruhe gefährde. Der Nuntius solle das alles nach Rom berichten, damit auch der Erzbischof Roos von Rom aus eines Besseren belehrt werden könne. Immerhin versicherte der Nuntius, er wolle das ihm Mögliche in Rom unternehmen. Was von dieser Aktion sicher blieb, daß Wacker in Rom wohl in den Geruch eines Störenfrieds geriet! Der Vatikan schritt aber in der Sache selbst nicht ein. Wir haben hier schon die entscheidenden politischen Stichworte: Kulturkampf, Kulturkampfgesetze, Abbau der Kulturkampfgesetze und besonders die umstrittene Frage der Zulassung von Männerorden sowie der politische Hauptgegner: die *Nationalliberalen*.

Es half alles nichts, was gegen den Pfarrer von Zähringen regierungsseits unternommen wurde. Ein Jahr (10. 11. 1891) später griff Seine Königliche Hoheit der Großherzog selbst zur Feder und schrieb von Schloß Baden – wo kürzlich die unglaubliche Versteigerung und Verschleuderung der badischen Kunstschatze beendet worden ist – (eine 2. Säkularisation) – an seinen Staatsminister –

und jetzt zitiere ich den ganzen Brief: „Die fortgesetzten beleidigenden Publikationen des Pfarrers Wacker im Badischen Beobachter haben nun einen Grad erreicht, der das Maß ruhiger Zulassung überschreitet. Die Gerichte gegen Pfarrer Wacker anzurufen, halte ich nicht für ratsam, da von ihnen keine Hilfe zu erwarten ist. Jede Freisprechung in solchem Fall ist gleichbedeutend mit der Beleidigung des Artikelschreibers.

Ich nehme aber auch den vorliegenden Fall nicht als eine persönliche Beleidigung, sondern halte dafür, daß er prinzipiell zu behandeln ist, als eine politisch unzulässige Hereinziehung des Staatsoberhauptes in den Streit der Parteien und damit den Beginn der Herabwürdigung der Autorität der Staatshoheit in den Schmutz der Straße. Da ist es an der Zeit, diejenige Behörde zur Verantwortung zu ziehen, welcher der journalistische Geistliche untersteht.

Ich komme zu Ihnen mit dem Ersuchen, in dem Staatsministerium die Frage zu erwägen, ob es sich empfiehlt, den Erzbischof von Freiburg aufzufordern, gegen den Pfarrer Wacker einzuschreiten und ihn über sein revolutionäres Gebaren zur Verantwortung zu ziehen. Dem Erzbischof wäre dabei in meinem Namen auszusprechen, daß ich nimmermehr annehmen könne, daß er das Verfahren dieses Geistlichen billigen, aber wohl wahrnehmen mußte, daß sowohl die Publikationen des Pfarrers Wacker als diejenigen des Kanzleidirektors Maaß nur mit Kenntnis des Herrn Erzbischofs stattfinden konnten. Ich müsse dieses Verfahren als ein durchaus unstatthaftes bezeichnen und erwarte, daß der Erzbischof imstande sein werde, Erklärungen zu geben, welche mich zu befriedigen vermöchten. Die Verunglimpfungen, welche sich der Pfarrer Wacker bisher mir gegenüber und gegenüber der Autorität der Regierung schuldig gemacht hat, seien so schlimmer Natur, daß der Erzbischof wohl einsehen werde, daß eine gewöhnliche Entschuldigung hier nicht ausreiche, sondern mehr geschehen müsse, um einen künftigen Verkehr mit der Kirchenbehörde zu ermöglichen. Der Erzbischof möge sich vergegenwärtigen, daß eine Fortsetzung des bisherigen von der Kirchenbehörde geduldeten revolutionären Verfahrens zur Auflösung aller Ordnung im Staat führen müsse und somit der Kirche auch nicht zum Vorteil gereichen könne. Er möge also dazu beitragen, daß die Staatsgewalt nicht in die Lage versetzt werde, die gestörte Ordnung auf außerordentlichen Wegen herzustellen und damit Zustände herbeizuführen, welche jede friedliche Entwicklung in langer Zeit untunlich erscheinen lassen.

Ich halte dafür, daß es dem Erzbischof nicht leicht sein wird, darauf zu antworten – aber ich möchte ihn und das Ordinariat in die Lage setzen zu erwägen, ob die bisher eingeschlagenen Wege zu einem befriedigenden Resultat führen können.

Ich bitte also, daß Sie diese Frage im Staatsministerium beraten, da die jetzige Lage der Dinge eine recht üble geworden ist.“ Ich habe diesen Brief so

ausführlich zitiert, weil er schlaglichtartig die Grundkonstellation erhellt, in die Theodor Wacker einzubeziehen ist. Wenn ich die in Karlsruhe herrschende Atmosphäre noch ein wenig näher beleuchte, dann aus einem Bericht des preußischen Gesandten in der badischen Residenz an den Reichskanzler zum nämlichen Problem: der streitbare Pfarrer von Zähringen werde immer unverschämter, schrieb er am 14. November 1891 nach Berlin. Der Großherzog hege die Besorgnis, daß aus dem demagogischen Treiben des geistlichen Herrn allmählich eine Fanatisierung der katholischen Bevölkerung resultieren könne. Ja, der Großherzog habe dem Kultusminister gegenüber die derzeitige Lage mit der revolutionären Situation von 1848 verglichen, was freilich durchaus ungerechtfertigt sei. Wackers Ziel und Taktik sei, die Katholiken demagogisch aufzurütteln und dadurch die Macht der Nationalliberalen zu brechen, vor allem aber die Zulassung der Männerorden zu erreichen. „Ich darf ehrerbietigst bemerken, daß alle früheren Versuche der Regierung, den Erzbischof von Freiburg zu einem Einschreiten gegen den Zähringer Pfarrer zu bewegen, erfolglos geblieben sind; Herr Roos behauptete stets, er sei machtlos, und Herr Wacker seinerseits betonte mehrfach öffentlich, daß niemand das Recht habe, ihm über sein politisches Verhalten Vorhaltungen zu machen.“ Deswegen habe das Ministerium den Vorschlag des Großherzogs nicht weiterverfolgt und beim Erzbischof keine Maßregelung des Zähringer Pfarrers verlangt. Auch vertrauliche Demarchen in Rom seien derzeit wenig wirksam.

Im übrigen gab es einen persönlichen Hintergrund in der Auseinandersetzung Wacker/Großherzog, der einer gewissen Pikanterie nicht entbehrt. Die liberale „Straßburger Post“ berichtete häufig über die politischen Vorgänge im Großherzogtum Baden. Das Blatt zeigte sich gut unterrichtet. Theodor Wacker pflegte stets sehr ausführlich auf die Straßburger Beiträge zu antworten – besonders scharf. Er wußte, daß der Großherzog selbst der Verfasser war, bzw. die Artikel autorisiert hatte. Der Zwischenträger von Karlsruhe nach Straßburg war ein höherer Beamter der Finanzverwaltung. Und dieser Bote war dem Ondit zufolge ein natürlicher Sohn des Großherzogs – und all dies wußte wiederum Theodor Wacker, der dem Großherzog gegenüber keinen sonderlichen Respekt aufbrachte – auch aus moralischer Sicht.

Nein, Wacker hatte keine Chancen auf einen Orden vom Zähringer Löwen. Er brauchte ihn auch nicht, da er selbst in höchsteigener Person vom Volk mit dem respektvollen Ehrentitel „Der Löwe von Zähringen“ versehen worden ist, dessen Pranken und dessen Gebrüll die politischen Gegner fürchteten, doch nicht nur diese: auch die Kirchenbehörde und viele Parteifreunde und alle, die sich nicht ohne weiteres dem strengen Parteiführer, dem begnadeten Taktiker, dem eher unzugänglichen Menschen fügten. Er soll recht humorlos gewesen sein. Es gibt aber eine sehr liebenswürdige Charakterisierung Wackers aus der Feder von Heinrich Köhler, der in der Weimarer Zeit bereits Karriere machte

und dann 1945 nochmals in die politische Arena trat († 1949). Köhler hat den Zentrumsvorsitzenden Wacker zu Beginn seiner eigenen politischen Laufbahn (um 1905) näher kennengelernt. Er schreibt: „Wer Theodor Wacker auf der Höhe seines Lebens zum ersten Mal sah, der war gepackt von dieser Erscheinung. Auf einem untersetzten, breitschultrigen und massiv scheinenden Körper saß ein starker, runder Kopf; die Gesichtszüge scharf geschnitten und streng, der Mund fest geschlossen, die Augen geistvoll und durchdringend, die Stirne weitausladend, breit und hoch – in der Jugend sicher ein ‚schöner Mann‘, wenn die Härte des Gesamteindrucks nicht gewesen wäre. Später milderten die grauen Haare diesen harten Ausdruck, hinter dem sich – allerdings nur dem erkennbar, der lange mit Wacker verkehrte – ein tiefes Gemüt verbarg. Der Gang war fest und immer gemessen. Dieser Körper umschloß einen Willen, eine Energie, einen Verstand, wie sie selten in solcher Ausprägung vereinigt sind. Dazu kam eine Furchtlosigkeit im Leben wie in der Politik, die immer wieder zur Bewunderung hinriß. Das Ganze aber war getragen von einer Selbstlosigkeit, die geradezu als heroische Tugend angesprochen werden muß.“²

Am 5. November 1845 wurde dem Kammacher Friedrich Wacker und der Frau Creszenz geb. Bohnert, bürgerliche Eheleute von Bohlsbach, ein Sohn geboren. Bohlsbach, das nördlich von Offenburg in der Kinzigniederung liegt – heute nach Offenburg eingemeindet ist – und über Jahrhunderte nach Offenburg eingepfarrt war bis zur Erhebung der Filiale zur Pfarrei 1788. Der Bub wurde am 8. November – es war ein Sonntag – auf den Namen des Martyrers Theodor getauft, dessen Fest am 9. November gefeiert wird. Wacker hat, wie allgemein üblich, den Namenstag hoch gehalten. Am Tag des Namenspatrons ist Wacker 1921 in Freiburg gestorben. Zwölf Geschwister hatte Theodor Wacker, von denen die meisten im Kindesalter dahingerafft wurden – an Lungentuberkulose, der auch der Vater erlegen ist. Dieses soziale Umfeld, das durch finanzielle Beengtheit gekennzeichnet war, muß stets bedacht werden bei der Würdigung des späteren Geistlichen und Politikers. Wacker kam aus einfachen Verhältnissen, kannte die Kargheit der materiellen Existenz und brauchte zeitlebens keine Nachhilfe für soziales Engagement – schon gar nicht von den großbürgerlichen Nationalliberalen. Er war von früher Jugend an eingebunden in das religiöse Kraftfeld der katholischen Kirche, der er die Prinzipien der Lebensführung verdankte und für deren Rechte in dieser Welt er sich einsetzte, vor allem in den Zeitläuften des Umbruchs.

Der schulische Bildungsgang – mit dem früh gefestigten Ziel des Priestertums – führte ihn über das Progymnasium in Offenburg an das Lyceum in

² Heinrich Köhler, *Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878–1949*. Unter Mitwirkung von Franz Zilken herausgegeben von Josef Becker. Stuttgart 1964, 22–34. Köhler zeichnet sehr engagiert ein Lebensbild des Zentrumspolitikers und stützt sich dabei vor allem auf Josef Schofer, *Erinnerungen an Theodor Wacker*. 1921.

Freiburg, wo er als 20jähriger das Abitur ablegte und von 1865–1868 das Theologiestudium absolvierte, abgesichert durch Stipendien und finanzielle Förderung durch Wohltäter. 1867 gehörte der Theologe Wacker zu den Gründern des Freiburger akademischen Piusvereins und legte erstmals ein deutliches Bekenntnis zu der frühen Bewegung der deutschen Katholiken in der unverbrüchlichen Romverbundenheit ab, die in demokratischen Formen Schutz der Kirche vor dem immer stärker werdenden staatlichen Zugriff suchten und zugleich Einfluß auf das politische Leben. Wacker fand früh seine politische Position. Nach dem Jahr im Priesterseminar St. Peter wurde Wacker im August 1869 vom Weihbischof und Bistumsverweser Lothar Kübel zum Priester geweiht. Mit dem unglücklichen, verfemten Lothar Kübel verband Wacker ein inniges Verhältnis.

Diese Jahre Wackers in Freiburg und St. Peter waren durch das deutliche Sichtbarwerden des kirchenpolitischen Kampfes geprägt, und ohne Zweifel verfolgte der Priesteramtskandidat wachen Sinnes, wie für die Liberalen in Regierung und Kammer (2. Kammer der badischen Landstände) als Leitlinie politischen Handelns die Beschränkung des kirchlichen Einflusses in bestimmten gesellschaftlichen Bereichen maßgebend wurde – vor allem und zuvörderst im Schulbereich. Die Weichen für den Kirchenkampf wurden 1864 gestellt – von Karlsruhe, aber auch von Freiburg her. Es kam ab 1865 zur parteimäßigen Formierung einer katholischen Opposition, da es Grundüberzeugung weiter katholischer Kreise war (immerhin zählten nahezu zwei Drittel der badischen Untertanen zur katholischen Konfession), daß die politisch-parlamentarische Repräsentation der bürgerlichen Gruppen in den liberalen Richtungen zuungunsten der überwiegend den unteren sozialen Schichten zugehörigen katholischen Bevölkerung unverhältnismäßig hoch sei. In die Profilierung des politischen Katholizismus in Baden, entscheidend mitbestimmt vom Kuratklerus, gingen von Anfang an sehr starke sozialkritische Elemente ein, so daß die Ausbildung dieser politisch-sozialen Opposition der badischen Katholiken in breiter Front das liberale System im Kern traf. Der Theologiestudent Wacker erlebte auch intensiv, wie nach dem Bruderkrieg von 1866 die großdeutschen Hoffnungen sich zerschlugen und die propreußische Richtung in Karlsruhe in einer Kabinettsumbildung sichtbar wurde, wobei der neue Innenminister Jolly zur Symbolfigur für den härtesten Konfrontationskurs stand – er sollte das folgende Jahrzehnt wesentlich bestimmen.

Die ultramontanen Gruppierungen, von zensurähnlichen Maßnahmen gegen ihre Presse bedroht, schlossen sich enger zusammen und fanden schließlich 1869 in der Gründung der „Katholischen Volkspartei“ einen organisatorischen Rahmen, nachdem bereits in den vorausgegangenen Wahlen großartige Erfolge der katholischen Kandidaten zu verbuchen waren und die Volksvertretung erstmals einen pluralistischen Charakter erhielt. Freilich: das indirekte

Wahlssystem und die Wahlkreisgeometrie verhinderten über Jahrzehnte hinweg eine bestimmende und gebührende Repräsentanz der Katholiken in der Karlsruher Kammer.

Als Wacker auf seine ersten Stelle an der Spitalpfarrei in Konstanz im Herbst 1869 angewiesen wurde, war er in ein Zentrum kulturkämpferischer Atmosphäre geworfen und konnte in den wenigen Monaten seines Konstanzer Wirkens hautnah erfahren, wie vor Ort der kulturkämpferische Charakter des in Vorbereitung befindlichen Stiftungsgesetzes offenbar wurde: durch das Stiftungsgesetz von 1870 sollte den Kirchen die materielle Basis für die soziale Tätigkeit weitgehend entzogen werden. Dem sozialen Katholizismus, wie er sich etwa im Kreis um den Mainzer Bischof v. Ketteler manifestierte, wurde von maßgeblichen Kräften die Berechtigung versagt, das staatliche Monopol z. B. in der Sozialfürsorge beansprucht und letztlich die gesellschaftliche Funktion der Kirche negiert – insgesamt ein erschreckender Ausdruck der Illiberalität der Liberalen.

Theodor Wacker trat Anfang 1870 seine zweite Stelle an: Benefiziat und Kooperator am Freiburger Münster – bis 1883 –, in einer entscheidenden Phase der kirchenpolitischen Entwicklung, in welcher der junge Priester sich zum politischen Kopf und Führer profilieren konnte. Dabei wurde entscheidend, daß Wacker 1874 der Vorsitz des Freiburger katholischen Bürgervereins zufiel, in dem die führenden katholisch-politischen Persönlichkeiten der Stadt versammelt waren, etwa Ludwig Marbe, als dessen Nachfolger der Kooperator Wacker 1879 im 15. Landtagswahlkreis aufgestellt und mit großem Erfolg gewählt wurde. Zusammen mit der Redaktion des „Freiburger Boten“, dem katholischen Presseorgan, hatte Wacker sich binnen kurzem zu *der* entscheidenden politischen Persönlichkeit entfaltet, die dann über Jahrzehnte hinweg die katholische Bewegung im Großherzogtum Baden bestimmen sollte.

Die siebziger Jahre waren erfüllt mit den legislatorischen Aktivitäten der Karlsruher Regierung und der liberalen Kammermehrheit: 1872 Gesetz gegen die öffentliche Lehr- und Missionstätigkeit von Ordensangehörigen, Verschärfung des sog. Kulturexamens für die Theologiestudierenden, der Ausschluß des Weihejahrgangs 1874 von den Seelsorgestellen, die Altkatholikenfrage, und als Schlußakkord des badischen Kulturkampfes 1876 die Einführung der obligatorischen Simultanschule, welches Gesetz freilich die Ära Jolly in Baden beendete.

Wackers parlamentarische Lebensphase, die von 1879 bis 1903 währte, als er aus immer noch ungeklärten Gründen nicht mehr für die Landtagswahlen kandidierte, stand im Zeichen der vielfältigen Bemühungen, die Kulturkampfgesetze zu mildern, zu modifizieren und womöglich abzubauen.

Der Abbau der badischen Kulturkampfgesetzgebung stand in einer Atmosphäre der Herbeiführung des Friedens zwischen Staat und Kirche, kann je-

doch nur im größeren Zusammenhang der Wende der römisch-kurialen Politik und des Einlenkens Bismarcks gewertet werden. Letzten Endes wird man die Kulturkampfgesetze in Deutschland zurückführen können auf die Grundgegensätze im katholischen und liberalen Staatsverständnis: Der sich von kirchlichen und religiösen Bindungen lösende Staat des liberalen Zeitalters, dessen Autorität völlig rational abgeleitet wird und der deshalb geistliche Ansprüche bekämpfen muß, gerät in den Konflikt mit einem sich politisch begreifenden Katholizismus und bewirkt infolge einer ganz konsequent sich ergebenden Illiberalität (mit dem Höhepunkt im Kulturkampf) die parteipolitische Formierung der deutschen Katholiken, die das Gegenbild eines christlichen Staates mehr und mehr profilieren und politisch vertreten können. Dies wird nicht zuletzt anhand des Gewichtes deutlich, welches das Zentrum als katholische Partei im Reichstag sowie im preußischen Parlament erhält: Auf Dauer war die von Bismarck mitgetragene kulturkämpferische Konfrontation nicht durchzuhalten. So wurde die im Großherzogtum Baden eingeleitete Kursänderung durch die in Preußen und im Reich als sich abzeichnende Tendenzwende positiv beeinflusst und in einer von Rom geschickt geführten Diplomatie in den Zusammenhang einer Wechselwirkung gestellt.

Nach den ersten Signalen im Großherzogtum wie z. B. einer sanfteren Anwendung des Altkatholikengesetzes wurde 1879 die eigentliche Entkrampfung mit der Revision des Kulturexamens eingeleitet, das 1880 aufgehoben wurde. In der Tat wurde damit einem unerträglichen pastoralen Notstand abgeholfen, da als Folge des Gesetzes von 1874 über 400 Pfarreien vakant waren. Das bildungs- und staatspolitische Anliegen der Liberalen blieb gewährleistet: der Nachweis eines Universitätsstudiums für die Kleriker, das auch Vorlesungen aus dem Gebiet der Philosophischen Fakultät – Philosophie und Geschichte – einschloß. So konnte die Entscheidung von 1880 nach längeren Verhandlungen auch von der liberalen Partei mitgetragen werden, weil sie insgesamt Kompromißcharakter hatte. Das aus der Karlsruher Sicht nächst vordringliche Problem der Freiburger Sedisvakanz konnte angesichts der politischen Kräfteverhältnisse so lange nicht in Angriff genommen werden, als Bistumsverweser v. Kübel, der im Kulturkampf entschiedene Gegner, als erster Anwärter galt. Nach dem unerwarteten Tod Lothar v. Kübels am 3. August 1881 war der Weg für eine grundsätzliche Entscheidung, die über eine nur personalpolitische Lösung hinausging, frei: Nachdem Rom und Karlsruhe 1882 sich auf Domkapitular Johann Baptist Orbin geeinigt hatten, der bereits auf der Liste von 1868 als letzter der Karlsruher Regierung genehmer Kandidat figuriert hatte, war eine Marke für eine weitere Entspannung gesetzt, da Orbin als Repräsentant des religiösen (bzw. liberalen) Katholizismus konterkarieren konnte.

So wurden in Verfolgung einer Politik der pragmatischen Konzessionen die früher üblichen Hemmnisse wie z. B. die Frage des Bischofseides erst gar nicht

aufgebaut, obwohl an der grundsätzlichen Entschiedenheit der Regierung, auf der Grundlage der gesetzlichen Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche verankert zu bleiben, kein Zweifel gelassen wurde. Gleichwohl stand die Amtszeit Orbins überwiegend im Zeichen einer Friedenspolitik, während die Katholische Volkspartei in diesen Jahren deutlicher eine Programmatik der totalen Revision der Kulturkampfgesetze entwickelte und auf diese Weise eine Diskrepanz zwischen Kirchenleitung und politischer Vertretung des badischen Katholizismus bewirkte, die durch innerparteiliche Spannungen noch verschärft wurde.

Wurden dem Erzbischof als Konsequenz der praktischen staatlichen Konzessionen Erfolge beschieden wie die Wiederezulassung der Knabenkonvikte als privater Anstalten (ohne Revision des Gesetzes von 1874) und Verbesserung der Pfarrerbesoldung, so geriet die katholische Partei, die noch 1881 einen großen Wahlerfolg verzeichnen konnte, angesichts ihrer prinzipiellen Haltung in den Geruch der Friedensstörung, was sich bei den Wahlen 1883 in Mandatsverlusten niederschlug. Bei aller Gemeinsamkeit in der Bewertung der Prinzipienfrage, sozusagen der strategischen Einstellung, kam es mehr und mehr zu gravierenden Unterschieden hinsichtlich der taktischen Schritte: Der Führer der Katholischen Volkspartei, Prälat Lender, stand dabei auf der Seite des irenischen Erzbischofs, während um Theodor Wacker sich eine entschiedene Minderheit scharte, die besonders angesichts der günstigen Entwicklung der Kulturkampfrevision in Preußen auf der Linie der preußischen Zentrums politik operierte. Eine Zerreißprobe war unvermeidlich: In den Wahlen 1885 erlitt die Partei eine schwere Niederlage zugunsten der Nationalliberalen, die eine Dreiviertelmehrheit erringen konnten. Daß die Politik der praktischen Konzessionen bald an eine Grenze gestoßen war, wurde in diesem Jahr auch der Freiburger Kirchenregierung einsichtig, die jetzt selbst auf unmittelbare Revision der Kulturkampfgesetze drängte, damit zunächst keinen Widerhall in Karlsruhe fand.

Der Weg der friedlichen Koexistenz sollte weiter beschritten werden – auch nach dem Tod des Erzbischofs Orbin 1886, für dessen Nachfolge die Regierung Prälat Lender und den als kirchenpolitischen Berater des Großherzogs wie Bismarcks einflußreichen Freiburger Theologieprofessor Franz Xaver Kraus favorisierte. Mit dem Limburger Bischof Johann Christian Roos kam dann ein Externer auf den Freiburger Bischofsstuhl, der offenkundig kirchenpolitisch nicht eindeutig festgelegt war und von dem die Regierung eine Fortführung der Orbinschen Richtung erwartete, während die politisch aktiven Katholiken um Wacker den neuen Oberhirten für eine Politik der Festigkeit zu gewinnen suchten, dabei unterstützt von Kanzleidirektor Maaß, der in der Freiburger Kirchenbehörde die Kontinuität der Kirchenregierungen v. Vicaris und v. Kübels gewährleistete. Erzbischof Roos entschied sich für den härteren

Kurs und nutzte dabei die Gunst der kirchenpolitischen Entspannung in Preußen, wo 1887 mit dem zweiten Friedensgesetz der Kulturkampf nahezu beigelegt und der Status quo ante nahezu völlig hergestellt worden war: Zentrales Anliegen der Abbauintiative der Freiburger Kirchenbehörde 1887 war die gesetzliche Wiedezulassung der bischöflichen Knabenkonvikte und des theologischen Konvikts in Freiburg sowie eine Revision des Anti-Ordensgesetzes von 1872. Nach langem parlamentarischem Ringen wurde 1888 das Kampfgesetz von 1874 aufgehoben, die strafrechtlichen Bestimmungen für Geistliche erheblich entschärft sowie immerhin die Spendung von Sakramenten durch Ordensangehörige in Notfällen gebilligt. Die Regierung drang mit der von Freiburg geforderten Zulassung von Ordensmitgliedern in der aus-hilfsweisen Seelsorge bei der liberalen Kammermehrheit nicht durch. Damit schien der Kreis der Revisionsmöglichkeiten abgesteckt zu sein: Weitergehende Wünsche der Freiburger Kurie wurden nicht erfüllt und damit die ersehnte Entspannung im kirchenpolitischen Raum nicht erreicht.

Auf diesem Hintergrund ist die Umorientierung des politischen Katholizismus in Baden zu sehen, der durch das starre Festhalten der liberalen Kräfte an der Kulturkampfbasis endgültig ernüchtert die taktische Position Lenders aufgab und sich Theodor Wacker anschloß, zugleich die Parteiorganisation des Zentrums übernehmend.

So standen die 90er Jahre im Zeichen sehr markanter politischer Kämpfe, im wesentlichen durch die Konfrontation zwischen Nationalliberalen und Zentrum bestimmt, wobei besonders das Altkatholikengesetz, das Stiftungsgesetz und die gesetzlichen Bestimmungen gegen die Ordensniederlassungen im Vordergrund standen. Trotz signifikanter Wahlerfolge des Zentrums und auch nach dem Verlust der absoluten Mehrheit für den Nationalliberalen 1893 konnte nur eine Abbaupolitik der kleinen Schritte durchgesetzt werden: z. B. das Gesetz über die Wiedezulassung der Missionen 1894, wohingegen die Ordensfrage nach wie vor ungelöst blieb und erst, wie die meisten umstrittenen Kulturkampfgesetze, in der Umbruchzeit nach dem Ersten Weltkrieg positiv geregelt wurde. Obwohl angesichts der Kräfteverhältnisse in der Zweiten badischen (Volks-) Kammer und des erstaunlichen Elans der badischen Zentrumsführer manche gesetzliche Regelung auf den Weg gebracht wurde, erwies sich die festgefügte Erste Kammer letztlich als Bollwerk des Liberalismus, und auch das großherzogliche Haus hat z. B. in der Ordenszulassung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei einem konservativ-liberalen Kabinett in Sichtweite gerückt war, ganz entschieden interveniert und eine „katholische“ Lösung verhindert.

So zeigte sich, betrachtet man den Zeitraum 1878–1918 unter dem Aspekt der Revision, eine insgesamt erstaunliche Stabilität der badischen Kirchenpolitik, die über marginale Konzessionen und atmosphärische Korrekturen eigent-lich nicht hinausging, auf jeden Fall an den Grundsätzen der Staats-

kirchenpolitik nicht rütteln ließ: Diese Kontinuität findet ihre Erklärung in den schon angedeuteten strukturellen Elementen der badischen Verfassung, die bei Dominanz eines protestantischen Herrscherhauses letztlich die liberal-protestantische Führung in der Ministerialbürokratie und in den Kabinetten zementierte und eine unbedingte Abhängigkeit von parlamentarischen Mehrheiten nicht erforderte. Die sich verstärkende politische Repräsentanz der Katholiken in der Zweiten Kammer blieb bis 1918/19 ohne politische Auswirkung.

Auf diesem Hintergrund ist das politische Wirken Wackers zu betrachten. Die Kooperatur am Freiburger Münster, bisherige Basis für das politische Engagement in der Stadt und im Breisgau, war dem Landtagsabgeordneten nicht mehr angemessen. Er machte sich Hoffnungen auf die freigewordene Stelle des Dompräbendars, welche Position freilich nur im Einvernehmen mit Karlsruhe besetzt werden konnte. Keine Chance für den streitbaren Geistlichen. Als Ersatzlösung bot sich die Pfarrstelle in Zähringen an, wo Wacker 1883 aufzog und bis zum Lebensende 1921 als Pfarrer tätig war – nahe genug zur Bischofsstadt, auch an der Bahnlinie nach Karlsruhe gelegen, wo sogar die Fernzüge bei Bedarf Halt machten, wenn der Abgeordnete in politischen Geschäften unterwegs war. Immerhin hatten sich 22 Geistliche um die Pfarrei St. Blasius beworben, die damals 1200 Seelen zählte, ganz ordentlich dotiert war und doch noch ländlichen Charakter aufwies. Das Domkapitel hatte im ersten Durchgang sieben Kandidaten ausgewählt. Theodor Wacker hatte unter diesen die besten Aussichten, da sich die Kirchengemeinde Zähringen dezidiert für ihn ausgesprochen hatte.

Die eigentliche politische Ära Wacker begann 1888, nachdem es ihm gelungen war – wie schon angedeutet –, den katholisch-liberalen, irenisch eingestellten Parteiführer Lender nach schweren, mehrere Jahre dauernden innenpolitischen Auseinandersetzungen zur Aufgabe zu zwingen, mit Hilfe des Zentrumführers Ludwig Windthorst die Badische Volkspartei in das Zentrum einzugliedern und im Freiburger Manifest von 1888 die wesentlichen Programminhalte der Zentrumsparterie zu verbinden: das geschah im Zusammenhang mit dem 35. Deutschen Katholikentag in Freiburg. Die Forderungen lauteten: soziales Engagement nach der Zentrumslinie, totaler Abbau der Kulturkampfgesetze und Herbeiführung des *direkten* Landtagswahlrechtes, um die Chancengleichheit der Katholiken zu verbessern. Mit dieser neuen programmatischen Ausrichtung gingen einher der Presseausbau, die politische Kooperation mit den katholischen Vereinen, später vor allem mit dem Volksverein für das katholische Deutschland, und nicht zuletzt die Neuorganisation der katholischen Partei. Wacker schuf in der Folgezeit eine schlagkräftige Organisation, von der Zentrale bis in die feinsten Verästelungen der lokalen Gruppierungen. Die kämpferischen Leitartikel des Pfarrers von Zähringen, der

sich treu blieb, stärkten den Zusammenhalt des Parteivolkes, hielten die parteiinterne Gegnerschaft in Schach und profilierten die katholische Bewegung in unverwechselbarer Weise. Wacker schien auf dem Weg, das Badische Zentrum zur absoluten Mehrheit in der II. Kammer der badischen Landstände zu führen – das wäre unerhört gewesen. Er schien auf dem Weg, als das verfassungspolitische Ziel des direkten Wahlrechts erreicht war und der Landtag von 1905 erstmals nicht mehr durch das Wahlmännersystem gewählt werden sollte.

Wenn wir uns mit dem politischen Geschäft befassen, dann müssen wir auch einen Blick in die Niederungen der Wahlkämpfe werfen – wirkliche Niederungen, auf denen es grausig zuging. Wir können uns heute die schlimme Polemik nur noch schwer zu Gemüte führen, mit der auf allen Seiten gegen den politischen Gegner gekämpft worden ist. Im Grunde ist vieles dabei degoutant. Aber: das war die Realität, der politische Alltag. Harte Bandagen waren nötig, auch um die Schläge unter die Gürtellinie zu parieren. Ich betone nochmals: keine Partei ist dabei anzunehmen. Die Presseorgane waren das hauptsächlichste Kampfmittel.

Theodor Wacker beherrschte dieses Instrumentarium meisterlich und trug auch keine Bedenken, Rundschreiben und Wahlschreiben der Parteizentrale über die Pfarrämter zu verteilen, die Pfarrer aufzufordern, von der Kanzel aus vor der gegnerischen Parteipresse zu warnen und für den Bezug der Zentrumsblätter zu werben – ein schwieriges Problem, da die Grenzen zwischen Seelsorge und Politik, zwischen pfarramtlicher Autorität und politischer Agitation vermischt wurden. Wacker, der solche Verfahren bis zur Schmerzgrenze der politischen Gegner, und das heißt permanent: der Nationalliberalen, trieb, konnte darauf verweisen, daß die badischen Amtsstuben aller Grade im Grunde auch Parteiarbeit für die regierungsfreundlichen Gruppierungen leisteten, aber: hier waren die Klerikalen auf dem Prüfstand. Einen Höhepunkt erreichte die Auseinandersetzung Ende 1904: es war die Vorbereitung auf die Reichstagswahlen des Sommers 1905 und die Landtagswahlen des Herbstes 1905, zu denen erstmals, wie erwähnt, direkt gewählt wurde. Wacker hatte – spektakulär – bereits für 1903 auf eine Kandidatur verzichtet, blieb jedoch der unbestrittene Vorsitzende der badischen Zentrumspartei; ja er war stärker denn je, da es ihm gelungen war, den innerparteilich opponierenden Flügel um den Reichstagsabgeordneten Konstantin Fehrenbach – Fehrenbach galt als Mann der Regierung! – in Schach zu halten und zugleich den Repetitor am Theologischen Konvikt, Dr. Josef Schofer, als Nachwuchskraft zu lancieren. Schofer sollte dann auch die harte, kompromißlose Linie Wackers weiterführen. Bereits 1905 zog Schofer in den Landtag ein.

Wiederum mußte sich Ende 1904 der Großherzog, inzwischen sehr senil geworden und gar nicht mehr gut beieinander, sehr abhängig von seiner Gattin, der Tochter Kaiser Wilhelms I., wiederum mußte sich der Großherzog über

diesen „unflätigen“ Pfarrer von Zähringen echauffieren, weil dieser ein massives Wahlschreiben über die Pfarrämter hatte verteilen lassen. „Der Großherzog wünsche“, so wurde nach Berlin an den dort weilenden Chef der großherzoglichen Regierung telegraphiert, „daß das Kultusministerium im Namen S.K.H. des Großherzogs an den Erzbischof die Frage richte, ob das Rundschreiben Wackers an die Geistlichkeit mit Kenntnis und eventueller Billigung des Erzbischofs ergangen sei oder nicht. Von der Beantwortung der Frage hänge die weitere Behandlung ‚anderer Fragen‘ (sc. Männerklöster!) ab. Wenn die Geistlichkeit zur politischen Tätigkeit aufgefordert werde, so müsse die Regierung dazu Stellung nehmen.“ Der badische Regierungschef gab von Berlin aus grünes Licht und noch nämlichen Tages wurde an den Erzbischof – Thomas Nörber – ein geharnischter Brief geschrieben und eine „beruhigende und befriedigende Erklärung“ gefordert. Nörber versicherte, weder er noch die Mitglieder des Ordinariates seien informiert gewesen, und es sei nach Bekanntwerden auch keine Zustimmung gegeben worden. Der Erzbischof distanzierte sich indes inhaltlich *nicht* von dem Wackerschen Rundschreiben, sondern nützte die Gelegenheit, um grundsätzlich mit der Regierungspolitik der letzten Jahre abzurechnen, soweit sie kirchenpolitisch relevant war, nannte zahlreiche Beispiele wie etwa, daß mit amtlicher Unterstützung „fremde Agitatoren... ins Land gerufen werden, um die katholische Kirche herabzuwürdigen, die Katholiken aufs tiefste zu kränken und bei Andersgläubigen Vorurteile und Abneigung, ja Haß gegen unsere Kirche zu wecken und zu nähren.“ Es werde unter dem Vorwand der Bekämpfung des sog. Ultramontanismus gegen die Grundlagen der Kirche, das Papsttum, die Dogmen, gegen Sakramente und gegen das Priestertum gearbeitet. Die staatliche Amtspresse werde in diese Kampagne einbezogen. Der katholische Klerus müsse sich dagegen wehren. Das sei keine politische Tätigkeit. Die Abwehr erfolge „einzig und allein unter dem kirchlichen Gesichtspunkte der Erfüllung einer von den Feinden der Kirche und überhaupt der positiven Religion aufgedrungenen Pflicht der Seelsorge der Gegenwart“.

Mit dieser Antwort hatte der Erzbischof auf lange Zeit die positive Lösung des Problems der Zulassung von Männerklöstern in Baden verscherzt. Dabei schien vordem der Weg geöffnet, denn vermutlich hatte Wacker sich dem Erzbischof gefügt und seinen Verzicht auf die Landtagskandidatur 1903 als Opfer für ein zu erwartendes Karlsruher Entgegenkommen gebracht. Bis heute bleibt der Verzicht Wackers unaufgeklärt, weil es nur Mutmaßungen gibt, aber keine Akten. Höchstwahrscheinlich beruht die Entscheidung Wackers auf einem vertraulichen Gespräch mit dem Erzbischof Nörber. Noch standen 1905 die Chancen für eine absolute Zentrumsmehrheit günstig – und dann wären die Karten neu gemischt worden. Freilich: um die absolute Mehrheit zu verhindern, schlossen sich die Nationalliberalen mit den Sozialdemokraten zusam-

men, gleichsam Feuer und Wasser, um für die Stichwahlen Wahlbündnisse einzugehen, was unter den Bedingungen des Mehrheitswahlrechts zu sehen ist. Dies hatte auch ein Wacker sich nicht vorstellen können. Wir nennen diese Phase der badischen Geschichte die Zeit des Großblocks. Das Wahlbündnis wurde durchgehalten und existierte auch noch in den Jahren des Ersten Weltkriegs – es war die Barriere gegen die Männerklöster verstärkt worden, und diese Barriere fiel erst 1918, als eine neue Zeit heraufgekommen war. Dann freilich stürzte dieses antikerikale Bollwerk wie ein Kartenhaus ein. Das Zentrum war wohl immer die stärkste Fraktion in Karlsruhe, aber von der möglichen absoluten Mehrheit durch das Großblockbündnis ausgeschlossen.

Wir müssen uns noch einem Vorgang zuwenden, der innerkirchlich verlief und der den auf der Höhe des politischen Ansehens stehenden Theodor Wacker ungemein stark getroffen und regelrecht erschüttert hat: die Indizierung seiner Essener Rede vom 15. Februar 1914 auf der Großkundgebung der Zentrumspartei.

Ich gehe kurz auf den Hintergrund ein: unter dem Pontifikat von Papst Pius X. (1903–1914) hatte sich eine starke Strömung bemerkbar gemacht, die sich selbst die Bezeichnung „Integralismus“ gab und das Ziel verfolgte, alle Bereiche dieser Welt in die katholische Kirche einzubinden, die Welt insgesamt dem kirchlichen Lehramt unterzuordnen und Veränderungen der Gesellschaft kirchlich nicht zu akzeptieren. Also: Kirche und Welt als ein unversehrtes Ganzes – als ein *integrum* – zu begreifen. Der Modernisierung der Welt, von den Integralisten als Modernismus angeprangert, sollte begegnet werden durch einen Antimodernismus. Das hatte starke Auswirkungen auf die Theologie, vor allem die wissenschaftliche Theologie. Aber: auch die politisch-gesellschaftlichen Bereiche wurden einbezogen.

In Deutschland brachen die inneren Konflikte aus um den Reformkatholizismus und um die christlichen Gewerkschaften, die sich im Unterschied zu den katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereinen überkonfessionell begriffen und sich der kirchlichen Leitung entzogen, um frei zu sein für die eigentlich gewerkschaftlichen Aufgaben: Tarifpolitik, Arbeitskämpfe – also für arbeitsrechtliche und wirtschaftliche Probleme.

Die Zeit bis zum 1. Weltkrieg in der katholischen Kirche Deutschlands war sehr stark geprägt durch den sog. Gewerkschaftsstreit, denn: die deutschen Bischöfe konnten sich nicht vorstellen, daß katholische Arbeiter interkonfessionell organisiert seien. „Die gewerkschaftliche Organisation katholischer Arbeiter muß katholisch sein und der Leitung der kirchlichen Autorität unterstehen“ (Bischof Kopp) – war ein Leitsatz. Auch der Freiburger Erzbischof Thomas Nörber war anfänglich ein harter Verfechter dieser Politik. Er sollte sich freilich dann total wandeln – besonders unter dem Einfluß von Theodor Wacker.

Für die deutschen Integralisten war der Gewerkschaftsstreit ein wahrer Tummelplatz. Sie heizten ein und hielten den Streit am Lodern. Es waren Gruppen, die in engster Verbindung mit bestimmten Vatikankreisen standen und in ihren Presseorganen diese spezifische römische Linie propagierten. Für Theodor Wacker und die meisten Zentrumspolitiker galten sie als Quertreiber, zumal sie auch auf die Zentrumspartei Einfluß nahmen und versuchten, die katholische politische Partei zu einer konfessionellen Vereinigung umzugestalten. An der Romtreue der Zentrumspolitiker war ja nie zu zweifeln, schon gar nicht bei Theodor Wacker. Aber: eine Unterordnung der Partei unter die kirchliche Leitung und eine Quasi-Dogmatisierung des Programms kam für die gestandenen Zentrumspolitiker nicht in Betracht – obwohl oder gerade weil viele einflußreiche Politiker dem geistlichen Stand angehörten.

Die Verunsicherung in Zentrumskreisen trieb 1913/14 auf einen Höhepunkt, so daß es zu einer grundsätzlichen Klärung kommen mußte. Dies geschah in aller Öffentlichkeit auf der Essener Kundgebung vom 15. 2. 1914, auf der Wacker das Hauptreferat hielt – eine heikle, delikate Aufgabe, nach der sich Wacker nicht gedrängt hatte, der er aber auch nicht auswich. Sein Ansehen war groß und er konnte als Autorität gelten. Es war eine glanzvolle Heerschau von 3500 Zentrumsleuten, vor denen der nahezu siebzugjährige Wacker sprach, mitreißend und prononciert wie gewohnt. Mit der ganzen Autorität, die den badischen Zentrumsführer auszeichnete, steckte er die Grenzen ab und brachte die erforderliche Klarheit: „Zentrum und kirchliche Autorität“ hieß sein Thema. Zunächst sein Bekenntnis: „Wir bekennen uns als katholische Männer, katholisch im Glauben und im Leben, im privaten wie im öffentlichen. Wir wünschen und verlangen, daß unsere katholische Kirche die Haltung hat und die Wirklichkeit entfalten kann, welche der ihr von Gott gegebenen Mission entspricht und durch Staatsverfassung gewährleistet ist. Wir bekennen uns also als treu katholische Männer, die redlich bestrebt sind, ihrer katholischen Kirche gegenüber vorab die Pflicht zu erfüllen, die Pflicht in jeglicher Beziehung, die entschlossen sind, ihrer Kirche, wenn sie ihrer Dienste bedarf, namentlich ihrer Dienste bestehend in Abwehr- und Kampfesarbeit, in vollstem Maße durch Arbeit und durch Opfer Dienste zu leisten (lebhaftes Bravo). Wir bekennen uns insbesondere mit unentwegter Treue zur kirchlichen Autorität, vertreten durch ihren obersten Hirten, und vertreten durch die ihm unterstellten Hirten, unsere Bischöfe [...]

Wir bekennen uns auch als treue Zentrumsleute. Dies der zweite Teil unseres öffentlichen Bekenntnisses. Beides gehört zusammen. Wenn der treu katholische Mann bei uns in Deutschland am öffentlichen politischen Leben sich beteiligt, so kann er nach Lage der Dinge nicht anders als zum Zentrum stehen, wenn er nicht in Gegensatz zu sich selbst kommen will. Und wenn der katholische Mann sich unter die Zentrumsfahne stellt, so kann er nicht anders, er

muß auch als treuer Katholik sich zeigen: in der Gesinnung und im Handeln. So verlangt es schon die Konsequenz.“

Im Verlauf des mehr als eine Stunde dauernden Referates, Wacker hatte eine zeitliche Beschränkung hinzunehmen – sonst sprach er nie unter zwei Stunden! – dann folgende Sätze: „Das Zentrum muß ganz besonders in Hinsicht auf das nötige Zusammenarbeiten mit Kreisen der evangelischen Bevölkerung frei von Abhängigkeitsbeziehungen zur kirchlichen Autorität dastehen. Daß ein Zusammenarbeiten des Zentrums mit entsprechend gesinnten Kreisen der evangelischen Bevölkerung erwünscht, ja notwendig ist, wurde zur Genüge dargetan. Wenn ein solches Zusammenarbeiten überhaupt noch möglich wäre, müßte es unausbleiblich in hohem Maße beeinträchtigt werden. Das Programm des Zentrums hindert keineswegs den Eintritt von Politikern evangelischen Bekenntnisses in die Zentrumsfraktion. Dem Zentrum kann es nur erwünscht sein, wie es auch unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Interessen sehr erwünscht ist, daß in möglichst vielen Fällen dieser Eintritt erfolgt und auch auf anderen Gebieten in tunlichst weitem Umfang dieses Zusammenarbeiten Platz greift. Man könnte es aber keinem Politiker evangelischer Konfession übelnehmen, wenn er sich dagegen sträubte, direkt oder indirekt unter die Autorität der katholischen Kirche sich zu begeben. Man könnte es ihm auch nicht übelnehmen, wenn er sich dagegen sträubte, mit einem Zentrum gemeinsame politische Arbeit auf sich zu nehmen, welches in dem Verdacht stände, mit eben dieser Arbeit dem Papst und Bischof unterstellt zu sein.“

Das reichte den Integralisten, um Theodor Wacker in Rom anzuzeigen und das Verfahren in Gang zu bringen, wonach die Essener Rede auf den Index gesetzt wurde, zumal sie rasch in Broschürenform zu Tausenden verbreitet worden ist. Die Essener Rede hatte eine große Resonanz und sie wurde überwiegend zustimmend kommentiert. Die integralistisch orientierten Blätter griffen Wacker aufs schärfste an: die Rede werde „zu einer ernsten Gefahr für die Reinheit der katholischen Lehre in grundlegenden religiös-politischen Fragen und für den gebührenden Gehorsam gegen die Gebote und Vorschriften der Kirche“ – so und ähnlich der Tenor. Für Wacker besonders niederschmetternd war die Art und Weise, wie das geschah. Weder er noch sein Erzbischof Nörber, der stets die schützende Hand über den Pfarrer von Zähringen hielt, wurden informiert, geschweige denn während des Verfahrens angehört.

Erzbischof Nörber hatte gerüchteweise vernommen, gegen Wacker werde das Indizierungsverfahren angestrengt, und er bemühte sich, in Rom indirekt für Wacker einzutreten: er könne auf das Bestimmteste versichern, „daß Wacker unbedingt papsttreu und kirchlich korrekt ist. Er hat seine Eigenheiten, die aber keinen Schaden anrichten“. Eine Indizierung gäbe einen ungeheuren Schlag gegen das Zentrum und würde Jubel bei allen Kirchenfeindli-

chen hervorrufen. Wenn überhaupt, dann solle Rom Wacker allenfalls persönlich rügen oder auch ihn, den Erzbischof, zur Rechenschaft ziehen. „Das könnte genügen und wäre zugleich heilsam für Wacker.“ Der aber dachte nicht an Rückzug, verteidigte seine Position gegen die Integralisten. Er stehe auf dem Boden der Kirche, er sei kein Häretiker und auch kein Anhänger des Modernismus. Er habe jahrzehntelang für die Kirche politisch gearbeitet und sie verteidigt.

Anfang Juni 1914 bracht der *Osservatore Romano* die Notiz, Wackers Essener Rede sei laut Beschluß der Indexkongregation in die Liste der verbotenen Bücher aufgenommen worden – eine Verlautbarung, die in Deutschland wie ein Blitz einschlug: Triumph bei den liberalen und kirchenfeindlichen Zeitungen, tiefste Betroffenheit und Verbitterung im Zentrum und bei den christlichen Gewerkschaften.

Im römischen Papier, das Wacker persönlich von Rom nie zugestellt worden ist, findet sich kein Hinweis auf die beanstandeten Stellen. Wacker mußte reagieren, zumal er kirchlich aufgefordert war, eine Erklärung abzugeben. Das Freiburger Ordinariat bot seine Mithilfe bei der Formulierung an. Der *Priester* Wacker war bereit, sich der Verfügung zu unterwerfen, aber der *Politiker* Wacker blieb bei seiner Überzeugung, die er im Juni 1914 auf einer Versammlung in Emmendingen vortrug mit den Kernsätzen: „Es ist eine selbstverständliche Pflicht des Gehorsams, daß ich einer vom Heiligen Vater genehmigten Entscheidung der Indexkongregation mich unterwerfe. Unbeschadet dieser Pflicht wird meine politische Arbeit und meine politische Stellung von der Entscheidung der Index-Kongregation nicht beeinflußt. Meine politische Arbeit durch mehr als vier Jahrzehnte hindurch fußt auf bestimmten Überzeugungen und Grundsätzen, die ich die ganze Zeit hindurch unentwegt festgehalten habe und weiter festhalten werde, solange die Arbeit währt (stürmischer, lang anhaltender Beifall) und meine politische Stellung fußt auf dem Vertrauen der Partei.“

Daraufhin erneute Komplizierung: die Emmendinger Rede wurde im Vatikan genau geprüft, Rom erkannte die schriftliche Unterwerfung nicht an, weil er in Emmendingen das kirchliche Lehramt lächerlich gemacht habe. Die Zeitungen waren den ganzen Juli über voll mit Berichten zu Wacker – und dies, obwohl der Krieg bevorstand. Er wurde verhöhnt: er unternehme den Gang nach Canossa u. dgl. Es gibt in diesem Zusammenhang ein sehr bewegendes umfangreiches Schreiben der badischen Zentrumsfraktion an den Papst, entworfen von Ferdinand Kopf, in dem der Heilige Vater beschworen wird, die unverständliche Indizierung aufzuheben, weil er nur Wasser auf die Mühlen der Kirchenfeinde leite. Wackers Lebenswerk wird ausführlich geschildert und desgleichen mehr. Wacker mußte im August 1914, der Erste Weltkrieg tobte bereits, eine mit dem Erzbischof abgestimmte lateinische Unterwerfungs-

klärung unterzeichnen, die dann hieb- und stichfest war. Doch ging der ganze Streit unter, weil der Krieg andere Sorgen heraufbeschwor. Es bleibt bewegend, immer noch bewegend, die lateinischen Sätze der Unterwerfung in der Personalakte Wackers zu lesen: „Itaque nunc de novo firmissime et apertissime sic assevero et spondeo: Ego me Ecclesiae auctoritati ac proinde damnationi sermonis mei in Essen habiti a Congregatione Indicis pronuntiatæ oboedientissime subjicio.“ Von diesem Tiefschlag aus Rom erholte sich der um die Kirche hochverdiente Wacker nicht mehr.

Der alternde und seit 1917 schwer leidende Pfarrer von Zähringen, dem ob seiner unterbittlichen Geradlinigkeit auch keine sonderlichen kirchlichen Würden zuerkannt wurden – er brachte es nur zum Geistlichen Rat –, der „alternde Löwe“ von Zähringen zog sich zurück, blieb noch Pfarrherr von St. Blasius, hatte den politischen Stab jedoch weitergegeben an seinen gelehrigen politischen Zögling Josef Schofer, der dann 1918 während der Revolution, die in Baden erstaunlich glimpflich und gesittet verlief, die alte Fahne (= das Zentrum) in die neue Zeit trug, in die schwere Zeit der Weimarer Republik, als badische Zentrumspolitiker gerade im Reich hohe Verantwortung übernahmen, so die Freiburger Konstantin Fehrenbach und Josef Wirth als Reichskanzler. Wacker, seelisch vor allem und körperlich gebrochen, erlebte die großen Veränderungen nicht mehr bewußt – all das, wofür er politisch unermüdlich gekämpft hatte: die Zulassung der Männerorden in Baden, die badische Verfassung von 1919, in der die Freiheit der Kirche festgeschrieben wurde, und natürlich die Regierungsbeteiligung des Zentrums. All dies ging an ihm vorbei – selbst das goldene Priesterjubiläum 1919 nahm er nicht mehr wahr. „Der mächtige Schädel brannte allmählich aus und ließ die strömenden Gedanken sich nimmer ordnen“, so Heinrich Köhler in seinem schönen Lebensbild. Die pastorale Betreuung der Pfarrei Zähringen indes lag schon im argen, da der kranke Pfarrer erst im September 1921 resignierte und die ordentliche Besetzung der Stelle allzu lange unmöglich war – mit all den Mißhelligkeiten!

Theodor Wacker starb am 9. November 1921 in Freiburger St. Josephs-Krankenhaus und wurde mit allen Ehren am 13. November auf dem Freiburger Hauptfriedhof beigesetzt, hoch gerühmt von Freund und Feind als ein Mann von großer staatsmännischer Begabung, durchdringendem Verstand, unbeugsamem, unerschrockenem Charakter, ein Mensch edlen Gemütes. Diese Charakterisierung trug der Heimatpfarrer von Bohlsbach in das Taufregister zum 5. November 1845 ein. Auf dem Grabstein ist ein Satz eingegraben, den Wacker auf dem Katholikentag in Mainz (1892) leitmotivisch gesprochen hatte: Treu gestanden auf dem Posten / In Ehren ihn verlassen.

„Die ordenung, die daz. Capitel von Zitel ...
hat gemacht“ (HS 3, 11^r)

Eine bisher unbekannte Handschrift der Sr. Regula
im Archiv der Abtei Lichtenthal

Von Sr. M. Pia Schindele OCist

In der Abtei Lichtenthal wurde 1995 ein Manuskript der Sr. Regula entdeckt, der bekannten Schreibmeisterin des Klosters in der Mitte des 15. Jahrhunderts.¹ Die äußerlich unscheinbare Handschrift besteht aus 18 Pergamentfolien in Quartgröße, die teilweise aus Streifen zusammengenäht sind. Der Fund wurde inzwischen im Klosterarchiv als Hs 3 registriert.

Der vordere Einband dieses Büchleins ist eine Lichtenthaler Urkunde von 1371 und der hintere eine weitere von 1357.² Sein Inhalt sind wichtige *Defi-*

¹ Gerhard Stamm: Regula, Lichtenthaler Schreibmeisterin O. Cist., in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon 7, hrsg. v. Kurt Ruh u. a., Berlin/New York 1989, 1131–1134. – Ders., Klosterreform und Buchproduktion. Das Werk der Schreib- und Lesemeisterin Regula, in: 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenthal, Ausstellungskatalog des Badischen Landesmuseums [zit. Ausstellungskatalog], hrsg. v. Harald Siebenmorgen, Sigmaringen 1995, 63–70.

² Herr Archivdirektor Dr. Konrad Krimm registrierte diese Urkunden wie folgt:

1357 Februar 28 – Dienstag nach dem Weißen Sonntag.

Agnes, Äbtissin, und Konvent des Frauenklosters Lichtenthal gen. Beuern (Buwern) erlauben als Inhaber des Pforzheimer Patronatsrechts auf Bitten der Richter ... zu Pforzheim, daß derjenige Richter, der der jeweilige Pfleger der Sankt Georgs (...ergen) Kapelle beim Gute Leute Haus außerhalb der Pforzheimer Stadtmauern ist, die Kapellenpfünde verleihen darf, die der verstorbene Markgraf Rudolf von Baden früher dem Pfaffen Heinrich ... verliehen hatte; die Richter dürfen daraus auch eine Ewigmesse machen. Zur Bestätigung erhält der Pforzheimer Schultheiß Göldin (Göllin?) diese Urkunde.

Siegler: Äbtissin und Konvent mit dem gemeinen [gemeinsamen] Siegel. Ausfertigung Pergament, beschädigt, Siegel abgegangen, Rückvermerk stark verblaßt.

o. D. [1371 nach Mai 25]

Meister Friedrich, – Arzt [von/zu ?] Rottweil, bestätigt, daß er auf Bitten der Klosterfrau Anna Stubenwegin, einer Konventsfrau des Grauen Ordens, und des Abtes von Maulbronn die Klosterfrau um Pfingsten [Mai 25] des Jahres 1371 in Maulbronn wegen einiger Flecken am Leib untersucht und examiniert habe, um festzustellen, ob sie sich zu den Feldsiechen [Aussätzigen] rechnen müsse. Sie sei jedoch bei seinem ärztlichen Eid zur Zeit der Untersuchung völlig unschuldig gewesen und müsse sich nicht absondern. Ausfertigung Pergament, beschnitten, stark beschädigt, z. T. genäht, Siegel abgegangen.

Nach Angabe des Lichtenthaler Kopialbuchs GLA 67/709 war Anna Stubenwegin 1366 „Siechmeisterin“ [Infirmarin] des Klosters Lichtenthal und erwarb 1377 mit Zustimmung der Äbtissin einen Leibrentenvertrag. Vgl. Urkundenarchiv des Klosters Lichtenthal 1245–1398, hrsg. v. J. J.

Dambacher, in: ZGO 6 (1855) 440–466; 7 (1856) 85–99, 195–228, 351–384; 8 (1857) 72–105, 195–230, 343–357, 451–463 und 9 (1858) 106–127. Hier: Uk. v. 1366, Dez. 24; 8/346 f. Uk. v. 1377, Jan. 21; 8/454 f.

nitiones de Monialibus des Zisterzienserordens.³ Folio 1^r bis 10^v stehen die Bestimmungen aus dem *Libellus Antiquarum Definitionum* von 1289 und Folio 10^v bis 18^v jene aus dem *Libellus Novellarum Definitionum* von 1350.⁴ Sr. Regula bestätigt, daß aus diesen Konstitutionen „die fürgeschriben ding alle genümen sind und zu tütsch gemacht“ (10^v).

Ihr „Tütsch“ ist die niederalemannische Mundart des Mittelalters. Da in Lichtenthal noch eine weitere alemannische Übertragung dieser *Definitiones de Monialibus* in der aufgrund der Wasserzeichen um 1500 datierten Handschrift Kl L 46 vorhanden ist⁵, konnten beide Texte miteinander verglichen werden.

Dabei stellte sich einiges Sondergut Sr. Regulas heraus. Sie wiederholt Stellen, deren Inhalt sie einschärfen will. Sie bringt eine Wort- oder Sacherklärung, wenn sie ihren Mitschwestern einen schwierigen Begriff verdeutlichen will. So fügt sie z. B. dem Wort „Interdikt“ hinzu: „daz ist. daz man in dem closter sol ungesungen sin. und on gotes recht“ (2^r).

An anderen Stellen meistert sie Übersetzungsschwierigkeiten durch eine freie Wiedergabe oder eine Umschreibung. Dies ist besonders deutlich bei *mantelli earum per familiares visitatorum non auferantur* (II. 2.), wo sie das Verb *auferre* vierfach wiedergibt mit „abtun oder hinlegen. nemen oder behalten“ (13^v).

Monastische Kommentare fügt Sr. Regula ein, wenn sie ein besonderes Anliegen des Lichtenthaler Konvents hervorheben will, wie z. B. die treue Einhaltung des „Eigentumsverzichts“, um den man sich zu ihrer Zeit nachdrücklich bemühte. Sie verweist in einem solchen Zusammenhang (2^{r-v}) auf die Regel des hl. Benedikt, der den Verzicht auf Eigentum durch die Fürsorge des Abtes für die Mönche sichert.⁶

Im hier folgenden Gesamttext und in einer sich anschließenden Vergleichstabelle ist das Sondergut Sr. Regulas in eckige Klammern gesetzt und seiner Art entsprechend gekennzeichnet.⁷

³ Ernst G. Krenig, *Mittelalterliche Frauenklöster nach den Konstitutionen von Citeaux*, in: *Analecta Ordinis Cisterciensis 10/1–2*, Rom 1954, 1–105.

⁴ Bernard Lucet, *L'ère des grandes codifications cisterciennes (1202–1350)*, in: *Etudes d'histoire du droit canonique dédiées à G. Le Bras*, Paris 1965, 249–262.

⁵ Die Handschriften von Lichtenthal, beschrieben v. Felix Heinzer u. Gerhard Stamm. Mit einem Anhang: Die heute noch im Kloster Lichtenthal befindlichen Handschriften des 12. bis 16. Jahrhunderts, beschrieben v. Felix Heinzer. Die Handschriften der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe 11. Wiesbaden 1987. Betr. Kl L 46, vermutlich von einem Zisterzienser des Klosters Herrenalb für Lichtenthal geschrieben, 325 f.

⁶ *Regula Benedicti* [zit. RB] cap. 33, 5: „omnia vero necessaria a patre sperare monasterii nec quicquam liceat habere, quod abbas non dederit aut permisit.“, in: *Die Benediktusregel, lateinisch/deutsch*, hrsg. v. Basilius Steidle, Beuron 1980, 123.

⁷ Wiederholung [+], Zusatz in Kl L 46 und Hs 3 [++], Wort- oder Sacherklärung [*], Umschreibung [**], Monastischer Kommentar [***].

In der Tabelle sind auch mehrere gemeinsame Auslassungen und ein Zusatz der beiden alemannischen Übertragungen vermerkt, die sich beim Vergleich mit dem lateinischen Originaltext zeigten, den Hugo Séjalon 1892 veröffentlicht hat.⁸ Bei den Auslassungen handelt es sich zum Teil nur um Untertitel, zum Teil aber auch um Weisungen, die bereits in früheren Generalkapiteln ergangen waren; der Zusatz erweist sich als eine Wiederholung. Da zwei weitere Codices aus der Filiationslinie Morimond hierin mit den Lichtenthaler Texten übereinstimmen⁹, gab es entweder die betreffenden Lücken in den Handschriften dieses Überlieferungsstrangs oder die Schreiber von Cîteaux und Clairvaux waren übereingekommen, einige früher ergangene Vorschriften an passender Stelle zu wiederholen.

Zur Funktion der *Definitiones de Monialibus*

Die 15. *Distinctio* der zisterziensischen Konstitutionen von 1289 und die 14. von 1350 enthalten Zusätze zur Observanz, die nur die Nonnen des Ordens, nicht aber die Mönche betreffen. Diese *Definitiones* sind keine Weisungen für den klösterlichen Alltag, sondern durchgreifende Bestimmungen zur Sicherung der monastischen Abgeschiedenheit von der Welt, hinter denen das mittelalterliche Faktum der Ständegesellschaft zu erkennen ist.

Zisterzienserinnen von heute finden diese *Definitiones* beklemmend oder sogar anstößig; den Nonnen des Mittelalters aber gewährten sie kirchlichen und sozialen Schutz. Sie wurden von ihren Eltern mitunter sehr jung ins Kloster gegeben, wie es aus der Vermögensregelung für Mädchen, die noch nicht zehnjährig sind, hervorgeht (I. 3.).¹⁰ Ihre Mitgift durfte nur vom Vaterabt verwaltet werden.¹¹ Er war der Abt eines Zisterzienserklosters, der vom Generalkapitel

⁸ *Nomasticon Cisterciense* [zit. *Nomasticon*], hrsg. v. Hugo Séjalon, Solesmes 1892; *Libellus antiquarum definitionem* [zit. I.], 367–470; *Libellus novellarum definitionum* [zit. II], 498–536.

⁹ Séjalon schreibt bezüglich seiner Edition: „Scrutatis igitur variis bibliothecis et praesertim Divionensi et Trencensi, ubi asservantur selectiores Cistercii et Claraevallensis...“, in: *Nomasticon XI*. – Ein Vergleich mit zwei Codices in der Staatsbibliothek München (Cm 8059 aus dem zur Filiationslinie Morimond gehörenden Zisterzienserkloster Kaisheim und Cm 28306 aus dem der Paternität von Kaisheim unterstehenden Zisterzienserinnenkloster Kirchheim am Ries) erwie in beiden Fällen die gleichen Auslassungen wie in Kl L 46 und im Regula-Text (Archiv Lichtenthal: Hs 3).

¹⁰ Mit „De receptionibus vero puellarum et de monialium consecratione ante decennium non faciendis“ (*Nomasticon* 468) könnte eventuell die in RB 59,2 erwähnte „oblatio“ gemeint sein. Möglich ist auch ein Abschreibfehler; denn das Generalkapitel von 1287 formulierte: „Et de conservatoribus et de receptionibus puellarum ante decennium non faciendis“. *Statuta Capitulorum Generalium Ordinis Cisterciensis*, I–VIII, hrsg. v. J. M. Canivez, Löwen 1933/1941 (zit. Canivez). Hier III, 239; 1287: 10).

¹¹ RB 59, 4–5: „si ... aliquid offerre volunt in elemosinam monasterio pro mercede sua, faciant ex rebus quas dare volunt monasterio donationem“. Da die mittelalterlichen Frauenkonvente für ihren Lebensunterhalt auf die Mitgift der Nonnen angewiesen waren, wurde diese als „freiwillige Gabe“ vorausgesetzt und angenommen,

beauftragt war, sich als *Pater immediatus* um die geistlichen und materiellen Angelegenheiten ihm unterstellter Frauenklöster zu kümmern.

Die jungen Mädchen waren offensichtlich Scholarinnen. Denn für die Zulassung zum Noviziat verlangte das Generalkapitel wiederholt ein Mindestalter von 18 Jahren.¹² Man kann jedoch annehmen, daß diese Vorschrift, die wie alle anderen des Ordens generell für Zisterzienser und Zisterzienserinnen galt¹³, in den Frauenklöstern häufig umgangen wurde. Eindeutig bestimmte erst 1563 das Konzil von Trient im Dekret *De Regularibus et Monialibus*, daß Nonnen erst nach vollendetem sechzehnten Lebensjahr ihre feierliche Profieß ablegen können.¹⁴ Zum Eintritt ins Noviziat wurde ein Mindestalter von zwölf Jahren festgesetzt.¹⁵ Der Zisterzienserorden bestimmte deshalb 1601 in seinen Reformstatuten, daß die mit zehn Jahren aufgenommenen Scholarinnen sich nach erreichtem zwölften Lebensjahr entweder zu weiterem freiwilligen Verbleiben oder zum Verlassen des Klosters entscheiden sollten.¹⁶

Eine Voraussetzung des gemeinsamen Lebens war der Eigentumsverzicht, zu dem sich die Nonne ebenso wie zum ehelosen Leben verpflichtete, wenn sie in der Profieß klösterlichen Gehorsam versprach. In den Konstitutionen wird dieser Akt *benedictio* oder *consecratio* genannt (I. 3.), was seine Gottbezogenheit und die endgültige Aufnahme in den geistlichen Stand hervorhebt.

In mitmenschlicher Sicht erfolgte dadurch die kirchenrechtliche und soziale Einbindung in den Konvent, zu der letztlich auch die lebenslange Versorgung durch das Kloster gehörte. Um sie sicherzustellen, mußten die Vateräbte für jeden Frauenkonvent die der Vermögenslage des Klosters entsprechende Personenzahl festlegen und die Mißachtung dieses *numerus taxatus* durch kirchliche Zensuren ahnden (I. 1. u. II. 1.). Seine Überschreitung konnte zu Versorgungsstörungen führen, durch die sich Nonnen aus vermögenden Familien zur Aneignung und privaten Verwaltung von Leibrenten berechtigt hielten.¹⁷

Das Laster der Simonie, das im lateinischen Konstitutionstext, ohne Sachverhalte zu nennen, mit der Strafe der Verschickung in ein anderes Kloster be-

¹² Canivez I, 62; 1157: 28: „Potest pater abbas eicere novitius ubi inordinate receptum invenerit; non enim debet novitius recipi minus quam decem et octo annos habens...“ Siehe u. a. auch Canivez I, 209; 1196: 65. I, 275; 1202: 2. III, 320; 1309: 1.

¹³ Canivez II, 335; 1249: 3: „Cum moniales iam Ordini incorporatae privilegiis et aliis beneficiis Ordinis gaudeant, decens est et honestum ut in iis quae secundum Deum et Ordini fieri possunt, ordini se conforment.“

¹⁴ Sacrosanctum Concilium Tridentinum, hrsg. v. J. Gallebart, Köln 1788, De Regularibus et Monialibus 581–650, hier cap. XV, 629.

¹⁵ Heiner, F., Katholisches Kirchenrecht, Bd. 2, Münster/Osnabrück/Mainz 1894, 362 f.

¹⁶ Das Reformstatut XXX/39 des Zisterzienserordens von 1601 lautet: „Conceditur ut puellae educandae et formandae recipiantur a magistris quae eis praeficientur, in virtutum disciplina pie erudiantur ante duodecimum annum, quo completo diutius non retineantur, nisi profiteri velle se declaraverint.“ Canivez VII, 197–249; 1601: I–XXXV. De Monialibus 236–242.

¹⁷ Betr. Versorgungskrise und ihre Folgen im Mittelalter: M. Pia Schindele, Frauen aus Adel und Bürgertum in gemeinsamer zisterziensischer Lebensordnung, in: Ausstellungskatalog 35–42.

legt wird (I. 3.), deuten die alemannischen Übertragungen als „Erkaufen des Ordens“.¹⁸ Damit ist wohl gemeint, daß Frauen trotz zweifelhafter Berufung zum geistlichen Stand aufgrund einer außerordentlichen Mitgift aufgenommen wurden und sich später als Störenfriede des gemeinsamen Lebens erwiesen.

Der Zisterzienserorden verlangte von seinen Frauenkonventen die strikte Einhaltung der Klausur. Der lateinische Text enthält daher eine besondere Ausgeherlaubnis zur Besorgung notwendiger Hausgeschäfte, und zwar für Äbtissinnen mit zwei oder höchstens drei Nonnen und für Cellararinnen mit einer Nonne.¹⁹ Diese Ausgänge sollten jedoch höchst selten und in ehrenhafter Weise stattfinden. Eine Äbtissin, die zusätzliche Erlaubnisse gab, verlor ihr Amt (I. 2.). In den beiden alemannischen Übertragungen fehlt diese Bestimmung von 1289. Hingegen ist aus der Konstitution von 1350 erwähnt, daß Nonnen nur in Notsituationen das Kloster verlassen durften, wozu jedoch keinesfalls das Aufsuchen eines Bades gehörte (II. 2.).

Gewiß veranlaßte die mitunter schlechte Versorgungslage der Klöster den einen oder anderen Aufenthalt der Nonnen in ihren Familien. Falls sie sich erst im Kloster körperlich voll entwickelt hatten, hüteten sie sich dabei wohl nicht immer vor jener Art von Erfahrung, welche die Konstitution von 1289 als *car-nale contagium* bezeichnet (I. 3.). Nach heutigem Recht scheidet man durch ein solches Verhalten *ipso facto* aus dem Orden.²⁰ Im Mittelalter aber war ein dadurch bedingter Standeswechsel nahezu undenkbar, da der Verlust der klösterlichen Rechte zu sozialer Verelendung geführt hätte.

Der Orden hielt daher Nonnen, die sich in der Welt herumgetrieben, ordenswidrig verhalten oder sogar ein Kind zur Welt gebracht hatten, den eventuell von ihnen erbetenem Rückweg ins Kloster offen. Für sie bedeutete dies, die in der Welt geknüpften Beziehungen abzubrechen, das Kind seinem Vater oder den eigenen Angehörigen zu überlassen und im Kloster die vom Orden vorgesehene Buße auf sich zu nehmen, die für Mönche wie für Nonnen unter Umständen auch in zeitweiliger Einkerkerung bestand (I. 3. u. II. 3.). Auch

¹⁸ Das Generalkapitel von 1300 erklärt hierzu: „In abbatiss autem monialium fiat consimilis [sicut in abbatiss monachorum] taxatio personarum et abbatissae nullam omnino personam ad habitum Ordinis recipiant nisi de patrum abbatum vel visitatorum speciali licencia, ut ex hoc maxime vitium simoniace pravitatis cautius evitetur; caveant autem abbates potissime et abbatissae ne circa hoc simonia intercedat quae si intervenerit poena tanto excessui debita puniantur et etiam receptae totaliter expellantur.“ Canivez III, 300; 1300: 3.

¹⁹ 1218 und 1219 verlangte das Generalkapitel für wirtschaftlich bedingte Ausgänge eine besondere Erlaubnis des Vaterabtes. Seit 1220 galt die in I. 2. genannte Regelung. Vgl. Canivez I, 502; 1218: 84. I, 505; 1219: 12. I, 517; 1220: 4. IV, 248; 1422: 26. Die Cellararin war im Auftrag der Äbtissin für die Wirtschaftsführung des Klosters und für die Versorgung des Konvents zuständig. Vgl. RB 31: „Qualis debeat esse cellararius monasterii.“

²⁰ Die Zisterzienser-Kongregation von Mehrerau. Geistliche Grundlagen – Konstitutionen – Geschichte – Klöster, hrsg. v. der Zisterzienserabtei Mehrerau im Auftrag des Kongregationskapitels, Bregenz 1995. S. 172 § 158 b: „Ipso facto gelten als rechtmäßig aus dem Orden entlassen: Schwestern, die eine Ehe geschlossen oder den Abschluß einer solchen, wenn auch nur in Form einer Zivilehe, versucht haben.“

verloren sie im Konvent das aktive und passive Stimmrecht (II. 3.)²¹, und das Kloster durften sie ohne besondere Erlaubnis des Generalkapitels nicht mehr verlassen (II. 3.).

Äbtissinnen, die nicht bereit waren, bußfertige Nonnen wieder aufzunehmen, wurden abgesetzt (I. 3.). Hingegen zogen sie sich Zwangsmaßnahmen wie z. B. die Exkommunikation zu²², wenn sie sich weigerten, Nonnen aus einem anderen Kloster aufzunehmen, die man ihnen wegen Kriegsnot oder aus disziplinären Gründen mit einem Kostgeld zugeschickt hatte (I. 3. u. II. 2. u. 3.). Völlig untersagt war die Aufnahme verheirateter Frauen in einen Konvent (I. 2.). Auch sollten aus der Familie der Äbtissin nicht mehr als zwei weitere Nonnen im gleichen Kloster sein (I. 1.)²³, eine Weisung im lateinischen Originaltext, die in den alemannischen Handschriften fehlt.

Weitaus größer als im heutigen Ordensleben erwies sich im Mittelalter die Spannung zwischen unbedingter Gemeinschaft und strikter Einsamkeit. Keine Nonne durfte eine eigene Kammer haben. Wurden solche dennoch eingerichtet, ließ der Orden sie wieder abreißen (I. 3.). Gleichzeitig wachte er darüber, daß in den Räumen des Klosters keinerlei ordenswidriges oder gar unsittliches Verhalten aufkam (II. 3.). Gespräche mit Weltleuten mußten an einem Sprechgitter stattfinden, und nur zu den nächsten Angehörigen begaben sich die Nonnen ohne die Begleitung der Äbtissin oder ihrer Stellvertreterin (I. 2.).

Zisterziensische Observanz und Spiritualität sollten nicht durch Weltgeistliche und Priester anderer Orden beeinflusst werden. Deren Gastaufenthalt in Frauenklöstern war deshalb eingeschränkt. Man durfte sie um das Messelesen und Predigen bitten. Wer jedoch bei ihnen beichtete oder mit ihnen ein privates Gespräch führte, verfiel der Exkommunikation (II. 3.).

Ebensowenig durfte die Äbtissin die Beichte der Nonnen entgegennehmen (I. 2.)²⁴, eine Bestimmung, die in den alemannischen Handschriften fehlt. Für Konvente mit 25 und mehr Nonnen mußte ein Zisterzienser vom Vaterabt als Beichtvater ernannt und vom Kloster verhalten werden (II. 2.). In kleineren Konventen oder bei sonstigem Bedarf konnten Kapläne, die eine Meßpfunde

²¹ Séjalon bemerkt betr. „nec etiam ad aliquos actus legitimos admittantur“ (II. 3.) in *Nomasticon* 534, Anm. 1: „Id est ad officia Ordinis, seu ad jus vocis activae et passivae.“

²² Mit „excommunicatio“ ist in den mittelalterlichen Konstitutionen im Unterschied zur „excommunicatio ecclesiastica“ im allgemeinen die zeitweilige Ausschließung innerhalb des Konvents gemeint, wie sie die *Regula Benedicti* vorsieht. Vgl. RB cap. 23–27.

²³ Das Generalkapitel wiederholte 1314 diese Bestimmung, Canivez III, 328 f.; 1314: 4.

²⁴ Das Generalkapitel bestimmte schon 1228: „Confessiones non recipiant abbatissae.“ Canivez II, 68; 1228: 15. Mit „confessio“ ist im Mönchtum des Mittelalters nicht unbedingt die sakramentale Beichte gemeint, sondern die in RB 46, 5–6 erwähnte freie Gewissenseröffnung. Vorgesetzte dürfen diese nicht verlangen. Vgl. Karl Rahner, *Mönchsbeichte*, in: LThK 7, 538 f.

im Kloster hatten, vom Vaterabt dieses Amt erhalten, wenn sie sich durch das vor der Äbtissin und dem Konvent abgelegte Gelübde des Gehorsams dem Orden unterstellten (I. 4. u. II. 2. bzw. 4.).²⁵

Der Schaffner und die Knechte des Klosters konnten sich ebenfalls durch ein solcherweise abgelegtes Gelübde dem Orden verpflichten.²⁶ Sie wurden dadurch *Conversi Monialium*. Ihr Profießritus war genau festgelegt (I. 4.).

Damit war die vom Orden strukturierte Welt eines mittelalterlichen Frauenklosters ganz in sich geschlossen. Die Strenge, mit der er vorging, hielt beim damaligen Zustrom der Frauen in religiöse Gemeinschaften viele Unberufene vom Eintritt in ein Zisterzienserinnenkloster ab und sicherte den Konventen einermassen die ordnungsgemäße Lebensform.²⁷

I. *Definitiones de Monialibus* aus den Konstitutionen von 1289

Die 15. *Distinctio* bringt hier unter dem Obertitel *De Monialibus, Capellanis et Conversis earum* vier Kapitel mit Bestimmungen über die Paternität, Visitation und Inkorporation der Nonnen (1), über ihre Einschließung, Beichte und Klausur (2), über ihre Einsegnung [Profess], Ordenstracht und Zurechtweisung (3), über die Einsetzung ihrer Äbtissinnen, Kapläne und Konversen (4). Dann folgt der Hinweis, daß obige Bestimmungen jährlich vorzulesen und genau einzuhalten sind.

1. Zur Paternität, Visitation und Inkorporation der Nonnen

Ein Abt, der in einem Frauenkloster 10 Jahre lang rechtmäßig die Paternität besessen und ausgeübt hat, soll sie weiterhin unangefochten behalten. Änderungswünsche können in Zukunft vom Generalkapitel nicht berücksichtigt werden.

„Hie fahet an daz fünfzehende teil der underwysung des ordensbüchs. das man nennet diffinitones. Cap. I. Welcher Apt eins frawen closters geweltig ist gewesen, und daz mit guten truwen besessen hat zehen ior. der sol

²⁵ Canivez II, 399 f.; 1254: 5: „De forma professionis fratrum capellanorum, clericorum et conversorum monialium nostri Ordinis, sic determinat Capitulum generale ut videlicet anno novitatus expleto in capitulum ipsarum monialium venientes prostrati misericordiam petant...“ etc. Vgl. Konstitution I. 4. Auch die übrigen Weisungen bezüglich der capellani monialium waren bereits in den Generalkapiteln vereinbart worden. Siehe u. a. Canivez II, 422; 1256: 4. II, 441 f.; 1258: 18. III, 240; 1287: 16.

²⁶ In einer Lichtenthaler Urkunde von 1345 ist ausdrücklich ein aus Straßburg stammender Conversus Monialium bezeugt: „Transtulerunt etiam dicti venditores pro se et eorum heredibus universis per porrectionem calami, ut est moris, in fratrem Cünradum de Argentina, conversum ipsius monasterii...“, in: Uk. v. 1345, August 22; GLA 35/28.

²⁷ Brigitte Degler-Spengler, „Zahlreich wie die Sterne des Himmels“, Zisterzienser, Dominikaner und Franziskaner vor dem Problem der Inkorporation von Frauenklöstern, in: RJKG 4, 1985, 37–50; vgl. 46 f.

es fürbaz hin fridlich besitzen. on alle ansproch eins ieglichen. Wan die klag und ansproch. die hievor understunden beschehen sint von der frawen clöster wegen. hat daz gemeyn Capitel von zitel gestillet. und will fürbaz me keyn klag verhorn. dann als vor gesprochen ist. [Welcher apt zehen ior ein frawencloster gewysset hat und besessen. der sol es fürbaz ewiklich innhalten mit frid und rülbe +]“ (1^r).

Der Vaterabt ist zugleich Visitor oder „Weiser“. Notfalls kann er zur Visitation einen anderen Abt oder einen seiner Mönche delegieren. Dies muß jedoch hernach in der *Carta visitationis* vermerkt sein.

„Welcher auch visitirt und wyset nach des ordens gewonheit. ein münich closter oder ein frawen closter. der sol in [den brieff der da heisset die kart.*] schriben von weiß geheiß und gewalt er daz tû. [Das beschicht darumm. wan ein Apt. dem daz Closter zu gehört etwan beküمرت were. daz er selber nit möchte zu rechter zyt wysen. Ob ers dan eim andern Apt enpfellen wolt. oder einem münich als dick beschicht. Die sollent schriben in die kart als vorgesprochen ist. wer sie daz geheissen hab*]“ (1^{r-v}).

Im Falle der Abweisung eines rechtmäßigen Visitors durch ein Frauenkloster sollen *ipso facto* die Äbtissin, Priorin und Cellerarin exkommuniziert und ihrer Ämter enthoben sein und das Interdikt über den Konvent verhängt werden.

„Wer aber daz ein Eptissin. oder ein convent eins frawen closters. irem Apt der dan des closters wyser ist. oder eim andern den er an sin stat schicket. er wer Apt oder münich nit woltent loßen wisen. und sich dawider setzten sus oder so. mit keinrley gewalt. mit worten oder wercken. so solent die Eptissin. die priorin und kellerin des closters wissen. daz sie von iren ampten. und in den ban gefallen sint. Und der convent sol dem interdicto undergeleget werden. [daz ist. daz man in dem closter sol ungesungen sin. und on gotes recht*]“ (1^{v-2^r}).

Mit Hilfe erfahrener Mönche soll der Visitor die dem Klostervermögen gemäße Personenzahl des Konvents bestimmen, um die ausreichende Versorgung aller Nonnen mit Nahrung und Kleidung zu gewährleisten. Falls Äbtissinnen oder Priorinnen diesen *numerus taxatus* ohne spezielle Erlaubnis des Vaterabtes umgehen, sollen sie ohne Einspruchsmöglichkeit abgesetzt und die von ihnen gewährte Aufnahme ungültig sein.

„Es sol auch der apt der eins frawen closters wiser ist. mit rat sinr eltern münichen die er in sym convent hat. schetzen wie fil daz frawen closter gutes hab. und wiefil person von dem gut mogent hinbrocht werden. Also daz sie versehen werden an aller noturfft. an essen an trincken an gewand. [röcken. kappen. sleyern wyln. an schuhen und an andern dingen die ir noturfft zu gehört.*] [und sollent daz allz erwarten sin von der Eptissin. die da heisset ein muter des closters. die sol auch den frawen keinen bresten

lossen. Also daz inen benumen werd alle ursach zu dem laster der eigenschafft. nach dem als S. Benedictus in der Regel gebüet.***) [Und sollen auch nit me person empfangen werden. dan als vil daz closter hertragen mag. und als vil versehen mögent werden von gemeinem gut des closters. als vorgeschriben ist. Und sol die zal der person also genant und gemacht werden von dem wiser. und den eltern siner münich. die daz frawen closter also hinbringen mag.+] Und welche Eptissin oder prioryn erbaldet. daz sie die zal der person die der wiser gesetzet hat. merent mit kind enphahen. oder in welcherley andere wyse sie daz erbalten on sunderlich erleibung des wysers. die sollent on alle widerrede von iren Ampten gesetzt werden. Und darzu sol daz enphohen daz sie getan hant vernicht werden und keyn kraft haben“ (2^r-3^r).

Äbtissinnen, die Tochterklöster haben, sollen bei den Visitationen, die dort von den Äbten durchgeführt werden, nicht anwesend sein. Die Äbte sollen vielmehr für sich visitieren, korrigieren und festsetzen, was sie für ordensgemäß halten. Die Äbtissinnen der Mutterklöster können jedoch hernach kommen und liebevoll korrigieren, was dessen bedarf. Sie sollen sich jedoch nicht herausnehmen, etwas von dem, was der Visitor bestimmt hat, abzuschwächen, zu ändern oder ins Gegenteil zu verkehren. Auch dürfen sie ihre Weisungen nicht schriftlich hinterlassen.

„Ist auch daz ein frawen closter ander frawen clöster under im hat die sine töchtern heissent. [Als die münich clöster under einander sint.*] so sol der wiser die clöster visitiern und stroffen. und setzen daz in recht duncket. nach des ordens gewonheit. und sol die eptißin under der die clöster sint nit gegenwertig sin so der Apt da wyset. Doch wer daz ein aptissyn die clöster under ir hat und der selben clöster muter heiß. in die selben clöster kem nach dem daz der wiser da hat visitiert. Ist dan daz sie etwaz findet daz stroffwirdig sy. daz mag sie mit liebe fruntlich bereden und stroffen. Aber sie sol sehen. daz sie ichtz ableg oder wandel der ding die der wiser da hat gesetzet. Und sol auch in keine wise nichtz unzimlichs setzen oder tûn. Auch sollent die ding die sie heisset nit geschriben werden weder in brief noch in bücher“ (3^r^v).

Im übrigen soll kein Frauenkloster mehr im Namen oder unter der Jurisdiktion des Ordens errichtet oder demselben vereint werden, laut Indult des Heiligen Stuhles. Klöster jedoch, die schon im Ordensverband sind, dürfen ohne Erlaubnis des Generalkapitels nicht ausscheiden.

„Es sol auch fürbaz me keyn frawen closter in unßers ordens namen gestift werden. noch unßerm orden zu geselt daz han wir von dem stul zu kome. Aber die clöster die ietz dem orden sint zugefügt und gesellet. sollent also blyben by dem orden. und nit gescheiden werden on des gemeinen Capitels urlob“ (3^v).

2. Zur Einschließung, Beichte und Klausur

Frauenklöster des Ordens, die 1289 „geschlossen“ waren, sollen diese Klausur beibehalten. Solche, die hernach aufgenommen wurden, sollen gemäß der Konstitution des Papstes Bonifaz VIII. zuvor klausuriert werden.²⁸

„Von der inschließung und von der bichtstat der frawen. Ca. II! In dem ior da man zalt von gotes gebürt zwölffhundert und IX onn achzig ior. welche frawen clöster wurden beschlossen und die ietz beslossen sint. oder hernach beschloßen werden. die sollen ewiklich beslossen blyben. Aber von den andern frawen clöstern sol gehalten werden das der Babst Bonifacius von den Nonnen gesetzt hat. Die closter frawen die sich fürbaz me wollent unßerm orden zu gesellen. e. daz man inen des gunne. die sollent so man ymer fest mag. ewiklich ingeslossen werden“ (3^v–4^r).

Beichten sollen die Nonnen durch ein hierzu eingerichtetes Fenster, falls sie nicht schwer krank sind. Mit dem Visitor kann jedoch im Kapitelsaal gesprochen werden.

„Alle frawen des ordens. sollent bichten durch ein fenster daz darzu bekemlich gemacht und beacht sy. es sy dan daz sie swerlichen siech sin. oder welch dem wyser bichten wollent. die mögent daz tun im Capitelhuse“ (4^r).

Als Beichtvater ist nur der Vaterabt oder derjenige, dem er diese Vollmacht überträgt, zugelassen. Ohne seine Erlaubnis darf sich, laut päpstlichem Indult, weder ein Weltpriester noch irgendein Ordensgeistlicher mit dem Bekenntnis und der Absolution der Nonnen befassen.²⁹ Kapläne der Frauenklöster können sich durch die Profess dem Orden verbinden und dann durch den Vaterabt das Beichtrecht erhalten.

„Es sol auch keyn frawen bichten keim andern. dan dem vater Apt der ir wiser ist. oder dem ers befillt an sin stat. wan daz der Bobst sünderlich verboten. daz sich nyman sol underwinden oder annemen die closter frawen uß richten. oder bicht hören. on des vater aptes sünderlich urlorb.

²⁸ Bonifaz VIII., Liber Sextus, veröffentlicht am 3. März 1298 mit der Enzyklika *Sacrosanctae Romanae Ecclesiae*, in: *Corpus iuris canonici*, Bd. II, hrsg. v. Emil Friedberg, Leipzig 1881; Nachdruck Graz 1959; vgl. Sp. 1053/54: Lib. III, titulus XVI: De statu regularium. – Séjalon bringt den Hinweis auf die Konstitution Bonifaz VIII. nur als Anmerkung aufgrund des Textes im Codex Divionensis 351. *Nomasticon* 466, Anm. 1.

²⁹ „Abbatibus quibus incumbit abbatibus monialium visitare, viros honestos et prudentes eisdem monialibus instituant confessores, nec alios nisi de patris abbatis licentia liceat ipsis monialibus confiteri.“ Canivez II, 113; 1233: 12. – Walter Frech, *Das Beichtrecht im Zisterzienserorden nach den ältesten Gesetzessammlungen und Statuten des Generalkapitels (1098–1786)*, in: *Analecta Ordinis Cisterciensis* 20/1–2, 1964, 3–48. Das erwähnte Indult wurde 1249 dem Orden von Papst Innozenz IV. verliehen: „Moniales incorporatas Ordini Cisterciensi, nulli alteri, quam suo Abbati, vel cui dictus Abbas commiserit, confiteantur.“ Ebd. 22 zit. nach *Regula, Constitutiones et Privilegia Ord. Cist., item Congregationum Monasticarum et Militarium, que Cisterciense Institutum observant*, hrsg. v. Ch. Henriquez, Antwerpen 1630, 65.

[Und also ist ine mit erleupt irn Caplon zu bichten. sie siens dan von dem Apt geheissen. Noch vil mym. sollen sie weltlichen priestern oder andern geistlichen lüten. welcherley ordens sie weren bichten. Wer daz uberging. der wer zu hant in dem banne. Es sy dan daz der vater apt den Caplon. die doch sin gehorsampten münich sollent sin. den gewalt hab gegeben. ++]“ (4^r–4^v).

Zum Generalkapitel des Ordens dürfen weder Äbtissinnen noch Nonnen persönlich kommen, sei es wegen einer Absolution oder aus einem sonstigen Grund. Sind sie exkommuniziert, so müssen sie sich vom Vaterabt absolvieren lassen oder von einem, dem er seine Vollmacht übertragen hat. Auch darf niemand im Kapitelssal der Nonnen predigen, außer Visitatoren, Bischöfen und päpstlichen Legaten.

„Es sol auch keyn aptissyn oder closterfraw die dem orden gehorsam hat getan. durch bichtens willen mit ir selbs person zu Capitel geyn zitel farn. Weren sie aber zu bann. so solnt sie von irm vater apt. daz ist von irm wiser geleidigt und ußgericht werden von den bann. oder von eim andern. dem er den gewalt darüber sündlerlich enpfollen hat. Es sol auch nyman gehengt werden. daz er in der Nunnen Capitel predig. uß genumen der wiser. der Bischoff und der oberste botte des Bobstes“ (4^v–5^r).

Gespräche mit Außenstehenden dürfen von den Nonnen nur an einem eisenvergitterten Fenster geführt werden, mit Ausnahme der Äbtissinnen, Cellerarinnen und anderer, denen die Verwaltung der Hausgeschäfte obliegt. Ihnen wird erlaubt, mit guten und ehrenhaften Personen an einem geeigneten Ort und zu geeigneter Zeit zu reden, insbesondere mit den Visitatoren. Auch sollen die Nonnen, abgesehen von ihren nahen Verwandten, mit Außenstehenden nicht allein, sondern stets in Gegenwart der Äbtissin oder ihrer Stellvertreterin sprechen. Andershandelnden entziehe man das Ordensgewand.³⁰

„Es sol auch kein Nunnen reden mit keim er sy diser oder der. dan durch ein fenster. daz wol und festiglich verschrenckt und vergettert sy mit ysin. Ußgenumen die Eptissin. die kellerin. und ander frawen. die ußgent des closters dinge zu richten. Doch so herleibt man ine mit erbern biderben lüten inwendig des closters zu reden zu zimlichen ziten und an zimlichen stetten. Und sunderlich mit den wisern mögent sie mit urlab [!] reden. Aber mit ußlüten. es sien dan ir lyplichen veter und müter. brüder oder moge so ist keiner Nunnen erleipt zu reden sündlerlich oder heimlich gesprech zu habend in keinrely wise. es sy dan die eptissin gegenwertig. oder ein ander die der eptissin stat heltet. In der selben angehörde und an der stat die darzu be-

³⁰ Die Weisung „habitus regularis auferatur“ (I. 2.) besagt, daß die Betroffenen für eine bestimmte Zeit in Zivilkleidern im Kloster leben mußten. Vgl. „claustrum non exeat et regulari priuentur habitu“ (II. 3.).

achtet ist. sol daz gesprech beschehen. Welche fraw anders tut. der sol der orden genumen werden“ (5^r-5^v).

Das Betreten der Klausur ist nur den Visitatoren gestattet, es handle sich denn um eine Person, die so ehrwürdig und ehrenhaft ist, daß man ihr den Eintritt nicht ohne Schaden und Ärgernis abschlagen kann.³¹ Kinder und junge Mädchen in weltlichem Gewand sollen nicht in der Klausur der Nonnen unterrichtet und gepflegt werden. Auch dürfen weltliche Frauen nicht in der Klausur oder in der Infirmerie eines Klosters übernachten. Das Zusammenwohnen mit verheirateten Frauen ist den Nonnen nicht erlaubt.³²

„Es sol auch keinem manne verhenget werden zu gend in die frawen clöster. uß genumen der wiser. Es wer dan ein solich person. die als erber were. daz man irs nit on ergerung oder redlichen schaden des closters ingang versagen möchte. Es sol auch nyman gehengt werden daz man weltlich kind in den frawen clöstern lere oder spise. noch die dirnlyn die in weltlichen kleidern sint. Die weltlich frawen sollen auch nit in den frawen clöstern noch in iren siechhüßern uber nacht bliben. Sie sollent auch keyn weltlich fraw loßen by in wonen“ (5^v-6^r).

Von extremen Notfällen abgesehen, ist es in den Frauenklöstern zukünftig strengstens verboten, irgendwelchen geistlichen oder weltlichen Personen mit Fleisch aufzuwarten. Hingegen können von großer Not betroffene Menschen für einen Tag die Speise des Konvents erhalten. Wo man sich aber dazu hinreißen läßt, Fleisch zu reichen oder dazu herzurichten, sollen die Betroffenen mit dem Abnehmen des Habits bestraft werden.

„In den frawen clöstern wirt gar hertiglich verbotten. daz sie keiner weltlichen oder geistlichen person fürbaß me fleisch zu eßen geben. es wer dan daz todes krankheit einen menschen by inen begriff. Suß so es not tut. so mög sie den ußlüten die convent spise geben einen tag. An welcher stat aber eyn anders erbaldet würde. da sollent beide die daz fleisch dar git. und alle die dar zu helffent mit dinst oder in ander wise. den orden verlieren“ (6^r-6^v).³³

³¹ Markgräfin Ottilia von Baden, Schwägerin der Lichtenthaler Äbtissin Margaretha von Baden (1476-1496) und Mutter der Äbtissin Maria von Baden (1496-1519), erhielt auf Bitten des Abtes von Maulbronn vom Generalkapitel 1486 die Erlaubnis, einmal im Jahr, zu einer Zeit, in der der Konvent Fleisch genießen darf, mit zehn Personen weiblichen Geschlechts ins Frauenkloster hineinzugehen und mit ihnen selbst zu essen. Vgl. Canivez V, 564; 1486: 128.

³² In den alemannischen Handschriften fehlt die abschließende Bestimmung (I. 2.), daß solange in besagten Abteien die Vorgenannten ihren Wohnsitz in Person genommen haben, der Gottesdienst dort äußerst selten gefeiert werden soll.

³³ Zu diesem Text ist am unteren Rand (6r) von späterer Hand vermerkt, daß diese Bestimmung 1422 durch das Generalkapitel in Cîteaux zurückgenommen wurde. „Sententiam excommunicationis in Libello contra ministrantes carnes personis saecularibus latam, licet sit minatoria, Capituli Generale revocat et cassat...“ Canivez IV, 251; 1422: 30.

3. Von der Einsegnung [Profesß], dem Gewand und der Zurechtweisung der Nonnen

Die Einsegnung [Profesß] der Novizinnen nach vollendetem Probejahr³⁴ und die Änderung ihres Gewandes soll durch die Vateräbte oder ihre Visitatoren oder mit besonderer Zustimmung des Vaterabtes durch andere Äbte des Ordens erfolgen. Die Formulierung *in professione illius quae benedicitur* bezeugt die Gleichzeitigkeit von Profesß (*professio*) und Jungfrauenweihe (*benedictio*). Sie bezieht sich auf die Nennung der eigenen Äbtissin in der Profesßurkunde³⁵ und auf ihre dadurch erforderte Anwesenheit.

„Von dem Insegen der frawen. daz drit C. So die frawen gehorsame wollen tûn nach dem ersten ior daz da heißt daz Novitz ior. oder daz ior der bewerung des ordens. so sol sie der vater Apt. daz ist ir eigen wiser. oder ander Epte des ordens den er das befilltet mit sunderlichem urlop [!] antun und insegen. [mit gewant daz man ir geben sol von des closters gut. Als S. Benedictus heisset in der Regeln.***] Und so die Novitz for dem altar den zedel liset. [Ego soror n.*] so sol sie am ende derselben wort alleyn ir eigen Aptissin namen nennen. die ist schuldig dan zumol gegenwertig zu sin“ (6^v–7^r).

Die Verwaltung der Mitgift von Mädchen, die noch nicht zehnjährig sind, darf von keiner Äbtissin oder Nonne übernommen werden. Sie obliegt vielmehr ganz dem durch das Generalkapitel bevollmächtigten Vaterabt.

„Von dem enphahen der döchterlyn. E sie zehenierig sint. und von dem gut daz lycht. der jungfrewlyn fründe mit eigem willen durch gott wollent opfern dem closter. wie daz söll angeleit werden. Und von dem insegen der Nonnen. sol sich kein Aptissyn underwinden noch annemen wan daz allz sampt hat daz gemein Capitel von zitel des frawen closters vater apt. daz ist irem wiser befolhen. der sol daz allz ußrichten“ (7^v).

Mit Ausnahme der Klosterstifterinnen darf niemand eine eigene Kammer haben. Falls Kammern irgendwo eingerichtet sind oder noch werden, soll man sie abreißen. Die Nonnen dürfen genauso wie die Mönche keinerlei Eigentum besitzen.

„Es ist auch verboten daz keyn closterfraw sol eigen kammern han ußgenumen der die daz selb closter gestift hat. Aber suß sint die kammern allen frawen von dem orden verboten und welch frawen ietz kammern hant den sol man sie zerstörn und zerbrechen. Es sollen auch die Nunnen des or-

³⁴ Die zeitliche oder Triennialprofesß für Nonnen wurde erst mit Dekret der Kongregation der Bischöfe und Regularen vom 3. Mai 1902 eingeführt. – Gregor Müller, Die Ordensgelübde der Klosterfrauen, in: Cistercienser Chronik (zit. CistC) 15, 1903, 84–91.

³⁵ Während in Kl L 46 dieser Begriff lediglich mit „in der profesß“ (51v) übersetzt ist, zitiert Sr. Regula die Anfangsworte der Profesßurkunde (6v), von der es im Liber Usuum, cap. 102, in: Nomasticon, 191, heißt: „Post Evangelium accedens ad gradum presbyterii legat professionem si legere scit. Sin autem, magister suus pro eo legat.“ – Gregor Müller, Profeszettel und Professbuch, in: CistC 17, 1905, 176–179.

dens nicht eigens haben [klein noch groß glich.**]*] Als es den münichen gebotten ist“ (7^r–7^v).

In den verschiedenen Frauenklöstern des Ordens sollen zum Chorgebet einheitlich entweder Kukullen oder Mäntel³⁶ getragen werden, und zwar das eine oder andere Gewand nach dem bisherigen Brauch. Zur Arbeit sollen die Nonnen Skapuliere tragen. Ihr Haupt soll stets von einem schwarzen gesegneten [geweihten] Schleier bedeckt sein.³⁷ Sowohl die Skapuliere wie die Kukullen seien ohne Kapuzen.

„Es sollen auch alle Nunnen des ordens in allen clöstern eimütig und glich sin an dem gewande. daz ist daz sie sollent tragen cappen on mentel. oder mentel on die cappen. Also daz in den clöstern die biß her mentel hant getragen. die sollens auch fürbaz ewiklich haben. und nit kutten. die aber kutten biß her hant gehabt. die habens auch fürbaß. Die sollen auch zu allen zyten uff haben die wyler. die sollen swartz sin und gesegent. Ire kutten und schepler sollent on kebitz sin“ (7^v).³⁸

Nonnen oder Laienschwestern, die Konspiration, Simonie oder Rebellion betreiben, sollen der Strafe des Ausschlusses verfallen und mit Begleitbriefen der Vateräbte oder Visitatoren in andere Klöster verschickt werden, von wo sie ohne Erlaubnis des Generalkapitels nicht zurückkehren dürfen. Die Äbtissinnen, denen sie geschickt werden, sind gehalten, sie aufzunehmen. Andernfalls werden sie durch die Visitatoren dazu gezwungen.

„Wer auch daz ein closter fraw. sie wer Nunn oder leyswester widerspenig wer und ungehorsam. oder daz sie zammen globten wider des ordens gebott und recht. die sollen alle gebüßt werden nach dem als ire schuld heischt. Die sol man auch darzu versenden in andere clöster mit irs vater aptes oder des wisers briefen. und sollen nit wider umm komen. es sy dan daz sie das gemeyn Capitel des ordens heiß wider in ire clöster farn. Also sollen auch verschickt werden und uß gewurffen von den wisern. all die frawen die umm geltz willen empfangen sint. und den orden kaufft habn [*]. die sol man versenden. und nit heissen her wider komen on daz gemeinen Capitel urlob. Die und andere frawen. die also von schuld wegen versendet werden. sollen die Eptissin den man sie sendet. enphohen und halten daz sint sie schuldig

³⁶ Chormäntel sind ärmellose Umhänge, die heutzutage in allen Klöstern des Ordens von Novizinnen und Triennialprofessinnen getragen werden. Bei der feierlichen [ewigen] Profesz erhalten alle Nonnen die geweihte Kukulle.

³⁷ Die wörtliche Übersetzung des lateinischen Textes „und jene, die eingesegnet sind [feierliche Profesz abgelegt haben], tragen ständig schwarze Schleier, die anderen weiße“, würde zwischen dem schwarzen Schleier der Nonnen mit feierlichen [ewigen] Gelübden und dem bis nach dem II. Vatikanum weißen Schleier der Laienschwestern, die bis dahin zwar ewige aber nicht feierliche Gelübde ablegten, unterscheiden. Die alemannische Übertragung besagt, daß der bei der feierlichen Profesz angelegte Schleier zuvor eine besondere Weihe erhielt.

³⁸ „Ire kutten und schepler sollent on kebitz sin“ (7v), ist mit der gleichen Tinte durchgestrichen.

von des ordens geheiß wegen. wolten aber sie daz nit tun. So sollen sie da zu bezwungen werden von den wisern und von des ordens gewalt. daz sie sölich frawen halten“ (7^v-8^r).

Geflüchtete oder in fleischliche Verstrickung geratene Nonnen, die ins Kloster zurückkehren, werden nach Maßgabe der Vateräbte oder Visitatoren ihrer Schuld gemäß bestraft. Äbtissinnen, die sich weigern, solche wieder aufzunehmen, sollen abgesetzt werden. Falls Nonnen oder Laienschwestern sich Vergehen zuziehen, für die Mönche und Laienbrüder durch Einkerkung bestraft werden, sollen sie ebenfalls eingekerkert werden.

„Wer auch ein fraw abtrunnig und von dem orden geflohen Oder würd eyn closterfraw begriffen in unküsheit. wollent die widerkeren. so soln sie gepinigt werden nach der wiser willen und heiß [!]. Aber die Eptissyn die söliche verfallen frawen nit wollent wider in nemen. die sollen abgesetzt werden von der Apty. Ist auch daz ein closterfraw ubertritt in solchen sachen. um die die münich oder leybrüder gekerkert werden. nach des ordens gesetzd. Die sol auch umm die selbe sach gekerkert werden“ (8^r-8^v).

Da die Äbtissinnen nicht zum Generalkapitel kommen, sollen sie wegen ihrer Übertretungen sowohl in der Visitation wie bei anderer Gelegenheit um Vergebung bitten, so oft es notwendig ist. Und sie sollen vom Visitor oder den von ihm berufenen Mönchen getadelt und korrigiert werden. Dies wird auch bezüglich der Zurechtweisung der Nonnen des gesamten Ordens festgesetzt.

„Wan auch die Eptissinn des ordens nit hant gemeyn capitel als die Epte. darumm sollent sie fur dem wyser so er visitiert oder suß zu inen kumpt. ir venie suchen von der dinge wegen an den sie des ordens gesetz übergangen hant. Und sollen auch umm ire mißtat von dem wiser. oder den münichen den ers an sin stat gebüet. berüfft werden als dick es noturftig ist und solent also gestrofft werden. Daz ist auch gesetzet von allen frawen des ordens gemeynlich“ (8^v).

4. Zur Einsetzung der Äbtissinnen, Kapläne und Laienbrüder der Nonnen

Keine Nonne des Ordens soll vor vollendetem 30. Lebensjahr zur Äbtissin gewählt werden. Wird eine Nonne zur Äbtissin eines Konvents bestimmt, dessen Gewandung anders ist als in ihrem bisherigen Kloster, so soll sie sich hierin angleichen. Auch soll es die eigene Äbtissin nicht unterlassen, einer zu diesem Amt erwählten dasselbe zu empfehlen.³⁹

³⁹ Die Bestimmung, Äbtissinnen sollen den Hirtenstab nur zu Profefßfeiern benutzen (I. 4.), fehlt in den alemannischen Handschriften. 1242 bestimmte das Generalkapitel im Zusammenhang mit der Profefß, daß Äbtissinnen den Stab nur bei Prozessionen benutzen dürfen. – Gregor Müller, Wann darf die Äbtissin des Stabes sich bedienen? in: CistC 7, 1895, 244 f.

„Wie man die Eptissin sol setzen. und von iren Caplon und von iren conversen. daz virde Capitel. Es sol keyn Nunne gesetzt werden zu einer Eptissyn. sie sy dan folkumlich XXX ior alt. würd aber ein eptissin herwelt in eyn closter daz irm eigen closter nit glich were an gewand die sol sich fürbaz glich halten an gewand. Als die frawen tragent zu den sie herwelt ist. [Also zu verstend. wurd ein fraw uß eim closter in dem sie kutten tragent. herwelt in ein closter dan man mentel treit. so sol sie auch glicherwise gekleidet sin als der convent des selben closters. sie tragen kutten oder mentel.*] Wan ein fraw von dem convent herwelet wirt zu eim ampt. so sol ir Eptissin nit loßen. sie enpfelhe es ir“ (8^v–9^r).

Nun folgt der Profeßritus für die *Conversi Monialium*. Sie sollen, wenn sie das Noviziatsjahr vollendet haben, ins Kapitel der Frauen kommen und sich zur üblichen Bitte um die Aufnahme in den Orden vor dem Lesepult prosternieren. Nachdem ihnen kurz die Strenge des Ordens⁴⁰ dargelegt worden ist, versprechen sie Beharrlichkeit und verzichten nach Ordensbrauch auf Eigentum. Hernach begeben sie sich zum Stuhl der Äbtissin, auf deren Knien das aufgeschlagene Regelbuch liegt. Sie legen ihre Hände auf das Buch und sprechen: *Promitto vobis oboedientiam de bono usque ad mortem*. Die Äbtissin sagt: *Deus det tibi vitam aeternam*, und der Konvent antwortet *Amen*.

Alsdann verlassen sie das Kapitel.

„Wann die leybrüder der frawen clöster ir novitz ior erfüllen. So solnt sie gen in der frawen Capitel. und vor dem [convent oder*] letner ir venie [mit gestrecktem lyb*] suchen. darnach sol man ine kürztlich des ordens hertikeit herzeln. wollen sie dan bliben. So solnt sie sich verzyhen und abtün eigenschafft. als des ordens gewonheit ist. darnach sol die Eptissyn daz buch der regel für sich uff ire knv legen also sitzend. und sollen die brüder für sie knven. und ire eigen hend legen uff daz büch. und spechen [!] also. Ich globe uch gehorsam güter ding untz an den dot. So sprech die eptissin. Got geb dir daz ewig leben. der convent sol sprechen. Amen. Wan daz geschicht. so sollen die brüder⁴¹ daz büch küssen. und zu hant uß dem capitel gen“ (9^r–9^v).

Falls Kapläne und Kleriker der Nonnen in den Häusern des Ordens einkehren, sollen sie dort, von weltlichen Personen getrennt, an einem ehrenhaften Ort aufgenommen und dort freigebig und ehrsam bedient werden. Die Beichte der Nonnen dürfen die Kapläne nur mit Genehmigung des Vaterabtes hören. Wollen sie von der Äbtissin das Ordensgewand erhalten, so bedarf es künftig dazu der Erlaubnis des Vaterabtes und der Zustimmung des größeren

⁴⁰ In Kl L 46 (52r) steht statt „des ordens“ auf einer Rasur „des ortes“.

⁴¹ Nach Kl L 46 (52v) soll die Äbtissin das Buch küssen. Der lateinische Text besagt nur, daß es geküßt wird.

und vernünftigeren Teils des Konvents. Kapläne, die bereits zur Profese zugelassen worden sind und sich weigern, die Messe nach der Weise und dem Brauch des Ordens zu feiern, sollen von der Äbtissin und dem Visitor⁴² streng zurechtgewiesen und bestraft werden.

„Die Caplon und die pfaffen. die in die frawen clöster inkeren den sol man ein sündlerlich erber stat oder huß zu beachten. da sie gescheiden sint von weltlichen lüten. darinn sol es in erlich erbotten werden von dem closter. Sie sollent der Nunnen bicht nit hören. sie haben dan sündlerlich urlob von den veter Epten.

Es sollen auch fürbaz me die Eptissyn keinen Caplon enphohen zu des ordens kleidern. es sy dan. daz sie der veter Epte und irer wisesten münich⁴³ urlob und willen darzu haben erworben. Aber die ietz zu dem kleid und zu der gehorsam des ordens empfangen sin. wollent die nit meße halten nach des ordens form und gewonheit. die sollent von ir Eptissyn und von den wisern hertlich gestrofft und gepinigt werden“ (9^v-10^r).

Konversen der Nonnen, die unterwegs sind und in den Abteien des Ordens einkehren, können zu den dortigen Konversen in das Refektorium, wenn sie ihnen im Gewand (*habitu*) und in der Haartracht (*tonsura*) gleichen.⁴⁴

„Ist auch daz der closterfrawen leybrüder wandelnt und inkeren in die münich clöster so mögen sie by den andern leybrüdern im Refenter essen. ob sie in glich sint an dem gewande“ (10^r).

Ihre Sachwalter sollen die Nonnen Schaffner (*procuratores*) nennen und niemals Vorsteher (*praepositus*) oder Prior (*prior*). Auch sollen sie dieselben nicht mehr ohne Erlaubnis der Visitatoren wählen oder annehmen.

„Die closterfrawen sollen auch die die ire clöster besorgent und außrichten. Scheffner heißen. und nymer me pröbst noch prior. Sie sollen auch sölich außrichter oder scheffner fürbaz nit me herwelen noch setzen on sündlerlich urlob irs wysers. die selben scheffner sollent auch bewert oder aber verworffen werden durch die vetter Epte der selben frawen clösteren“ (10^r).

Am Ende der *Definitiones de Monialibus* von 1289 werden die Äbtissinnen, Priorinnen und Subpriorinnen des ganzen Ordens beauftragt, für deren

⁴² Der Schreiber von Kl L 46 kennzeichnet hier (52v) den Visitor durch die Übertragung „unser Herr“ als seinen Abt und sich selbst als Mönch. Da damals die Texte des Ordens in den Männerklöstern lateinisch gelesen und nur für die des Lateins weniger kundigen Nonnen schriftlich übersetzt wurden, scheint es wahrscheinlich, daß dieser Mönch Kl L 46 für Lichtenthal schrieb.

⁴³ Sr. Regula bezieht diese Bestimmung (I. 4.) auf den Konvent des Vaterabtes (9v-10r); im lateinischen Text und in Kl L 46 steht nicht (52v), ob dieser oder – was wahrscheinlicher ist – der betreffende Frauenkonvent gemeint ist.

⁴⁴ 1229 bestimmte das Generalkapitel: „Conversi monialium quae associatae sunt Ordini, si in habitu et tonsura capillorum et barba a conversis nostris non discrepent, conceditur ut cum ipsis tantum in refectoriis admittantur.“ Canivez II, 76; 1229: 7.

Kenntnis und Beobachtung im Konvent zu sorgen. Andernfalls ziehen sie sich für drei Tage die „Strafe der leichten Schuld“⁴⁵ zu mit eintägigem Fasten bei Wasser und Brot. Die *Definitiones de Monialibus* sollen in ein Heft geschrieben, in das Buch der Regel eingebunden⁴⁶ und alljährlich vollständig im Kapitel vorgelesen werden.

„Ein gebott und ordenung am ende des ordensbüchs. die fünfzehend underwising. Es ist auch hertklich gebotten von dem gemeinen capitel des ordens allen Eptissin. priorin. supriorn der frawenclöster unsers ordens uber al. by der pin der lichten schuld III tag zu tund der tag sie einen sollent waser und brot essen. weren sie daran sümig. daz sie diß fürgeschriben ordenung und gesetz. die daz gemeyn capitel des ordens von den Nunnen wegen sünderlich hat gemacht. [Als geschriben ist in dem büch daz da heisset diffinicones. daruß dise fürgeschriben ding alle genümen sint und zu tütsch gemacht. darumm daz sie die ding mercken zu wissend und zu haltend.*] die sollent sie by in stetes haben gebunden in der Regeln an eim quatern geschriben. und sollens in irm Capitel alle ior vor dem convent ganz auß lesen. und sollen dise gebot halten festklich. und gebieten zu haltend“ (10^r–10^v).⁴⁷

II. *Definitiones de Monialibus* aus den Konstitutionen von 1350

Im *Libellus Definitionem novellarum* enthält die *Distinctio de Monialibus* fünf Kapitel mit Bestimmungen über die Paternität und Visitation der Nonnen (1), über ihre Klausur und Beichte (2), über ihre Zurechtweisung (3), ihre Ka-

⁴⁵ Wer in *levi culpa* war, blieb bei der Arbeit und bei den Mahlzeiten von der Gemeinschaft abgesondert und verrichtete jeweils am Ende des Chorgebets eine liturgische Satisfaktion. Vgl. RB cap. 24. In den *Instituta Generalis Capituli* cap. 65, in: *Nomasticon* 318, steht: „Fratres qui in levi culpa sunt, de labore remaneant propter satisfactionem. Qui etiam dum satisfaciunt, toto corpore extenso, prosternantur ante gradum presbyterii ad „Kyrie eleison“, usque post „Deo gratias“, diebus quibus conventus prosternitur super formas; ceteris vero diebus stantes incurventur. Extra refectorium comedant, in loco quo Abbati visum fuerit: qui post refectorem servitorum, non eant ad biberes cum aliis, neque illi qui pro versu perditio in penitentia sunt, sed post alios eant bibere in refectorio. Prior et subprior, si in levi culpa sint, officia sua non exsequantur in ecclesia, in cantando vel legendo vel in dandis benedictionibus.“ – Gregor Müller, In *levi culpa*, in: *CistC* 33, 1921, 177–179.

⁴⁶ Zur Zeit Sr. Regulas besaß das Kloster Lichtenthal eine lateinische und eine nicht ganz vollständige deutsche Fassung der Benediktusregel, beide im Format 23 x 17,5 cm (GLA 64/19, f 127r–177r lateinischer und f 181r–238v deutscher Regeltex, in dem die Kapitel 64–73 fehlen). Die Hs 3 im Archiv Lichtenthal mißt hingegen 12,5 x 18,5 cm. Dieses ungleiche Format und die Einbindung der Hs 3 in zwei Urkunden lassen annehmen, daß sie nicht im Anschluß an den deutschen Regeltex eingefügt war, den man vielleicht damals erst noch vervollständigen wollte.

⁴⁷ Am unteren Rand von 10v und 11r steht in der Hs 3 von späterer Hand: „Item hie soll man wissen das des gemeynen capitels meinung nit ist umb übertretung der jetzt geschriben ordenung oder gesetz die personen des ordens zu verbinden zu der schuld sunder alleyn zu der pen es wer dann daz sölliche übertretung geschee uss versmenig (Verschmähung).“

pläne (4) und Prokuratoren (5).⁴⁸ Sr. Regula schrieb als Obertitel die Erklärung: „Hie nach stent geschriben die gesetzt und die ordenung, die daz Capitel von Zitel nach dem fördern buch hat gemacht und sint gezogen uß dem buch daz da heißt Novelle des ordens, wan es nuwlich ist gemacht. und heltet iiii capitel von den Nunnen“ (10^v-11^r).⁴⁹

1. Zur Paternität und Visitation der Nonnen

Allen Vateräbten wird befohlen, in ihrem Filiationsbereich die Frauenklöster bezüglich ihres Vermögens zu taxieren oder taxieren zu lassen und eine entsprechende Personenzahl festzusetzen. Von den Äbtissinnen und den einzelnen Konventualinnen sollen sie einen Eid entgegennehmen, daß diese Zahl nicht überschritten wird. Sie darf durch die Vateräbte und ihre Beauftragten nur erhöht werden, wenn ein entsprechender Vermögenszuwachs dies rechtfertigt. Ist in einem Kloster die Zahl der Personen in Anbetracht des Vermögens zu groß, so muß der *numerus taxatus* entsprechend herabgesetzt werden, und es darf niemand mehr aufgenommen werden, bis er erreicht ist. Äbtissinnen, die anders handeln, sowie Priorinnen und Cellerarinnen, die sie darin durch Rat und Hilfe unterstützen, sollen ohne Einspruchsrecht ihrer Ämter enthoben werden.

„Primo Cap. Des ersten ist gebotten den vetter Epten allen gemeinlich und iglichem sünderlich von den frawencloster. daz sie in iglichem frawen closter sollent machen ein genante zal geistlicher person. nach dem als sie des closters gut hertragen mag mit aller noturfft. Und sollen die veter Epte und wiser heischen und nemen einen geswornen eyt von den Eptissin und von allen personen der frawen clöster. daz sie die selben genanten zal. die der vater Apt da gemacht hat. nit merent. Es sollen auch die vetter epte oder die die sie verwesent von irm geheiß. die selben zal der person nit meren. es wer dan daz selbe closter also zuneme an dem gut. daz die zal billich solt gemeret werden.

Ist aber daz man vindet in eim frawen closter. daz der person me da sint dan daz gut des closters hin bringen mag. als vorgesprochen ist. [Als dick

⁴⁸ Im Libellus Definitionum novellarum ist die 14. Distinctio betitelt „De Monialibus“, in: Nomasticon 532. In Kl L 46 und in Hs 3 sind diese Weisungen als 15. Distinctio eingeordnet. Sr. Regulas ursprünglicher Obertitel lautete: „Uß dem büchlyn Novelle genant am fünfzehend underscheide“ (10^v).

⁴⁹ Das Recht, den Schaffner des von ihrer Ahnfrau Irmengard von Baden 1245 gestifteten Klosters Lichtenthal zu bestimmen, wurde seit der Mitte des 15. Jahrhunderts durch die Markgrafen von Baden wahrgenommen. Sr. Regula unterschlug daher das 5. Kapitel der Definitiones de Monialibus von 1350.– M. Pia Schindele, Die Abtei Lichtenthal. Ihr Verhältnis zum Cistercienserorden, zu Päpsten und Bischöfen und zum badischen Landesherrn im Laufe der Jahrhunderte, in: FDA 104, 1984, 19–166 und 105, 1985, 67–248. Markgraf Jakob I. nannte sich 1453 erstmals „Kastenvogt“ der Abtei; ebd. 104/131. Uk. v. 1453, April 11 (GLA 46/673).

beschicht daz ein closter in dem vor die zal gemacht ist. daz es fillicht abnumpft an den gütern daz es die selben zal der person. mit wol oder glich hertragen mag. nach aller ir noturfft.*] da sol nymerme keyn person enpfangen werden. biß daz sie also gemynret werden. daz sie komen zu einr solchen zal. die man von des closters gut wol versehen möge. Welche Eptissin. priorin. oder kellern dawider tut. oder gunst oder hilf darzu git. die sol on alle widerrede von irm ampt gesetzt werden“ (11^r–11^v).

2. Vom Kloster und von der Beichte der Nonnen

Den Nonnen ist es nicht erlaubt, ihr Kloster zu verlassen, es sei denn, eine Notsituation mache dies erforderlich. Die Entscheidung hierüber wird dem Gewissen der Vorgesetzten auferlegt. Falls jedoch Nonnen in ein wo immer gelegenes Bad fahren, sollen sie unwiderruflich ihres Ordensgewandes beraubt werden. Jene, die es ihnen auf ihre Bitten hin erlaubt haben, sind dadurch der Exkommunikation verfallen. Die Vateräbte sollen die Betroffenen durch kirchliche Zensuren oder andere geeignete Strafen zu Vorgenanntem zwingen.

„Das ander Capitel. Es ist auch verboten allen nünnen. daz sie keinst uff dem closter gangen oder farn. es heisch dan rechte not. daz enphilhet man iren vördern uff ir gewissen. [daz ist ir Eptissyn. und den wisern. die sollent das uff ire gewissen nemen. wan es not sy. daz sie den frawen erleiben uff zufarende.*] Es ist auch verboten allen Nunnen. daz sie in kein bat sollen genoch faren ußerthalt des closters. [weder in die wiltbad noch in andere bad. sie sten in stetten oder in dürrfern in keinrley wise.*] welch daz uberget. die sol on all gnad iren orden verliesen. Aber alle die die in daz erleibent. die sint zu hant verfallen in den ban. und die vetter Ept mögent sie zwingen zu den vogenannten pen zu folbringend. [beide die bederyn und auch die in darzu urlob geben.*] in welchen weg es sie allerbest duncket: oder inen gefellet“ (11^v–12^r).

Die Weisung, daß die Kapläne der Klöster ohne besondere Erlaubnis des Vaterabtes die Beichten der Nonnen nicht hören dürfen, fehlt hier bei Sr. Regula. Sie erwähnt sofort, daß Äbtissinnen, die 25 Nonnen haben, verpflichtet sind, für dieselben einen Mönch als Beichtvater zu halten, den der Vaterabt oder Visitor ernennt. Sie haben denselben zuverlässig mit Nahrung und Kleidung zu versehen. Die Beichtväter sollen an den Tagen, an denen sie weniger durch Beichthören beansprucht sind, wie die anderen Kapläne die Messe lesen, vor allem in den Klöstern, in denen dies seit alten Zeiten so gehalten wird. Alle Äbtissinnen und regierenden Priorinnen, die ihren *Confessarius* auf seine Forderung hin nicht mit Nahrung und Kleidung versehen, sollen wissen, daß sie sich hierdurch die Exkommunikation zuziehen.

„Die Eptissin. die XXV. Nonnen hant in iren clöstern. die sint schuldig einen münich zu haltend. der ir bichter sy. den in der vater Apt oder ir wiser sendet. den bichter sint sie schuldig zu versehen erlich und wol an spise und an gewant. Die selben bichter sint auch schuldig an den tagen. so sie nit zu fast bekümert sint mit bicht hören. daz sie messe lesent. Aller meist in den clöstern. da daz von alter gewonheit ist her komen. Es sollent auch wissen alle Eptissin und auch die priorissen in den clöstern die alleyn priorissen hant und nit eptissen die iren bichtern nit geben wollent und versehen an spyse und gewant. oder sich des widern. so sie es an sie fordernt. Also schier sie sich des widernt. sint sie zu hant gefallen in den ban“ (12^r–12^v).

Den Vateräbten wird bezüglich ihrer Visitationen im gesamten Orden befohlen, den aus ihrem Amt scheidenden Äbtissinnen inskünftig keine allgemeine Erlaubnis zu geben, eine oder mehrere Nonnen mit sich außerhalb des Klosters zu nehmen oder eine Nonne in den ihnen gewährten Kammern zu halten, ohne besondere Erlaubnis der Äbtissin. Ohne deren Einwilligung soll es ihnen auch nicht gestattet sein, sich außerhalb des Klosters zu begeben. Alle bereits erteilten gegenteiligen Vergünstigungen sind hiermit widerrufen.

„Es wirt auch gebotten allen veter Epten und wisern des ordens gemeinlich. daz sie den Eptissen die daz ampt der Apty uff gebent. nit sollent geben eyn gemeyn urlob. ein Nunne oder me mit in zu fürend uß dem closter. noch by in für sich darzu haltend in den kamern die in geluhen sint. oder hernach geluhen werden. on der rechten Eptissyn sünderlich urlob. Es sollen auch die selben altfrawen die von dem ampt gent. uß dem closter nit gen noch faren. sie haben dan von der Eptissyn urlob erworben darzu. Und all ander gnad die darüber den selben altfrawen vor sint beschehen. die widerufft alle gantzlich des ordens gemeyn Capitel“ (12^v–13^r).

Nonnen, die wegen Verheerung oder völliger Zerstörung ihres Klosters in ein anderes geschickt werden, sollen von der dortigen Äbtissin und dem Konvent liebevoll aufgenommen und wie zu ihnen gehörende versorgt werden, bis ihr Kloster durch Gottes Hilfe wiederhergestellt ist. Eine Äbtissin, die sich weigert, aus diesem Grunde verschickte Nonnen unseres Ordens aufzunehmen, ist, solange sie sich dem widersetzt, exkommuniziert, und der Konvent unterliegt im Falle des Widerspruchs dem kirchlichen Interdikt. Diese Bestimmung soll den Begleitbriefen der ausgeschickten Nonnen eingefügt werden.

„Die frawen die von armut oder von zerstörung wegen irer clöster. in andere frawenclöster versendet werden. die sollent die Eptissin und der convent zu den sie geschickt sint. lieplich enphohen und versehen als ir eigen Nunnen. biß daz ire clöstere wider uff kument. Aber welche Eptissyn solche frawen die in solcher wise geschicket würden. mit widerspenigem mü mit wolte halten in irm closter. die sol wissen daz sie zu bann ist. als lang die widerspenikeit an ir ist.

Wer auch der convent darinne widerspenig. So sol man on gotes recht in dem selben closter sin [**]. Und die gesetzt und penen sollent geschriben werden in die briefe die man den verschickten frawen git. mit in zu tragen [durch des willen daz sich die Eptissyn oder convent nit entschuldigen mögent***]“ (13’).

Bei der Einsegnung [Profess] der Frauen darf ihnen der Mantel nicht durch die Begleiter des Visitators abgenommen werden.⁵⁰ Wer es dennoch tut, wird aus dem Dienst des Ordens entlassen.

„So man auch die Novitziën frawen insegment. sol in nyman von der wiser gesinde die mentel abtun [oder hinlegen. nemen oder behalten.**] [Es werent knecht oder andere.*] welch anders tûnt die sol man scheiden und ußtriben von des ordens dienst“ (13’–13’’).

3. Von der Zurechtweisung der Nonnen

Nonnen, die wegen des Lasters der Unenthaltbarkeit öffentlich Buße getan und ihren Rang im Orden verloren haben, sollen stets denjenigen beibehalten, in dem sie bestraft wurden. Sie sollen auch ohne besondere Erlaubnis des Generalkapitels zu keinerlei Rechtsakten zugelassen werden [d. h. das aktive oder passive Stimmrecht besitzen oder maßgebliche Ämter erhalten] und das Kloster nicht wieder verlassen dürfen, falls erwiesen ist, daß sie ein Kind geboren haben. Nonnen, die sich in der Welt herumtreiben oder auf andere Weise ordenswidrig verhalten, werden durch die Vateräbte mit Einkerkering, Verschickung und dergleichen kraft der Autorität des Generalkapitels so bestraft, daß sie, durch die Strafe belehrt, von weiterem derartigen Verhalten abstehen.

„Das dritte Capitel. Die Nunnen die von ir unküsheit wegen. offen buß hant geton. und darumm irs ordens stat hant verloren. die sollen allzyt fürbaz me an dem selben orden in dem sie gebüßt werden. bliben und nit höher gestellet werden. dan daz man sie soll loßen ewiklich an der stat an der sie die buß hant getan. [Und sollen auch nit herwelt werden. nach ine nit gehengt werden daz sie ymerme kumen zu den IIII ampten. daz ist. daz sie nit Aptissyn. priorin noch Bursierin noch Supriorin sollnt werden.**] Es sol auch keinr frawen gehengt werden zu gend oder zu farend uß dem closter. die bezügt wirt daz sie ein kintbettern sy gewesen. es sy dan daz sie hab ein sündlerlich urlob von dem gemeinen Capitel des ordens uß zugend oder

⁵⁰ Betr. „Mantel“ vgl. die *Consuetudines Ordinis Cisterciensis*. Laut *Nomasticon*, 291, war für das Probejahr eines Novizen vorgesehen: „Iisdem horis quibus monachi, laboret, quiescat, legat, dormiat. Iisdem cibus vescatur, iisdem pannis induatur, excepto habitu monachili: pro quo cappam et mantellum vel pelles habeat.“ – Gregor Müller, *Die Einkleidung der Novizen*, in: *CistC* 9, 1897, 150–154, 183–187, 212–220.

farend. [und sollent auch umm das selb laster der unküschheit also gepiniget werden. daz sie es fürbaz nit herbalden**]“ (13^v–14^r).

Es wird angeordnet, daß Nonnen des Ordens, welche die Visitatoren belästigen, ihnen Hinterhalte bereiten oder sich ihren Anordnungen frech widersetzen, wissen sollen, daß sie sich dadurch die Exkommunikation zuziehen. Auch sollen sie sich bewußt sein, daß sie deswegen ohne besondere Erlaubnis des Generalkapitels nicht zur Äbtissin, Priorin, Subpriorin oder Cellerarin befördert werden können. Außerdem gilt für jene, denen solches Verhalten nachgewiesen ist, daß sie das Kloster nicht verlassen dürfen und ihnen das Ordensgewand entzogen wird, bis zum Entscheid des Generalkapitels.

„Es wirt auch gesetzet von dem gemeinen Capitel des ordens daz alle die Nunnen die iren wisern treivent oder uff setz machent [von in selber oder von andern lüten.*] oder die der wiser ordenung und gesetz frefelich widerstent. die sollen zu bann sin zu hant wan sie daz tunt. und sollen auch on des gemeinen capitels sünderlich urlob nit erhöhet werden [zu der ampt keim] weder zu der Apty. noch priorin. noch superiorin noch kellern. darzu uff welche frawen solche sach beweret werden. oder die an solichen dingen begriffen würd. die sol uß dem closter nymer komen. und sol ir darzu der orden abgezogen werden. biß daz sie daz gemeyn capitel begnadet“ (14^r–14^v).

Äbtissinnen des Ordens, die Nonnen wegen einer Schuld verschicken, sollen den Äbtissinnen, in deren Klöster sie kommen, für jede Geld im Wert von zehn Pfund Tournosen geben. Sollten Äbtissinnen des Ordens sich weigern, Nonnen aufzunehmen, die ihnen wegen einer Schuld und mit dem vom Generalkapitel verordneten Geldbetrag geschickt werden, ziehen sie sich die Exkommunikation zu. Dies gilt auch dann, wenn sie durch das Generalkapitel davon befreit sind, Gäste aufzunehmen, da übergeordnete Weisungen rechtskräftig bleiben.

„Es sollent auch die Eptissin des ordens die Nunnen die sie von irer schuld wegen versendent. den Eptissen den sie solich frawen schickent X. pfunt Turneß gelten von ir einer wegen.⁵¹ Aber die eptissen die solich frawen. die zu inen von schuld wegen gesent sint. mit dem gelt. das daz capitel des ordens gesetzet hat. nit wollent enphohen. die fallent zu hant in den ban. und weren sie toch des uberhebt von dem Capitel daz sie nit soltent gebunden sin die geste zu enpfahend. daz sol sie nichtz helffen noch entschuldigen“ (14^v).

Künftig soll auch keiner abgehenden Äbtissin eine Pension oder eine eigene Kammer gewährt werden. Dies gilt auch für andere Nonnen, aus welchem Stand und aus welchen Verhältnissen sie sein mögen; es sei denn, sie hätten beim Generalkapitel eine besondere Erlaubnis erbeten und erlangt.

⁵¹ In Kl L 46 ist „pro quaelibet“ übersetzt mit „für ein iar“ (68v).

„Es sol auch fürbaz me keiner Eptissen.⁵² noch keinr closterfrawen sie sy edel oder unedel. [groß oder klein. arm oder rych. süß oder so.**] keyn [eigen gült von dem closter oder ein*] genante pfründ geben oder gemacht werden. noch kein kamer zu beachtet werden. Sie haben es dan erbetten und erworben von dem gemeinen capitel des ordens“ (14^v–15^r).

Den Vateräbten und Visitatoren wird unter Hinweis auf die Strafe des göttlichen Gerichts (*sub poena divinae animadversionis*) befohlen, in ihren Visitationen sorgfältig nachzuforschen, ob die Nonnen in ihren Kammern nichts treiben, das ihrem Heil und der monastischen Reinheit zuwider ist. Finden sie welche schuldig, so sollen sie mit gebührender Strenge durch das Ablegen des Habits, Verschickung oder Einkerkierung bestraft werden. Auch soll nicht versäumt werden, die genannten Kammern zu zerstören. Die betreffenden Nonnen sollen kraft der vollen Gewalt des Ordens gezwungen werden, dessen Brauchtum gemäß in Gemeinschaftsräumen zu schlafen und zu essen, insbesondere wo genügend Gebäude vorhanden sind.

„Es wirt auch gebotten under der pen der göttlichen rache allen vetter Epten und wisern der frawen clöstern. so sie die clöster wisent und visitierent. daz sie flißlich frogent und erfarn. ob die Nonnen keinrley ding tûn oder folbringent. daz wider ir selen heil sy. oder wider des ordens zucht und luterkeit were. Vindent sie solche frawen. die sollen sie pinigen mit abnemen irs ordens. Mit versenden und mit kercker legen als sie dan verdict haben mynr oder me und der selben kamern söllent darzu zerstört werden von grunt uff. und sollent auch solche frawen zwingen. zu eßend und zu sloffen gemeinlich nach des ordens gewonheit. allermeist an den stetten da sie geiner hüser die noturft haben. und darzu hant die veter Epte und wiser. von des ordens Capitel follen gewalt“ (15^r–15^v).

Äbtissinnen, Nonnen und Laienschwestern, die Brüder der Bettelorden in ihre Abteien, Klöster, Kammern, Infirmen oder an andere abgesonderte Orte aufnehmen oder mit ihnen dort reden, verfallen durch die Tat als solche (*latae sententiae*) der Exkommunikation. Es sollen auch nicht mehr als zwei Bettelmönche auf einmal in einem Kloster und nur ein einziges Mal Verpflegung erhalten. In die Kirche können sie zur Feier der Messe und zur Auslegung des Wortes Gottes eintreten. Hernach sollen sie sich in das Hospiz und nirgendwo anders hin begeben. Äbtissinnen, Nonnen und Laienschwestern, die anders handeln, sollen durch den Visitator oder *Confessarius* jeweils an den Sonn- und Festtagen nach dem Evangelium öffentlich als exkommuniziert erklärt werden. Den Vateräbten der genannten Nonnen wird befohlen, für die Beobachtung dieser Weisung unter striktem Druck der hierzu be-

⁵² Der lateinische Text bezieht sich auf resignierte Äbtissinnen, ebenso Kl L 46 mit der Übertragung „keiner abtonden abtissen“ (69r).

stimmten Bußen zu sorgen und Widersetzliche mit gebührender Strenge zu bestrafen.

„Es wirt auch verbotten allen Eptissen. Nunnen und swestern des gantzen ordens. daz sie in ire clöster. hüser. kamern oder siechhüsern. und in allen irn heimlichen steten. keinen geistlichen man von der bettel orden in loßen. oder gesprech mit in halten an den vorgeanteten steten. Die frawen sollent auch der selben bettel münich keinen me dann ir zwein in eim frawen closter uff ein zyt und einen tag zu eßen oder zu trinckend geben. Also daz die selbe müniche an kein stat sollen gen noch inkeren in die frawen clöster unßers ordens. dan alleyn in die kirchen. so sie daz gottes wort wollent fürlegen. So daz geschicht. sollen sie wider gen in die herberg und nyrgen anders. Wer aber daz die Eptissen oder die Nonnen oder swestern dawider herbalten zu thund.⁵³ so sollen sie allen sonntag nach dem ewangelio in der messe zu bann verkündet werden von dem wiser. und von irem bichter. und auch an allen hochziten. Es wirt auch gar strencklich gebotten. den veter Epten der frawen clöster. daz sie dis fürgeschriben gesetzd heissen halten alle Nonnen by den penen die uber dise ding gesetzet sint. welch sich dawider setzent. die sollen hertiklich gebüßt werden“ (15^v–16^r).

Nonnen des Ordens, die ohne Auftrag der Vateräbte oder Visitatoren den Gottesdienst unterlassen, sollen wissen, daß sie dadurch exkommuniziert sind. Sie werden außerdem wie Verschwörerinnen bestraft, solange sie in dieser Sentenz der Exkommunikation eigensinnig verharren. Vom gemeinsamen Kloostergut soll ihnen nichts zugute kommen. Es bestehe denn ein allgemeines Interdikt, durch das sie rechtens und aus Not den Gottesdienst einstellen müssen.

„Welche frawen auch gotes dienst niderleiten. und ungefügen werent on des vater Aptes urlob. oder on des wisers gewalt. die weren zu hant verfallen in den ban. und soltent auch gebüßt werden als die zusammen globerin. und als lang sie in dem selben bann übermütlich sint. So sol in nichtz von des Closters gemeinen gut geben werden. Es wer dan ein solich gemeyn interdichte zu haltend“ (16^r–16^v).

Allen Äbtissinnen und Nonnen des Ordens wird verboten, Hausdiener oder weltliche Kapläne in ihren Gemächern zu behalten, nachdem in der Kirche die Komplet gesungen ist. Eine Äbtissin, die dem zuwiderhandelt, soll wissen, daß ihr dafür das Betreten der Kirche untersagt wird. Tut sie es gewohnheitsmäßig, soll sie durch den Vaterabt oder seinen Beauftragten abgesetzt werden. Nonnen aber sollen für jedes Mal ohne Dispens die Buße der leichten Schuld drei Tage lang ableisten, einen dieser Tage bei Wasser und Brot.

⁵³ „dawider herbalten zu thund. so sollen sie“ ist von späterer Hand durchgestrichen und am oberen Rand von 16r korrigiert in: „sie den ingang understunden so sollen“.

„Allen Eptissen und Nonnen⁵⁴ unsers ordens wirt verboten von dem Capitel von Zitel. daz sie keinen jungkhern. knaben oder ander mansnamen lüte. oder weltlich caplon in iren kammern halten nach dem daz die complet in der kirchen gesungen ist. Welche dawider tut. ist sie ein Eptissyn. so sol sie wissen daz ir zu hant verboten ist zu genden in die kirche. vindet man daz sie solchs gewonlich tut. so sol sie ab irem ampt gesetzt werden. von dem vater apt. oder von dem. dem er es befilt an sin stat. Wirt aber ein Nonnen daran begriffen. die sol on gnad die lichten schuld tun iii tag. und die selben iii tag wasser und brot essen“ (16^v).

4. Von den Kaplänen der Nonnen

Strengstens ist es verboten, irgendeine Person, welchen Standes sie sei, ohne des Vaterabtes Erlaubnis im regulären Ordensgewand als Kaplan in Frauenklöstern zuzulassen. Falls in irgendeinem Frauenkloster fortan gegen dieses Verbot Aufnahmen erfolgen, soll dasselbe dem kirchlichen Interdikt unterliegen, solange der Aufenthalt der aufgenommenen Personen währt. Die Äbtissinnen jedoch geraten durch solche Aufnahmen in die Fessel der Exkommunikation. Die dem Orden bereits für ewig verbundenen Kapläne der Klosterfrauen sind verpflichtet, zukünftig stets das reguläre Ordensgewand zu tragen. Falls sie es bei irgendeiner Gelegenheit nicht tun, sollen sie aus besagten Klöstern vertrieben werden.

„Von der Nunnen Caplon. daz virde Capitel.

Es wirt auch festklich verboten daz kein person. welcherley leben oder wurdikeit sie sy. suß noch so. empfangen werd in den frawen clöstern unsers ordens. in des ordens gewant caplon zu sind. on des selben frawen closters vater aptes urlob. begert und auch herworben. Würden aber solche Caplon also empfangen in eim frawen closter. so sol daz selb closter [nach cristenlichem recht ungesungen. und on gottes recht geleit werden.*] als lang solche Caplon da sint. Aber die Eptissyn die sie enphohent. sollent zu bann werden geton.

Die Caplon der frawen clöster die dem orden ewicklich gegeben sint und zu beacht. die sollent fürbaz me des ordens gewant tragen. Wollen aber sie des nit tûn. So sol man sie on alle irrung unverzöglich uß dem closter tryben“ (16^v–17^r).

5. Von den Prokuratoren der Nonnen

Es wird bestimmt, daß die Prokuratoren der Nonnen von jetzt an mit dem Rat und der Zustimmung der Vateräbte zu den Geschäften und der Verwaltung der zeitlichen Güter in den Frauenklöstern bestellt werden. Die bereits einge-

⁵⁴ Am oberen Rand von 16v ist „und Nonnen“ rot nachgetragen.

setzt sind, sollen durch die genannten Vateräbte bestätigt oder zurückgewiesen werden. Wie bereits erwähnt⁵⁵, ließ Sr. Regula dieses Kapitel weg und schrieb dafür eine kompilierte Schlußschrift.⁵⁶

Schlußschrift der Sr. Regula

Am Ende ihrer Übersetzung faßte Sr. Regula deren wichtigste Punkte zusammen und kompilierte sie mit einigen weiteren Weisungen aus dem übrigen Teil der Konstitutionen von 1298 und 1350, die nur in der Kl L 46 vollständig übersetzt sind.⁵⁷ Auch fügte sie beim Thema „Widersetzlichkeit“ die im 15. Jahrhundert anlässlich der Sanierung und Reform der Frauenklöster aktuelle Zusammenlegung nicht mehr lebensfähiger Konvente durch den Orden ein, wozu bereits im Generalkapitel von 1287 eine Weisung ergangen war.

Aus den Konstitutionen erwähnte sie insbesondere das vom Orden eingeschränkte Verbot, Rechtsbriefe zu erwerben, die den *communa instituta* des Ordens widersprechen. Auch wies sie darauf hin, daß die *secreta Ordinis*, d. h. die im Kapitel besprochenen internen Angelegenheiten, Weltleuten nicht mitgeteilt werden dürfen.

Gegen dessen Maßnahmen, die im Generalkapitel beschlossen wurden, durfte kein Ordensangehöriger sich durch Rechtsbriefe weltlicher Personen absichern und zu diesem Zwecke interne Angelegenheiten an die Öffentlichkeit bringen.

Unter Strafe verboten war jede Art von Zauberei, Wahrsagerei und Loswerferei. Sr. Regula machte darauf aufmerksam, ohne die betreffenden Sanktionen vollständig zu nennen. Sie beschränkte sich auf die Weisung, derartige Personen nicht zu Rechtsakten und Ämtern heranzuziehen.

Des weiteren führte sie an, daß ein Konvent, der seinen Visitator ablehnt und sich weigert, ihn einzulassen, dem Interdikt verfällt und deshalb das Beten und Singen des göttlichen Offiziums einstellen muß.

Auch sollte kein Angehöriger eines Klosters seine Vorgesetzten oder andere Mitglieder des Konvents verleumden. Niemand durfte eine Ordensperson ungebührlich anfassen oder schlagen. Betrug, Unsittlichkeit, Gewalttätigkeit, Brandstifterei oder Tötungsversuche wurden mit Kerkerstrafe geahndet. Strafbar war es außerdem, seine Flucht aus dem Kloster anzudrohen oder sich in der Welt herumzutreiben. Flüchtling gewordene Ordensangehörige konnten nur auf dem Weg der Buße wieder Aufnahme finden.

⁵⁵ Siehe Anmerkung 49.

⁵⁶ Zum Sondergut der Sr. Regula: Die elsässische *Legenda aurea*, Bd. 2: Das Sondergut, hrsg. v. Konrad Kunze, Tübingen 1983, XXIII–XXXII. Derselbe, *Alemannische Legendare I*, in: *Alemannisches Jahrbuch* 1971/72, 20–45.

⁵⁷ Kl L 46: *Libellus antiquarum definitionum* f 2r–52v, *Libellus novellarum definitionum* f. 52v–69v.

„Hie endet der Nonnen ordenung. Diß sint die Artickel. darumm man die Eptissen und die Nunnen sol pinigen. die sol man gar eben merken.

Die aptissin sol darumm sin in der lichten schuld. ist daz sie nit hat die hinderst distinction. und sie nit hat überlesen.

Item. sie sol darumm abgesetzt werden und in den ban geton werden. Ist daz sie irem wiser. und dem Capitel ungehorsam ist. oder briefe weltlicher lüte herwirbet wider daz Capitel.⁵⁸ oder heimliche ding des ordens weltlichen lüten offenboret.⁵⁹

Item ist daz sie die zal der person uberget zu enphohende. wider daz gebott ires wisers.

Die Aptissyn sol darumm in der pen der eigenscheffter sin. ist daz sie des closters farende hab. daz ist kleynot oder ander beweglich güter des closters zu ir zühet. so sie von dem ampte get oder ab wirt gesetzt.

Die amptfrawen sollent sin in der lichten schuld darumm. Ist daz sie die hindersten distinction nit haben. und sie nit hant überlesen. darumm sollent sie wasser und brot essen.

Item die Amptfrawen sollent ab werden gesetzt. Ist daz sie die zal der personen in dem closter merent.

Die Nunnen sol man darumm versenden. Ist daz sie sicher in sint. oder mit der Symonie geunreiniget und widerspenig und ungehorsam.

Item. die Nunnen sollent in den bann werden getan. Ist daz sie widerspenig sind daz icht die kleinen clöster werden zusamen getan und gefüget. daz ist also zu versten. ob zwey clöster verdorben werdent. und man eines ußer den mecht.⁶⁰

Item. ist daz sie iren wiser nit enphohent. Ist auch daz sie den wisern und dem Capitel ungehorsam sint. oder brief herwerbent wider daz Capitel von weltlichen lüten oder heimliche ding offenboret.⁶¹

Item. ist daz sie den widerspenigen. daz ist den ungehorsamen die pfründe gebent. Die Nunnen sollent darumm ußer dem orden werden gelossen oder gestoßen. Ist daz sie nit wollent gehorsam tun nach des ordens gesetzt.

⁵⁸ Nomasticon 415: „Nullus quoque de Ordine nostro Abbas vel monachus sub poena suspensionis, aut conversus sub poena panis et aquae omni sexta feria et habitus auferendi usque ad Capitulum generale, super causis motis in Ordine vel movendis litteras saecularium audeat impetrare, vel processum iudicum aliquatenus impedire.“ Ebd. 416 „Si quis ergo privilegia, indulgentias vel litteras quascumque contra communia Ordinis instituta impetrare, vel quoquomodo obtentas retinere, vel eis uti praesumpserit, excommunicationis sententiam ab Ordine latam ipse facto se noveret incurrisse, et nihilominus carceri perpetuo mancipetur.“ Ebd. 422: „Omnes quoque personae Ordinis, quae processum visitorum suorum aut iudicum a Capitulo generali concessorum, in visitationibus, ordinationibus, correctionibus, seu executionibus impediunt, vel ipsis visitoribus aut patribus Abbatibus proaciter et proterve se opposuerint ...“

⁵⁹ Nomasticon 420: „...illi qui secreta Ordinis saecularibus vel personis alteris religionis revelaverint usque ad nutum visitoris omni sexta feria sint in pane et aqua, et ultimi omnium habeantur.“

⁶⁰ Canivez III, 239; 1287: 13: „Quoniam omnis virtus unita fortior est et potentior se diffusa, concedit Capitulum generale quod monasteria monialium minorum coniungi possint ad invicem et uniri, dum tamen de voluntate patrum abbatum fiat istud, et de consilio fundatorum.“ – Gregor Müller, Die Verteilung eines Konventes auf andere Klöster, in: CistC 20, 1908, 264–271.

⁶¹ Siehe Anmerkung 58.

Item sie sollent darumb zu den Feten und andern erbern sachen nit werden genumen. Ist daz sie sint zeuberin oder lößerin.⁶²

Item der convent sol darumm uff hören singen und lesen. ist daz er sinen wiser uß slehet und in nit enpfohen wil.⁶³

Item ist daz elich frawen bi in wonent. Den Nunnen sol darumm der orden genumen werden. Ist daz sie anderswo dan an den steten. die dazu beacht sint reden.

Item ist daz sie fleisch geben weltlichen lüten im closter.⁶⁴

Item ist daz sie mit unküsheit begriffen werden. Ist sie sollen in den kerker geleit werden. Ist daz sie brief herwerben wider die gemeyn uff setzung des ordens. oder sie nießen.⁶⁵

Item ist daz sie steln. brennen. brief felschen. ýman hertöten. oder willen dazu geben daz man person des ordens hertöt. und daz zubringen oder machen.

Item ob trewent zu hertoten oder verbrennen.⁶⁶

Item ist daz sie sich berümen vom orden zu lauffend.⁶⁷

Item ob sie lauffent hin und her in der welt.

Item ob sie frefelich berüren oder slahen des ordens person.⁶⁸

Item ist daz sie ir eptissyn mit bösem hindered verlüment.⁶⁹

Item ist daz sie sint flüchtig worden von dem orden⁷⁰ (17^r–18^v).

⁶² Nomasticon 423 f.: „Qui vero convictus fuerit aut publice confessus quod sortilegium fecerit, si Abbas fuerit, deponatur; si monachus vel conversus, sex diebus, duobus eorum in pane et aqua faciat levem culpam, et per annum ultimus habeatur; nec nisi de licentia Capituli generalis deinceps promoveri possit monachus ad Ordinis dignitates.“ In Kl L 46, f 30v übertragen: „Ob er aber überwunden wirt oder öffentlichen bekant daz er zauber list getriben hett ist er eyn abbt er werd abgesetzt ist er aber eyn münch oder converß so sol er VI dag volbringen die pen der lichten schuld und zwen dar in mit waßer und brot und eyn gantz iar sol er der lest gehalten syn und auch nit dann durch urlap des gemeinen capitels zu etwaz wirdekeit gesetzt.“ - Ch. G. Haltaus, *Glossarium Germanicum medii aevi*, Bd. I, Hildesheim, New York 1973 (Nachdruck), Sp. 454: „Festen, olim festenen, firmare, corroborare, communicare.“

⁶³ Vgl. Nomasticon 427 f.: „De forma visitationis et modo visitandi.“

⁶⁴ „Item ist daz sie fleisch geben weltlichen lüten im closter“ (18v) ist von späterer Hand durchgestrichen. Vgl. Anm. 33.

⁶⁵ Siehe Anmerkung 57.

⁶⁶ Nomasticon 422: „Qui in monachum vel conversum manus violentas injecerit, quia ipso facto excommunicatus est, ab omnibus cautius evitetur, donec ab Abbate ... absolvatur. Hujusmodi percussores vel manuum injectores secundum Abbatis arbitrium decernuntur a generali Capitulo carceri mancipari: officiales autem talium defensores seu fautores ab officiis deponi, nec ulterius tam illos quam istos ad officium aliquod promoveri.“ Vgl. ebenda 423 f.: „De homicidiis et percussoribus; sortilegis, de furibus et proprietariis Ordinis.“

⁶⁷ Nomasticon 451: „Quicumque vero monachus vel conversus jactando vel cominando dicere praesumpserit in audientia ceterorum se velle exire ab Ordine, vel deponere habitum regularem, per custodes Ordines in catenis vel vinculis, aut carcere reclusus tamdium teneatur donec ipsa poenae vexatio ausui temerario tribuat intellectum; ita tamen quod ex hoc notam criminis non incurrat.“

⁶⁸ Siehe Anmerkung 66.

⁶⁹ Nomasticon 422: „ Qui vero Abbati verba injuriosa vel minas intulerit, poenae conspiratorum decernitur subjacere; et hae supradictae vindictae injuriarum abbatissis seu superioribus illatarum, extenduntur ad Ordinis moniales.“

⁷⁰ Vgl. Nomasticon 450 ff.: „De fugitivis ab Ordine recedentibus, per saeculum evagantibus et ad Ordinem revertentibus.“

Vergleichstabelle

Auslassung [0], Abweichung [!], Wiederholung [+], Gemeinsamer Zusatz der alemannischen Hss [++], Wort- oder Sacherklärung [*], Umschreibung [**], monastischer Kommentar [***]. In runden Klammern Seiten- bzw. Folioangaben.

lateinisch	Kl L 46	Regula-Text
I. 1. Filiae Sion exsultent in rege suo, quoniam Pater luminum eis patrem contulit et pastorem (465)	[0]	[0]
Quicumque ergo pater Abbas paternitatem alijus abbatae monialium titula, bona fide et nomine suae abbatae decennio possederit, illum de cetero possideat pacifice et quiete; motisque olim quaestionibus, Ordinis iudicio terminatis et sopitis, omnibus de cetero super hoc Capituli generalis audientia denegetur (465)	Welcher vatter abbt vetterlicheit einer abbttyg der frauwen mit gerechtem tytel und rechtem glauben X iar bessesen hat der sol sie frilich unn berürt besitzten all fragen und klagen erwan dar über im gericht des ordens berürt und uß gesprochen gantz under getrückt wirt fürbaß alle gehord des gemeinen capitels über sollich sach gantz abgeslagen und verseit (50 ^v 51 ^r)	Welcher Apt eins frauwen closters geweltig ist gewesen, und daz mit guten truwen besessen hat zehen ior. der sol es fürbaz hin fridlich besitzten. on alle ansproch eins ieglichen. Wan die klag und ansproch. die hievor understunden beschehen sint von der frauwen clöster wegen. hat daz gemeyn Capitel von zitel gestillet. und will fürbaz me keyn klag verhöörn, dann als vor gesprochen ist. [Welcher apt zehen ior ein frauwen closter gewyset hat und besessen. der sol es fürbaz ewiklich inn halten mit frid und rülbe +] (1 ^r)

<p>Et quicumque visitaverit monachorum vel monialium abbatiam, in carta suae visitationis cujus auctoritate visitat scribere non omittat (465 f.)</p>	<p>und ein ieglicher abbt sol die kart siner visitierung so er ein munch oder nunnen kloster visitiert in wez gewalt er da hab gevisitirt (51^r)</p>	<p>Welcher auch visitirt und wyset nach des ordens gewonheit. ein münich closter oder ein frawen closter. der sol in [den brieff der da heisset*] die kart. schriben von weß geheiß und gewalt er daz tû. [Das beschicht darumm. wan ein apt dem daz Closter zu gehört etwan beküemert were. daz er selber nit möchte zu rechter zyt wysen. Ob ers dan ein andern apt enpfellen wolt. oder einem münich als dick beschicht. die sollent schriben in die kart als vorgesprochen ist. wer sie daz geheissen hab *] (1^v)</p>
<p>conventus vero interdicti sententiae supponantur (466)</p>	<p>und der convent in den sententz des interdictes (51^r)</p>	<p>Und der convent sol dem interdicto undergelegt werden. [daz ist. daz man in dem closter sol ungesungen sin. und on gotes recht *] (2^r)</p>

<p>Patres vero Abbates sive visitatores de consilio seniorum suorum auctoritate Capituli generalis secundum ipsarum facultates taxent numerum personarum: ita quod a monasterio saltem possint habere victum nec non et vestimentum. (466)</p>	<p>Auch süllent die vatter abbt mit rat der eltern durch gewalt des gemeinen capitels die zal der personen schetzen nach vermüglichkeit der güter also daz sie da von mügen haben ir gewand und narung (51')</p>	<p>Es sol auch der apt der eins frawen closters wiser ist mit rat sinr eltern münichen die er in sym convent hat. schetzen wie fil daz frawen closter gutes hab. und wiefil person von dem gut mogent hinbrocht werden. Also daz sie versehen werden an aller noturfft. an essen an trincken an gewand. [röcken. kappen. sleyern wyln. an schuhen und an andern dingen die ir noturfft zu gehörnt.*] [und sollent daz allz erwarten sin von der Eptissin. die da heisset ein muter des closters. die sol auch den frawen keinen bresten lossen. also daz inen benumen werd alle ursach zu dem laster der eigenschafft. nach dem als S. Benedictus in der Regel gebüet.**] [Und sollen auch nit me person empfangen werden. dan als vil daz closter hertragen mag. und als vil versehen mögent werden von gemeinem gut des closters als vorgeschriben ist. Und sol die zal der person also genant und gemacht werden von dem wiser. und den eltern siner münich. die daz frawen closter also hinbringen mag +] (2^{r-v})</p>
--	--	--

Nec umquam plus quam duae de genere abbatis-sae in uno monasterio ad regularem habitum admittantur (466)	[0]	[0]
Abbatissae vero quae filias habent, non intersint visitationibus quae fiunt ab Abbatibus in monialium abbatissis (466)	Die abbtissen die dochter kloster haben mugent [!]71 by der visitierung syn die von abbtten beschicht in den selben klostern (51')	Ist auch daz ein frawen closter ander frawen clöster under im hat die sine töchtern heissent. [Als die münich clöster under einander sint.*] so sol der wiser die clöster visitiern und stroffen ... und sol die eptißein under der die clöster sint nit gegenwertig sin so der Apt da wyset (3')
I. 2. Super filia non advertente se firmanda est custodia (466)	[0]	[0]
Aliis vero monialibus Ordinis universi egressus interdicitur, nisi abbatissae tamen cum duabus monialibus vel ad plus cum tribus, et cellarariae cum una; quibus exire conceditur ad domorum negotia procuranda et propter alias inevitabiles causas, de licentia tamen visitoris sui. Et hoc ipsum fiat rarissime et honeste. Abbatissae quae aliter licentiam dederit, deponatur (466 f.)	[0]	[0]
Confessiones vero monialium nullatenus audeant recipere abbatissae (467)	[0]	[0]

<p>et nulli confiteantur nisi patri Abbati vel cui ipse commiserit vices suas, praesertim cum per domini Papae privilegium speciale sit inhibitum, ne quis de confessionibus vel absolutionibus earum se intromittere audeat, nisi de patris Abbatis licentia speciali ... [0] (467)</p>	<p>Sie süllent auch keinem bichten dann dem vatter abbt oder dem er sinen gewalt befilt in sunderheit so durch friheit des babstes verboten ist daz keiner sich sol under ziechen ir bicht oder absolucion on besunder urlob des vatter abbt dar umm gezympt inen nit zü bichten iren capplon noch minder andern pristern oder personen eins andren ordens wann also velt der bicht vatter und daz im bicht durch die guttat in den sententz des bannes es wer dann vilicht daz der vatter abbt sollichen capplon die profesz dem orden gedon haben syn gewalt darüber hett geben [++] (51^v)</p>	<p>Es sol auch keyn frawen bichten keim andern. dan dem vater Apt der ir wiser ist. oder dem ers befillet an sin stat. wan daz der Bobst sünderlich verboten. daz sich nyman sol underwinden oder annehmen die closter frawen uß richten. oder bicht hören. on des vater aptes sünderlich urlob. Und also ist ine nit erleupt irn Caplon zu bichten. sie siens dan von dem apt geheissen. Noch vil mym. sollen sie weltlichen priestern oder andern geistlichen lüten. welcherley ordens sie weren bichten. Wer daz übergig. der wer zu hant in dem banne. Es sy dan daz der vater apt den caplon. die doch sin gehorsampten münich sollent sin. den gewalt hab gegeben [++] (4^{r-v})</p>
<p>Alioquin quamdiu praedictae in dictis abbatiis residentiam fecerint corporalem, ibidem divina minime celebrentur (467)</p>	<p>[0]</p>	<p>[0]</p>
<p>I. 3. Sanctimonia et magnificentia requiruntur ab eo qui est amator et filius sanctitatis (468)</p>	<p>[0]</p>	<p>[0]</p>

<p>Benedictionem quoque quae fit super novitios Ordinis, elapso probationis anno, et mutationem habitus faciant super moniales patres Abbates vel earum visitatores, seu alii Abbates Ordinis, de ipsorum tamen licentia speciali. Et solum abbatissae nomen cuius monialis benedicatur, quae tunc praesens esse tenetur, in professione illius quae benedicatur, exprimitur (468)</p>	<p>Die gesegnung die über die novitzen beschicht nach dem bewer iar und verwandlung des gewandes über die frauwen süllent die abbt oder ir wißer oder andere abbt des ordens dūn doch nit dann uß sunder bevelh und soll allein der äbtissen namen deren dochter gesegnet wirt die auch gegen wirtig syn soll in der profieß bestimbt werden (51^v)</p>	<p>So die frawen gehorsame wollen tūn nach dem ersten ior daz da heißt daz Novitz ior. oder daz ior der bewerung des ordens so sol sie der vater apt. daz ist ir eigen wiser. oder ander epte des ordens den er das befillt mit sunderlichem urlop antun und insegen. [mit gewant daz man ir geben sol von des closters gut. Als S. Benedictus heisset in der Regeln ***] Und so die Novitz for dem altar den zedel liset.[Ego soror n.*] so sol sie am ende derselben wort alleyn ir eigen aptissin namen nennen. die ist schuldig dan zumol gegenwertig zu sin (6^v-7^v)</p>
<p>De receptionibus vero puellarum et de monialium consecratione ante decennium non faciendis (468)</p>	<p>Aber von der enphahung [0] der tochtren vor den X. iaren (51^v)</p>	<p>Von dem enphahen [0] der döchterlyn. E sie zehenierig sint (7^v)</p>
<p>Moniales autem Ordinis nihil omnino proprium habeant sicut et monachi (468)</p>	<p>Die kloster frauwen unsers ordens süllent kein eigens han als wenig als die münch (52^v)</p>	<p>Es sollen auch die Nunnen des ordens nicht eigens haben [klein noch groß glich***]. als es den münichen gebotten ist (7^v-^v)</p>
<p>Universae autem moniales Ordini nostro sociatae in singulis domibus habitum habeant uniformem (468)</p>	<p>Alle kloster frauwen die unserem orden vereint sint süllent glich habitum tragen (52^v)</p>	<p>Es sollen auch alle Nunnen des ordens in allen clöstren [eimütig und***] glich sin an dem gewande (7^v)</p>
<p>Scapularibus tempore laboris utantur (468)</p>	<p>Schappler süllent sie brüchen zu labor zyt (52^v)</p>	<p>[0]</p>

<p>et velaminibus semper nigris quae benedictae sunt, aliae albis (468)</p>	<p>und all wegen swartz wiler die gesegnet sigent [!] süllent sie brüchen (52')</p>	<p>Die sollen auch zu allen zyten uff haben die wyler. die sollen swartz sin und gesegent [!] (7')</p>
<p>Moniales insuper vel conversae, si conspiratrices, simoniacaе vel omnino rebelles fuerint, sub poena excessui congruenti, cum patrum Abbatum vel visitorum suorum litteris, ad domos alias Ordinis emittantur, nonnisi de licentia Capituli generalis reversurae (468)</p>	<p>Auch kloster frauwen und leigen swester die zü samenbloßerin weren oder symonysche uff genomen [*] oder gantz widerspenig die süllent mit der pen die der schuld gezymen mit der vatter abbt oder visitierer rat zu andren hüßern geschickt werden nit wider kümende denn mit urlob des gemeinen capitels (52')</p>	<p>Wer auch daz ein closter frau. sie wer Nunn oder leyswester widerspenig wer und ungehorsam. oder daz sie zammen globten wider des ordens gebott und recht. die sollen alle gebüßt werden nach dem als ire schuld heischt. Die sol man auch darzu versenden in andere clöster mit irs vater aptes oder des wisers brieften. und sollen nit wider umm komen. es sy dan daz sie das gemeyn Capitel des ordens heiß wider in ire clöster farn. Also sollen auch verschickt werden und uß gewurffen von den wisern. all die frauwen die umm geltz willen empfangen sint. und den orden kaufft habn [*]. die sol man versenden. und nit heissen wider komen on daz gemeinen Capitel urlob (7'-8')</p>
<p>I. 4. Lucerna splendida super candelabrum sanctum est super aetatem stabilem facies speciei (469)</p>	<p>[0]</p>	<p>[0]</p>

<p>Si qua vero in abbatis- sam assumitur in domum diversi habitus, eis quas invenerit con- formet se habitu (469)</p>	<p>aber ob eine zu eptis- sen gesetzt würd in eim huß eins andern habits so soll sie sich den sel- ben gleichen (52^r)</p>	<p>würd aber ein eptissin her- welt in eyn closter daz irm eigen closter nit glich were an gewand die sol sich für- baz glich halten an gewand. als die frawen tragen zu den sie herwelt ist. [Also zu ver- stend. wurd ein fraw uß eim closter in dem sie kutten tra- gent. herwelt in ein closter dan man mentel treit. so sol sie auch glicherweise geklei- det sin als der convent des selben closters. sie tragen kutten oder mentel *] (9^r)</p>
<p>Abbatissae vero tantum in professionibus utan- tur baculo pastoralis (469)</p>	<p>[0]</p>	<p>[0]</p>
<p>Conversi vero moniali- um, completo novitia- tus anno, in capitulo ipsarum ante analogi- um venientes, prostrati veniam petant. Deinde breviter eis exposita asperitate Ordinis (469)</p>	<p>Die conversen der frauwen so sie ir bewerung jar erfüllent so süllent sie kümen in ir capitel und vor dem pultum veniam nemen den so soll in der scherpfen des ortes [!] zurtzlich erzelt werden (52^r)</p>	<p>So solnt sie gen in der frawen Capitel und vor dem [convent oder*] let- ner ir venie [mit gestrecktem lyb*] suchen darnach sol man ine kürztlich des ordens hertikeit herzelz (9^r)</p>
<p>Omnibus peractis, osculato libro mox exe- ant de capitulo et reced- ant (469)</p>	<p>So daz beschicht so küß sie [!] daz büch und hinuß (52^v)</p>	<p>Wan daz geschicht. so sollen die brüder [!] daz büch küssen. und zu hant uß dem capitel gen (9^r)</p>
<p>Nec de cetero ab abbatissis, absque patrum Abbatum licentia, et majoris et sanio- ris partis conventus consi- lio et assensu requisito et obtentio, recipiantur in domi- bus monialium ad habitum Ordinis capellani (469)</p>	<p>nach me ist verboten den abbtissin kein cap- plon uff zunemen zu dem gewand des ordens on erforderung urlobs des vatter abbtis nach on syn rat auch des meren teils des conventes (52^v)</p>	<p>Es sollen auch fürbaz me die eptissyn keinen Caplon enphohen zu des ordens kleidern. es sy dan. daz sie der veter epte und irer wisesten münich [!] urlob und willen darzu haben herworben (9^v-10^r)</p>

abbatissae et visitatores earum dure corripiant et castigant (469)	die süllent ir äbttissin und unser Herr [!] drum stroffen (52 ^v)	die sollent von ir Eptissin und den wisern herlich gestrofft und gepinigt werden (10 ^r)
ut hanc distinctionem ad eas specialiter pertinentem (470)	daz sie diß diffinitio die sie in sunderheit berürt (52 ^v)	daz sie diß fürgeschriben ordenung und gesetz. die daz gemeyn capitel des ordens von den Nunnen wegen sündlich hat gemacht. [Als geschriben ist in dem büch daz da heisset diffinicones. daruß dise fürgeschriben ding alle genümen sint und zu tütsch gemacht. darumm daz sie die ding mercken zu wisend und zu haltend*] (10 ^v)
II. 1. [0]	[0]	[Hie nach stent geschriben die gesetzt und die ordenung. die daz Capitel von Zitel nach dem fördern buch hat gemacht. und sint gezogen uß dem buch daz da heißt Novelle des ordens. wan es nüwlich ist gemacht. und heltet iiii capitel [!] von den Nunnen*] (10 ^v -11 ^r)
Si vero in aliquibus monasteriis ipsarum, consideratis facultatibus, personarum numerus reperiatur excessivus (532)	Ob aber in etlichen klostern die zal groß fanden würde nach achtung der vermüghlichkeit (68 ^r)	Ist aber daz man vindet in eim frawen closter. daz der person me da sint dan daz gut des closters hin bringen mag. als vorgesprochen ist. [Als dick beschicht daz ein closter in dem vor die zal gemacht ist. daz es fillicht abnumpt an den gütern daz es die selben zal der person nit wol oder glich hertragen mag. nach aller ir noturfft*] (11 ^r - ^v)

<p>II. 2. Ordinatur quod monialibus extra monasteria sua non liceat egredi, nisi necessitas, quae conscientiae praesidentium relinquitur, aliud exegerit faciendum (533)</p>	<p>Hie wirt geordnet daz den frauwen nit zeimpt uß dem kloster zü gan es heische dann die notturft welches der conscientz der presidenten wirt heim gelossen (68^r)</p>	<p>Es ist auch verboten allen nünnen. daz sie keinst uß dem closter gangen oder farn. es heisch dan rechte not.das enphilhet man iren vördern uff ir gewissen. [daz ist ir Eptissyn. und den wisern. die sollent das uff ire gewißen nemen. wan es not sy. daz sie den frauwen erleiben uß zufa- rende*] (11^v)</p>
<p>Si quae vero moniales ad balnea qualitercumque processerint extra monasteria (533)</p>	<p>welche kloster frauwen uß iren klostren zu den bedren faren (68^r)</p>	<p>Es ist auch verboten allen Nunnen. daz sie in kein bat sollen gen noch faren ußerhalb des closters. [weder in die wiltbad noch in andere bad. sie sten in stetten oder in düffern in keinrley wise*] (11^v-12^r)</p>
<p>Patres Abbates per censuram ecclesiasticam vel alias ad praedictas poenas observandas possint eas arcere libere secundum quod eis videbitur expedire (533)</p>	<p>die vatter abbt mugen sie mit geistlicher censur oder sunst wie sie sehent not sin bezwingen solliche büß zü halten (68^r)</p>	<p>und die vetter Ept mögent sie zwingen zu den vorgenanten pen zu folbringend. [beide die bederyn und auch die in darzu urlob geben.*] in welchen weg es sie allerbest duncket: oder inen gefellet (12^r)</p>
<p>Capellani monialium jam recepti vel recipiendi confessiones monialium non audiant absque patris Abbatis licentia speciali (533)</p>	<p>die caplon der frauwen kloster jetzet uf genomen oder fürbaß uff zu nement süllent nit bicht der frauwen horen on besunder urlob des vatter abbtes (68^r)</p>	<p>[0]</p>

<p>Quaecumque vero abbatissa Ordinis moniales ad se missas ex causa praedicta recusaverit obstinate in suo monasterio retinere, excommunicationi subiaceat, rebellione hujusmodi perdurante, et conventus, si contradixerit, supponatur ecclesiastico interdicto, et haec definitio in literis emittendarum monialium inseratur (533 f)</p>	<p>Aber welche abtissen umm solche sach zü ir geschickt werden frevelich nit wolt in irem kloster behalten die soll dem bann underliegen die wil sollich widerspennikeit an ir wert und wenn sollichs der convent widersprech so werd er in interdict geleit und diß diffinon werden in die brieff deren die uß geschickt gesetzt (68^v)</p>	<p>Aber welche Eptissyn solche frawen die in solcher wise geschicket würden. mit widerspenigem mütt nit wolte halten in irm closter. die sol wissen daz sie zu bann ist. als lang die widerspennikeit an ir ist. Wer auch der convent darinne widerspenig. So sol man on gotes recht in dem selben closter sin [*]. Und die gesetzt und penen sollen geschriben werden in die briefe, die man den verschickten frawen git. mit in zu tragen [durch des willen daz sich die Eptissyn oder convent nit entschuldigen mögent***] (13^v)</p>
<p>In benedictionibus monialium mantelli earum per familiares visitorum non auferantur (534)</p>	<p>In den gesegnungen der monialen sullent ir mantel nit von den knechten der wiser genomen werden (68^v)</p>	<p>So man die Novitzien frawen insegment. sol in nyman von der wiser gesinde die mentel abtun [oder hingen. nemen oder behalten **] [Es werent knecht oder andere*] (13^{v-v})</p>
<p>II. 3. nec etiam ad aliquos actus legitimos admittantur (534)</p>	<p>nach zü keinen redlichen datten gelossen werden (68^v)</p>	<p>[Und sollen auch nit herwelt werden. nach ine nit gehengt werden. daz sie ymerme kumen zu den IIII ampten. daz ist. daz sie nit aptissyn. priorin noch Bursierin noch Supriorin sollnt werden **] (13^v)</p>

<p>Moniales per saeculum evagantes vel aliter irreligiose se habentes, per patres Abbates, per incarcerationem, emissionem vel alias, auctoritate capituli generalis taliter puniuntur, quod talia, poena docente, de cetero committere desistant (534)</p>	<p>Die moniales die durch die Welt lauffent oder sich sunst unn geistlich halten süllent durch die vatter abbt durch die kercker oder verschickung oder sunst mit gewalt des gemeinen capitels gestrafft werden also daz sollich pen sie lern sollichs fürbas nit zu dun (68^v)</p>	<p>[0] ...[und sollent auch umm das selb laster der unküsheit also gepinigt werden. daz sie es fürbaz nit heralden**] (14^r)</p>
<p>quaecumque moniales Ordinis nostri visitatoribus suis minas intulerint seu insidias procuraverint, vel eorum ordinationibus proterve restiterint (534)</p>	<p>welche moniales iren visitierern trauwen oder uff satzung machen oder ir ordnungen frevelich wider stan (68^v)</p>	<p>alle Nunnen die iren wisern treivent oder uff setz machent [von in selber oder von andern lüten*]. oder die der wiser ordnung und gesetz frevelich widerstent (14^r)</p>
<p>Abbatissae Ordinis moniales pro culpa emittentes, abbatissae ad quarum monasteria eas miserint, decem libras turonensis pro quolibet solvere teneantur (534)</p>	<p>Die abbtissen die ir moniales umm verschuldung usß sicken süllent den abbtysen zü denen sie sollich sicken X pfund kleiner torser pfenig für ein iar [!] geben (68^v)</p>	<p>Es sollent auch die Eptissin des ordens die Nunnen die sie von irer schuld wegen versendent. den Eptissen den sie sollich frawen schickent X. pfunt Turneß gelten von ir einer wegen (14^v)</p>
<p>definitionibus aliis super hoc confectis in suo robore duraturis (534)</p>	<p>Andern diffinon dar über gesetz in siner krafft blibende (69^r)</p>	<p>[0]... [daz sol sie nichtz helffen noch entschuldigen **] (14^v)</p>
<p>Nulli quoque abbatissae de cetero cedenti concedatur pensio vel camera, vel etiam moniali alteri, cujuscumque status aut conditionis existat (534)</p>	<p>Auch soll fürbaß keiner abtonden abbtissen ein pension oder besunder kamer noch keiner andern kloster frauwen waz eigenschafft sie sy geben werden (69^r)</p>	<p>Es sol auch fürbaz me keiner [!] Eptissen. noch keinr closterfrauwen [sie sy edel oder unedel. groß oder klein. arm oder rych. süß oder so.**] keyn [eigen gült von dem closter oder ein*] genante pfründ geben oder gemacht werden. noch kein kamer zu beachtet werden (14^v-15^r)</p>

<p>Patribus Abbatis et visitatoribus sub poena divinae animadversionis praecipitur, quatenus in suis visitationibus inquirant diligenter utrum moniales in cameris aliqua faciant quae suae saluti et monasticae praejudicent puritati (534 f.)</p>	<p>Allen vatter abtten und wißern wirt by den pen des götlichen urteils gebotten daz sie in iren visitierungen flißlich erfrogen ob die moniales nützit in iren kamern tügent daz wider ir heil und klosterlich reinikeit syg (69^r)</p>	<p>Es wirt auch gebotten under der pen der götlichen rache allen vetter Epten und wisern der frawen clöstern. so sie die clöster wisent und visitierent. daz sie flißlich frogent und erfarn. ob die Nonnen [0] keinrley ding tûn oder folbringent. daz wider ir selen heil sy. oder wider des ordens zucht und luterkeit were (15^v)</p>
<p>Sub poena excommunicationis latae sententiae inhibetur abbatissis, monialibus et sororibus Ordinis universi, ne in suis monasteriis, seu claustris, aut cameris, seu infirmitoriis aut aliis suis locis secretis, fratres de Ordinibus mendicantium recipiant (535)</p>	<p>By der pen des bannes gefelter urteil ist verboten allen kloster frauwen daz sie die brüder der bettel örden nit in kloster oder kamern siechhüßer oder an ander ir heimlichen stet lossen (69^r)</p>	<p>Es wird auch verboten [0] allen Eptissen. Nunnen und swestern des gantzen ordens. daz sie in ire clöster. hüser. kamern oder siechhüßern. und in allen irn heimlichen steten. keinen geistlichen man von der bettel orden in loßen (15^v)</p>
<p>II. 4. Si vero in aliquo monasterio monialium de cetero contra istam inhibitionem recepti fuerint [capellani], monasterium supponatur ecclesiastico interdicto quamdiu ibi moram traxerint (536)</p>	<p>würdent aber fürbaß in den frauwen klostern ettlich (capplon) wider diß verbüttung uff genomen so soll daz kloster in daz interdict geleit werden als lang die selben da selbs sind (69^v)</p>	<p>Würden aber solche Caplon also enphangen in eim frawen closter. so sol daz selb closter [nach cristenlichem recht ungesungen und on gottes recht geleit werden*] als lang solche Caplon da sint (17^r)</p>

<p>II. 5. Statuitur quod procuratores monialium ad negotia et administrationes temporalium in monasteriis monialium de patrum Abbatum consilio et assensu instituantur deinceps, et illi qui jam instituti sunt, approbentur per praedictos patres Abbates vel etiam reprobentur (536)</p>	<p>Es ist gesetz daz die schaffner der frauen kloster und verwesser zü den geschefften der selben kloster in zytlichen dingen genomen werden mit der vatter abbt rot und gehellung fürbaß gesetzt werden und die ietzt gesetzt sind süllent durch vatter abbt bewert oder verworffen werden (69^v)</p>	<p>[0] Hie endet der Nonnen ordenung ... [***] (17^r-18^v)</p>
--	--	--

⁷¹ Der Schreiber von Kl L 46 vergaß hier wohl das Wort „nit“ (51r), ein Flüchtigkeitsfehler, der ihm auch in der Bulle „Fulgens sicut Stella“ von Papst Benedikt XII. unterlief. Er betitelte dort das Kapitel bezüglich der Strafen für Äbte, die nicht zum Generalkapitel kommen: „Von der pen der die [0] in daz general cappitel kumen“ (72v).

300 Jahre Ursulinen in Freiburg im Breisgau

Von Wolfgang Hug

Die klassischen Orden und ihre Niederlassungen reichen in das Mittelalter zurück. Die Ursulinen gehören zu jenen Schwesterngemeinschaften, die in der Neuzeit entstanden sind, und zwar im Zuge der katholischen Erneuerung, die man lange als „Gegenreformation“ bezeichnet hat. Man weiß, welche zentrale Bedeutung den Jesuiten bei der Reform und Stabilisierung der katholischen Kirche gerade in jener Epoche zukam. Den Jesuiten zur Seite standen vor allem weibliche Schulorden. Fast gleichzeitig mit der „Gesellschaft Jesu“ wurde 1535 in Brescia von Angela Merici die „Societas Sanctae Ursulae“ gegründet.¹ Was die Jesuiten bei der männlichen Jugend erreichen wollten, das sahen die Ursulinen als ihre Aufgabe bei den Mädchen: Bildungsarbeit mit dem Ziel der Wiederherstellung des kirchlichen Lebens. Noch enger verwandt mit den Jesuiten sind die von Mary Ward 1609 gestifteten Englischen Fräulein, eine Gemeinschaft, die sich wie die Ursulinen bis heute um die kirchliche Mädchenbildung unschätzbar große Verdienste erworben hat.

Im Deutschen Südwesten bildete das habsburgische Vorderösterreich bekanntlich ein Bollwerk gegen die gänzliche Verbreitung der Reformation am Oberrhein. Erstaunlicherweise gewannen die Jesuiten jedoch erst relativ spät Zugang in Vorderösterreich (in Freiburg erst 1620).² Die Ursulinen der Maria Merici und die Englischen Fräulein konnten sich nirgends am Oberrhein niederlassen. Anders dagegen eine Schwesterngemeinschaft, die sich ebenfalls nach der heiligen Ursula nannte bzw. nennt und die 1606 im burgundischen Dôle gegründet wurde.³ Es war Anne von Xaintonge, gebürtig aus Dijon, die

¹ Maria-Petra Desaing: Die Ursulinen. Freiburg/Schweiz 1968; Max Heimbucher: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 3 Bände, München 3. Aufl. 1965, hier bes. Band 2. A. Conrad: Zwischen Kloster und Welt. Ursulinen und Jesuitinnen in der katholischen Reformbewegung des 16./17. Jahrhunderts. Mainz 1991.

² Karl Kurrus: Die Jesuiten an der Universität Freiburg i. Br. 1620–1773. 2 Bde., Freiburg 1963/77; ders.: Die Jesuiten in Freiburg und in den Vorlanden, in: Hans Maier u. Volker Press (Hrsg.): Vorderösterreich in der frühen Neuzeit. Sigmaringen 1989, 189–198.

³ M.-P. Desaing, a. a. O., S. 130; Sr. M. Gisela Sattler: Die Ursulinen Anne de Xaintonges im Jubiläumsjahr 1996, in: 300 Jahre St. Ursula Schulen in Freiburg. Berufliche Schulen. Freiburg 1996, 35 ff.

damals ihr Elternhaus verließ, um in Dôle zusammen mit gleichgesinnten jungen Frauen sich der Erziehung der weiblichen Jugend zu widmen. Sie gründete eine Kongregation, die mit den Ursulinen aus Oberitalien nur den Namen gemeinsam hatte, weil zwar beide die heilige Ursula, Patronin der jungen, bildungswilligen Mädchen, zur Ordensheiligen wählten, im übrigen aber eigene Regeln und Traditionen entwickelten. Die Ursulinen der Mutter Anna orientierten sich von Anfang an ganz eng am Vorbild der Jesuiten, an ihrer Pädagogik und Spiritualität. Von Dôle aus konnten die Ursulinen in der Westschweiz Fuß fassen und u. a. in Fribourg und Luzern Niederlassungen mit eigenen Mädchenschulen gründen. Die Ursulinen lebten ohne Klausur in ihrer Gemeinschaft, um bei ihrer Lehrtätigkeit ganz frei und flexibel sein zu können. Sie trugen eine einfache Tracht (die der Witwen aus der Region) und praktizierten eine Pädagogik des Herzens unter konsequentem Verzicht auf Körperstrafen bei ihren Schülerinnen. Sie wollten (und wollen bis heute) Kinder für das Lernen gewinnen, statt sie zum Lernen zu zwingen. „Die Lehrerin muß ihren Schülerinnen eine mütterliche Liebe entgegenbringen..., um sie zu gewinnen und sie mehr durch Liebe als durch Furcht zu lenken und zu leiten“, lautete ein Grundsatz der Ordensgründerin.⁴

Wie gelangten nun die Ursulinen der Anne von Xainctonge vor gut 300 Jahren nach Freiburg im Breisgau? Die Stadt zählte damals um 1700 kaum mehr als 5000 Einwohner.⁵ Sie war im Zuge der von Ludwig XIV. geführten Kriege im Jahr 1679 französisch geworden. Durch den Wegzug von Universität und Regierung und den Umbau der Stadt zu einer Festung durch Vauban veränderte sich die Struktur des Gemeinwesens. Man stellte sich offenbar auf eine dauerhafte Zugehörigkeit zu Frankreich ein. Es mag zwar übertrieben sein, wenn es heißt, daß der Anteil der französisch sprechenden Personen (Armeeangehörige und Zivilbevölkerung) mehr als die Hälfte der Bewohner von Freiburg ausgemacht habe. Doch zeigt diese Angabe einen Trend. Gehörten doch zur „französischen“ Einwohnerschaft Leute wie die Rossets, die Montforts, die Michons und Sautiers, viele aus Savoyen eingewanderte Familien. Für die Freiburger Bürgerstöchter waren die Soldaten und Offiziere der französischen Armee (sechs bis acht Regimenter waren hier stationiert) durchaus begehrte Partien. Fast zehn Prozent der Heiraten waren damals Soldatenehen in Freiburg; und über die Hälfte der unehelichen Kinder hatten französische Väter!⁶

⁴ Zitiert bei Norbert Mitsch, in: 300 Jahre St. Ursula Schulen in Freiburg, a. a. O., S. 39. Vgl. auch: Wolfgang Hug: Bildungsideen und Bildungsleistung der katholischen Orden in den Mädchenschulen der Erzdiözese – Ein historischer Rückblick, in: Forum 17, 1996, 4–13.

⁵ Hierzu Heiko Haumann und Hans Schadek (Hrsg.): Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 2. Stuttgart 1994, bes. 184 ff.

⁶ Ulrich Ecker: „Totaliter ruiniert“, in: ebenda, S. 184 ff., bes. S. 202.

Da kam das Ersuchen der Ursulinen von Luzern der Bürgerschaft wohl durchaus gelegen, in Freiburg eine Niederlassung mit einer Mädchenschule zu gründen, in der den Töchtern gutes Französisch und anständige Sitten vermittelt würden. Lange hatten ähnliche Anträge auf Gründung einer Schule für das weibliche Geschlecht beim Stadtrat kein Wohlwollen gefunden. Der Schulmeister der „Deutschen Schule“ hatte dagegen protestiert, auch als 1661 die Dominikanerinnen „auf dem Graben“ Bürgermeister und Rat der Stadt um die Erlaubnis gebeten hatten, einen regelmäßigen Schulunterricht für Mädchen erteilen zu dürfen. Der Schulmeister begründete seinen Einspruch mit dem Argument, „daß diese Frauen, die nicht zum Schulhalten, sondern zum Gebet verpflichtet seien, mit ihrem hellgeigenden Geschwätz... die Mädchen bis auf wenige ihm abwendig machten; dadurch werde ihm, seiner Frau und seinen Kindern das Brot am Munde abgeschnitten.“ Dennoch bekamen die Dominikanerinnen 1663 die Genehmigung zur Schulgründung.⁷

Die Ursulinen, die seit 1659 eine Niederlassung in Luzern hatten, wandten sich wiederholt an den Rat der Stadt Freiburg mit der Bitte, hier eine Schule gründen zu dürfen.⁸ Das blieb lange Zeit vergebens. Inzwischen traten Töchter aus den angesehensten Freiburger Familien in das Luzerner Kloster oder das dortige Schülerinnen-Internat ein. Auch im Luzerner Jesuitenkloster gab es einige gebürtige Freiburger. Diese sowie die Väter der Freiburger Mädchen, die bei den Ursulinen in Luzern zur Schule gingen, intervenierten mit Nachdruck bei den Freiburger Ratsherren. So durften schließlich auf Einladung dieser Gruppe am 5. August 1696 vier Ursulinen nach Freiburg kommen: Die bisherige Superiorin aus Luzern, Cäcilie Hirt, sodann die aus Freiburg stammende Schwester Anastasia Ulrich, ferner Margarete Hirt und eine aus Freiburg angeworbene Schwester Marta. Sie alle sprachen fließend französisch. Schon am 6. September 1696 hatten sie vom Stadtrat die Zusage, hier eine Niederlassung gründen zu dürfen. Der Bischof von Konstanz, dem die Luzerner ja ebenso unterstanden wie die Freiburger, erteilte am 11. Oktober 1696 die offizielle Genehmigung, „daß in der Stadt Freiburg im Breisgau ein Kollegium der Gesellschaft der heiligen Ursula errichtet und gegründet und die weibliche Jugend nach der Regel derselben Gesellschaft in den Sitten wie in der christlichen und bürgerlichen Lehre unterrichtet werden kann“.⁹

⁷ Petra Rohde: Freiburger Klöster zwischen Reformation und Auflösung, in: Haumann und Schadek (Hrsg.): Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, a. a. O., S. 418 ff., bes. S. 432 f.; Hans Schadek: „Daß die Jugend reich und arm ...truwlich underwisen werde.“ Die Freiburger Schulen von ihren Anfängen bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft, in: ebenda, S. 461 ff., bes. S. 478 ff.; Hermann Schmid: Das Freiburger Dominikanerinnen-Kloster Adelhausen zur Zeit Josephs II. (1780–1790), in: FDA 104, 1984, S. 167–207.

⁸ Georg Schalk: Geschichte des Klosters St. Ursula von 1696 bis 1946. Festschrift zum 250jährigen Bestehen des Klosters St. Ursula in Freiburg im Breisgau. Freiburg 1946.

⁹ Deutsche Übersetzung der Urkunde, in: Wir am St. Ursula Gymnasium 1987.

Jetzt gab es neben der bereits bestehenden Mädchenschule der Schwestern „auf dem Graben“ eine zweite Klosterschule für Mädchen in Freiburg. Man unterschied die beiden im Volksmund nach dem Habit der Klosterfrauen und sprach vom „Weißen Kloster“ der Dominikanerinnen und vom „Schwarzen Kloster“ der Ursulinen. Die beiden Schulen sollten für rund 200 Jahre die einzigen Mädchenschulen in Freiburg bleiben. Was dies für die Sozialgeschichte der Stadt bedeutet hat, läßt sich kaum hoch genug einschätzen. In diesen Schulen sind für die geistige Bildung, insbesondere die Gewissensbildung Prägungen erfolgt, die für Generationen von Vorfahren in der Stadt bestimmend gewesen sein dürften. Die Pädagogik der Ursulinen entsprach derjenigen im Jesuitenkolleg. Sie war ganzheitlich ausgerichtet, hat den Unterricht in den Elementarfächern religiös durchtränkt und stets auch die musisch-ästhetische Bildung gefördert. Die Disziplin war streng, Gehorsam und Demut galten als Primärtugenden.

Kaum waren die Ursulinen in Freiburg sesshaft geworden und konnten mit dem Französischunterricht beginnen, da ging 1697 die Franzosenzeit für die Stadt – zumindest für die damalige Zeit – zu Ende. Freiburg wurde wieder vorderösterreichisch. Es hatte allerdings in den zwei Jahrzehnten unter französischer Krone das Gesicht verändert. Die blühenden Vororte waren dem Erdboden gleichgemacht. Vauban hatte eine Festung aus Freiburg geschaffen mit Gräben, dicken Mauern, Forts, Bastionen, Remparts, gedeckten Gängen und Fortifikationen. Kirchen, Klöster und Ordenshäuser in den Vorstädten waren weggefegt. Man brauchte neue für sie. Die Dominikanerinnen erhielten 1699 einen Konventsbau mit Kirche in Neu-Adelhausen; ihre Kirche wurde „Mariä Verkündigung“ geweiht.¹⁰

Im gleichen Jahr wurde die hochbegnadete Lehrschwester Euphemia Dorer aus Luzern (gebürtig aus Baden/Schweiz) ins neugegründete St. Ursula nach Freiburg geschickt. Sie hat in der Folge den Aufbau von Schule und Konvent vorangetrieben und ihr Profil geprägt.¹¹ Ihre mystisch-barocke Frömmigkeit muß überzeugend und geradezu ansteckend gewesen sein. Sie betrieb die Bildung einer Herz-Jesu-Bruderschaft, die dann 1705 zustande kam. 1706 wurde Euphemia zur Oberin der Freiburger Ursulinen gewählt. Unter ihrer Leitung wurden Kirche und Kloster gebaut: das „Schwarze Kloster“ auf der Ecke Egelgasse und (Stadt-)Graben. Die Gebäude wurden 1710 fertiggestellt. Die Kirche erhielt in den folgenden Jahrzehnten ihre Ausstattung. Dazu gehörten insbesondere die Reliquien des heiligen Felician. Geweiht wurde sie dem Heiligsten Herzen Jesu und Unserer lieben Frau vom Schnee.¹²

¹⁰ Hermann Brommer: Freiburg. Adelhauser Klosterkirche. München/Zürich 1976.

¹¹ Peter Kalchthaler: Maria Euphemia Dorer, in: 875 Jahre Freiburg. Freiburger Biographien. Freiburg 1995, S.40 f.; ders. in: 1696–1996: 300 Jahre Mädchengymnasium St. Ursula Freiburg. Freiburg 1996, S. 16 f.

¹² Hermann Brommer: Freiburg – St. Ursula. München und Zürich 1987, bes. S. 10 ff.

Im Unterschied zu den mittelalterlichen Klosterschulen boten die Ursulinen Bildung nicht nur für Novizinnen des Ordens, sondern für die Mädchen der Stadt als allgemeinbildende Schule für die weibliche Jugend. Die Mädchen lernten hier die Kulturtechniken, die auch heute in einer Grundschule gelernt werden: Lesen, Schreiben und Rechnen. Sie lernten aber auch praktische Fertigkeiten, „Handarbeiten“, wie die aus damaliger Sicht typisch weiblichen Tätigkeiten genannt wurden. Die Klosterfrauen leiteten ihre Schülerinnen nicht nur in diesen Künsten des Strickens, Stickens, Häkelns und Klöppelns an. Sie fertigten auch in der „freien“ Zeit kunstgewerbliche Erzeugnisse an und verdienten sich mit ihrem Verkauf einen Teil der Einkünfte des Klosters.¹³

Im Zentrum aller Bildung stand natürlich die religiöse Orientierung der Mädchen. Angesichts des religiösen Analphabetismus weiter Kreise in unserer Zeit mag manchen der Anteil der geistlichen Lerninhalte bei den Ursulinen der Barockzeit fast erdrückend erscheinen. Aber es gehörte zum gegenreformatorischen Impetus der Mädchenbildung in den Klosterschulen, den Mädchen und Frauen den Glauben zu stärken. Dies geschah mit dem ganzen Ausdrucksreichtum barocker Volksfrömmigkeit, wobei sowohl Sinnenfreude wie Höllenangst den jungen Seelen eingepflanzt wurden. Zu den Leitbildern der katholischen Glaubenshaltung gehörte damals insbesondere die Immaculata, die unbefleckt Empfangene, Jungfräuliche. Sittliche Reinheit war eines der höchsten Erziehungsziele der Ursulinen.

Das erste Jahrhundert in der Geschichte von St. Ursula in Freiburg fiel in „unruhige Zeiten“. Das sagt sich so leichthin: „Unruhige Zeiten.“ Es waren Jahrzehnte der Kriege und der Zerstörung, wie dies Euphemia Dorer, die damals wiederholt die Leitung des Klosters und der Schule hatte, authentisch berichtet. Besonders hart war St. Ursula 1713 betroffen: Das Dach war zerschossen, die Fenster waren zertrümmert, Mauern durchlöchert, Böden aufgerissen. Es hat Jahre gedauert, bis die Schäden repariert waren. Geld war knapp, Handwerker überhöhten die Preise. Weil die Ursulinen einen preiswerteren Schreiner aus Waldkirch mit der Herstellung von drei Altären beauftragten, gab es wütende Proteste der hiesigen Konkurrenz.¹⁴

Ganz besonders schlimm war für Schule und Stadt die Belagerung durch Ludwigs XV. Truppen 1744. Das Münster wurde schwer beschädigt. 400 Kugeln und über 50 Bomben trafen St. Ursula. Fast noch verheerender wirkte sich die Sprengung der Festungsanlagen beim Abzug der Franzosen 1745 aus. Sie schleiften die Fortifikation. „Die Gewalt des Pulvers hat unseren wieder zu-

¹³ Eine Ausstellung des Augustinermuseums Freiburg im Jahr 1995 dokumentierte die Klosterarbeiten aus dem südwestdeutschen Raum.

¹⁴ Engelbert Krebs: Die Aufhebung des „weißen“ und „schwarzen“ Klosters in Freiburg und die Errichtung des Katholischen Lehrinstituts, in: Freiburger Katholisches Gemeindeblatt 21, 1926, S. 60 ff., bes. S. 69.

sammengeflickten Dachstuhl niedergerissen wie ein Kartenhaus“ schreibt Euphemia Dorer, und fährt fort: „Fenstergestelle, auch Stücke von den noch stehenden Mauern wurden zusammengeworfen. Jetzt miniert man den großen Pulverturm. Wieviel Stücke dieser noch übrigläßt weiß nur Gott... Das sind gewiß harte Kreuze!“ So endet der Brief.¹⁵ Lange Zeit hatten die Schwestern im Keller gehaust, der zugleich als Oratorium, Refektorium und Schlafraum diente. Teuerung herrschte im ganzen Land. Gut ein Drittel der Freiburger Bevölkerung lebte von der Armenhilfe. Die Einwohnerzahl war erneut gesunken, auf rund 3000 Menschen.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts (Euphemia Dorer starb 1752) war eine Periode umfassender Rekonstruktion, einer enormen Bautätigkeit in der Stadt, eines stetigen Wachstums der Bevölkerung. Es war die Zeit, da Johann Christian Wentzinger hier wirkte mit seinen Schülern, Mitarbeitern, Kollegen (Hauser, Hörr, Sporer u. a.), als Peter Thumb, Johann Caspar Bagnato und dann auch D'Ixnard in Freiburg als Architekten tätig waren. Es war die Zeit Maria Theresias und ihres Sohnes Joseph II., nach dem die Freiburger Kaiser-Joseph-Straße benannt ist. Gegen Ende dieser Periode hatte Freiburg an die 8000 Einwohner.

Die Stadt veränderte sich nicht nur quantitativ durch ihr Wachstum. Sie bekam ihr spätbarockes Bürgergesicht. Und die Bürgerschaft bekam jenen Charakter der Behaglichkeit und Offenheit, wie er etwa im Kreise der Rottcks und Jakobis anzutreffen war. Spät, aber um so heftiger setzte sich die Aufklärung, die katholische Spätaufklärung, durch. Die Jesuiten mußten gehen, die Gesellschaft Jesu wurde aufgelöst. Die Universität, das Gymnasium, das religiöse Leben in den Bruderschaften u. ä. wurden umgekrempelt. Die Aufklärung bestimmte das geistige Leben. Bildung wurde zum Leitprinzip der Gesellschaft. Schulen – natürlich auch für Mädchen – sollten das wichtigste Vehikel der Modernisierung werden.

Das brachte auch St. Ursula den Aufschwung. Die Schülerzahlen stiegen. Das Pensionat wuchs. Frauen sollten an dem Bildungsaufschwung teilhaben. Die Freiburger Ursulinen konnten 1782 die Mädchenschulen der Klarissen und Dominikanerinnen in Villingen vereinen und als eigene Anstalt übernehmen. Später, 1820, sollte noch eine Filiale der Freiburger Ursulaschule in Breisach entstehen.¹⁶

Das gesamte Schulwesen bekam im späten 18. Jahrhundert eine gesetzliche Grundlage. Maria Theresia ließ 1774 durch eine neue Schulordnung die allgemeine Schulpflicht einführen. Sie galt auch für Mädchen, wenn auch nur bis

¹⁵ Ebenda, S. 69.

¹⁶ Ludwig Heizmann: Die Klöster und Kongregationen der Erzdiözese Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. München 1930; Barbara Meier-Dörnberg: Wirken der Ursulinen über die Stadt hinaus, in: 300 Jahre St. Ursula Schulen in Freiburg. Freiburg 1996, S. 28–31.

zum 13. Lebensjahr. Die Schulordnung von 1774 verfügte für den Breisgau die Einrichtung einer Normalschule, die zugleich Musterschule und Lehrerbildungsanstalt für die Region sein wollte.¹⁷ Hier wurden auch die Lehrschwestern von St. Ursula auf die neue Unterrichtsform hin ausgebildet, die nun als Richtschnur galt. Es war die Methode des schlesischen Abtes Ignaz Felbiger. Es handelte sich um eine ziemlich formalistische, auf Übung und Einheitlichkeit ausgerichtete Lernschule. Heinrich Schreiber, der spätere Freiburger Stadthistoriker, besuchte als Kind die Schule und beklagte im Rückblick den Pauk-Betrieb. Man habe beim Schreibunterricht eine katholische von einer evangelischen Schrift unterschieden: die katholische war steif, streng einheitlich, autoritär beigebracht; die protestantische sei freier, individueller, lebendiger gewesen.¹⁸ Die Unterrichtsinhalte, die natürlich auch für St. Ursula nun galten, entsprachen dem nüchternen, aufgeklärten Geist der Felbiger-Pädagogik: Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Schönschrift und Orthographie, Kopf- und Tafelrechnen füllten die Unterrichtszeit (vor- und nachmittags); Religion blieb allerdings Pflichtfach in allen Klassen und Stufen, und vielfach auch Unterrichtsprinzip für andere Fächer.

Der Geist der Aufklärung hat offenbar die Schul- und Bildungslandschaft in Freiburg um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ganz und gar durchdrungen. Insofern traf die Säkularisation, die Verstaatlichung aller Klöster im napoleonischen Großherzogtum Baden, auf keinen erbitterten Widerstand.¹⁹ Einigen Frauenklöstern wurde ihr Fortleben ermöglicht, indem der Staat sie zu „Lehrinstituten“ machte: Es gab sie in Rastatt, Baden-Baden, Lichtental, Ottersweier (das 1823 nach Offenburg verlegt wurde), Villingen, Konstanz, und eben in Freiburg (Adelhausen und St. Ursula). Für diese weiblichen Lehrinstitute bestimmte ein Regulativ vom 16. 11. 1811 u. a. „Die Vorsteherin soll immer aufgeklärt und im Schulfache geübt sein, auch im wirklichen Lehramente stehen, sich durch ihre Einsicht, Verwendung und Lebensart schon ausgezeichnet haben...“ Die spezifisch klösterlichen Bindungen der Lehrfrauen wurden aufgehoben: Klausur, Silentium, Exerzitien; aus Novizinnen wurden Kandidatinnen. Im Gottesdienst waren deutsche Lieder vorgeschrieben, auch die Gebetbücher bestimmte die großherzogliche Regierung. Das Regulativ leitete die Ver-Staatlichung und Ver-Weltlichung der ehemaligen Klöster und jet-

¹⁷ Renate Stegmaier: Die Freiburger Normalschule (1772–1829). Reformschule und Lehrerbildungsanstalt zwischen Staat und Stadt, in: *Schauinsland* 90, 1972, S. 133–147; Wolfgang Hug: Lehrerbildung und Lehrerstand. Von den Anfängen der Freiburger Normalschule, in: Ders. (Hrsg.): *Lehrerbildung und Erziehungswissenschaften. 25 Jahre Pädagogische Hochschule Freiburg*. Freiburg 1987, S. 9–22.

¹⁸ Selbst-Biographie des Professors Dr. Heinrich Schreiber, in: *StA Freiburg K 1/27/1*.

¹⁹ Hermann Schmid: Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980; Wolfgang Hug: Das Erzbistum Freiburg von der Gründung bis zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Heinz Sproll und Jörg Thierfelder (Hrsg.): *Die Religionsgemeinschaften in Baden-Württemberg*. Stuttgart 1984, S. 58–89.

zigen Lehrinstitute konsequent ein.²⁰ Nicht ohne Erfolg, wie z. B. Heinrich Schreiber von Adelhausen berichtet, wo seine Schwester als Ordensfrau lebte und lehrte: Jeden Sonntagnachmittag war der gelehrte Bruder dort bei den Schwestern zum Kartenspielen. St. Ursula galt da als etwas strenger in seiner religiösen Orientierung. Hatte man deshalb besonderen Zulauf? Um 1810 hatte St. Ursula an die 500 Schülerinnen. Es war die wohl größte Mädchenschule des ganzen Landes!

Aufgeklärt war man auch in St. Ursula. Das beweist die Wahl der 28jährigen Caroline Kaspar zur Vorsteherin der Lehranstalt im Jahre 1809. Frau Caspar gilt mit Recht als eine kluge, engagierte, „moderne“ Ursulinin jener Zeit.²¹ Sie war die Tochter des Schloßverwalters in Umkirch. Daher hatte sie auch gute Beziehungen zur Großherzoginwitwe Stephanie, die häufig im Umkircher Schloß weilte. 1830 kam übrigens Großherzog Leopold persönlich zum Staatsbesuch nach St. Ursula, ebenso 1851.

Caroline Kaspar war mit 15 Jahren selbst Schülerin in St. Ursula, trat dann mit 16/17 in die Klostersgemeinschaft ein, legte mit 21 die Gelübde ab, wurde mit 28 Schulleiterin und Ordensoberin. Sie hat die Schule über 50 Jahre lang geleitet. Von Anfang an wandte sie sich – ganz im Sinne der Aufklärung – gegen den, wie sie schrieb, sachleeren Unterricht mit bloßen Gebets- und Gedächtnisformeln.

In einer Erklärung ihres letzten Willens schrieb sie: „Es lag in meinem Sinn und Wollen, den Bedürfnissen der Zeit entgegenzukommen und in unseren Schulen nach und nach alle nützlichen Lehrgegenstände einzuführen, die dem weiblichen Geschlecht aller Stände und aller Klassen zu ihrer Bestimmung notwendig sind und zur Zierde gereichen, und den Schulunterricht so zu vervollkommen, daß die Bewohner Freiburgs nicht genötigt sein sollen, ihre Töchter ins Ausland zu schicken...“²² Sie trat zugleich für eine Pädagogik des Herzens ein: Die Lehrschwestern sollten, wie sie schrieb, „ihr Herz für alle Schülerinnen ohne Unterschied schlagen lassen...“ Überhaupt muß unsere Unterrichtsmethode viel Herzliches, Anziehendes, Aufmunterung und Leben haben, Dinge, die nur durch eigenen Frohsinn, durch edlen Umgang, durch Erhebung über das Gemeine, durch erworbene Geschichts-, Länder- und Naturkunde und sonstige Hilfskenntnisse erreicht werden.²³

Dem entsprach auch der neue Lehrplan, der seit 1811 galt. Er enthielt die Gebiete: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Orthographie, Sprachlehre,

²⁰ Engelbert Krebs: Die Aufhebung (vgl. Anm. 14), S. 77; Wolfgang Hug: Bildungsideen und Bildungsleistung (vgl. Anm. 4), S. 9 f.

²¹ Sr. Maria Veronika Grütters OSB: Karoline Kaspar, in: 300 Jahre St. Ursula Schulen in Freiburg, a. a. O., S. 43 f.

²² Engelbert Krebs: Die Aufhebung (vgl. Anm. 14), S. 84.

²³ Ebenda; außerdem Sr. Maria Veronika Grütters OSB: Karoline Kaspar (vgl. Anm. 21), S. 43.

Aufsatz, Handarbeiten, Geographie, Naturgeschichte bzw. Naturkunde, Turnen, Gesundheitspflege und Anstandslehre, in der oberen Klasse dann Französisch, später (seit 1857) auch Englisch. 1830 wurde eine eigene Näh- und Arbeitsschule eingerichtet. Übrigens gab es auch bereits eine Sonntagsschule für arme Frauen und lernwillige Dienstmädchen, eine erste Einrichtung der Erwachsenenbildung in St. Ursula – mit explizit sozialpolitischer Ausrichtung. Den aufgeklärten Geist bewies Caroline Kaspar auch damit, daß sie die Kleidung der Ordensfrauen vereinfachen und modernisieren ließ, wofür ihr der städtische Schulaufseher – Ferdinand Weiß – ausdrückliches Lob zollte: Es sei eine mittlere, nicht zu veraltete, aber auch nicht zu spaßhafte oder mit zu wenigem Sinn verjüngte deutsche Tracht.²⁴

Daß die Aufklärung ihre Grenzen hatte, könnte man dem Tagebuch von Caroline Kaspar entnehmen: Die Revolution von 1848/49 hat sie ganz und gar als Aufruhr abgelehnt, den der Herrgott mit der Niederlage der Freischärler zu Recht bestrafte!

Das halbe Jahrhundert unter Caroline Kaspar war eine Zeit des schrittweisen Ausbaus von Schule – und Stadt. Freilich war die Ausstattung der Schule von St. Ursula (wie die der städtischen Knabenschule) miserabel. Das vom badischen Staat eingeführte Schulgeld reichte schon deshalb nicht, weil die Hälfte der Eltern einfach nicht zahlten. 1851 klagte die großherzogliche Aufsichtsbehörde, „daß keine Gemeinde schlechtere Localitäten für öffentliche Schulen besitzt als Freiburg“.²⁵ Die Stadt hatte damals rund 15 000 Einwohner. St. Ursula hatte 590 Schülerinnen, 13 Lehrerinnen. 1852 bekam die Schule von der Stadt ein Gebäude in der Brunnenstraße zur Erweiterung.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts – zwischen der Achtundvierziger Revolution und dem Ersten Weltkrieg – erlebte Staat, Gesellschaft und Kirche eine besonders dramatische Zeit: Eine Zeit der Expansion und Transformation durch Industrialisierung und Urbanisierung, mit der Ausbildung des Nationalstaates (Reichseinigung) und Verfassungsstaates, der Entwicklung der Parteien, der sozialen Kollisionen. Innenpolitisch hat hier in Freiburg nichts so sehr die Verhältnisse erschüttert und die Gemüter erregt wie der Konflikt zwischen dem modernen, liberalen Staat und der konservativ, „ultramontan“ gewordenen katholischen Kirche, d. h. der sogenannte Kulturkampf.²⁶ St. Ursula ist als eines der prominentesten Opfer dieses Kulturkampfes 1877 geschlossen, das Kloster aufgehoben worden. Adelhausen hatte dieses

²⁴ St. Maria Veronika Grüters OSB (Anm. 21), S. 44.

²⁵ Wolfgang Hug: Zwischen „Trivialschule“ und Gesamtschule. Die Entwicklung des Freiburger Schulwesens, in: Heiko Haumann und Hans Schadek (Hrsg.): Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Band 3. Stuttgart 1992, S. 587–612, hier S. 588.

²⁶ Zum folgenden: Wolfgang Hug: „Ultramontane“ gegen „Liberale“. Kulturkampf in Freiburg, in: Haumann und Schadek (Hrsg.): Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, S. 135–141.

Schicksal schon 1867 erlitten. Die Stadt machte bei der Schließung und Enteignung der Klosterschulen ein enormes Geschäft. Über eine Million (damaliger Währung) waren die Gebäude von St. Ursula wert (die heutige VHS und die Galerie „Schwarzes Kloster“), fast noch einmal soviel die Grundstücke, die den Ursulinen gehört hatten. Daß St. Ursula geschlossen wurde, hatte seinen Grund allein darin, daß die Schulleitung – unterstützt von 3000 Frauen aus der Stadt, meist ehemaligen Schülerinnen – sich weigerte, die Schule in eine simultane, d. h. überkonfessionelle Anstalt umzuwandeln. Der Oberbürgermeister und sein nationalliberaler Stadtrat entschieden anders. Sie verstanden sich als die fortschrittlichen, die „ächten“ Katholiken, wie Oberbürgermeister Schuster verkündete, und ersetzten die Klosterschule durch eine städtische Anstalt.

Die letzte Superiorin wagte es indes, in einem Teil des ehemaligen Predigerklosters eine private höhere Töchterschule mit Internat einzurichten, ein „Katholisches Institut“. Es bekam zwölf Jahre später die staatliche Anerkennung. Aber eigentlich verdankt das „KI“ seine Entwicklung einer ganz besonderen Fügung. Genauer: der Entscheidung einer Freiburgerin, die aufgrund ihrer religiösen Überzeugung und sozialen Verantwortung zur zweiten Gründerin von St. Ursula in Freiburg wurde: Frau Amalie Gramm (oder wie man damals sagte: Fräulein Amalie Gramm).²⁷ Sie war die wohlhabende Erbin einer steinreichen Freiburger Familie. Ihr größtes Problem war, wie wohl ein Reicher ins Himmelreich eingehen könne. Ihre Antwort: Durch wohlthätiges Verhalten. Sie hat (neben anderen Stiftungen für religiöse Zwecke, etwa für die Marianische Kongregation, für den Bau der Herz-Jesu-Kirche) ein Gebäudeareal zwischen Eisenbahnstraße und Rosastraße erworben und den Ursulinen geschenkt (1893). Diese hatten inzwischen wieder einen Konvent in Freiburg mit fünf Schwestern und drei Novizinnen. Im Einvernehmen mit dem damalige Domkapitular Dr. Knecht, der seit 1894 Weihbischof war, und unter seiner Regie ist das KI 1896 als Gesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH) etabliert worden. Kurz davor war übrigens die Kirche des ehemaligen „Schwarzen Klosters“ der Ursulinen – auf Betreiben des Stadtpfarrers von St. Martin, Heinrich Hansjakob – der altkatholischen Gemeinde übergeben worden. Bis dahin hatte der Senat der Universität ihnen die Universitätskirche als Pfarrkirche überlassen.

St. Ursula blühte auf. Es bekam – sozusagen als proprium jeder katholischen Privatschule²⁸ – eine Kapelle, dann auch neue Unterrichtsräume und (1903) so-

²⁷ Mechthild Hierholzer, in: 1696–1996. 300 Jahre Mädchengymnasium St. Ursula Freiburg. Freiburg 1996, S. 21–23.

²⁸ Wolfgang Hug: Das katholische Schulwesen im Industriezeitalter, in: Zur Geschichte des katholischen Schulwesens (Handbuch Katholische Schule, Band 3). Köln 1992, S. 147–181, bes. S. 174 ff.; M. Lichius: Handbuch der privaten katholischen Schulen und Internate Deutschlands. Düsseldorf 1929.

gar eine Turnhalle (wo noch in den zwanziger Jahren die Turnanzüge der Schülerinnen Hosen mit Bündchen unterhalb vom Knie haben mußten!). 1895 war der anerkannten Schule ein Lehrerinnenseminar angegliedert worden, dann eine Frauenarbeitsschule und nicht zuletzt ein Pensionat für Zöglinge von auswärts. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Schule bereits wieder an die 450 Schülerinnen und 19 Lehrerinnen. Bald mußten auch männliche Lehrkräfte eingestellt werden. Einer war der spätere Direktor der Höheren Mädchenschule am Holzmarktplatz Ernst Keller.

Der Weg von St. Ursula in Freiburg durch die letzten 100 Jahre soll nur in aller Kürze skizziert werden. Er steht manchen noch vor dem Auge der Erinnerung. Die große Zäsur war das Ende des Ersten Weltkrieges, für viele das Ende der bisherigen Geschichte. Die Monarchie, das Gottesgnadentum war zu Ende, aber auch das bürgerliche Zeitalter: Es begann ein Jahrhundert der Krisen und Kriege, des Umbruchs und der Moderne im vollen Sinne. Das galt und gilt für Mädchen, für Frauen, für die Kirche und die Orden ganz besonders: 1919 brachte die Einführung des Frauenwahlrechts, der Gleichstellung der Frauen vor dem Recht, aber auch der Kirchen vor dem Recht, die Befreiung der Kirchen von staatlicher Bevormundung, aber auch der Frauen von traditionellen Rollen. Da denke man an Bubikopf und Charleston, an die erste Emanzipationswelle, an die neuen Frauenberufe.

St. Ursula reagierte auf den tiefgreifenden Wandel. Nach dem Umzug der Schwestern in die Hildastraße, wo man – auf Conrad Gröbers Initiative hin – die Villa Risler erwerben konnte, entstand hier die Grundlage für die Beruflichen Schulen von St. Ursula: die Frauenschule, das Seminar für Hauswirtschaftslehrerinnen, das Internat.²⁹ Für die Orden war übrigens die Zeit der Weimarer Republik eine Periode des enormen Aufschwungs. Kaum eine katholische Gemeinde, in der nicht die Krankenstation und der Kindergarten (und oft auch die Nähschule) von einer Ordensschwester versehen wurde. Da waren die Vinzentinerinnen, die Franziskanerinnen, beide mit über 1500 Schwestern in der Erzdiözese, dazu die Dominikanerinnen, dann die Hegner Schwestern (auch fast 1500 im Land), die Erlenbader Franziskanerinnen, weit über 1000, die Josephsschwestern u. a. mehr.³⁰

Diese Verhältnisse liegen nur 60, 70 Jahre zurück und wirken auf uns heute wie Erinnerungen an die Steinzeit. Auch andere Wandlungen der Verhältnisse sind nur mit Mühe in Erinnerung zu bringen. Etwa die patriotische Begeisterung, mit der auch die Schwestern das „Dritte Reich“ begrüßt haben. Warum eigentlich?

²⁹ 300 Jahre St. Ursula Schulen in Freiburg, bes. S. 57 ff. Zum Konvent gehörten damals fast 20 Ursulinen.

³⁰ Handbuch des Erzbistums Freiburg, Band 1: Realschematismus. Freiburg 1939, S. 730 ff. (Weibliche Kongregationen).

Die Gründe sind vielschichtig und komplexer Natur. Vielleicht hatte man sich in den Orden daran gewöhnt, daß der Oberhirte die politische Richtung wies. Erzbischof Gröber handelte entsprechend. Zunächst konnten die Ursulinen im Schutz des Konkordates auch ganz gut mit dem „neuen Staat“ zu-rechtkommen.³¹

Dann aber kamen die kirchenfeindlichen Maßnahmen der Nazis auch auf St. Ursula zu: Die Streichung der Staatszuschüsse, das Verbot für Beamte, ihre Kinder in kirchliche Privatschulen zu schicken: St. Ursula verlor ein Drittel der Schülerinnen (da haben die katholischen Eltern nicht protestiert wie einst im Kulturkampf!). Schließlich wurden die Schulen der Ursulinen geschlossen. Die Mädchen mußten in die Hindenburgschule, ein Teil kam dann in die neue Emil-Strauß-Schule, aus der später das Droste-Gymnasium wurde.

Das Kriegsende 1945 hat alles wieder auf den Kopf gestellt bzw. die verkehrte Welt wieder in die richtige Lage gebracht. Die Nachkriegsjahre waren vielleicht die schönsten in diesem Jahrhundert. Hier konnte St. Ursula mitwirken an der moralischen und politischen Erneuerung unserer Gesellschaft.

Aber mit dem steigenden Wohlstand schrumpfte der klösterliche Nachwuchs. Der Verzicht auf das Gymnasium 1959, die Beschränkung auf die Hildastraße, der Neubau in der Landsknechtsstraße und in der Hildastraße bilden bedeutende Stationen auf dem Weg von St. Ursula in der jüngsten Vergangenheit, ebenso die Gründung des Frauenberuflichen Gymnasiums und des Ernährungswissenschaftlichen Gymnasiums.

1965 erfolgte der Zusammenschluß der Ursulinen in Dôle, Fribourg, Brig, Villingen, Tours, Sitten und Freiburg zu einer Konföderation. Die Gesamtzahl der geistlichen Töchter in der Gemeinschaft der Ursulinen beträgt heute weltweit 583 Professschwestern, die Novizinnen nicht gerechnet. Die künftige Entwicklung des Ordens ist schwer abzusehen. Die Freiburger Ursulinen übertrugen 1990 die Verantwortung für ihre Schulen auf die Schulstiftung der Erzdiözese. Die Gymnasien von St. Ursula in Freiburg und Villingen gehören zu den blühendsten Einrichtungen des kirchlichen Schulwesens. Die Leistungen der Ursulinen für Gesellschaft und Kirche im Lauf ihres 300jährigen Wirkens in Freiburg sind im Rahmen der Jubiläumsfeierlichkeiten des Jahres 1996 in zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen angemessen gewürdigt worden.

³¹ Josef Oswald: St. Ursula im Dritten Reich, in: 300 Jahre St. Ursula Schulen in Freiburg, S. 48–50, ders. in: Wir am St.-Ursula-Gymnasium 1989, S. 5–21 und 1990, S. 4–17; darin auch Informationen über Widerstand der Ursulinen gegen den Nationalsozialismus.

Necrologium Friburgense 1991–1995*

Verzeichnis der in den Jahren 1991 bis 1995
verstorbenen Priester der Erzdiözese Freiburg

Vorbemerkung

Die nachfolgenden Nekrologe der Jahre 1991 bis 1995 sind jahrgangsweise in alphabetischer Reihenfolge angelegt. Zur besseren Erschließung dient das Namensregister am Schluß des Nekrologteils.

Siglen der Bearbeiter:

Hu. = Franz Hundsnurscher

H. H. = Heinrich Heidegger

M. Z. = Martin Zeil

1991

Aschenbrenner Ludwig

Geb. 27. 6. 1926 in Freiburg, ord. 25. 5. 1952; Vikar in Freiburg, Herz Jesu 23. 6. 1952, in Mannheim-Käfertal, St. Laurentius 23. 7. 1952, in Schwetzingen, St. Pankratius 1. 6. 1955; Pfarrvikar in Reilingen 27. 2. 1960; Vikar in Schwetzingen, St. Pankratius 27. 4. 1960; Pfrvw. in Erzingen 18. 5. 1961, investiert daselbst 30. 7. 1961. Gest. in Erzingen 12. 10. 1991, beerd. daselbst 16. 10. 1991.

Ludwig Aschenbrenner wuchs mit sechs Geschwistern als Sohn des Schreinermeisters Johann Aschenbrenner und seiner Frau Maria geb. Bill in seiner Heimatgemeinde Sasbach a. K. auf. Dort besuchte er von 1933 an die Volksschule; die grenznahen Orte wurden 1939 evakuiert, so daß er das 7. Schuljahr in Bubenhausen bei Neu-Ulm verbrachte. Im Frühjahr 1940 bereitete er sich durch Privatunterricht auf den Eintritt ins Friedrich-Gymnasium zu Freiburg vor. Im Frühjahr 1943 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen, ein Jahr später kam er zum Reichsarbeitsdienst und im Sommer 1944 zum Wehrdienst. Seit April 1945 in amerik.-französischer Gefangenschaft hatte er das Glück, in das Theologen-Lager Chartres versetzt zu werden, wo er im Sommer 1946 die Reifeprüfung ablegen konnte. Nach dem Wintersemester 1946/47 in Chartres wurde L. Aschenbrenner am 20. 5. 1947 aus der Gefangenschaft entlassen und setzte sofort das Studium der Philosophie und Theologie an der Universität Freiburg fort. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er durch Erzbischof Wendelin Rauch am 25. Mai 1952 im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Nach der kurzen Aushilfe in Freiburg ist Ludwig Aschenbrenner zunächst drei Jahre Vikar in der großen Mannheimer Vorortspfarrei, wo ihm der Pfarrer ein sehr gutes Zeugnis ausstellte; sechs weitere Jahre verbringt er als Vikar in Schwetzingen, die durch einen zweimo-

* Fortsetzung zu Band 111, 1991, 281–403

natigen Einsatz in Reilingen unterbrochen wurde; der dortige Prinzipal faßt das Wirken des bescheidenen Vikars, der immer nur mit seinem Fahrrad unterwegs ist, mit knappen Worten zusammen: „hat Gutes geleistet“. Im Mai 1961 kommt Ludwig Aschenbrenner als Pfarrverweser nach Erzingen, wo er bereits nach zwei Monaten investiert wird. Mit Umsicht und Tatkraft und viel Energie, aber auch mit gläubiger Zuversicht geht der junge Pfarrer an die ihm gestellten Aufgaben heran. Es ist die Zeit des II. Vatik. Konzils, das er interessiert und erwartungsvoll begleitet und von Anfang an versucht, die Anstöße des Konzils in die Pastoral der Landgemeinde umzusetzen. Er versteht es, die drei Grunddienste der Kirche: Verkündigung, Gottesdienst und Bruderdienst miteinander zu verknüpfen und mit Leben zu füllen. Gleich zu Beginn seiner dortigen Tätigkeit muß er den langgehegten Wunsch nach einer größeren Kirche in die Tat umsetzen; Planung und Bauausführung gedeihen sehr schnell, so daß bereits nach zwei Jahren die weite, stilvolle Kirche an Weihnachten 1963 benediziert werden kann; gleichzeitig mußte auch eine neue Friedhofskapelle erstellt werden, die man ebenfalls als gut gelungen bezeichnen kann; später kam noch die Renovation der beiden Filialkirchen in Rechberg und Weisweil hinzu.

Bei all diesen Bautätigkeiten verliert er das pfarrliche Leben nicht aus den Augen und legt so großen Wert auf die Förderung der Gruppen und Organisationen in der Pfarrei. In enger Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirchengemeinde bemüht er sich über das kath. Bildungswerk und eine blühende kath. öffentl. Bücherei um Bildungsvermittlung. In den späteren Jahren folgt die Erweiterung des Kindergartens; war ihm die Krankenpastoration seit den Vikarsjahren ein großes Anliegen, setzte er dies um in der Erneuerung der ambulanten Krankenpflege in der Gemeinde durch die Gründung der Sozialstation Klettgau/Reintal. Zur Vollendung seines 65. Lebensjahres verlieh ihm die politische Gemeinde deswegen die Verdienstmedaille.

Sein plötzlicher Tod nach der Vorabendmesse am 12. Oktober 1991 löste große Bestürzung und Trauer aus in der Gemeinde wie im Dekanat, was mehr als viele Worte zeigt, wie das Wirken dieses treuen, zuverlässigen und einsatzbereiten Priesters von den Menschen angenommen worden war. H. H.

Bär Wilhelm, C. S. Sp.

Geb. 16. 7. 1910 in Dinslaken bei Duisburg; Profesß 5. 4. 1934; ord. 16. 4. 1939 in Knechtsteden; Vikar in Arnoldsweiler 1946–1948; Volksmissionar 1948–1969; Pfarrkurat in Schiltach 1. 11. 1970; pensioniert 1. 8. 1990; Ruhestand in Donaueschingen und im Altenheim zu Frechen b. Köln; gest. in Frechen 28. 8. 1991, beerd. in Knechtsteden 2. 9. 1991.

Bei Ordensgeistlichen ist im allgemeinen wenig über deren Elternhaus und Jugendzeit zu erfahren. So kennen wir bei Pater Wilhelm Bär nur seinen Geburtsort und sein Geburtsdatum, daß er 1934 die Profesß als Pater der Missionsgesellschaft vom Hl. Geist ablegte. Nach der Priesterweihe am 16. 4. 1939 wird er alsbald als Sanitätssoldat zum Wehrdienst eingezogen, wo er vor allem in Rußland eingesetzt war. Nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft (1946) wurde er in Arnoldsweiler (Eifel) Vikar; von 1948 war er als Volksmissionar eingesetzt, zunächst im Missionshaus der Spiritaner in Donaueschingen bis 1954, anschließend bis 1966 im Provinzialat in Köln. Seine rastlose Tätigkeit als Volksmissionar zehrte an seinen Kräften, so daß er vom Noviziat in Heimbach (Eifel) aus sich auf die Abhaltung von Einkehrtagen und religiösen Vorträgen beschränkte. Durch die Vertretung eines Mitbruders lernte er 1969 die Pfarrei Schiltach kennen, deren Leitung und Betreuung er am 1. Nov. 1970 übernahm. Mit seinen reichen Erfahrungen als Volksmissionar nahm er die anstehenden Aufgaben in der schwierigen Diasporasituation Schiltachs in Angriff; sein besonderes Anliegen war die Festigung der Gemeinde, die ja erst 1960 als Pfarrkuratie eingerichtet worden war. Seine seelsorgerliche Tätigkeit, die sich durch Hausbesuche und Betreuung der kranken und alten Menschen auszeichnete, wurde immer wieder durch Krankheiten eingeschränkt. Infolge seines Alters bat er zum 1. 8. 1990 um Zuruhesetzung; er zog sich zunächst ins Missionshaus in Donaueschingen zurück, um dann den Dienst als Hausgeistlicher im Altenheim der Augustinerinnen in Großkönigsdorf bei Köln zu übernehmen. Hier starb er am 28. 8. 1991 während der Feier der Eucharistie. Der bescheidene Seelsorger wird in Schiltach – auch wegen der würdigen Ausgestaltung der erst 1966 geweihten Kirche – noch lange in Erinnerung bleiben. H. H.

Berberich Leo

Geb. 16. 6. 1915 in Gottersdorf; ord. 2. 4. 1940; Kriegsdienst 1940–1945. Vikar in Oberwinden 2. 10. 1945, in Jöhlingen 7. 2. 1946, in Wertheim 17. 4. 1951. Pfarrer in Eubigheim 15. 4. 1953, investiert daselbst 7. 6. 1953. Ruhestand 1. 1. 1984 in Lauda, Mauer, zuletzt in Buchen-Waldhausen. Gest. in Buchen 18. 11. 1991; beerd. in Walldürn-Gottersdorf 22. 11. 1991.

In der kinderreichen Familie des Landwirts und Gemeinderechners (bis 1933) Wilhelm Josef Berberich und seiner Frau Maria Josepha geb. Seifrid wuchs Leo Berberich heran; bereits in der heimatlichen Volksschule erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden. Zunächst im Progymnasium Miltenberg, später im Kilianum in Würzburg wohnend, legte er am dortigen Neuen Gymnasium die Reifeprüfung ab und begann in Würzburg 1935/36 das Theologiestudium. Weil sein Kurs überfüllt und der Raum im Priesterseminar Würzburg beschränkt war, bewarb er sich um Aufnahme in das Collegium Borromäum, wo er nach seiner RAD-Zeit im Herbst 1936 aufgenommen wurde. Nach den weiteren Studien an der Universität Freiburg und im Priesterseminar wurde er mit einem Kursgenossen vor Ablauf des Studienjahres – weil die Einberufung zur Wehrmacht unmittelbar bevorstand – bereits am 2. 4. 1940 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Von 1940–1945 war er als Sanitäter in Serbien und vor allem an der Ostfront eingesetzt; glücklicherweise kam er bereits Ende August 1945 aus der russischen Gefangenschaft nach Hause. Nach einem kurzen Erholungsurlaub war er einige Monate Vikar in Oberwinden, absolvierte 1945/46 den Theol. Aufbaukurs in St. Peter, um dann als Vikar in Jöhlingen und später in Wertheim zu wirken. Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit war er mit großem Engagement in der Jugendarbeit tätig. 1953 wurde ihm die Pfarrei Eubigheim verliehen, in der er über 30 Jahre lang als Seelsorger wirken sollte. Neben der Pfarrei und ihren beiden Diasporafilialen Hohenstadt und Buch am Ahorn übernahm Leo Berberich lange Jahre auch das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers für die weibliche Jugend und des Bezirkspräses der Kolpingsfamilien. Sein Eifer wie auch seine freundliche und hilfsbereite Art machten ihn zu einem beliebten und geachteten Seelsorger. Von 1969 bis 1973 war ihm auch die Pfarrei Berolzheim zur Pastoration zugewiesen und von 1979 bis zu seiner Pensionierung die Pfarrei Angeltürn. Bleibend mit seinem Namen verbunden ist der Neubau der Pfarrkirche Eubigheim, der bereits in den fünfziger Jahren erfolgte und zu einem würdigen Mittelpunkt der Pfarrei wurde. Von einem Schlaganfall, den er im Juni 1983 erlitt, hat er sich nie wieder ganz erholt, so daß er zum 1. 1. 1984 in Ruhestand gehen mußte. Seither war er durch seine Krankheit geprägt, die er tapfer ertrug; im letzten Lebensjahr fand er Aufnahme im Caritas-Altenheim zu Buchen-Waldhausen.

Im Krieg wie auch in der Pfarrei und im Ertragen der eigenen Krankheit war er großem Leid und Not begegnet und wurde darin ein glaubwürdiger Zeuge der weltverändernden Botschaft Jesu Christi.

In diesem Glauben hat er auch sein Sterben angenommen.

H. H.

Etrillard André

Geb. 22. 11. 1913 in La Gacilly/Bretagne (Frankreich); ord. 23. 12. 1939 in Vannes. Soldat und Gefangenschaft in Osterburken. 1945/46: Pfarrer in Peneff/Bretagne. 1968 Krankenhausgeistlicher in Buchen. 1. 4. 1981 Ruhestand in Buchen-Waldhausen. Gest. in Buchen-Waldhausen 23. 9. 1991; beerd. in Osterburken 27. 9. 1991.

Pfarrer André Etrillard wurde am 22. 11. 1913 in La Gacilly in der Bretagne geboren und in seiner Bischofsstadt Vannes am 23. 12. 1939 zum Priester geweiht. Er wurde sofort Soldat und kam 1940 als Kriegsgefangener nach Osterburken. Hier hatte er sich, vor allem am Kriegsende, vieler deutscher Soldaten und vieler KZ-Häftlinge in Adelsheim angenommen, wodurch er einen wichtigen Beitrag zur Verständigung der beiden Völker leistete. Die politische Gemeinde Osterburken ernannte ihn deswegen auch zu ihrem Ehrenbürger. In die Heimat zurückgekehrt, übernahm er in seiner Diözese die Pfarrei Peneff und in den ersten Nachkriegsjahren auch die Seelsorge in den deutschen Kriegsgefangenenlagern. Da er weiterhin gute Kontakte nach Deutschland unterhielt, war es sein Wunsch, wieder dort tätig zu werden. So erteilte ihm sein Heimatbischof die Erlaubnis, zunächst für ein Jahr in der Erzdiözese Freiburg tätig zu werden; er übernahm 1968 die ihm angebotene Stelle als Kran-

kenhauseelsorger in Buchen. Nach einem Jahr wurde diese Erlaubnis unbefristet verlängert. Pfarrer Etrillard hat mit großer Hingabe diese wichtige Aufgabe im Krankenhaus erfüllt und half auch in den benachbarten Pfarreien gerne aus. Infolge einer schweren Krankheit mußte er von den ihm übertragenen Aufgaben zum 1. 4. 1981 entpflichtet werden. Seitdem fand er liebevolle Aufnahme und Pflege im Caritas-Altenheim in Buchen-Waldhausen.

Erzbischof Dr. Oskar Saier dankte Pfarrer Etrillard anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums für seinen priesterlichen Dienst, den er „13 Jahre lang in großer Verantwortung und Liebe zu den Kranken ausgeübt“ hat. Nach einem langen Krankenlager verstarb André Etrillard am 23. 9. 1991 und wurde in Osterburken, der Gemeinde, die ihm in der schweren Zeit des Kriegsendes viel verdankte, beigesetzt. H. H.

Franz Jakob S. A. C.

Geb. 8. 7. 1903 in Niederschopfheim; ord. 16. 7. 1933 in Salzburg; Missionar in Brasilien 1934–1962; Vikar in Eichsel 14. 6. 1962, in Schwörstadt 25. 8. 1962, in Herten 7. 12. 1962; Hausgeistlicher in Bad Säckingen, Kinderheim St. Fridolin 15. 3. 1963; Dienst in der Diözese Rottenburg 31. 7. 1968, Pfarrvikar in Glatt/Hz. 18. 6. 1968; entpflichtet am 30. 4. 1987. In Hersberg seit April 1990; gest. in Markdorf 12. 7. 1991; beerd. in Hersberg, St. Joseph 16. 7. 1991.

In seinem Lebenslauf beschreibt Pater Jakob Franz seine harte Jugendzeit. Sein Vater, Landwirt und Jagdaufseher, starb, als Jakob Franz erst sechs Jahre alt war. Schon in jungen Jahren spürte er seine Zuneigung zum Priesterberuf, doch bei den äußeren Verhältnissen war an ein Studium nicht zu denken. Nach einer Gärtnerlehre ging er 1922 zu den Pallottinern nach Bruchsal; dort besuchte er die Spätberufenschule und trat anschließend in das Noviziat der Pallottiner ein. Die philosophischen und theologischen Studien absolvierte er in Salzburg, wo er am 16. 7. 1933 zum Priester geweiht wurde. Nach einer Kaplanszeit von sechs Monaten in Glensdorf ging er als Missionar nach Brasilien, wo er zunächst in einer Landpfarre wirkte, um schließlich 1943 in São Paulo eine große Pfarrei zu übernehmen. Aus gesundheitlichen Gründen war ihm ein weiterer Einsatz in Brasilien nicht mehr möglich, so daß er 1962 in die Süddeutsche Provinz der Pallottiner zurückkehrte; von hier aus bat er, im seelsorglichen Dienst seiner Heimatdiözese eingesetzt zu werden.

In den ersten Monaten übernahm Pater Franz Vertretungen in Eichsel, Schwörstadt und Herten; nach einer längeren Krankheit versah er 1963 den Dienst des Hausgeistlichen im Kinderheim St. Fridolin in Bad Säckingen; vom Sommer 1963 bis Sommer 1968 übernahm Pater Franz eine Pfarrei in der Diözese Rottenburg; anschließend kehrte er wieder in unsere Diözese zurück und wurde als Pfarrvikar in Sulz-Glatt angewiesen, wo er die Seelsorge übernahm. Diesen Auftrag nahm er mit anerkanntem Eifer und Einsatz bis zum 30. April 1987 wahr und ist, wie Generalvikar Schlund anlässlich der Entpflichtung schrieb, „für viele zu einem selbstverständlichen und unauffälligen Zeugen des Glaubens und der helfenden Nähe Gottes geworden“.

Sein letztes Lebensjahr verbrachte Pater Franz im Haus St. Joseph in Hersberg. In Dankbarkeit gedenken wir des stillen und zuverlässigen Dienstes von Pater Jakob Franz, der im Krankenhaus Markdorf gestorben und in Hersberg beigesetzt wurde. H. H.

Ganschior Heinrich

Geb. 20. 11. 1912 in Berlin, ord. 1. 8. 1937 in Breslau, Kaplan in Greiffenberg und Frankenstein, 1940 bis 1947 Pfarrer in Hartau-Forst, 1947 bis 1987 Pfarrkurat in Altdöbern (Bez. Cottbus), 1. 11. 1987 Ruhestand in Löffingen, gest. 25. 5. 1991 in Donaueschingen, beerd. 31. 5. 1991 in Löffingen.

Heinrich Ganschior lebte in seiner Jugendzeit in Görlitz. Nach dem Studium der Theologie in Breslau, Tübingen und Innsbruck wurde er am 1. 8. 1937 in Breslau zum Priester geweiht. Er war Kaplan in Greiffenberg und Frankenstein und wurde 1940 Pfarrer in Hartau-Forst. Nach der Zwangsausiedlung am 8. 11. 1947 wurde er Kaplan in Großräschen und von 1950 an Pfarrkurat in Altdöbern im Gebiet des Lausitzer Braunkohlenreviers. Zu der ausgedehnten Kuratie gehörte auch die Niederlassung der Armen Schulschwestern mit einem Caritas-Kinderheim und Altersheim. Nach der staatlichen Kündigung der Gebäude er-

baute Pfarrkurat Ganschior unter großen Schwierigkeiten ein bescheidenes Pfarrzentrum. Am 11. 11. 1987 trat er in den Ruhestand und übersiedelte nach Löffingen. Am 26. 11. 1989 wurde er zum Subsidiar in der Pfarrgemeinde Sankt Michael in Löffingen bestellt. Er half gerne und tatkräftig in der Seelsorge und widmete sich besonders den Bewohnern des Altenheims Sankt Martin. Er starb im Kreiskrankenhaus in Donaueschingen am 25. 5. 1991 und wurde am 31. 5. 1991 auf dem Friedhof in Löffingen beigesetzt. M. Z.

Graf Otto

Geb. 1. 8. 1909 in Oberachern, ord. 30. 4. 1933. 1. 6. 1933 Vikar in Buchen, 12. 3. 1936 in Heidelberg (Hl. Geist), 16. 9. 1936 Hausgeistlicher in Karlsruhe (Neues Vinzentiushaus), 12. 10. 1938 Vikar in Freiburg (St. Urban), 23. 10. 1939 Präfekt in Freiburg (Gymnasialkonvikt), 27. 6. 1940 Vikar in Mannheim (Herz Jesu), 8. 5. 1941 Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft, 10. 1. 1946 Pfarrvikar in Buchen, Februar 1946 Vikar in Malsch b. E., Mai 1946 Religionslehrer in Karlsruhe (Goethe- und Helmholtz-Gymnasium), 27. 7. 1950 Studienrat, 1. 12. 1958 Oberstudienrat, 24. 6. 1966 Gymnasialprofessor, 19. 6. 1967 zugl. Lehrbeauftragter in Karlsruhe (Technische Hochschule), 1. 4. 1968 Fachleiter für kath. Theologie am Seminar für Studienreferendare (Heidelberg), zugl. Religionslehrer am Bunsen-Gymnasium daselbst am Goethe-Gymnasium (Karlsruhe), 1. 4. 1970 Ernennung zum Professor am Seminar für Studienreferendare (Heidelberg), 31. 7. 1971 Zuruhesetzung, 3. 8. 1973 päpstlicher Hauskaplan (Monsignore). Gest. 24. 5. 1991 in Karlsruhe, beerd. 31. 5. 1991 in Karlsruhe-Beiertheim.

Otto Graf besuchte das humanistische Gymnasium in Baden-Baden, studierte danach Theologie in Freiburg und wurde am 30. April 1933 von Erzbischof Conrad Gröber in St. Peter zum Priester geweiht. Seit seinen frühen Vikarsjahren war ihm die Jugendseelsorge ein echtes Herzensanliegen. Durch eine fundierte Glaubensunterweisung suchte er die jungen Menschen für Christus zu gewinnen. Mehrfach zog er sich darob den Argwohn der damaligen Staatsmacht zu, die die Jugend ausschließlich in ihrem Geist erziehen wollte. Schmerzlich traf ihn das seit 1939 von den Nationalsozialisten über ihn verhängte Schulverbot.

Jedoch erfuhr Graf in jenen Jahren nicht nur bitteres Ungemach durch ein kirchenfeindliches Regime. Gesundheitliche Gründe hatten dazu geführt, daß er zeitweilig nicht in der Pfarrseelsorge tätig sein konnte. Trotz seiner krankheitsbedingten Instabilität blieben auch ihm wie vielen seiner geistlichen Altersgenossen der Kriegsdienst und danach das harte Los der Kriegsgefangenschaft nicht erspart. Sowohl bei seinen Kriegskameraden als auch im Gefangenenerlager trug er, allen politischen Schikanen und primitiven Verhältnissen zum Trotz, besondere Sorge für die geistliche Betreuung der Soldaten.

In die Heimat zurückgekehrt, fand Graf seit 1946 Verwendung als Religionslehrer an Gymnasien. In vorbildlicher Weise erfüllte er auch hier die in ihn gesetzten Erwartungen. Nicht nur, daß er dieser Tätigkeit bis zu seiner Zuruhesetzung treu blieb: er wurde später auch zum Fachleiter für katholische Religionslehre ernannt und so mit der pädagogischen Ausbildung der Referendare dieses Lehrfaches am Studienseminar in Heidelberg betraut. Auf ausdrücklichen Wunsch der Kirchenbehörde nahm er seit 1967 auch den an der Technischen Hochschule in Karlsruhe eingerichteten Lehrauftrag für Katholische Theologie und Weltanschauung wahr.

Es scheint zunächst, als sei der Priester und Lehrer Otto Graf mit einer so vielseitigen Tätigkeit voll ausgelastet gewesen, zumal er immer auch bereitwillig in der Seelsorge mit-half. Für seinen ungewöhnlichen Arbeitseifer spricht, daß er noch Zeit fand, viele Gläubige und Kunstfreunde durch fachkundige Vorträge zu beschenken, gleich ob er zu ihnen als Theologe oder Kunstinterpret sprach. Er war ein geschätzter Exerzitenmeister, und neben der Akademie der älteren Generation im Erzbistum durfte ihn manches örtliche Bildungswerk zu seinen bevorzugten Referenten zählen. Erstaunlich, wie breit neben der Theologie die kunstgeschichtliche Palette war, die Graf zur Verfügung stand. Freundschaftlich war er mit Engelbert Kirschbaum verbunden, und nicht zuletzt hieraus resultierte seine Vertrautheit mit den Forschungsergebnissen, die die Ausgrabungen unter dem Petersdom zutage gefördert haben. Aufgrund seiner profunden Kenntnis der Bibel gelangte er zu meisterhafter Deutung der Werke von Rembrandt und Marc Chagall. So entsprach es sicher auch dem persönlichen Wunsch Grafts, daß sein Sterbebild mit Rembrandts berühmter Radierung

„Die Jünger von Emmaus“ ausgeschmückt wurde.

Bereits 1973 hatte Papst Paul VI. den seeleneifrigen Priester, Lehrer und Theologen Otto Graf mit der Würde eines Ehrenkaplans (Monsignore) ausgezeichnet. R. i. p.

Clemens Siebler

Halkenhäuser Josef

Geb. 11. 6. 1933 in Mannheim, ord. 2. 6. 1957, Vikar in Wagenschwend 1. 7. 1957, Herbolzheim b. Lahr 1. 7. 1957, Niedereschach 15. 10. 1957, in Vöhrenbach 14. 3. 1958, in Konstanz (St. Stephan) 4. 8. 1959, in Gottmadingen 9. 11. 1960, Pfrvw. in Werbachhausen 1. 10. 1964, Pfarrer in Deggenhausen 14. 6. 1966, Pfarrer in Rheinfelden-Minseln 21. 7. 1987, gest. in Welmlingen 29. 8. 1991, beerd. in Mannheim-Käfertal 5. 9. 1991.

Josef Halkenhäuser wurde am 11. 6. 1933 in Mannheim als Sohn des Anreißers Karl Halkenhäuser und dessen Ehefrau Susanna geb. Angert geboren. Infolge der Kriegswirren und der Zerstörungen in seiner Heimatstadt besuchte er Schulen in Mannheim, Freiburg i. Br. und in Viernheim (Hessen). Nach der Reifeprüfung Ostern 1952 begann er das Studium der Theologie in Freiburg i. Br. und wurde am 2. 6. 1957 in der Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht. Als Theologiestudent arbeitete er in den Semesterferien mehrmals in Mannheimer Betrieben als Werkstudent. Als Vikar wirkte er in Wagenschwend, Herbolzheim, Niedereschach, Vöhrenbach, Konstanz (St. Stephan) und in Gottmadingen. Am 9. 11. 1960 wurde er zum Pfarrverweser in Werbachhausen bestellt mit dem Auftrag, die Pfarrei Wenkheim mitzubetreuen. Nach der Bewerbung um die Pfarrei Deggenhausen wurde er dort am 23. 10. 1966 investiert. Am 1. 5. 1975 übernahm er auch die Pastoration der Pfarrei Oberhomberg und vom 19. 3. 1986 an auch die der Pfarrei Limpach. Am 21. 7. 1987 wechselte er auf die Pfarrei Rheinfelden-Minseln, gleichzeitig wurde ihm die Aufgabe eines Pfarradministrators der Pfarrei Rheinfelden-Eichsel übertragen. Der plötzliche Tod am 29. 8. 1991 – er war mit dem Motorrad unterwegs – hing offenbar mit einer Herzerkrankung zusammen. Er wurde am 5. 9. 1991 auf dem Friedhof in Mannheim-Käfertal beigesetzt. M. Z.

Haug Oswald

Geb. 22. 10. 1902 in Urberg bei St. Blasien, ord. 19. 3. 1926. 15. 4. 1926 Vikar in Schliengen, 26. 10. 1926 in St. Trudpert, 1. 5. 1930 in Lörrach-Stetten, 1. 6. 1933 in Freiburg (St. Konrad), 15. 10. 1936 Pfrv. in Waldkirch bei Waldshut, 14. 10. 1937 i. g. E. in Emmendingen, 9. 10. 1938 Pfarrer daselbst, 9. 3. 1942 Schutzhaft in Freiburg, 22. 5. bis 24. 12. 1942 Konzentrationslager Dachau, 16. 3. 1943 Pfrvw. in Renchen, 10. 7. 1946 i. g. E. in Neustadt i. Schw., 8. 9. 1946 Pfarrer daselbst, 26. 5. 1959 Dekan des Landkapitels Neustadt, 19. 3. 1966 Geistlicher Rat ad honorem, 1. 9. 1972 Ruhestand, 1. 1. 1981 Subsidiar der Pfarrei St. Jakobus (Neustadt). Gest. 11. 4. 1991 in Neustadt, beerd. 16. 4. 1991 daselbst.

Nach dem Besuch der Volksschule in Gütenbach und Biberach i. K. trat Oswald Haug in die Lendersche Lehranstalt ein, bis er 1915 im Freiburger Gymnasialkonvikt Aufnahme fand und am Friedrichgymnasium das Abitur ablegte. Sein Theologiestudium absolvierte er in Freiburg und St. Peter; in der dortigen Seminarkirche wurde er am 19. März 1926 von Erzbischof Carl Fritz zum Priester geweiht.

Schon als junger Vikar galt Haug als ein umsichtiger und aufgeschlossener Seelsorger, dem eine ungewöhnliche Einsatzfreude bescheinigt wurde. Kraft für seinen selbstlosen Dienst schöpfte er schon damals aus der würdigen Feier der hl. Liturgie und dem intensiven Studium theologischer Schriften.

Nur kurze Zeit war Haug Pfarrverweser in Waldkirch bei Waldshut, als ihm 1937 die damals noch maßgeblich durch ihre Diasporasituation geprägte Pfarrei St. Bonifatius in Emmendingen übertragen wurde. Neben den üblichen priesterlichen Tugenden waren hier vor allem Klugheit, Energie und Bereitschaft zur Konzilianz gefragt. Haug hat die in ihn gesetzten Erwartungen voll erfüllt. Indessen erregte er alsbald das Mißfallen der Nationalsozialisten, die einer gottes- und menschenverachtenden Ideologie das Wort redeten. In seiner Pfarrei lag das psychiatrische Landeskrankenhaus, und so fühlte er sich dem Schicksal der dortigen Insassen in besonderer Weise verbunden. Da ihm nicht verborgen blieb, was mit den Patienten geplant und durchgeführt wurde und er auch seinem Oberhirten davon Mel-

dung machte, war es für die damaligen Machthaber nur eine Frage der Zeit, den mißliebig gewordenen Priester mundtot zu machen. Haug wurde zur Last gelegt, daß er in eine schriftliche Pfarrmitteilung einen – politisch gänzlich unverdächtigen – Satz aus einem Möldersbrief, der sich im nachhinein als Fälschung erwies, übernommen hatte. Er wurde in Schutzhaft genommen und danach in das KZ Dachau „verschubt“. Zwar konnte noch vor Jahresende 1942 Haugs Entlassung erwirkt werden, doch durfte er nicht mehr in seine Pfarrei zurückkehren. Wegen fadenscheiniger Gründe war er auch auf seiner neuen Seelsorgestelle in Renchen fortgesetzten Bespitzelungen und Verhören ausgesetzt. Haugs Jahre als Pfarrer in Neustadt (1946–1972) fielen in eine ruhigere Zeit, aber auch jetzt wurden ihm viel persönlicher Einsatz und Verantwortung abverlangt. Neben die gewohnten geistlich-pastoralen Obliegenheiten traten in verstärktem Umfang auch kirchlich-soziale Aufgaben. Als Antwort auf den Zuzug zahlreicher Heimatvertriebener initiierte er die für so viele Neubürger hilfreiche „Neue Heimat“. Aber auch die Pfarrgemeinde hatte Bedarf an zeitgemäßen Einrichtungen. So entstanden unter ihm das Thomasheim (Pfarr- und Kolpingsheim), der Kindergarten St. Michael im Ortsteil Hölzlebruck und das Alten- und Pflegeheim St. Raphael, in dem Haug selbst seinen Lebensabend verbrachte. Daß er auch eine umfassende Renovierung des Jakobusmünsters in die Wege leitete, entsprang ganz seinem inneren Bedürfnis, den eigentlichen Mittelpunkt der Pfarrgemeinde würdig zu gestalten.

Obwohl Haug nie seine persönliche Ehre suchte, fand sein einsatzfreudiger seelsorgerlicher und karitativer Dienst vielseitige Anerkennung. Schon 1948 wurde er zum Definitor des Kapitels Neustadt bestellt, und seit 1959 war er daselbst zehn Jahre lang Dekan. Erzbischof Hermann Schäufele ernannte ihn zum Geistlichen Rat, die politische Gemeinde zu ihrem Ehrenbürger. Haug war ferner Träger des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse, und ob seines Bekennermutes im Dritten Reich zeichnete ihn Erzbischof Oskar Saier mit der Konradspalmette aus. Solange es seine Gesundheit zuließ, war Oswald Haug Subsidiar in Neustadt, und noch bis ins hohe Alter versah er an den Bewohnern und dem Personal in St. Raphael den Dienst des Hausgeistlichen. Nur kurz nach seinem 65. Weihenitag wurde der hochverdiente und treue Diener des Herrn in die Ewigkeit abgerufen. Clemens Siebler

Heintzmann Eugen

Geb. in Grombach 26. 12. 1914; ord. 2. 4. 1940. Vikar in Oppenau 19. 10. 1940, in Radolfzell, U. L. F. 17. 12. 1945, in Neustadt/Schw. 19. 9. 1951. Pfrvw. in Iffezheim 19. 9. 1953, investiert daselbst 1. 5. 1955. Ruhestand in Freiolsheim am 1. 7. 1972. Gest. in Heidelberg 11. 4. 1991, beerd. in Bad Rappenau-Grombach 17. 4. 1991.

Als Sohn des Bäckers und Landwirts Georg Heintzmann und seiner Frau Theresia geb. Göttler wuchs Pfarrer Heintzmann mit sechs Geschwistern in seinem Heimatdorf auf. Schon früh erwachte in ihm der Wunsch, Priester zu werden, so daß er sich mit Lateinstunden durch den Ortspfarrer auf das Gymnasium vorbereitete. 1935 legte er am Gymnasium zu Tauberbischofsheim sein Abitur ab und trat nach Ableistung des Arbeitsdienstes in das Collegium Borromäum ein. Seine philosophischen und theologischen Studien absolvierte er an den Universitäten Freiburg und Tübingen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 2. 4. 1940 zum Priester geweiht.

Er hatte das Glück, vom Wehrdienst verschont zu werden und arbeitete sehr intensiv als Vikar in Oppenau, Radolfzell und Neustadt. Er gilt als guter Prediger und Jugendseelsorger, und kam 1953 als Pfarrverweser nach Iffezheim, wo er, nach dem Bericht des Dekanates Rastatt, das Unglaubliche zustande gebracht hat, „in der kurzen Zeit seines Hierseins die ziemlich verwahrloste Kirche im Äußeren und Inneren renoviert und die leidige Frage der Kirchenfenster glücklich gelöst“ zu haben, so daß er dort nach zwei Jahren als Pfarrer investiert wurde. In den 19 Jahren seines Wirkens in Iffezheim baute er ein neues Jugendheim und einen neuen Kindergarten; das sind die äußeren Zeichen eines segensreichen Schaffens. Sein Umgang mit den Menschen, vor allem auch seine liebende Sorge für die Kinder und Jugendlichen, hat ihn über die Grenzen seiner Pfarrei bekannt gemacht. Eine schwere Erkrankung setzte dem eifrigen Wirken von Pfarrer Heintzmann ein frühes und unerwartetes Ende, so daß er zum 1. 9. 1972 in den Ruhestand treten und Abschied von seiner Pfarrei nehmen mußte. In Freiolsheim, nahe der Wallfahrtskirche Moosbronn, nahm er Wohnung, um dort so gut wie möglich in der Seelsorge zu helfen. Doch immer wieder wurde diese Tätig-

keit durch weitere Krankheiten unterbrochen. Die letzten beiden Jahre seines Lebens brachte er im Caritas-Altenpflegeheim St. Michael in Heidelberg, wo er am 11. 4. 1991 von seinem Leiden erlöst wurde. Menschen, die Pfarrer Heintzmann begegnet sind, denken in Dankbarkeit an sein Wirken, das in der Todesanzeige treffend umschrieben wurde: „Er war ein interessanter Prediger, unermüdlicher Pfarrer und umsichtiger Bauherr.“ H. H.

Herzog Johannes

Geb. 26. 9. 1910, ord. 2. 4. 1940, Sanitätsdienst in der Wehrmacht 9. 4. 1940, Kriegspfarrer 21. 1. 1941, russische Gefangenschaft 8. 5. 1945 bis 1. 11. 1948, Vikar in Schönau i. Schw. 27. 4. 1949, in Gaggenau 17. 11. 1949, Krankheitsurlaub 1. 4. 1950, Vikar in Bad Krozingen 28. 6. 1950, in Haslach i. K. 28. 10. 1950, in Bettmaringen 26. 1. 1951, in Bonndorf (Schw.) 3. 9. 1951, Pfrvw. in Brenden 8. 1. 1953, Pfarrer in Brenden 7. 11. 1954, Pfarrer in Spechbach 5. 12. 1969, Ruhestand in Lembach 1. 10. 1970, in Rehlingen-Fremersdorf, 3. 9. 1986, in Forbach 8. 2. 1987, in Püttlingen (Saar) 15. 11. 1990, gest. in Püttlingen 4. 2. 1991, beerd. in Werbeln b. Völklingen 6. 2. 1991.

Johannes Herzog wurde am 26. 9. 1910 in Ziegelhausen geboren als Sohn des Gerbers Peter Herzog und dessen Ehefrau Anna geb. Gänzler. Seine Mutter starb im Jahre 1919. Nach dem Besuch der Volksschule lernte er das Schneiderhandwerk, 1927 starb sein Vater. Johannes Herzog legte 1928 die Gesellenprüfung ab. Im September 1929 bereitete er sich auf den Eintritt in das Studienheim St. Klemens in Aschaffenburg vor. Im Herbst 1932 trat er in das Gymnasium in Oberlahnstein ein und legte dort 1935 die Reifeprüfung ab. Nach dem Theologie-Studium in Freiburg und St. Peter wurde er am 2. 4. 1940 zum Priester geweiht. Schon am 9. 4. 1940 wurde er zum Sanitätsdienst der Wehrmacht einberufen und diente dort bis zu seiner Ernennung zum Kriegspfarrer am 21. 1. 1941 beim Feldlazarett 215. Als Kriegspfarrer gehörte er zur Kriegslazarettabteilung 615, die im Osten eingesetzt war. Am Ende des Krieges kam er in russische Gefangenschaft. Von einem Lager in der Tschechoslowakei kam er Ende Oktober 1945 über Folsani (Rumänien) nach Tscheljabinsk (Sibirien). Ende November 1948 kehrte mit schweren gesundheitlichen Schäden, von denen er sich nicht mehr erholen konnte, zurück. Er wirkte in den folgenden Jahren als Vikar in Schönau (Schw.), Gaggenau, Bad Krozingen, Haslach i. K., Bettmaringen und Bonndorf (Schw.), als Pfarrer in Brenden und in Spechbach. Aus gesundheitlichen Gründen trat er 1970 in den Ruhestand und half in der nicht mehr besetzten Pfarrei Lembach in der Seelsorge mit. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem Altersheim in Fremersdorf (Saar), wohnte er in Forbach, um im dortigen Krankenhaus den Seelsorgedienst aufzunehmen. In Püttlingen (Saar), wo er im Altenheim St. Augustin des Hospitalordens des hl. Johannes von Gott lebte und umsorgt wurde, starb er am 4. 2. 1991 und wurde am 6. 2. 1991 auf dem Friedhof in Werbeln b. Völklingen beigesetzt. M. Z.

Keller Erwin, Dr. theol. h. c.

Geb. 10. 4. 1907 in Leutkirch/Allgäu, ord. 15. 3. 1931 in der Seminarkirche St. Peter durch Erzbischof Carl Fritz. 15. 4. 1931 Kooperator in Freiburg, St. Martin. 15. 5. 1934 Missionar am Erzb. Missionsinstitut in Freiburg. 21. 12. 1934 Diözesanpräses der Mesner. Ab 1936 auf dem Lindenberg. 3. 5. 1939 Kaplaneiverweser in Waldkirch. 23. 4. 1941 Pfarrkurat in Grenzach. 14. 10. 1954 Titel und Gehalt eines Pfarrers. 1. 12. 1956 einstweilige Pensionierung wegen Krankheit. 27. 3. 1963 Pfrv. in Hepbach/Linzgau. 12. 9. 1963 Pensionär in Wyhlen/Himmelspforte. 6. 5. 1971 Dr. theol. h. c. der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. 13. 12. 1979 Geistl. Rat ad honorem. Gest. 18. 5. 1991 in Freiburg, beerd. 23. 5. 1991 in Grenzach.

Drei Söhne hatte das Ehepaar Johann K. und Luise geb. Kaiser, Erwin, Karl und Arthur. Der Vater war Werkmeister in einer Schreinerei in Leutkirch im Allgäu. Er übernahm dann die Werkmeisterstelle eines großen Schreinereibetriebs in Gottlieben in der Schweiz. In Gottlieben brachte E. K. die Kindheit und frühe Jugendzeit. 1914 kam er in die Primarschule Gottlieben. Da Gottlieben und das nahe Tegerwilen protestantisch waren, erhielt er den Religionsunterricht in Emmishofen, wo er auch mit den Eltern den Sonntagsgottesdienst besuchte, abwechselnd mit Konstanz.

1915 wurde sein Vater zum Heer einberufen. Da er als badischer Staatsbürger seinen Urlaub nur in Konstanz verbringen durfte, zog die Mutter mit ihren drei Buben in die Bruderturmstraße 4 nach Konstanz. Seine beiden jüngeren Brüder waren für das Studium ausersehen. Karl wurde Studienrat für alte Sprachen. Arthur wurde Priester. Er starb als Pfarrer von Hertlen (Nekrolog im FDA 102, 1982, S. 207 f.). Erwin als Ältester sollte dem Vater im Schreinerberuf folgen. Er wollte aber auch wie seine Brüder studieren. Die Mutter spürte, daß ihr Sohn als Schreiner nicht glücklich sein würde und brachte den Vater dahin, daß er in den Besuch des Gymnasiums einwilligte. Zum Priesterberuf motivierten ihn der religiöse Sinn seiner Eltern und ihr katholisches Familienleben, der gute Einfluß der Religionslehrer und seine Arbeit als Gruppenführer im Neudeutschen Jugendbund (ND).

Nach dem Abitur im März 1926 studierte er in Freiburg und München Theologie. E. K. wurde ein seeleneifriger Priester. Er besaß eine klangvolle Stimme und war ein Meister des Wortes. Seine Predigten waren theologisch tief durchdacht und leichtverständlich vorgelesen. Er war ein emsiger Wissenschaftler, in allen theologischen Disziplinen bewandert und arbeitete rasch und leicht. Als Diözesanpräses der Mesner war er Schriftleiter des „Mesnerseelsorgers“.

E. K. war Choleriker mit sanguinischem Einschlag. Auf den ersten Eindruck wirkte er eher herb und kühl. Doch zwang ihn seine schwache Gesundheit zur Zurückhaltung. Schon frühzeitig stellten sich Herz-, Leber- und Nierenleiden ein.

Dafür war Grenzach, ein seelsorgerlich harter und steiniger Boden, kein geeigneter Posten. Was Pfarrer K. am meisten „beelendete“, war die religiöse Verwahrlosung der größeren Schulkinder, wovon die Hälfte religiös völlig verloren war.

Am 5. Juni 1942 bekam er Besuch von der Gestapo zu einem längeren Verhör. Man wollte wissen, wo, wann und wie oft die vorgefundenen Bildbänder gezeigt wurden, welche Geräte und Leinwand gebraucht wurden. Auch über seine Tätigkeit in der Schule und im außerschulischen Religionsunterricht wurde er verhört. Neun Bildbänder und etliche Bücher nahm die Gestapo mit: Moßhammer, Werkbuch der religiösen Mädchenführung; Gröber, Christliche Sittlichkeit, Hirtenwort über die gegenwärtigen Schulverhältnisse sowie Quittungsbildchen des Caritasverbandes und des Kindheit-Jesu-Vereins.

E. K. hielt ausgezeichnete Referate auf den Kapitelskonferenzen. Der Dekan hielt ihn für einen der besten Geistlichen des Kapitels. Deshalb war er der Ansicht, man sollte diesen befähigten Priester nicht für immer in Grenzach lassen. Er könnte weit Größeres meistern. Er blieb aber in Grenzach und baute die St. Michaelskirche. Der Kirchenbau verbrauchte seine schwache Gesundheit, so daß er frühzeitig in den Ruhestand gehen mußte.

Sein bleibendes Lebenswerk schuf E. K. im Ruhestand in der stillen Klausur in der Himmelspforte. Mit großer Hingabe widmete er sich wissenschaftlichen Arbeiten im Bereich der Diözesan- und Theologiegeschichte. Der heilige Konrad, Wessenberg, seine Liturgiereform und das Priesterseminar Meersburg im erlöschenden Bistum Konstanz, und im neuen Erzbistum Freiburg das Freiburger Rituale von 1835, Johann Baptist Hirscher, Leonhard Hug und Engelbert Klüpfel waren die Themenkreise seiner Arbeit. Aufgrund seiner über 500 Seiten umfassenden Monographie über „Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessenberg“, eine bedeutende wissenschaftliche Leistung, die erheblich zur Revision der lange gegen Wessenberg gehegten Vorurteile beigetragen hat, wurde E. K. von der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg am 6. 5. 1971 zum Doktor der Theologie ehrenhalber promoviert.

Dem Freiburger Erzbischof Conrad Gröber (1932–1948), den er persönlich noch gut kannte, hat er in einer aktenmäßig fundierten, aber für eine breite Leserschaft lesbar geschriebenen Biographie ein Denkmal gesetzt. Für diese Arbeit hat ihn Erzbischof Oskar Saier zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Vielleicht veranlaßt durch ein Dankschreiben Kellers an den Erzbischof für den Brief am Anfang seiner oberhirtlichen Tätigkeit an den Klerus als „Zeichen des Kontakts“. Darin schreibt er: „Nur mit einem resignierenden Lächeln liest mancher alter Priester in der Rahmenordnung für die Priesterbildung (Nr. 160), daß nämlich die brüderliche Gemeinschaft eines Presbyteriums sich darin zeige, wie man mit den alten Priestern Gemeinschaft hält. Aber wie selten ist das interessierte, helfende Mitfühlen mit ihnen.“

Änderungen in der Himmelspforte und zunehmende Kränklichkeit veranlaßten den Verfasser dieses Nekrologs, E. K. in das Carolushaus nach Freiburg zu holen, wo er noch Kontakt mit der Stadt hatte und im Heimmitbewohner Pfarrer König einen Gesprächspartner.

E. K. war ein frommer und doch auch sehr kritischer Mann. Wie das Reich Gottes aussehen soll, das da kommen soll. Warum heute so wenige junge Männer Priester werden wollen, wo doch der Beruf so schön ist, das konnten Fragen sein, die ihn beschäftigten. Über die eigene Unzulänglichkeit tröstete er sich mit dem Vers aus der Allerseelensequenz: „Qui Mariam absolvisti, mihi quoque spem dedisti.“ Oder mit dem von ihm verehrten Friedrich Hölderlin: „Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen, mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.“ Nach schweren Leiden durfte er in der Pfingstvigil in den ewigen Frieden eingehen.

Schrifttum:

Der Altkatholizismus in Säckingen. FDA 78, S. 5–81.

Das Freiburger Rituale von 1835. FDA 80, S. 5–96.

Die Altkatholische Bewegung in Tiengen/Hochrhein. Kath. Stadtpfarramt Tiengen. 1961. 71 S.

Die Konstanzer Liturgiereform unter I. H. von Wessenberg. FDA 85, S. 3–526.

Johann Baptist Hirscher – Wegbereiter heutiger Theologie. Styria 1969.

Kult und Kultreform bei Johann Baptist Hirscher. FDA 90, S. 333–456.

Der Freiburger Exeget Leonhard Hug. Beiträge zu einer Biographie. FDA 93, S. 5–233.

Der Heilige Konrad von Konstanz. Karlsruhe 1975.

Das Priesterseminar Meersburg z. Zt. I. H. von Wessenberg (1801–1827). I. Teil FDA 97, S. 108–207. II. Teil FDA 98, S. 353–447.

Conrad Gröber – Erzbischof in schwerer Zeit. Herder Freiburg 1981. 19².

Bischöflich-konstanzer Hirtenbriefe und Erlasse. FDA 102, S. 16–59.

Der Freiburger Theologe Engelbert Klüpfel in seiner Zeitschrift „Nova bibliotheca ecclesiastica Friburgensis (1775–1790)“. FDA 103, S. 13–137.

Johann B. Hirschers Aufruf zu neuem Einsatz für die Weltmission. FDA 100, S. 501–514.

Armeepfarrer Anton Broß als Seelsorger in amerikanischen Internierungslagern. FDA 101, S. 314–318.

492 Nekrologe in dieser Zeitschrift 1961–1980.

Hu.

Köstel Josef

Geb. 28. 9. 1914 in Balsbach, ord. 2. 4. 1940, Vikar in Oberachern 16. 8. 1940, in Schönau i. Schw. 13. 1. 1941, in Mannheim (Hl. Geist) 7. 6. 1946, in Neustadt i. Schw. 8. 1. 1948, in Freiburg (St. Johann) 1. 12. 1948, Pfrw. in Rot b. Wiesloch 14. 10. 1953, Pfarrer in Rot 24. 4. 1955, Dekan im Dekanat Wiesloch 3. 11. 1966 bis 9. 6. 1976, Ruhestand in St. Leon-Rot 15. 4. 1986, gest. in St. Leon-Rot 27. 10. 1991, beerd. in St. Leon-Rot 31. 10. 1991.

Josef Köstel wurde am 28. 9. 1914 in Balsbach (Amt Amorbach) als Sohn des Postschaffners Josef Köstel und dessen Ehefrau Anna geb. Boos geboren. Die Jugendzeit bis zum 6. Lebensjahr verbrachte er infolge des Krieges und den Lebensbedingungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit bei seinen Verwandten in Balsbach. Vom Beginn der Volksschule an lebte er bei seinen Eltern in Mannheim. Ostern 1925 trat er in das Realgymnasium II (Badisches Lessing-Realgymnasium) ein. Nach Ablegung der Reifeprüfung und dem Besuch des Vorkurses in Sasbach begann er 1935 mit dem Studium der Theologie in Freiburg, zwei Semester studierte er in Münster i. W. Am 2. 4. 1940 wurde er in Freiburg zum Priester geweiht. Seine Vikarsstellen waren Oberachern, Schönau i. Schw., Mannheim (Hl. Geist), Neustadt i. Schw., vom 1. 12. 1948 bis 24. 4. 1953 war er in Freiburg (St. Johann). Mit der Ernennung zum Pfarrverweser in Rot b. Wiesloch am 14. Oktober 1953 und der am 24. 4. 1955 folgenden Investitur begann für Josef Köstel eine über 33jährige Tätigkeit in der großen und stets wachsenden Pfarrei Rot. Mehrere Jahre erteilte er wöchentlich bis zu 20 Stunden Religionsunterricht und übernahm die Betreuung eines großen Flüchtlingslagers. Als erste große Baumaßnahme war ihm die Erweiterung der Pfarrkirche übertragen. Dazu kam der Neubau des Pfarrhauses, eines Kindergartens sowie der Umbau eines bestehenden Kindergartens. Vom Jahre 1966 bis 1976 war er Dekan des Kapitels Wiesloch. 1971 wurde ihm durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem für sein seelsorgerliches Wirken und für seine Amtsführung als Dekan Dank und Anerkennung ausgesprochen. Nach seiner Pensionierung half er nach Kräften in der Seelsorge mit. Er starb am 27. 10. 1991 in St. Leon-Rot und wurde dort auf dem Friedhof am 31. 10. 1991 beigesetzt.

M. Z.

Konrad Willi

Geb. 31.3.1914 in Edingen, ord. 2.4.1940, Vikar in Freiburg (Hl. Familie) 16.8.1940, Wiesental 5.11.1940, Lörrach (St. Bonifatius) 14.1.1941, 4.2.1941 Sanitätsdienst in der Wehrmacht und russische Gefangenschaft bis 10.10.1948, Vikar in Neudenuau 29.1.1949, Vikar in Weinheim 11.8.1949, Religionslehrer in Weinheim 7.9.1950, Studienrat 16.11.1959, Oberstudienrat 13.7.1965, Dekan des Kapitels Weinheim 26.2.1969 bis 9.6.1982, Ruhestand in Weinheim 1.8.1978, gest. in Ladenburg 22.7.1991, beerd. in Neudenuau 26.7.1991.

Willi Konrad wurde am 31.3.1914 in Edingen als Sohn des Hauptlehrers Hugo Konrad und dessen Ehefrau Pia geb. Wehrauch geboren. Mit Ausbruch des 1. Weltkrieges kam er nach Neudenuau, in die Heimat seiner Mutter. Von 1926 an besuchte er weiterführende Schulen in Ladenburg, Lahr und Weinheim, wo er 1934 die Reifeprüfung ablegte. Nach den Ergänzungsstudien in den alten Sprachen in Sasbach wurde er zum Reichsarbeitsdienst einberufen. Die theologischen Studien machte er an den Universitäten Freiburg und Tübingen. Noch bevor das Seminarjahr in St. Peter zu Ende ging, wurde er mit seinem Kurs, zu dem 76 Diakone gehörten, am 2.4.1940 zum Priester geweiht. In den Pfarreien Heilige Familie in Freiburg, Wiesental und St. Bonifatius in Lörrach konnte er als Vikar tätig sein, bis er am 4.2.1941 zum Heeresdienst eingezogen wurde. Nach der Ausbildung in der Sanitäts-Ersatzabteilung 5 in Ulm wurde er zu einer Sanitätskompanie der 218. Infanterie-Division versetzt. Sie war im Norden Rußlands bei Cholm und Demjansk eingesetzt. Am Ende des Krieges kam er als Unteroffizier in russische Gefangenschaft. Über drei Jahre befand er sich in einem Lager in Cherobinsk im mittleren Ural. Am 10.10.1948 kehrte er schwerkrank zurück. Nach fast einjähriger ärztlicher Behandlung und einem längeren Erholungsaufenthalt in der Schweiz konnte er am 11.8.1949 als Vikar in Weinheim die seelsorgerliche Tätigkeit beginnen. Am 7.9.1950 wurde er Religionslehrer an den Fachschulen in Weinheim. Mit der Empfehlung des Erzbischöflichen Ordinariates ernannte ihn das Land Baden-Württemberg zum Studienrat unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit. 1965 erfolgte seine Ernennung zum Oberstudienrat. Während all dieser Jahre übernahm Willi Konrad das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers zuerst im Dekanat Heidelberg, zu dem Weinheim damals gehörte, und nach der Errichtung des Dekanats Weinheim in diesem. Im Februar 1969 wurde er zum Dekan des Kapitels Weinheim gewählt. Mit Ablauf des Schuljahres 1977/78 ließ er sich in den Ruhestand versetzen. Das Amt des Dekans übte er bis 1982 aus. Jahrelang hat Willi Konrad in den „Weinheimer Nachrichten“ unter der Rubrik „Zu Ihrer Orientierung“ regelmäßig mitgearbeitet. „Das mag ihm deshalb leichtgefallen sein, weil er allezeit ein froher Christ und glücklicher Priester war, der das seine Mitbürger spüren ließ“, bemerkten die „Weinheimer Nachrichten“ zu seinem 75. Geburtstag. Schon 1974 ernannte Erzbischof Dr. Hermann Schäufele Oberstudienrat Konrad „in Anerkennung seiner 25jährigen, von großem pädagogischem Geschick und unermüdlichem Eifer bestimmten Wirksamkeit als Religionslehrer und Erzieher an den berufsbildenden Schulen in Weinheim und in Würdigung seiner von Treue zur Kirche und mitbrüderlichen Sorge geprägten Tätigkeit als Dekan des Landkapitels Weinheim“ zum Geistlichen Rat ad honorem. Nach seiner Zuruhesetzung war Oberstudienrat a. D. Willi Konrad Dekanats-Altenseelsorger. Er starb am 22.7.1991 in Ladenburg und wurde am 26.7.1991 in Neudenuau beigesetzt. M.Z.

Krämer Joseph

Geb. 11.10.1901 in Reilingen; ord. 19.3.1927, Vikar in Oberkirch 28.4.1927, in Heidelberg, St. Bonifatius 13.2.1930; Kaplanverweser in Krauthheim 9.5.1935; Pfrvw. in Schlierstadt 14.10.1937. Pfarrer in Öflingen im Okt. 1941, investiert daselbst 20.9.1942; Pfarrer in Mosbach 15.6.1946, investiert daselbst 7.7.1946. Dekan des Landkapitels Mosbach 1947–1962. Ruhestand in Mosbach 1.4.1967. Gest. in Waghäusel 2.11.1991; beerdigt in Mosbach 7.11.1991.

Pfarrer Joseph Krämer war als 3. Sohn des Landwirts Georg Krämer und seiner Frau Barbara geb. Mitsch in Reilingen geboren. Weil in ihm schon sehr früh der Wunsch, Priester zu werden, wach wurde, ging er nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule in die Lender'sche Anstalt zu Sasbach und wechselte in der Oberstufe an das Gymnasium Rastatt, wo er im Frühjahr 1922 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Studium der Philosophie und

Theologie an der Universität Freiburg und dem anschließenden Seminarjahr in St. Peter empfang Joseph Krämer am 19. 3. 1927 im Münster U. L. Frau zu Freiburg die Priesterweihe. An seinen Seelsorgestellen als Vikar in Oberkirch und Heidelberg wurden ihm sehr gute Zeugnisse ausgestellt über seinen Arbeitseifer in allen Sparten der Seelsorge. Besonders wurde seine Tätigkeit als Präses der Kolpingsfamilien wie auch als Leiter der Pfarrbüchereien hervorgehoben. Die Vikarszeit in Heidelberg wurde allerdings unterbrochen durch einige Operationen, so daß er zur Schonung seiner Gesundheit als Kaplaneiverweser nach Krauthem versetzt wurde; sobald es ihm seine Gesundheit gestattete, bewarb sich Joseph Krämer um die Übernahme größerer Aufgaben und wurde somit als Pfarrverweser nach Schlierstadt angewiesen. Vom Wehrdienst verschont, half er mit allen Kräften in der Seelsorge und übernahm häufig auch Triduen und die Durchführung religiöser Wochen in anderen Pfarreien. Für ihn ist es bezeichnend, daß er sich darüber ärgerte, im Erzb. Ordinariat immer noch auf der „Liste der Invaliden“ zu stehen, so daß er sich bald um eine größere Pfarrei bewarb, die ihm 1941 mit der Übernahme der Pfarrei Öflingen gewährt wurde. Wie er sich in Schlierstadt um die Kirchenheizung, die Orgel und den Erhalt des Kindergartens gekümmert hat, so versuchte er in Öflingen mit Klugheit den pastoralen Schwierigkeiten jener Zeit zu begegnen, was ihm gut gelungen ist, vor allem in der Kinder- und Jugendseelsorge.

Nach dem Krieg übernahm Joseph Krämer die Pfarrei Mosbach, die ihm ein übergroßes Arbeitsfeld und zur Lebensaufgabe geworden ist. Schon im 1. Jahr wurde er zum Vorsitzenden des Caritasverbandes Mosbach gewählt; angesichts der großen Wohnungsnot, die durch die Flüchtlingsströme aus dem Osten verursacht wurde, initiierte er und wurde Mitbegründer der Baugenossenschaft „Neue Heimat“ im Landkreis Mosbach, die mehr als 3500 Familien eine Heimat geschaffen hat. Bei der 1. Dekanewahl nach dem Krieg wurde er 1947 zum Dekan des Landkapitels Mosbach gewählt. In den 20 Jahren seiner hauptamtlichen Tätigkeit in Mosbach hat er das Geschick der Stadt wie kaum ein anderer geprägt. Der Titel einer kleinen Broschüre, die der Caritasverband für den Neckar-Odenwaldkreis zu seinem 85. Geburtstag herausgebracht hat, lautet prägnant und treffend: „Joseph Krämer: Seelsorger, Bauherr, Sozialpolitiker.“ Mit diesen drei Worten ist das Wirken des Priesters Joseph Krämer umrissen. In welchen Bereichen er auch tätig war, er wollte immer zuerst Seelsorger sein; seine ganze Tätigkeit als Bauherr wie als Sozialpolitiker stand unter diesem Zeichen. Er wußte sich als Mann des Volkes den Nöten der Menschen verpflichtet, hat aber auch Strukturen geschaffen, daß kirchliches Leben in Mosbach sich in den Umwälzungen der Nachkriegszeit voll entfalten konnte. Dem diente der Bau von drei neuen Kirchen bzw. Gemeindezentren in St. Joseph, auf dem Bergfeld und in der Waldstadt, die von ihm seelsorgerlich und baulich vorbereitet und durchgeführt wurden, ebenso die Errichtung von drei neuen Kindergärten. Maßgeblich war Joseph Krämer auch beteiligt an der Errichtung des Missionskonviktes St. Bernhard der Steyler Missionare.

Wissend, daß die Sorge um den Menschen nicht am Kirchenportal und an den Grenzen der Pfarrei und des Dekanates aufhört, übernahm Joseph Krämer auch Verantwortung im politischen Bereich und gehörte – mit Erlaubnis des Erzbischofs – der Verfassungsvergebenden Landesversammlung und dem Landtag von Baden-Württemberg von 1952–1960 an; in dieser Stellung hat er sich für die kirchlichen, kulturellen und sozialen Belange tatkräftig eingesetzt und verdient gemacht.

Als er 1967 wegen seiner angeschlagenen Gesundheit in Pension ging, übernahm er neue Aufgaben und ging auch neue Wege, indem er das 1. Dekanatsaltenwerk der Erzdiözese gründete, das er bis 1980 leitete. Als Erzbischof Wendelin Rauch 1952 anlässlich einer Firmreise die ersten 48 Doppelhäuser der „Neuen Heimat“ besichtigte, hat er spontan Joseph Krämer zum Geistlichen Rat a. h. ernannt; als er 1962 nicht mehr für das Amt des Dekans kandidierte, gab ihm Erzbischof Hermann Schäufele den damals gebräuchlichen Titel eines „Ehrendekans“.

Beim Ausscheiden aus dem Landtag verlieh ihm Bundespräsident Heinrich Lübke das Große Verdienstkreuz vom Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland. Anlässlich des 40jährigen Priestertums und dem gleichzeitigen Eintritt in den Ruhestand hat die Heimatzeitung sein großes Werk gewürdigt, „Im Dienst für Gott und die Menschen“ und zusammenfassend geschrieben: „Wohl kaum eine Persönlichkeit hatte in den vergangenen Jahren entscheidenderen Anteil an der kirchlichen, baulichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Mosbach und auch des Landkreises als Ehrendekan Joseph Krämer.“ So

hat dann auch der Gemeinderat der Stadt Mosbach anlässlich des 25jährigen Bestehens der Baugenossenschaft „Neue Heimat“ im Jahre 1972 seine Verdienste gewürdigt durch die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Mosbach. In den letzten Lebensjahren war er mehr und mehr an sein Haus gebunden und starb, für alle überraschend, am Allerseelentag in Waghäusel. Erzbischof Oskar Saier, der 1957–1962 als Vikar das Arbeiten Joseph Krämers aus nächster Nähe erleben konnte und darin mit einbezogen war, hielt selber die Trauerfeier und sagte abschließend in seiner Predigt: „Sein Vorbild sollte uns alle ermutigen, für die Menschen heute aus der Liebe Christi erfinderisch und zielstrebig zu werden.“ H. H.

Lang Walter

Geb. 21. 7. 1911 in Mannheim, ord. 31. 3. 1935, Vikar in Kandern 25. 4. 1935, in Weil am Rhein 1. 9. 1937, in Seelbach 6. 12. 1937, in Heidelberg (Pfarrei Heilig Geist) 21. 1. 1942, Pfrvw. in Neckargemünd 10. 11. 1947, Pfarrer in Neckargemünd 18. 7. 1948, Ruhestand in Neckargemünd 1. 9. 1982, gest. in Neckargemünd 18. 10. 1991, beerd. 22. 10. 1991.

Walter Lang wurde am 21. 7. 1911 als Sohn des Justizoberinspektors Gustav Lang und dessen Ehefrau Anna geb. Blau in Mannheim geboren. Der Vater von Walter Lang stammte aus Walldürn, die Mutter aus Lauda. Walter Lang gehörte zusammen mit seinem jüngeren Bruder, der später in die Kongregation der Steyler Missionare (Gesellschaft des Göttlichen Wortes) eintrat, dem Bund „Neudeutschland“ an. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1930 am Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim studierte er Theologie in Freiburg i. Br. und wurde am 31. 3. 1935 zum Priester geweiht. Seine erste Vikarstelle war Kandern, als ausgedehnte Diasporapfarrei gekennzeichnet, zu der die Seelsorge der beiden großen Lungenheilstätten Friedrichsheim und Luisenheim gehörte. Der Dekan des Kapitels bescheinigte Vikar Lang, er habe mit großem Eifer die dortigen Schwierigkeiten „klug und mutig angefaßt und gemeistert“. Während seiner Tätigkeit in Heidelberg an der Jesuitenkirche gehörte zu seinen Aufgaben auch die Leitung des Kolpinghauses. Die Erhaltung des Hauses und der Wiederaufbau der Kolpingsfamilie war sein besonderer Verdienst. In den Jahren 1947 bis 1982 baute er als Stadtpfarrer von Neckargemünd die Gemeinde innerlich und äußerlich auf durch die Gründung einer Kolpingsfamilie, durch die Errichtung der Sozialstation, durch die Errichtung der Pfarrkuratie St. Franziskus in Zusammenhang mit dem Zentrum für Behinderte, durch die Innenrenovation der Pfarrkirche, durch den Bau einer Filiationkirche, durch den Bau des Pfarrhauses, durch die Errichtung eines Vereinshauses für die außerkirchliche Bildungs- und Gruppenarbeit sowie die Errichtung eines Kindergartens. Durch seine Tätigkeit als Kammerer des Dekanates Heidelberg, als Dekanats-Männerseelsorger und als Vorsitzender des Kreis-Caritasverbandes erstreckte sich sein Wirken über die Grenzen der Pfarrei hinaus. Im Jahre 1971 wurde Pfarrer Walter Lang in Anerkennung seines über zwanzigjährigen tatkräftigen und umsichtigen seelsorgerlichen Wirkens vom Herrn Erzbischof zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1982 übernahm er die Seelsorge im Altenheim St. Michael in Heidelberg. Er starb am 19. 10. 1991 und wurde am 22. 10. 1991 auf dem Friedhof in Neckargemünd beigesetzt. M. Z.

Lanig Andreas

Geb. 4. 3. 1911 in Oberbalbach, ord. 22. 3. 1936, Vikar in Neudenau 22. 4. 1936, in Mannheim-Friedrichsfeld 29. 1. 1937, in Weinheim 15. 9. 1937, in Säckingen 22. 12. 1938, in Mannheim (Pfarrei Hl. Geist) 3. 11. 1942, Pfrvw. in Neibsheim 1. 12. 1949, Pfarrer in Neibsheim 26. 3. 1951, Ruhestand in Oberbalbach 1. 1. 1984, gest. am 20. 5. 1991, beerd. in Oberbalbach am 22. 5. 1991.

Andreas Lanig wurde als Sohn des Landwirts Andreas Lanig und dessen Ehefrau Antonia geb. Wülk am 4. 3. 1911 in Oberbalbach geboren. Die Familie hatte 10 Kinder. Nach fünfjährigem Besuch der Volksschule seiner Heimatgemeinde trat er in das Missionsseminar St. Ludwig in Wipfeld b. Schweinfurt ein und wechselte 1928 an das Gymnasium in Tauberbischofsheim. Nach der Reifeprüfung 1931 studierte er Theologie an der Universität Freiburg und wurde am 22. 3. 1936 zum Priester geweiht. Als Vikar war er tätig in Neudenau, Mannheim-Friedrichsfeld, Weinheim, Säckingen und von 1942 bis 1949 in Mannheim in der Pfarrei Heilig Geist und gleichzeitig als Krankenhaus-Seelsorger im Theresien-

krankenhaus. Diese Jahre am Ende des Krieges und die darauffolgende Zeit kennzeichnete Andreas Lanig in einem Brief vom 21. 3. 1986 an den Herrn Erzbischof als „schlimme Kriegs- und Nachkriegszeit“. Für seine Tätigkeit als Pfarrer in Neibsheim und in der Filiale Gondelsheim mit den vielen Heimatvertriebenen in den beiden Gemeinden brachte er mit seinen 12jährigen Erfahrungen in den verschiedenen Pfarreien die besten Voraussetzungen mit. In Oberwittstadt wirkte er bis zum Jahre 1984. In seiner Heimatgemeinde half er nach Kräften in der Seelsorge mit. Er starb am 20. Mai 1991 in Bad Mergentheim und wurde am 22. 5. 1991 in Oberbalbach beigesetzt. M. Z.

Marder Hermann

Geb. 5. 10. 1907 in Unteralpfen, ord. 15. 4. 1934, Vikar in Fautenbach, 16. 5. 1934, in Gaggenau 25. 10. 1934, Oberwolfach 6. 12. 1937, in Hochsal 19. 7. 1939, in Achern 6. 12. 1939, in Kirrlach 29. 7. 1941, in Ettligen (St. Martin) 15. 10. 1941, Pfarrkurat in Mannheim-Pfingstberg 1. 2. 1944, Pfarrer in Mannheim-Pfingstberg 1. 12. 1955, Pfarrer in Wehr 17. 11. 1957, Pfarrer in Klettgau-Bühl 15. 11. 1979, Ruhestand 1. 7. 1990, gest. in Klettgau-Bühl 29. 1. 1991, beerd. in Unteralpfen 1. 2. 1991.

Hermann Marder, geboren am 5. 10. 1907 in Unteralpfen als Sohn des Landwirts Xaver Marder und dessen Ehefrau Luise geb. Baier, war der älteste seiner sieben Geschwister. Obwohl er schon im 5. Schuljahr eine Neigung zum Studium und wohl auch zum Priestertum empfand, konnte lange sein Wunsch nicht erfüllt werden, da sein Vater im Krieg war. Nach der Schulentlassung arbeitete er in der väterlichen Landwirtschaft und in einer Mühle, „um in der schlimmen Inflationszeit etwas zu verdienen“. Sein Heimatpfarrer bereitete den Sechzehnjährigen im Jahre 1923 für den Eintritt in die Obertertia des Gymnasiums in Konstanz und in das Konradiahaus vor. „Anfangs ging es ziemlich schwer“, so Hermann Marder nach der Reifeprüfung im Jahre 1929. Nach dem philosophisch-theologischen Studium in Freiburg und dem Seminar in St. Peter wurde er am 15. 4. 1934 zum Priester geweiht. Als Vikar in Fautenbach, Gaggenau, Oberwolfach, Hochsal, Achern, Ettligen war er als eifriger und gewissenhafter Seelsorger geschätzt. Im letzten Kriegsjahr und in den nicht weniger schwierigen Jahren nach dem 2. Weltkrieg war er in dem damals jüngsten Seelsorgebezirk von Mannheim ein vorbildlicher und überaus eifriger Seelsorger. Als Pfarrer in Wehr war er viele Jahre Dekanatsjugendseelsorger der Frauenjugend und Kammerer des Kapitels Säckingen. In Anerkennung seines hingebungsvollen Dienstes ernannte ihn Erzbischof Hermann Schöpfle im Jahre 1972 zum Erzbischöflichen Geistlichen Rat ad honorem. Im Alter von 72 Jahren wechselte Pfarrer Hermann Marder im Jahre 1979 auf die Pfarrei Klettgau-Bühl und wirkte dort bis zu seiner Pensionierung am 1. 7. 1990. Er starb dort am 29. 1. 1991 und wurde am 1. 2. 1991 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Unteralpfen beigesetzt. M. Z.

Meisel Hubert

Geb. 4. 3. 1912 in Forst, ord. 27. 3. 1938, Vikar in Herbolzheim/Jagst 25. 4. 1938, in Hardheim b. Walldürn 4. 4. 1939, in Mannheim (St. Josef) 20. 6. 1940, Kriegsdienst und französische Gefangenschaft 5. 12. 1940 bis 10. 11. 1948, Vikar in Wiesental 11. 12. 1948, in Barga 21. 4. 1951, Pfrvw. in Pfohren 25. 7. 1951, Pfrvw. in Gaggenau-Ottenau 16. 7. 1952, Pfarrer in Gaggenau-Ottenau 28. 9. 1958, Pfarrer in Stettfeld 21. 5. 1971, Ruhestand in Forst 1. 6. 1980, gest. in Bruchsal 25. 8. 1991, beerd. in Forst 29. 8. 1991.

Hubert Meisel wurde am 4. 3. 1912 als Sohn des Landwirts Josef Meisel und dessen Ehefrau Maria geb. Luft in Forst geboren. Ostern 1925 trat er nach Vorbereitung durch Pfarrer Schmitt in die Quinta des Gymnasiums Bruchsal ein. Nach der Ablegung der Reifeprüfung 1933 studierte er an der Universität Freiburg Theologie. Am 27. 3. 1938 wurde er zum Priester geweiht. Seine Vikarsstellen waren Herbolzheim/Jagst, Hardheim b. Buchen und Mannheim (Pfarrei St. Josef). Am 5. 12. 1940 wurde er in die Sanitäts-Ersatzabteilung 5 in Bad Kreuznach eingezogen. Am Ende des Krieges kam er als Sanitätsfeldwebel in Norwegen in englische Gefangenschaft und wurde im September 1945 in französische Gefangenschaft übergeben. In der Nähe von Chartres kam er in Verbindung zu dem Lager für gefangen katholische Theologiestudenten. Ende 1945 wurde Hubert Meisel im nordfranzösi-

schen Kohlenrevier von Valenciennes als Lagerpfarrer in mehreren Bergwerkslagern eingesetzt. Am 10. 11. 1948 wurde er aus französischer Gefangenschaft entlassen. Seine Vikarstätigkeit in Wiesental wurde immer wieder durch Krankheit unterbrochen. Vom 25. 7. 1952 bis 16. 7. 1952 war er Pfarrverweser in Pföhren, in der folgenden Zeit bis 28. 9. 1958 Pfarrverweser in Gaggenau-Ottenau. In den folgenden 13 Jahren übernahm er als Pfarrer von Gaggenau-Ottenau tatkräftig die ihm gestellten Aufgaben, zu denen die Renovierung der Pfarrkirche, der Bau eines Kindergartens mit Schwesternhaus gehörten. Die Stadt Gaggenau ehrte ihn mit der Verleihung der goldenen Verdienst-Medaille. Gesundheitliche Gründe veranlaßten im Jahre 1971 seinen Wechsel nach Stettfeld. Seiner Initiative verdankte die Gemeinde den Umbau eines Ökonomiegebäudes zu einem Gemeindehaus und Jugendheim. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er von der Gemeinde Ubstadt-Weiher zum Ehrenbürger ernannt. Zu seinem Goldenen Priesterjubiläum wurde er mit dem Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Er starb am 25. 8. 1991 im Krankenhaus Bruchsal und wurde am 29. 8. 1991 auf dem Friedhof in Forst beigesetzt. M. Z.

Nowack Kurt

Geb. 5. 1. 1908 in Deschowitz/Oberschlesien; ord. 28. 1. 1934 in Breslau. Kaplan in Striegau und Oels; Pfarrer in Groß-Wartenberg von 1942 bis 1946. Seelsorger in Bargtheide, Bistum Osnabrück (Flüchtlingsgemeinde) 1947–1954; Pfarrer in Geesthacht bei Hamburg von 1954–1971. Pensionierung: 1971. Vicarius cop. in Deggenhausertal-Urnau 29. 9. 1971. Gest. 7. 10. 1991, beerd. in Urnau 11. 10. 1991.

1908 in Deschowitz/Oberschlesien geboren und 1934 im Dom zu Breslau zum Priester geweiht, teilte Pfarrer Kurt Nowack nach glücklichen und arbeitsreichen Jahren als Vikar in Striegau und Oels und Pfarrer von Groß-Wartenberg das Schicksal der Oberschlesier: Nach Internierung folgte die Vertreibung aus der geliebten Heimat. Er kam in die Diözese Osnabrück und wirkte zunächst als Seelsorger von 1947–1954 in Bargtheide, einer reinen Flüchtlingsgemeinde. Anschließend, von 1954–1971, wurde er Pfarrer in Geesthacht bei Hamburg, einer wachsenden und selbständig gewordenen Gemeinde. Gesundheitlich schwer angegriffen wurde er 1971 in den Ruhestand versetzt und zog nach Urnau ins Deggenhausener Tal, eine Gemeinde, die seit einiger Zeit ohne eigenen Pfarrer war. Hier übernahm er die Seelsorge und die Verwaltung der Pfarrei, so daß er 1986 offiziell zum Pfarradministrator der Dreikönigspfarrei von Urnau bestellt worden ist. Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit versah Pfarrer Nowack mit großem Engagement und Hingabe den priesterlichen Dienst, erteilte bis zur Schulreform noch Religionsunterricht. In einem Brief zu seinem 20jährigen Ortsjubiläum würdigte Erzbischof Oskar Saier nicht nur sein Mühen um die Renovation der Pfarrkirche, sondern auch die „Einrichtung des Altenwerks, die Pflege eines Singkreises, die Betreuung einer Kindergruppe – dies und vieles andere hat die Pfarrei Urnau Ihnen und Frau Krüger (die den Haushalt führte) zu verdanken“. Für die vielfältige Tätigkeit in den Diözesen Breslau, Osnabrück und Freiburg verlieh ihm der Apost. Visitator der Erzdiözese Breslau 1986 den Titel eines „Geistlichen Rates a. h.“; zur Vollendung des 80. Lebensjahres wurde er Ehrenbürger der Gemeinde Urnau.

Für Pfarrer Nowack war sein Beruf nicht ein Anhängsel an sein Leben; er füllte sein Leben aus, weil er aus der Nähe zu Gott und der Verbundenheit mit Jesus Christus Zeuge seiner Frohbotschaft sein wollte. H. H.

Reiser Rudolf

Geb. 16. 4. 1915 in Gammertingen, ord. 5. 8. 1945, Vikar in Klosterwald 5. 9. 1945, Hechingen 1. 5. 1946, Konstanz (St. Stephan) 18. 6. 1952, Pfarrv. in Waldkirch b. Waldshut 6. 10. 1954, Pfarrv. in Bonndorf bei Überlingen 11. 4. 1956, Pfarrer in Kollnau 21. 9. 1958, Pfarrer in Ebnat 10. 9. 1970. Ruhestand: Boll b. Hechingen 1. 10. 1974, Illmensee 10. 3. 1976, Beuron-Hausen i. T. 30. 3. 1983, Gammertingen 26. 8. 1985, gest. 19. 11. 1991, beerd. in Gammertingen 25. 11. 1991.

Rudolf Reiser wurde am 16. 4. 1915 in Gammertingen geboren. Sein Vater Hermann Reiser fiel im 1. Weltkrieg. Sein einziger Bruder, der in die Kongregation der Weißen Väter ein-

getreten war, fiel im 2. Weltkrieg. Rudolf Reiser absolvierte seine humanistischen Studien auf dem Gymnasium der Weißen Väter in Haigerloch und auf dem Gymnasium in Sigmaringen, wo er Schüler des St. Fidelis-Konviktes war. Er gehörte dem Bund Neudeutschland an. Nach der Reifeprüfung 1936 studierte er nach der Ableistung des Arbeitsdienstes Theologie in Freiburg. Noch vor dem Abschluß seines Studiums wurde er am 11. 1. 1940 zum Fla. Bath. 603 in Prag eingezogen, das später im Frankreichfeldzug eingesetzt war. Während des Vormarsches in Rußland wurde Rudolf Reiser bei Wiasma am 21. 9. 1941 „aus der kämpfenden Truppe zurückgezogen“ (so die Feststellung in dem Wehrpaß). Bei dem zuerst in Karlsruhe, dann in Neckarsulm und schließlich in Ulm liegenden Ersatztruppendeileil wurde er am 1. 1. 1942 zum Unteroffizier, am 1. 12. 1942 zum Feldwebel und Offiziersanwärter und am 15. 12. 1943 zum Leutnant befördert. Am 10. 5. 1944 wurde er zur Pz.-Jäger-Abteilung 205 versetzt, die bei Newel und Dünaburg eingesetzt war. Am 30. 8. 1944 wurde er zum Ersatz-Truppendeileil nach Ulm versetzt und von dort am 4. 11. 1944 entlassen. Die Entlassung hing zusammen mit dem schon früher bestehenden Befehl, daß Studenten der kath. Theologie nicht Offiziere werden konnten. Ende 1944 wurde ein großer Teil der in früheren Jahren Beförderten aus der Wehrmacht entlassen. Damit war der militärische Weg des Theologiestudenten Rudolf Reiser beendet, dem 1940 das E. K. II, 1944 das Allgemeine Sturmabzeichen, das Verwundetenabzeichen in Silber und das E. K. I verliehen wurde. Der Weg bis zur Priesterweihe kennzeichnet die Verhältnisse am Ende des 2. Weltkrieges im Priesterseminar. Nachdem er während des Urlaubs 1941 den Concursus pro Seminario abgelegt hatte, wurde er nach seiner Entlassung nach nur wenigen Wochen in der im Ordinaratsgebäude eingerichteten Kapelle am 17. 2. 1945 zum Subdiakon, am 18. 2. 1945 zum Diakon und am 5. 8. 1945 von Herrn Erzbischof Dr. Conrad Gröber zum Priester geweiht. „Er war der zweite und letzte des Weizekurses 1945“, wie der Regens Dr. Baumeister im Abschlußzeugnis nicht ohne Schmerz vermerkte. Rudolf Reiser war Vikar in Klosterwald, in Hechingen, in Konstanz (St. Stephan) und Pfarrverweser in Waldkirch b. Waldshut und in Bonndorf b. Überlingen. Von 1958 bis 1970 war er Pfarrer in Kollnau. Er arbeitete mit bei der Herausgabe des neuen „Magnifikat“ und erprobte manche Entwürfe in der Gemeinde. Vom 10. 9. 1970 an war er Pfarrer in Freiburg-Ebnet. In seiner vierjährigen dortigen Tätigkeit bemühte er sich um die Erneuerung im liturgischen Bereich und besonders in der Jugendseelsorge. Die von ihm veranstalteten jährlichen Ferienlager blieben unvergessen. Der Ausbau des Jugendheimes, der Kinderschule und die Renovierungsarbeiten der Kirche gehörten zu seinen Aufgaben. Seine geschwächte Gesundheit forderte seine Pensionierung am 1. 10. 1974. Er wohnte zunächst in Hechingen-Boll, von 1976 an in Illmensee, um den priesterlichen Dienst in den nichtbesetzten Pfarreien wahrzunehmen. Vom 30. 3. 1983 bis 26. 8. 1985 übernahm er die Verwaltung der Pfarrei Beuron-Hausen i. Tal. In den letzten Lebensjahren wohnte er in seiner Heimat Gammertingen und arbeitete in der Seelsorge mit, soweit seine Gesundheit dies zuließ.

Er starb am 19. 11. 1991 in Gammertingen und wurde dort am 25. 11. 1991 beigesetzt.

M. Z.

Rößler Walter

Geb. 8. 5. 1908 in Karlsruhe, ord. 15. 4. 1934, Vikar in Bühl b. Offenburg 16. 5. 1934, in Offenburg 16. 5. 1934, in Appenweier 8. 3. 1935, in Bühl (Stadt) 3. 12. 1936, Kriegsdienst und französische Gefangenschaft 14. 1. 1942 bis 19. 9. 1948, Klosterpfarrer in Baden-Baden (Hl. Grab) 17. 11. 1949, Ruhestand in Baden-Baden 1. 1. 1978, gest. in Baden-Baden 6. 4. 1991, beerd. 12. 4. 1991.

Walter Rößler wurde am 8. 5. 1908 in Karlsruhe als Sohn des Hauptlehrers Franz Rößler und dessen Ehefrau Anna Maria Elisabeth geb. Metzmaier geboren. Nach dem Besuch des Realgymnasiums I (Humboldtschule) in Karlsruhe legte er 1928 die Reifeprüfung ab. Er war von früher Jugend an Angehöriger des Bundes „Neudeutschland“. Während der Vorbereitung auf die griechische Ergänzungsprüfung erkrankte er schwer an Gelenkrheuma, eine Krankheit, die auch später immer wieder auftrat und zeitweilig Herzbeschwerden zur Folge hatte. Im April 1929 begann er mit dem Theologischen Studium in Freiburg. Am 15. 4. 1934 wurde er in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht. Nach seiner Tätigkeit als Vikar in Bühl b. Offenburg und Appenweier wurde er am 3. 12. 1936 nach Bühl (Stadt) angewiesen. Eine Patroziniumspredigt in Söllingen wurde zum Anlaß genommen,

ihn am 21. 10. 1941 zu verhaften und in das Bezirksgefängnis in Bühl einzuliefern. Der Entlassung am 11. November 1941 folgte am 15. 11. 1941 die „Entziehung der Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts an den Schulen des Landes“ durch den Minister für Kultur und Unterricht. Am 14. 1. 1942 wurde er zum Sanitätsdienst der Marine einberufen. Er diente in einer Marine-Einheit in Mimizan-Plage (Landes). In französischer Gefangenschaft wirkte er als Gefangenen-Seelsorger in einem Gefangenenlager in Autun und im Camp Chalons-sur-Saône. Zahlreiche Bitten ehemaliger Kriegsgefangener nach dem Kriege um seine Anschrift sind Zeichen seiner wertvollen seelsorgerlichen Dienste. Nach der Rückkehr aus französischer Gefangenschaft mit schweren gesundheitlichen Schäden am 19. 9. 1948 mußte er fast ein Jahr ärztliche Behandlung in Anspruch nehmen. Mehrere Monate war er im Bezirksspital Heiligenberg eingewiesen. Vom 12. 11. 1949 an wirkte er als Klosterpfarrer im Kloster der Frauen vom Heiligen Grab in Baden-Baden, wo er die spirituelle Leitung und Beratung der Ordensfrauen wahrnahm sowie Religionsunterricht am Mädchengymnasium der Klosterschule erteilte. Mit seinem theologischen Wissen und tiefer Frömmigkeit verband er ein starkes, schon in seiner Jugend gezeigtes Interesse an naturwissenschaftlichen Fragen und Erkenntnissen. Erzbischof Dr. Schäufele würdigte seine Tätigkeit an der Schule und im Kloster durch die Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem am 8. 9. 1975. Aus gesundheitlichen Gründen beendete Klosterpfarrer Rößler mit Ablauf des Schuljahres 1976/77 seine Tätigkeit als Religionslehrer an der Klosterschule, während er die Aufgaben des Seelsorgers im Kloster noch bis Ende 1977 wahrnahm. Er starb am 6. 4. 1991 und wurde am 12. 4. 1991 auf dem Hauptfriedhof in Baden-Baden beigesetzt.

M. Z.

Ronecker Ludwig

Geb. 2. 8. 1905 in Ibach b. Oppenau; ord. 6. 3. 1932; Vikar in Kirchdorf 7. 4. 1932, Zell i. W. 15. 8. 1932, Ettenheim 27. 4. 1938, Kirchzarten 27. 6. 1938, Erlach 12. 10. 1938, Hundheim 1. 3. 1939, Großrinderfeld 10. 8. 1939, Urloffen 17. 4. 1940, Pfarrvikar in Zuzenhausen 23. 7. 1941; Pfrvw. in Schwaningen 18. 2. 1942, Weier bei Offenburg 9. 5. 1943; einstweiliger Ruhestand 1. 8. 1947; Pfrvw. in Hindelwangen 16. 12. 1947; Ordinariatssekretär in Freiburg 1. 7. 1948; Bibliothekar am Collegium Borromäum 1. 1. 1959; Pensionierung 31. 12. 1985. Gest. in Freiburg 18. 8. 1991; beerd. 22. 8. 1991 in Oppenau.

Pfarrer Ludwig Ronecker wurde am 2. 8. 1905 als Sohn des Landwirts Michael Ronecker und seiner Frau Katharina geb. Birk in Ibach bei Oppenau geboren. Zusammen mit neun Geschwistern wuchs er in einer tief religiös geprägten, arbeitssamen Familie auf. Nach Besuch der Volksschule wechselte er, vorbereitet im Privatunterricht durch den Pfarrer, auf das Gymnasium in Rastatt, weil er schon sehr früh den Wunsch zum Priestertum verspürte. Nach bestandenem Abitur studierte er Philosophie und Theologie an der Universität Freiburg; nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er dort am 6. 3. 1932 zum Priester geweiht. Als Neupriester kam er für kurze Zeit nach Kirchdorf, um dann als Vikar sechs Jahre in Zell i. W. segensreich zu wirken. Nach mehreren Vikarsstellen kam Ludwig Ronecker nach Zuzenhausen, wo er wegen Zulassung polnischer Arbeitskräfte zu Gemeindegottesdiensten am 28. 9. 1941 ins Gefängnis kam; nach drei Monaten entlassen, erhielt er seine erste Pfarrstelle in Schwaningen und wechselte nach einem Jahr nach Weier bei Offenburg und 1947 nach Hindelwangen. Infolge einer Gemütskrankheit verzichtete er auf die Gemeindegottesdienste und kam am 1. 7. 1948 als Sekretär an das Erzb. Ordinariat, wo er zugleich mit den Aufgaben eines Notars des kirchlichen Gerichts beauftragt wurde. Nach über zehn Jahren, in denen er mit Genauigkeit und Akribie seine Aufgaben wahrnahm, wurde er unter Berufung in das Beamtenverhältnis zum Bibliothekar am Collegium Borromäum ernannt. Ihm war nicht nur die Bibliothek des C. B. anvertraut, sondern auch die anderen Bibliotheken im Haus wie z. B. die Domkapitelsbibliothek. Die Erstellung der erforderlichen Kataloge verlangt sehr viel Umsicht und Gewissenhaftigkeit, was Erzbischof Oskar Saier ihm anlässlich seiner Zuruhesetzung bescheinigte und anerkennend feststellte: „Der Schlagwortkatalog ist Ihr Werk.“ Auch nach der Pensionierung setzte er die Arbeit in der Bibliothek fort, soweit es seine Kräfte zuließen.

In tiefer Frömmigkeit und Ergebenheit ertrug Pfarrer Ronecker die Beschwerden des Alters, bis er vom Herrn der Ernte in sein Reich abberufen wurde.

H. H.

Schmitt Otto Michael Nikolaus, Dompfarrer

Geb. 19. 10. 1908 in Mannheim Pfarrei ULF, ord. 6. 3. 1932 in der Seminarkirche St. Peter durch Weihbischof Wilhelm Burger mit 41 Kurskollegen. 6. 4. 1932 Vikar in Singen, St. Peter und Paul, 14. 6. 1934 in Freiburg, St. Johann. 1. 4. 1936 Religionslehrer an der Gewerbeschule in Freiburg und Dekanatsjugendseelsorger. 20. 4. 1939 Vikar in Mannheim, Obere Pfarrei. 14. 2. 1941 Pfrvw. in Mannheim-Käfertal, St. Laurentius, 6. 4. 1942 investiert. 17. 10. 1948 Pfr. in Mannheim, Heilig Geist. 11. 2. 1949 Stadtdekan. 1952 Geistlicher Rat ad honorem. 6. 5. 1956 Dompfarrer in Freiburg. 9. 5. 1956 Stadtdekan (bis 1969). 7. 4. 1962 Ehrendomherr. 15. 4. 1970 Ruhestand, zugleich Spiritual der Schwesternschaft St. Elisabeth. 1. 7. 1988 endgültiger Ruhestand im Mutterhaus St. Elisabeth in Freiburg. Gest. 17. 9. 1991 in Freiburg, beerd. 23. 9. 1991 ebda. auf dem Hauptfriedhof.

Dompfarrer Otto Michael Schmitt war das einzige Kind des Nikolaus Schmitt und der Margareta geb. Kraus. Der Vater war Werkmeister bei der Firma Daimler-Benz. Nach der Volksschule besuchte Otto Michael 1918–1927 das Karl-Friedrich-Gymnasium in seiner Heimatstadt. Die phil.-theol. Studien absolvierte er in Freiburg und St. Peter, wo er mit 44 Kurskollegen zum Priester geweiht wurde. Nach dem Skrutinalbericht war er von vornehmen und angenehmen Charakter sowie reifem und bedächtigem Urteil. Er war einer der Besten des Kurses.

Dompfarrer Sch. war feinnervig. Er konnte kein Brevier beten, wenn in der Kirche Orgel gespielt oder gesungen wurde. Er neigte zu Ängstlichkeit und Skrupulosität. Obwohl er in seiner Jugend zur Schwindsucht disponiert war, erreichte er trotz gewaltigem Arbeitspensum das hohe Alter von nahezu 83 Jahren.

Er war ein guter Sänger und begnadeter Prediger, dessen Kanzel sich großen Zulaufs erfreute. Als Redner in Vereinsveranstaltungen wurde er ebenso gerne eingeladen. Der gern gehörte Prediger hatte auch jeden Morgen im Münster einen vielbesuchten Beichtstuhl.

Noch im Ruhestand hörte er jeden Samstagnachmittag nahezu vier Stunden Beicht, ferner vor Herz-Jesu-Freitagen und vor Feiertagen. Viele Jahre war er Confessarius im Priesterseminar St. Peter, im Collegium Borromaeum und im Studienheim St. Georg.

Sein erster Prinzipal in Singen berichtet über seinen Vikar: „Was er in die Hand nimmt, hat Hand und Fuß.“ Diese praktische Veranlagung, die er von seinem Vater, dem Werkmeister, geerbt haben wird, konnte er in seinem Berufsleben gut gebrauchen. Als Stadtdekan und Vorsitzender des Kath. Gesamtstiftungsrats Mannheim war er neben der Seelsorge viel beschäftigt mit dem Wiederaufbau und der Restaurierung von 15 zerbombten Kirchen und Pfarrhäusern. Hinzu kamen drei Kirchenneubauten.

Diese Leistung fand Anerkennung vom Staat durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes I. Klasse im Jahre 1951. Der Erzbischof verlieh ihm 1952 den Titel Geistlicher Rat.

1955 wurde seine Bewerbung um die Pfarrei St. Urban in Freiburg nicht berücksichtigt. Am 30. 1. 1956 wurde er von Papst Pius XII. zum Nachfolger von Dompfarrer Dr. Rudolf Geis ernannt. Die Ernennung durch den Papst war notwendig, weil Dompfarrer Dr. Geis als Päpstlicher Geheimkämmerer Angehöriger der päpstlichen Familie war. Der Ernennung durch den Papst ging eine Wahl im Erzb. Domkapitel in Freiburg voraus.

Wie schon in Mannheim war Sch. auch in Freiburg als Stadtdekan und Vorsitzender der Gesamtkirchengemeinde viel mit dem Neubau mehrerer Kirchen, Pfarrhäuser und Kindergärten beschäftigt. Er veranlaßte die Renovation von St. Ottilien und der Kapellen auf dem Lorettoberg. Seine Hoffnung, Weihbischof zu werden, erfüllte sich nicht.

Im Ruhestand betreute er die Schwesternschaft St. Elisabeth in Freiburg als Spiritual. Abgesehen von den sonntäglichen Predigten gab er täglich bei der Eucharistiefeyer den Schwestern ein wegweisendes Wort mit in den Tag. Alle 14 Tage gab er den jungen Schwestern eine spirituelle Unterweisung und alle vier Wochen allen Schwestern einen Rekolloktiovertrag. Er suchte die kranken Frauen auf der Station und spendete nach Rücksprache mit dem Heimatpfarrer jeden Montag durchschnittlich zehn Kindern das Sakrament der Taufe. Allsonntäglich um zehn Uhr hielt er einen Gottesdienst mit Predigt in St. Ottilien. Oft wurde er von seinen Confratres als Jubiläumsprediger eingeladen. Als geistlicher Leiter begleitete er zahlreiche Wallfahrten innerhalb der Erzdiözese wie auch nach Rom, Lourdes und anderen Wallfahrtsorten, wobei es ihm gelang, diese Pilgerfahrten von der Gefahr der Touristik freizuhalten.

1974 lernte er in Rom die Fraternita della Santissima Vergine Maria kennen als eine lebendige Zelle echter geistlicher Erneuerung. Im November 1974 wurde er als Mitglied auf-

genommen und hat dort das gefunden, „was er – offen gesagt – unter den Mitbrüdern sowohl in Mannheim wie in Freiburg weithin vergeblich gesucht hatte: die wahre Mitbrüderlichkeit, von der man zwar viel redet, aber ...!“

„Auf der Kanzel ein Löwe, im Beichtstuhl ein Lamm und zu Hause ein Kind“ charakterisierte man Dompfarrer Otto Michael Schmitt zutreffend. Mit ihm schied ein Vertreter des alten Typus „Hochwürden“ aus der Welt. Hu.

Schubnell Heinrich

Geb. in Todtnauberg 17. 10. 1904; ord. 15. 3. 1931. Vikar in Bettmaringen 18. 4. 1931, in Schapbach 30. 5. 1931, in Bettmaringen 15. 7. 1931, in Odenheim 16. 5. 1934, in Walldürn 21. 6. 1934, in Mannheim-Rheinau 14. 7. 1938. Pfrvw. in Liel 19. 1. 1940, in Urach 20. 5. 1947, in Weilersbach 29. 4. 1949. Investitur als Pfarrer in Weilersbach 29. 5. 1949. Ruhestand in Weilersbach 11. 7. 1991, beerd. daselbst 15. 7. 1991.

Als Sohn des Maurers Fridolin Schubnell und seiner Frau Berta geb. Burger wurde Pfarrer Heinrich Schubnell 1904 in Todtnauberg geboren und besuchte die heimatliche Volksschule. Da die Familie nicht begütert war, nahm er während der Zeit der Fortbildungsschule Unterricht in Latein, Französisch, Mathematik und Geschichte beim Ortspfarrer Fischer. An Ostern 1921 trat er in die Untertertia des Friedrichsgymnasiums in Freiburg ein, übersprang die nächste Klasse und war ab 1922 in der Untersekunda, um dann nach vier Jahren die Reifeprüfung abzulegen. Geprägt durch ein christliches Elternhaus – sein jüngerer Bruder Robert ergriff später ebenfalls den Priesterberuf – und durch die Gemeinschaft im Erzb. Gymnasialkonvikt wandte Heinrich Schubnell sich dem Studium der Theologie zu, das er an der Universität Freiburg absolvierte; nach dem Seminarjahr wurde er am 15. März 1931 durch Erzbischof Carl Fritz in der Kirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

An seinen Vikarsstellen in Bettmaringen, Walldürn und Mannheim-Rheinau – in Schapbach und Odenheim war er jeweils einige Wochen zur Aushilfe – wird er wegen seines Fleißes und seiner Menschenfreundlichkeit gerühmt; er kümmert sich um die Jugend wie auch um die Pfarrbüchereien. Diese Art des Arbeitens setzte er auch in den Gemeinden Liel und Urach fort, wo er während des Krieges und der ersten Nachkriegsjahre als Pfarrverweser tätig war. In Weilersbach, wohin er 1949 kam und alsbald als Pfarrer investiert wurde, fand Heinrich Schubnell seine bleibende Wirkungsstätte über den Ruhestand hinaus bis zu seinem Tod. Zielstrebig ging er an die ihm gestellten Aufgaben heran, sowohl in der Seelsorge, die für ihn immer vorrangig war, wie auch in der Verwaltung und den baulichen Aufgaben. Hier sind vor allem der Neubau der Pfarrkirche zu nennen, die Anschaffung einer neuen Orgel, die Renovation des Pfarrhauses, der Filialkirche in Kappel; vor allem war ihm die Errichtung und die Förderung der Wallfahrtsstätte „Elsenu“ ein wichtiges Anliegen. Treu stand Pfarrer Schubnell zum Glauben und zur Lehre der Kirche, auch wenn er sich schwertat mit dem II. Vaticanum. Er war allen liturgischen Erneuerungen abhold (z. B. Einführung des „Gotteslobes“) und befürchtete in dem „Aggiornamento“ des Konzils mehr eine falsche Anpassung an den sog. „Zeitgeist“ als eine Erneuerung der Kirche; er hat in jenen Jahren wohl schwer an der Kirche gelitten, wie es andererseits aber auch für seine Gemeinde nicht immer leicht war, in den ausgetretenen Pfaden dem eigentlich geachteten Seelsorger zu folgen. Die Fehleinschätzung des Konzils durch Pfarrer Schubnell ist kein Werturteil über seine Persönlichkeit. Äußerer Ausdruck seiner Wertschätzung ist die Verleihung der Ehrenbürgerwürde durch die Gemeinde Weilersbach wie auch die Verleihung der Bürgermedaille durch die Gemeinde Niedereschach, zu der die Filiale Kappel politisch gehört. Seine Hilfsbereitschaft in seelischen und leiblichen Nöten wird immer hervorgehoben, so wie er sich immer der kranken und schwachen Menschen angenommen hat, gemäß dem Vorbild des Guten Hirten, dem er immer nachzueifern bestrebt war. In großer Dankbarkeit nahmen die Menschen seiner Pfarreien Abschied von Pfarrer Schubnell, der am 15. Juli 1991 in Weilersbach beigesetzt wurde. H. H.

Seemann Hubert

Geb. 4. 8. 1905 in Karlsruhe; ord. 10. 3. 1929. Vikar in Meersburg 1929, in Furtwangen 1931, in Mannheim (St. Sebastian) 1932, Religionslehrer an der Gewerbeschule in Karlsruhe 1937, Vikar in Baden-Baden (Liebfrauen) 1938, Religionslehrer am Rotteck-Gymnasium in

Freiburg 1939, (nebenamtlich Gefangenenseelsorger 1945), Ernennung zum Studienrat 1949, Ernennung zum Oberstudienrat 1956, Ernennung zum Gymnasialprofessor 1958, Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem 1966, Ruhestand 1967, schulische Leitung des Seminars für Seelsorgehilfe und Katechese 1969–1974, Ernennung zum Päpstlichen Kaplan (Monsignore), Tätigkeit als Fachleiter im Seminar für Studienreferendare und als geistlicher Beirat der KKV Lätitia Freiburg, Hausvater der Albertus-Magnus-Burse, Referent im Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg, gest. 20. 4. 1991 in Freiburg, beerd. 26. 4. 1991 in Freiburg.

Hubert Friedrich Wilhelm Seemann wurde als Sohn des Kaufmanns Hubert S. und der Frau Mina geb. Höll in der badischen Landeshauptstadt geboren.

Als Hubert Seemann am 20. April 1991 starb, da hatte er keine Verwandten, die seinen Tod in einer Todesanzeige hätten bekanntgeben können. Er war gleichsam in bezug auf eine enge „leibliche“ Verwandtschaft hin gesehen ganz vereinsamt. Und doch erschienen in den Tagen nach seinem Hinscheiden so viele Todes- und Traueranzeigen in den Zeitungen – ganz abgesehen von den vielen Nachrufen – wie kaum sonst für einen, der nicht aus der großen Wirtschaft oder der großen Politik stammte. Da war nicht nur die Anzeige jener beiden Männer, die in den zwei letzten Jahren seines Lebens täglich bei ihm waren, um ihn zu betreuen oder mit ihrem Auto in die Landschaft und Natur der Freiburger Bucht und des Schwarzwaldes, die er so liebte, noch auszuführen, also von seinem geistigen Mitbruder Jäckle und jenem Freund, der ihn immer wieder in seine Familie hineinnahm, dem Universitätsprofessor Franz Fresle. Da stand neben der Traueranzeige der Schwestern der Albertus-Burse, die er von 1938 bis 1991 als geistlicher Hausvater betreute, nicht nur die Traueranzeige zahlreicher Schüler, die bekanntgaben, daß sie einen väterlichen Freund, der ihr Leben weithin bestimmt hatte, verloren hätten, sondern dann die der Kollegen und gleichaltrigen Freunde, welche der Öffentlichkeit bekanntmachten, welchen Verlust ihr Leben durch dieses Ereignis erlitten hätte. Und bei der Beisetzung selbst auf dem Freiburger Hauptfriedhof konnten die Türen der Einsegnungshalle nicht geschlossen werden, weil so viel „Volk“ herbeigeilt war, um den Toten zu ehren und seine Trauer zu bekunden, so daß die Einsegnungshalle doppelt so groß hätte sein müssen. Vorbeigehende fragten dann erstaunt, wer war dieser Hubert Seemann, der hier zu Grabe getragen wird, daß eine solche Menge zusammenströmte, um ihn auf seinem letzten Gang zu begleiten. Ja, wer war denn dieser Hubert Seemann?

Die berufliche Laufbahn von H. S. zeigt nichts Außergewöhnliches. Am 4. August 1905 war er in Karlsruhe als Sohn des Prokuristen einer kleinen Firma geboren. Als H. S. 1925 das Abitur mit ausgezeichneten Noten bestand, da betrug das Einkommen seines Vaters monatlich RM 253,20, das sich in den nächsten Jahren dann bis zur End-Höhe von RM 360,– steigerte. Das vorher vorhandene Vermögen war durch die Inflation völlig aufgezehrt. Er hatte noch eine ältere Schwester, die bei dieser Finanzlage der Eltern frühzeitig beruflich tätig sein mußte. H. S. rang nicht um seinen Beruf, es war ihm mit seltener Eindeutigkeit klar, daß er Priester werden sollte. Er bewarb sich daher in dieser Situation um die „kostenlose“ Aufnahme in das „Erzbischöfliche Theologische Konvikt“ (später „Collegium Borromaeum“ genannt). Der Bewerbung wird stattgegeben, die erste Beurteilung dort hebt die guten Charaktereigenschaften des jungen Theologen hervor und besonders die Aussichten auf eine „recht vielfältige Brauchbarkeit“. Allerdings wird dazu bemerkt, er sei „gut begabt, aber doch nicht so gut, wie die Abiturienten-Noten vermuten ließen“.

In seiner offenen, klaren Einfachheit wird er von den Vorgesetzten wie von den Kursgenossen sehr geschätzt, aber doch zugleich in seinen Fähigkeiten unterschätzt. Die größere Tiefe und Originalität eines Kursgenossen, der später einer seiner besten Freunde wurde, Bernhard Weltes nämlich, macht auf den jungen Theologiestudenten H. S. einen tiefen Eindruck, ohne bei ihm Minderwertigkeitsgefühle hervorzurufen.

Nach der abgeschlossenen Ausbildung erhält er seine erste Vikarsstelle in Meersburg. Sein Leben lang hat er von der Meersburger Zeit und dem ihm sehr zugetanen Pfarrherrn dort gern erzählt. Er lernte auch dort die Witwe des großen Sprachphilosophen Mauthner kennen, er vertiefte sich in die geschichtliche Bedeutung so großer Gestalten wie des Arztes, Naturphilosophen und Entdeckers des elektrischen „Galvanismus“, des Romantikers Franz Anton Messner, aber auch die lange in Meersburg weilende Dichterin Annette von Droste-Hülshoff hat ihn in ihrem Leben und Werk sehr beschäftigt. Neben der vom Pfarrherrn und Dekan ausführlich bestätigten gewissenhaften Vernehmung seiner geistlichen Pflichten „frönte“ er hier seiner Leidenschaft zum Wasser-Segelsport. Dieses freie schöne

Leben erregte jedoch beim Generalvikariat Mißtrauen, und er wurde nach Freiburg zur Berichterstattung und Prüfung gerufen. Der Generalvikar, dem der Segelsport völlig fremd war, nahm besonderen Anstoß an dem „Beiboot“ der Jacht, das er anscheinend als bedenklichen überflüssigen Luxus empfand, während es doch für das Aussteigen aus dem „Segler“, der wegen des tiefen „Schwertes“ nur in gebührender Entfernung vom Land „vor Anker gehen“ konnte, ganz unentbehrlich war. Gleichzeitig wurde H. S. wegen einiger Ausdrücke, die er zu gebrauchen pflegte, „ins Gebet“ genommen, Ausdrücke, die nicht besonders salonfähig, aber im Sport und in der Jugendbewegung durchaus gebräuchlich waren. H. S. gehörte seit seiner Schulzeit dem Bund Neudeutschland an.

Daß er sich bei der vorgesetzten Behörde (Ordinariat) in Freiburg doch einige Sympathien verschert hatte, bemerkte er kurz darauf, als er sich um eine ausgeschriebene Religionslehrer-Stelle an der Heimschule Maria Laach bewarb und für eine Freistellung hierfür beim Erzbischöflichen Ordinariat den Antrag stellte. Diese angesehene katholische Heimschule hatte bei seiner Vorstellung dort einen vorzüglichen Eindruck von seiner Geignetheit für diese Aufgabe erhalten und bat mit Unterstützung des Trierer Ordinariats um seine Freigabe. Es ist auch kein Zweifel möglich, daß diese Stelle seiner Begabung und Neigung außerordentlich entsprochen hätte. Das Freiburger Ordinariat schrieb in seiner Antwort nun nicht, daß es z. B. wegen Priestermangel auf eine Kraft wie H. S. nicht verzichten könne oder wolle, sondern erklärte nur lakonisch: „Wir halten den Vikar H. S. in Meersburg für die Stelle eines Religionslehrers an der Heimschule nicht geeignet und sind daher nicht in der Lage, ihn zur Übernahme derselben zu beurlauben.“ Die Heimschule teilte ihm dies mit. Dies war ein schwerer Schlag, den er aber in tapferer Ruhe hinnahm. Im Frühjahr 1931 wurde er dann vom geliebten Meersburg in das hochgelegene Furtwangen als Vikar versetzt. Dort erhielt er im „Jahresbericht“ eine recht gute Beurteilung, in welcher allerdings die Bemerkung auffällt, „ohne jede außerordentliche Begabung“.

Schon im Frühjahr 1932 erfolgte die Versetzung des Kaplans an die Pfarrei St. Sebastian in Mannheim. Sowohl sein Pfarrer als auch die eindrucksvolle Persönlichkeit des mächtigen Stadt-Dekans Bauer, der fast wie ein Regionalbischof dort „herrschte“, erkannten ganz schnell nun die doch „außerordentliche Begabung“ dieses Priesters. Schon im 1. Jahresbericht des Dekans wird „die eindrucksvolle Predigt, die zielbewußte Schularbeit, das außerordentliche Verständnis für kranke Menschen, das große Geschick in den Arbeitervereinen und der außerordentliche Erfolg gerade in der Werk-Jugend“ hervorgehoben. Auch die späteren Berichte nach Freiburg geben im ähnlichen Sinne der obersten Behörde Auskunft, wobei immer wieder die Großzügigkeit und Freizügigkeit seines Verhaltens gegenüber jedermann sowie seine allgemeine Beliebtheit Erwähnung finden. Allerdings gibt es auch immer wieder Einschränkungen, die sehr richtig auf die Ungewöhnlichkeit seines privaten Lebensstils hinweisen: z. B. auf den großen Gegensatz von häufiger legerer Vertraulichkeit zu schroff ablehnender Kühle: denn wenn H. S. von einem Menschen enttäuscht war, ließ er es diesen unverhohlen und rücksichtslos merken. Dies blieb sein ganzes Leben hindurch so; alles andere wäre ihm als Heuchelei erschienen. Auch sein wissenschaftliches Interesse wird hier richtig entdeckt. Es bezog sich allerdings weder auf Philosophie noch auf Dogmatik, sondern ganz und gar auf Geschichte, ihre Hermeneutik und auf die Exegese der großen biblischen Texte. H. S. hat sein Leben lang nie „Themen-Predigten“ gehalten. Dazu bestimmte ihn nicht nur sein geringes politisches Interesse, sondern er sah grundsätzlich Aufgabe der Predigt nicht in Stellungnahmen zu sozialen oder politischen Zeitfragen, sondern die Predigt war ihm Auslegung von Epistel und Evangelium, allerdings auch in ihrer Zeitbedeutung. Die ganze katholische wie protestantische exegetische Literatur, sowohl in ihrem positiven wie in ihrem kritischen Teil, war ihm bekannt, und viele merkten nicht, wieviel Vorbereitung und Arbeit in seinen Predigten, die so leicht und flüssig gesprochen waren, enthalten war. Diese Vorarbeit, die viel Zeit und Intensität erforderte, hatte er bis in sein hohes Alter hinein immer neu geleistet, ohne daß seine Predigten deswegen „theologisch“ wurden. Seine Hilfsbereitschaft (sie war de facto den Freunden gegenüber fast grenzenlos) wird während seiner Vikarszeit von allen lobend erwähnt, ebenso seine Freude an Sport und körperlicher Betätigung, allerdings wird auch im Sinne eines Tadelns dann angeführt, „er hat viel Zeit für ‚Spezialfreunde‘, für die anderen hat er wenig Interesse und er besucht die ‚Dies‘ fast nie“. Auch das trifft den Nagel auf den Kopf und blieb sein Leben lang so. Die wenigen geistlichen Freunde waren z. B. Bernhard Welte als sein maßgeblicher Rater und Helfer in allen theologischen Fragen, ausgenommen den exegetischen; und dann

Erich Reiting, der gleichsam ein ihn bewundernder „Seemann-Fan“ war, aber zugleich auch sein getreuer und unentbehrlicher Helfer und Begleiter auf den vielen Orient-(Asien und Afrika)Reisen. Auf die laikalen engeren Freunde, auf die wir noch zu sprechen kommen, auf Karl Färber, Reinhold Schneider, Heinrich Ochsner, Max Müller, Hans Filbinger, Walter Berschin und viele andere, die seinen Lebenskreis bildeten, konnte er nicht verzichten. Von klerikalen Freunden waren dann noch Carl Leo Straub, der Pfarrer in Mannheim-Käfertal wurde, in jenem Mannheim, das für Huberts Entwicklung so viel bedeutet hatte, wichtig, sowie Albert Krautheimer, der zunächst eine Pfarrei in der Nähe Meßkirchs hatte und später nach Karlsruhe als Chefredakteur des „Konradsblattes“ übersiedelte; zur Mehrzahl der priesterlichen Kollegen zog es ihn allerdings nicht. In Mannheim entstand auch die enge Beziehung zu Bruno Tausig, der als Priester wegen nicht-arischer Herkunft nach Amerika emigrieren mußte und nach 1945 als bedeutender Kunstkritiker wieder zurückkehrte und im großen Kunsthaus Berkheimer in München eine wichtige Verwaltungsstelle übernahm. Daß Deutschland ihm wieder Heimat werden konnte, war einzig und allein H. S. nie nachlassender treuer Verdienst. Von jungen Leuten, die er für sein Leben lang in der Mannheimer Zeit an sich fesselte, ist der spätere Speyerer Domkapitular Günter Schmich sowie als junger Freund aus dem Neudeutschen Bund Hans Filbinger zu nennen. Im allgemeinen blieben H. S. s Freundschaften das ganze Leben hindurch. Bei Hans Filbinger, dem späteren Ministerpräsidenten, hat er nicht nur die Trauung vollzogen, sondern auch die Taufen und Hochzeiten der Kinder und der Enkel in enger Verbundenheit stets übernommen.

Um noch einmal kurz auf Mannheim zurückzugreifen, so ist zu sagen, daß die schönste Dienstbeurlaubung, die ihm bei seinem Abschied mitgegeben wurde, die war, daß nun in seinen Dienstakten festgehalten wurde in einem Satz: „Er ist wohl jedem Posten gewachsen.“ Er war dies auch.

Das weitere „Äußere“ dieses Priesterlebens ist schnell berichtet, dem wichtigeren „Innere“ können wir uns in unserem zweiten Teil dieses Berichtes zuwenden.

Als H. S. nach einem kurzen Zwischenspiel in Karlsruhe, nun bereits in seinem 10. Priesterjahr stehend, im Herbst 1938 wiederum nur als Vikar an die „Liebfrauen-Pfarrei“ in Baden-Baden versetzt wurde, da empörte dies den Karlsruher „Vorgesetzten“ von H. S., den bekannten Stadtpfarrer von St. Stephan, Albert Rüde, der wegen der großen Erfolge H. S. s für die Karlsruher Jugend (und nicht nur bei ihr) großes Ansehen sich erworben hatte. In einem leidenschaftlichen Protest wandte sich Rüde nach Freiburg, weil hier ein eklatantes Unrecht an einem der erfolgreichsten Seelsorger der Diözese, der Anspruch auf selbständige große Aufgaben, z. B. in der Leitung einer großen Pfarrei, habe, hier geschähe; das nützte nichts. H. S. mußte als Kaplan nach Baden-Baden gehen, wo sein Pfarrherr Marbe allerdings froh über diese außerordentliche Hilfe war, dies aber auch nach Freiburg weitergab. Und da hatte Freiburg nun endlich ein Einsehen; schon im Jahre seiner Versetzung nach Baden-Baden kam im Herbst 1939 jene Umsetzung nach Freiburg, das nun der Hauptort seines Lebens und Wirkens wurde. Nach der kurzen Nennung der äußeren Fakten der Freiburger Berufslaufbahn wollen wir dann im zweiten Teil schildern, was Freiburg für die „innere Existenz“ von H. S. und was er für das „innere Leben Freiburgs“ bedeutet hat. Nun also die äußeren Stationen in Freiburg.

1939 die Versetzung als Religionslehrer an die Rotteck-Oberschule (später „Gymnasium“), wo er bis Herbst 1967, also 28 Jahre lang, gewirkt hat und eine ganze Generation religiös prägte. Auch seiner Tätigkeit als Gefängnispfarrer muß hier gedacht werden. Manchen zum Tode Verurteilten ist er bis zur Hinrichtung und bei dieser beigestanden. Auch in der ersten „Franzosenzeit“ war ihm die Gefängnis-seelsorge anvertraut, und die Professoren Robert Heiß und Clemens Bauer erzählten später, wie er sie nach ihrer Verhaftung im Gefängnis mit guter Lektüre versorgt hatte. Bis 1945 war er Religionslehrer im kirchlichen Dienst. Nach dem Ende der Naziherrschaft 1945 wird er sogleich als Studienrat in den Staatsdienst übernommen und steigt schnell zum Oberstudienrat und zum Professor auf. Zahlreiche Nebenpflichten nehmen ihn neben der schulischen Hauptaufgabe in Anspruch. Er wird Kurat der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg, Seelsorger der katholischen Hotel- und Gaststätten-Angestellten, die geistige Leitung des KKV Lätitia in Nachfolge des früheren erzbischöflichen Sekretärs Helm nimmt ihn jahrzehntlang in Anspruch, wo er danach „Ehrenpräses“ wird. An der Badischen Polizeischule übernimmt er die ethische Berufskunde, in Wirklichkeit aber führt er die Polizisten, die alle sehr an ihm hängen, in die

Bedeutung des religiösen Lebens so ein, daß sie die Folgerungen für ihr Berufsleben dann selbst ziehen können. Zur allgemeinen Überraschung stellt er als 62jähriger schon den Antrag auf Pensionierung im staatlichen Schuldienst; er übernimmt 1969 die schulische Leitung der Anstalt für Seelsorgehilfe und Katechese, in der er wiederum seine ganze Kraft investiert. Im Mai 1974 gibt er auch hier die Leitung ab, und von den 15 Jahren des nun folgenden „Ruhestandes“ sind die nächsten 13 Jahre noch voll mit Aufgaben erfüllt, bis eine schwere Operation die letzten zwei Lebensjahre zu Leidensjahren werden lassen.

II

Gehen wir nun von der offiziellen Lebenslaufbahn zur eigentlichen Existenz des H. S. über. Meine erste Bekanntschaft mit ihm erfolgte schon während des Studiums im Jahre 1928, ein Jahr vor dem Ende seines Studiums, zwei Jahre vor meinem Abschluß. Nach langer Pause wurde unsere Freundschaft 1939 in Freiburg wieder aktiv. Dies geschah im sog. „Kreis“ um den Journalisten Karl Färber. Ihm gehörten die damaligen Universitätsprofessoren bzw. Dozenten Bernhard Pfister (Nationalökonom) und Johannes Spörl (Historiker) an, dann die „Caritas-Leute“ Heinrich Höfler und Heinrich Ochsner. Vom „katholischen Nachwuchs“ Bernhard Welte und Max Müller, aus der studentischen Jugend damals Hubert Armbruster (später Professor in Mainz) und Hans Filbinger (der spätere Ministerpräsident). Als geistliche Freunde waren dabei Albert Krautheimer (der spätere Chefredakteur des „Konradsblattes“) und Carl Leo Straub (der Pfarrer von Mannheim-Käfertal); 1939, bei Kriegsbeginn, stießen Reinhold Schneider und dessen Lebensgefährtin Anna-Maria Baumgarten dazu. Dieser „Kreis“ war allen oben Genannten in schwerster Zeit rettende Heimat und Kraftquelle, um zu sein und bleiben zu können, was man war.

Für H. S. entstand innerhalb des Färber-Kreises, den wir nach dem Eintritt Reinhold Schneiders in ihn oft nicht nur den „Kreis“, sondern wegen der beiden Schwerpunkte Färber und Schneider nun die „Ellipse“ nannten, eine ganz besondere Dreieck-Freundschaft mit Heinrich Ochsner und Bernhard Welte. Die Freundschaft mit Heinrich Ochsner war für beide (für Seemann wie für Welte) ein integrierendes Lebenselement. Heinrich Ochsner (1891 bis 1970), dem 1981 von seinem Freund, dem Arzt Erwin Tecklenborg, das schöne Gedächtnisbuch „Das Maß des Verborgenen“ gewidmet wurde, war eine der wichtigsten und faszinierendsten Gestalten des Freiburger Geisteslebens in vielen Jahrzehnten. Außerlich war er im Studium gescheitert. Er war niemals zum Doktor promoviert, weil seine Nerven keine Prüfung aushielten, und dennoch wurde er allgemein „der Doktor“ genannt. Er war von seinem Jugendfreund Martin Heidegger hochgeschätzt und von den Philosophen Edmund Husserl, Max Scheler und Rudolf Otto sehr beachtet worden. Jahrzehnte hindurch war er ein wichtiger Berater der Leitung des Deutschen Caritas-Verbandes, wo man in vielen wichtigen Fragen auf ihn hörte und ihm ohne fest umschriebene Aufgaben unter dem Titel eines „Lektors“ der Lambertus-Verlages eine Lebensmöglichkeit gewährte. Bernhard Welte, der in Liturgiewissenschaft promoviert hatte (Titel der Dissertation: „Die postbaptismale Salbung“) und zunächst keinen Zugang zur Philosophie fand und als erzbischöflicher Sekretär ein Jahrzwölft seinem Landsmann, Erzbischof Conrad Gröber, diente und später einer unserer bekanntesten Religionsphilosophen und Universitätslehrer wurde, hatte nur einen Lehrer in Philosophie, und der war Heinrich Ochsner. Das Gespräch mit Heinrich Ochsner war für sein universitäres Leben und Schaffen unerläßlich. Einen solchen Schüler wie Welte zu haben, bedeutete für Ochsner das Glücken seiner Existenz. Gleich bedeutsam wie die Freundschaft mit Welte war aber für Ochsner die mit H. S.; in dem erwähnten schönen Gedächtnisbuch Tecklenborgs für Ochsner klafft eine mir völlig unverständliche Lücke: der Name und die Person von H. S. ist dort nicht erwähnt. Und doch war Hubert in jenen Jahren vielleicht die entscheidende religiöse Person schlechthin für das Leben Ochsners. Jahrzehntlang haben sie sich während jeder Woche, in der keine Schulferien waren, täglich getroffen: die Wirkstätte von beiden lag dicht nebeneinander: das Rotteck-Gymnasium und das Caritas-Haus mit dem Lambertus-Verlag, der „offiziellen“ Wirkungsstätte Ochsners waren nur durch die Breite der Sedanstraße voneinander getrennt. Jeden Tag nach dem Religionsunterricht ging H. S. immer zu Ochsner in dessen Arbeitszimmer. Ochsner berichtet, für ihn sei es die lebendige Nähe von Jesus Christus selbst gewesen, die bei diesen gar nicht „frommen“ Treffen der Freunde sich gleichsam ereignete. Die vitale, unbefangene, selbstverständliche Gläubigkeit Seemanns ei-

nigte sich mit der stets kritisch bohrenden, mystisch tiefen, aber ringenden Religiosität Ochsners ganz sonderbar selbstverständlich und bruchlos. Jeder schöpfte aus dem Anderssein des anderen gleichsam wiederum neue Kraft, neuen Reichtum. Die drei Freunde (H. S., Welte und Ochsner) hielten durch Jahrzehnte hindurch an dem „Tag des Ausgangs“ fest, wo sie sich die Landschaft erwanderten. Alle drei waren vorzügliche Pflanzenkenner (das Spezialgebiet von Welte waren die „Seggen“, die Gräser); keiner kannte wie Ochsner so gut die Grenzsteine und Gemarkungsgrenzen im Hinweis auf die längst vergangenen „Herrschaften“. Durch Ochsner und Seemann wurde Welte gleichsam in die Geschichte eingeführt und nun war er nicht nur Theologe und Philosoph, sondern auch Historiker. Denn kaum einer kannte wie H. S. die Kirchengeschichte unserer Oberrheinlandschaft. Bei allen dreien war die Natur mit der Geschichte voll und ganz geeint.

Daß sein Glaube sein **geschichtlicher, konkreter** Glaube war, das war die beeindruckende Stärke von H. S.s Religiosität. „Konkret“: Für Seemann war der grundlegende Sinn des Menschen sein Tast-Sinn. Alles Sehen setzt die Distanz voraus, alles Tasten ist Intimität. Das Sehen ent-fernt, die eigentliche Erkenntnis ist Identifikation. Auf Geschichte bezogen: Man muß das Zeugnis vergangenen Lebens nicht durch Mitteilung erst vermittelt bekommen, man muß es unmittelbar in die Hand nehmen, damit Vergangenes gegenwärtig wird. So reichte im Unterricht H. S. den Schülern die in Mesopotamien gesammelten Keilschriftfragmente von Hand zu Hand und ließ die Münzen betasten, als wenn sie gegenwärtiges Zahlungsmittel noch wären. Denn H. S. war ein leidenschaftlicher Numismatiker, ein Münzensammler und Münzenkenner und jahrzehntelanger Präsident der Numismatischen Gesellschaft. Aber ebenso: Ein Land muß man nicht durch Reisebeschreibungen kennenlernen, vielmehr muß man es leibhaftig betreten, es wirklich durchschreiten; und so führte z. B. der kleine VW nun H. S. mit seinen Gefährten Erich Reitingen und Frau Luise Notheisen durch ganz Nordafrika, durch Palästina, durch den Libanon und Syrien, viele Male nach Mesopotamien, dem heutigen Irak, wo Ur, die Heimat Abrahams, wo Babylon, Assur und das chaldäische Land erlebt und durchlebt wurden. Nie sprach H. S. vorher von seinen Reiseplänen für die Ferien. Er war überzeugt, daß allein die ursprüngliche Improvisation der Konkretheit einer echten Reise entspreche, während die Vorplanung und Verplanung zur Abstraktion führe, die in ihrer Vorbereitung die je neue Wirklichkeit nicht mehr sehen ließe. Plötzlich vor einer solchen Reise war er mit den Reisegefährten Erich und Luise weg, und erst eine Karte nach vielen Wochen zeigte an, daß nun die Rückkunft ganz nahe oder gar schon erfolgt sei. Was ihn zu solchen Reisen antrieb, war das Interesse an der „Frühe“ des religiösen Bewußtseins. Jene Epochen zogen ihn an, in denen zum ersten Mal eine Stimme des Gottes an die Menschheit ging, wo erstmals der Blitz des Göttlichen in die Menschheit einschlug und nun jenes bereits hochentwickelte Lebewesen „homo sapiens“ von der Individualität zur Personalität brachte. Nach diesen Spuren war H. S. gierig, und er ging ihnen nach. Im Alter hat ihn besonders dann Zypern deswegen angelockt. Auch als Historiker war er in erster Linie „Archäologe“; alle Eschatologie lag ihm als Ideologie fern. Das spürte ich selbst, als ich mit ihm Patmos durchstreifte. Daß er Schüler und Hörer und Freunde in die konkrete Geschichte des christlichen Glaubens, der nicht nur eine Geschichte hat, sondern eine Geschichte ist, hineinnahm (sie darin „integrierte“), darauf beruhte der wirkende Erfolg seiner religiösen „Pastorisation“. Selbst der Unterricht an der Polizeischule (die Polizisten hatte er ganz und gar in sein Herz geschlossen, sie aber auch ihn) war keine Lehre der Berufsethik, wie es eigentlich vorgeschrieben war. H. S. ließ die ethischen Fragen ganz und gar in der Vermittlung der geschichtlichen Christlichkeit als eine Folge derselben aufgehen. Die zahlreichen Exkursionen, die er mit diesem Berufsstand unternahm, festigten die Zusammengehörigkeit. Geschichtlich war in diesem Sinne ihm das deutschsprachige Elsaß besonders wichtig. Die Reste staufischer Reichsherrlichkeit, die Humanistenbibliothek in Schlettstadt und die zahlreichen Zeugen religiösen Lebens zwischen Rhein und Vogesen waren in seinen zahllosen Führungen, die er z. B. auch für die Juristenverbände vollzog, ein Kernpunkt der Verlebendigung unserer historischen Tradition. Immer ging es, und das machte seinen eindrucksvollen Erfolg aus, um Leben, nie um Lehre. Aus dem Vertrauen heraus, das seine Persönlichkeit erweckte, wurde er auch der Beicht-Vater vieler, die sonst nur schwer zur Beichte gekommen wären. Jahre hindurch war er der Beicht-Vater Reinhold Schneiders; in der Osterzeit kamen Universitätsprofessoren von weit her mit ihrer ganzen Familie nach Freiburg, um die Osterbeichte bei ihm zu „vollziehen“. Die lockere, natürliche Form seines religiösen Zuspruchs machte diese sonst so

schwierige Prozedur leicht, sie wurde immer mit einem Gläschen Schwarzwälder Kirschwasser oder des griechischen „Uso“ eingeleitet, sicher ein ganz ungewöhnlicher Beginn dieser „Confessio“.

Und nochmals einen Augenblick zurück zu Reinhold Schneider. Ihn hat H. S. im „Färber-Kreis“, den wir, wie schon erwähnt, seit Schneiders Beitritt auch die „Ellipse“ nannten, weil ein Kreis nur einen Mittelpunkt hat, eine Ellipse aber zwei Schwerpunkte aufweist, hier Färber und Schneider, kennengelernt. Für die depressive Anlage Schneiders war die Frohheit des vitalen H. S. besonders wichtig. Wenn „Huse“ singend Balladen vortrug, wie z. B. die „Heinrich der Achte, der, was er wollte, machte“, (nämlich seinen Frauen der Reihe nach die Köpfe abzuschlagen), dann sang Reinhold Schneider übermütig in den Rundgesang einstimmend mit und forderte die Anwesenden auf, im geschlossenen Reigen um den Sänger zu tanzen: eine Seite, die wohl sonst an Reinhold Schneider kaum jemand erlebt hat. Da kam sein unterdrücktes Bedürfnis nach einem frohen Leben endlich „zum Tragen“, und in der Bedrohung durch die schwer ertragbare Zeit von Nazidiktatur und Weltkrieg waren solche Exzesse der Fröhlichkeit uns allen notwendig. Aber ohne H. S. hätten sie im Hause Färber in der Freiburger Scheffelstraße doch nicht stattfinden können.

Wir brechen hier ab und könnten doch noch lange in der Erzählung erfahrener Geschichten weitergehen. Denn das Leben H. S.s zeigt in beispielhafter Art, wie Geschichte als Leben nicht in den Akten festgehalten ist, deren totes Tatsachengerippe die eigentlichen „Ereignisse“ verschweigt. Nur in der lebendigen und liebenden Erinnerung „ist“ sie als Geschehen erhalten. Wenn aber diese Liebe und Erinnerung schwinden, wo ist sie dann noch?

Max Müller*

Stoffel Oskar Heinrich

Geb. 7. 3. 1906 in Bohlingen/Hegau; ord. 16. 3. 1930. Vikar in Rickenbach 1. 5. 1930, in Ettlingen 15. 4. 1931, in Wehr 15. 3. 1933. Pfrvw. in Yach 3. 4. 1940, invest. daselbst 26. 5. 1946, Ruhestand in Yach 1. 9. 1984. Gest. in Yach 21. 8. 1991, beerd. daselbst 24. 8. 1991.

Zusammen mit fünf Geschwistern wuchs Pfarrer Oskar Stoffel als Sohn des Johann Stoffel und seiner Frau Zitta geb. Brecht im heimatlichen Bohlingen in einer wohlbehüteten, vom christlichen Geist geprägten Familie auf. Trotz der äußeren schwierigen Umstände infolge des 1. Weltkrieges drängte Oskar Stoffel als Bub zum Besuch des Gymnasiums, da er schon sehr früh den Wunsch verspürte, Priester zu werden. Als Zögling des Konradhauses legte er 1925 am Konstanzer Gymnasium die Reifeprüfung ab und studierte anschließend Philosophie und Theologie an der Universität Freiburg. Nach dem Seminarjahr in St. Peter empfing er, zusammen mit seinem Landsmann, dem späteren Weihbischof Dr. Karl Gnädinger, durch Erzbischof Carl Fritz am 16. 3. 1930 die Priesterweihe. Die Vikarsjahre in Rickenbach, Ettlingen und Wehr waren geprägt durch eine zeitgemäße Standesseelsorge, vor allem der Jugendarbeit. Seine Sorge um eine würdige Feier der Liturgie wie auch um den Kirchengesang wird bereits von seinen Prinzipalen erkannt; gerühmt wird auch seine Mühe um die Verbreitung des „guten Buches“ über die kath. öffentlichen Büchereien. Zum 3. April 1940 wird Oskar Stoffel als Pfarrverweser nach Yach im Elztal angewiesen, jenem Dorf, das er in den folgenden fünf Jahrzehnten prägen wird. Wie ein Hirte oder besser wie ein Vater sorgt er sich um seine Dorffamilie, sowohl um die einzelnen Familien wie auch um die Gruppen und die dörfliche Gesellschaft. Als die Liturgische Bewegung der fünfziger Jahre noch eine Sache von „Außenstern“ im Klerus war, setzte er seine ganze Kraft ein für deren Belange, ob es die deutschen Gemeinschaftsmessen waren oder der gregorianische Choral, der von der ganzen Gemeinde gesungen wurde. Er war nicht nur Leiter des örtlichen Kirchenchores, sondern auch Dekanatspräses der Kirchenchöre. 1954 meinte der zuständige Dekan in seinem Jahresbericht, Oskar Stoffel sei für eine arbeitsreichere Pfarrei geeignet, „er sollte hier nicht sterben“; doch Oskar Stoffel blieb in „seinem“ Yach, sorgte sich 1955 um die Renovation der Pfarrkirche und der anschließenden Kirchweihe; 22 Jahre später wird er sie nochmals anlässlich ihres 150jährigen Bestehens erneuern lassen. Für die Kirche schafft er neue Glocken an, baut ein neues Pfarrhaus, sorgt sich ebenfalls um den Neu-

* Anmerkung des Schriftleiters: der von Professor Müller in der letzten Lebensphase verfaßte Beitrag wurde trotz der etwas ungewöhnlichen Form unverändert übernommen. Dies in Anerkennung der Leistung, die Max Müller für die Sache der christlichen Philosophie vollbracht hat.

bau der Schule. Die Wertschätzung, die Pfarrer Stoffel in Yach fand, kommt zum Ausdruck in der Verleihung der Ehrenbürgerwürde durch die politische Gemeinde. In Yach wollte er deshalb auch seinen Ruhestand verbringen und blieb dort wohnen, weil die Pfarrei infolge des Priestermangels nicht mehr besetzt werden konnte. Als Subsidiar half er weiterhin in der Seelsorge tatkräftig mit, solange ihm das der gesundheitliche Zustand gestattete. Mit Geduld und Ergebenheit trug er die Beschwerden des Alters und seine Krankheiten, bis ihn der Tod am 21. 8. 1991 ereilte. Seine Gemeinde, in der er am 24. 8. 1991 beerdigt wurde, wird noch lange von den Früchten seines priesterlichen Wirkens leben können. H. H.

Vogel Erwin

Geb. 24. 8. 1915 in Göggingen; ord. 27. 5. 1944. Vikar in Oberhausen bei Bruchsal 8. 8. 1944, in Dettlingen 11. 12. 1945, in Gottmadingen 10. 7. 1946, in Schutterwald 27. 8. 1947, in Mingolsheim 2. 8. 1950. Pfarrer in Grosselfingen 12. 12. 1951, invest. daselbst 23. 12. 1951. Ruhestand 1. 9. 1979 in Donaueschingen-Aasen. Gest. in Donaueschingen 28. 6. 1991, beerd. 4. 7. 1991 in Grosselfingen.

Als Sohn des Hauptlehrers Oskar Vogel und seiner Frau Berta geb. Kuhn wurde Pfarrer Erwin Vogel in Göggingen bei Meßkirch geboren. Nach der Versetzung seines Vaters nach Lahr wuchs Erwin Vogel dort auf und legte nach Besuch der Schulen am Lahrer Gymnasium 1936 die Reifeprüfung ab. Trotz der schwierigen politischen Verhältnisse war Erwin Vogel Mitglied im Bund Neudeutschland; dadurch geprägt und wohl auch durch das Beispiel seines Onkels, Msgr. Karl Georg Vogel in Straßberg, begann er nach Ableistung des KAD-Dienstes im Herbst 1936 mit dem Studium der Philosophie und Theologie an den Universitäten Freiburg und Münster. Noch vor Abschluß des Studiums wurde er im Januar 1940 zum Heeresdienst eingezogen, in dem er sich infolge von Erfrierungen und anschließenden Amputationen an den Füßen erhebliche gesundheitliche Beeinträchtigungen zuzog. Wegen seiner Verwundungen 1943 aus dem Heeresdienst entlassen, konnte er seine theologischen Studien fortsetzen, so daß er mit zwei Kurskollegen am 27. 5. 1944 durch Erzbischof Conrad Gröber in der Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht wurde.

Seine Vikarsjahre verbrachte er, z. T. durch Krankheit unterbrochen, in den Pfarreien Oberhausen b. Philippsburg, Dettlingen, Gottmadingen, Schutterwald und Mingolsheim; sie waren geprägt durch die Standesseelsorge, vor allem durch die Arbeit in der Jugend. Als Sohn hohenzollerischer Eltern bewarb sich Erwin Vogel 1951 beim Fürsten Friedrich von Hohenzollern um die Pfarrei Grosselfingen, die er ihm auch zubilligte. Neben der allgemeinen Seelsorge erwarteten ihn dort umfangreiche Bauaufgaben, da der notwendige Bau einer neuen Kirche vollendet werden mußte; hinzu kam in späteren Jahren die Anschaffung neuer Glocken wie auch die Umgestaltung der Kirche nach den neuen liturgischen Richtlinien des Konzils. Die Förderung der pfarrlichen Gruppen und Vereine war ihm ein besonderes Anliegen und mit besonderer Hingabe widmete er sich der Krankenpastoration und des Religionsunterrichtes. Nach 28 Jahren rastloser Tätigkeit mußte er aus gesundheitlichen Gründen um seine Pensionierung eingeben. In Aasen bei Donaueschingen, wohin er in seinem Ruhestand gezogen war, half er nach Kräften in der Seelsorge mit. Im zunehmenden Alter verschlimmerte sich auch sein Gesundheitszustand, so daß er mehr und mehr ans Haus gebunden war und nur noch dort die hl. Messe feiern konnte. Innerlich mit „seiner“ Pfarrei Grosselfingen verbunden, wünschte er, dort auch beigesetzt zu werden.

Geprägt durch Leiden des Krieges gab Pfarrer Erwin Vogel Zeugnis von der liebenden Nähe Gottes, was ihn zu einem guten Seelsorger machte. H. H.

Will Benno Herbert

Geb. 1. 7. 1926 in Unterkochen bei Aalen; ord. 30. 5. 1954. Vikar in Forst 23. 6. 1954, in Langenbrücken 18. 1. 1956, in Heidelberg, St. Bonifatius 6. 11. 1956, in Mannheim-Waldhof 6. 11. 1957, in Malsch bei Ettlingen 20. 2. 1958. Pfrvw. in Eigeltingen 15. 11. 1961, invest. daselbst 20. 5. 1962. Ruhestand in Eigeltingen 30. 4. 1985; gest. in Stockach 27. 9. 1991; beerd. in Eigeltingen 2. 10. 1991.

Pfarrer Benno Will wurde als 3. Kind des damaligen Papierfabrikdirektors Josef Will und seiner Frau Katharina geb. Combüchen in Unterkochen bei Aalen geboren. Durch die

Übersiedlung der Eltern nach Karlsruhe verbrachte Benno Will seine Jugend in dieser Stadt. Nach Besuch der Volksschule trat er in das Helmholtz-Realgymnasium ein. Unterbrochen durch den Einsatz als Luftwaffenhelfer und das Kriegsende legte er an dieser Schule im Sommer 1947 die Reifeprüfung ab. An der Lenderschen Heimschule in Sasbach absolvierte er den Theol. Vorkurs zur Erlernung der alten Sprachen. An den Universitäten in Freiburg und München setzte er die philosophischen und theologischen Studien fort, unterbrochen durch eine einjährige Krankheit; nach dem Seminarjahr 1953/54 wurde er am 30. 5. 1954 durch den damaligen Weihbischof Dr. Eugen Seiterich im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

In seinen Vikarsjahren setzte er sich intensiv in der Jugendarbeit ein; dank seiner künstlerischen Begabung konnte er manches Talent bei den ihm Anvertrauten wecken und hatte einen guten Sinn für liturgische Formen, was ihm bei der Erneuerung der Liturgie sehr zur Hilfe kam.

In Eigeltingen bei Stockach fand Benno Will seine Wirkungsstätte, wo er selber heimisch wurde und den Pfarrangehörigen die Zuwendung und Geborgenheit in Gott vermitteln konnte. „Gewissenhaft und zuverlässig“ – wie Erzbischof Oskar Saier anlässlich seiner Zuruhesetzung schrieb – versah Pfarrer Will seinen priesterlichen Dienst. Aus der Erfahrung seiner eigenen Krankheit, die er seit vielen Jahren zu tragen hatte, konnte er vielen Menschen glaubwürdig Trost und Zuversicht geben. Trotz seiner geschwächten Gesundheit nahm er sich der erforderlichen Baumaßnahmen an wie der Renovation der Pfarrkirche, dem Bau eines neuen Kindergartens und vielem anderen. Im Dekanat stellte er sich als Familienseelsorger zur Verfügung.

Die zunehmende Krankheit zwang ihn schon relativ früh, zum 1. 5. 1985, den Bischof um Zuruhesetzung zu bitten, die ihm auch gewährt wurde. Er blieb in Eigeltingen wohnen und half nach Kräften weiterhin in der Seelsorge mit, soweit es ihm seine körperliche Befindlichkeit ermöglichte.

Benno Will war ein guter Freund zu seinen Kursgenossen und Confratres im Dekanat und darüber hinaus. Im Ertragen seiner Krankheit war er vielen ein Vorbild und gab ein Beispiel für ein christliches Leben und Sterben.

H. H.

Würth Johannes

Geb. 12. 12. 1901 in Öhningen, ord. 5. 4. 1925. 30. 4. 1925 Vikar in Ketsch, 16. 11. 1928 in Baden-Baden (Stiftskirche), 26. 6. 1934 Pfrvw. in Arlen (Rielasingen), 2. 10. 1934 i. g. E. in Hornberg, 11. 10. 1936 inv. daselbst, 29. 9. 1949 Pfarrer in Markdorf, 9. 10. 1949 inv. daselbst, 14. 6. 1965 Geistlicher Rat ad honorem, 2. 10. 1967 Pfrvw. in Bankholzen, 4. 2. 1968 inv. daselbst, 15. 5. 1975 Ruhestand in Wangen a. S., ab 3. 11. 1982 in Markdorf. Gest. 19. 7. 1991 in Markdorf, 25. 7. 1991 beerd. daselbst.

Als Sohn eines Zollbeamten in Öhningen geboren, verbrachte Würth seine Kinderjahre in Rheinfelden. Später kam er nach Radolfzell, wo er zunächst die Realschule besuchte. Als Zögling des Konradihauses bereitete er sich danach in Konstanz auf das Abitur vor (1920). Nach dem Studium der Theologie in Freiburg erteilte ihm Erzbischof Carl Fritz am 5. 4. 1925 in St. Peter die Priesterweihe.

Würths Wirkungsorte als Vikar waren Ketsch und Baden-Baden – zwei hinsichtlich ihrer Bevölkerungsstruktur, aber auch ihrer Kirchlichkeit recht unterschiedliche Pfarreien. Nur kurze Zeit war er Pfarrverweser in Arlen; noch im selben Jahr wurde ihm die Pfarrei Hornberg/Schw. übertragen. Er kam damit auf eine Seelsorgestelle mit ausgeprägtem Diasporacharakter. Erschwerend für pastorale Arbeit kam in jenen Jahren den herrschende politische System hinzu, das seine kirchenfeindliche Grundeinstellung vor allem den katholischen Seelsorgeklerus spüren ließ. Hier in der Diaspora war das Bekenntnis der Regime-treuen zur „neuen Zeit“ nicht selten mit einem tiefsitzenden Antikatholikenaffekt gepaart. Würth, der sich schon in den Jahren vor der braunen Machtübernahme den Unmut der örtlichen NSDAP in Baden-Baden zugezogen hatte, ging auch in Hornberg unbeirrbar seinen Weg als Kämpfer der kirchlichen Lehre, und er machte wenige Anstrengungen, seine systemkritischen Äußerungen allzu sorgfältig abzuwägen. Daher wurde er mit zeitweiliger Haftstrafe und im Anschluß daran mit Schulverbot belegt. Vom 24. 9. 1937 bis zum 14. 2. 1938 saß er im Untersuchungsgefängnis, zunächst in Offenburg und danach in Mannheim.

Über die Hintergründe seiner Verhaftung, über die Art und Weise, wie er diese Monate aus der Kraft seines Glaubens überstand, hat Würth in einer maschinenschriftlichen Dokumentation „Wie ich Priester wurde und wie ich als Priester das ‚Dritte Reich‘ erlebte“ (1979) ausführlich berichtet.¹ Mag aus der zeitlichen Distanz von mehr als 40 Jahren das Erinnerungsvermögen an Schärfe verloren haben und die Darstellung an einzelnen Stellen stark subjektive Züge tragen, so liefert dieses außergewöhnliche Dokument dennoch einmal mehr den Beweis dafür, daß vor allem die katholische Geistlichkeit wie wohl kaum ein anderer Berufsstand den willkürlichen Zugriffen des NS-Staates ausgesetzt war.

Der endgültige Abschied von Hornberg und die Übernahme der Pfarrei Markdorf (1949) fielen in eine gänzlich veränderte Zeit. Von den staatlichen Zwängen befreit, konnte Würth nun seinen seelsorgerlichen Eifer zur vollen Entfaltung bringen. Auch außerhalb seiner Pfarrei tat er dies als Männerseelsorger im Dekanat Linzgau. Neben einer vertieften Hinführung der Gläubigen zur Feier der hl. Messe und zu den übrigen Sakramenten war ihm vor allem die Pflege der Musica sacra ein echtes Herzensanliegen. Daher war er gleichzeitig auch Dekanatspräsident des Cäcilienvereins. Mit der Durchführung eines umfassenden kirchlichen Bauprogramms dokumentierte er aber auch sein Verständnis für die gemeinschaftsfördernden und sozialen Aufgaben, die gerade in der Nachkriegszeit einer Pfarrei gestellt waren. In Würdigung seines hingebenden Dienstes an die geistige und räumliche Entfaltung der Kirche ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum Geistlichen Rat ad honorem (1965) und die politische Gemeinde Markdorf bei seinem Weggang zum Ehrenbürger (1967).

Noch verblieben Würth die körperlichen und geistigen Kräfte, während weiterer acht Jahre als Pfarrer in Bankholzen zu wirken, bis er sich schließlich in Wangen a. S. zur Ruhe setzte. Aber auch in dieser Pfarrei, in der sein Bruder Ernst langjähriger Seelsorger war², half er noch immer bereitwillig in der Pastoration aus. Würth kehrte 1982 nach Markdorf zurück, wo er im Altenheim St. Franziskus seine letzten Lebensjahre verbrachte. Noch ward ihm das Gnadengeschenk zuteil, 1990 das seltene Fest des Eisernen Priesterjubiläums feiern zu können. Hochbetagt verstarb er am 19. Juli 1991. Auf dem Markdorfer Friedhof fand er im Kampf für das Reich Gottes bewährte und überaus seeleneifrige Priester seine letzte Ruhestätte.

Clemens Siebler

¹ Inzwischen im Druck erschienen: Johannes Würth, Priester im Dritten Reich. Erinnerung eines Pfarrers, Christiana-Verlag, Stein a. Rh., 1. Aufl. 1992

² Vgl. FDA, Bd. 97/1977, S. 521

1992

Baumann Georg

Geb. 21. 8. 1908 in Gerlachsheim b. Lauda, ord. 6. 3. 1932. 6. 4. 1932 Vikar in St. Leon, 25. 8. 1932 in Hardheim b. Walldürn, 16. 5. 1934 in Hettenheim b. Buchen, 6. 11. 1935 in Karlsruhe-Daxlanden, 17. 9. 1941 Pfrv. in Mühlhausen a. d. W., 25. 11. 1941 Pfarrer, 3. 1. 1943 inv. daselbst, 28. 4. 1954 Pfarrer in Leimen, 26. 9. 1954 inv. daselbst, 1. 1. 1979 Ruhestand in Gerlachsheim, 26. 3. 1981 Subsidiar der Pfarrei Hl. Kreuz in Gerlachsheim. Gest. 12. 3. 1992 in Tauberbischofsheim, 15. 3. 1992 beerdigt in Gerlachsheim.

Baumann entstammte einer Bauernfamilie. Nach der 5. Volksschulklasse trat er, vom Ortspfarrer auf den Besuch der höheren Schule vorbereitet, 1920 als Zögling des Tauberbischofsheimer Gymnasialkonvikts in die Quarta des dortigen Gymnasiums ein, wo er 1927 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg wurde er am 6. 3. 1932 von Weihbischof Wilhelm Burger in der Seminarkirche St. Peter zum Priester geweiht.

Von der ersten Vikaratsstelle an, nahm der priesterliche Dienst Baumanns einen segensreichen Verlauf. Erwähnung verdient die Tatsache, daß er ihn ausschließlich im nordbadisch-fränkischen Raum verrichtet hat. Daß er trotz seines sechzigjährigen Priestertums auf vergleichsweise nur wenigen Seelsorgestellen wirkte, ist sicher in seiner stillen und versöhnlichen Art, des weiteren wohl auch in seiner schwächlichen Körperkonstitution be-

gründet. Nichtsdestoweniger galt Baumann als einsatzfreudig und selbstlos. Vor allem aber war er ein grundsatztreuer Priester, und so blieben auch ihm, wie so vielen katholischen Geistlichen, die Schikanen des damals herrschenden kirchenfeindlichen Regimes nicht erspart. Als Pfarrer in Mühlhausen a. d. W. hatte er hauptsächlich unter den Gehässigkeiten eines dem System blind ergebenen Bürgermeisters und Ortsgruppenleiters zu leiden, der, wie in jenen Jahren nicht selten, mit seiner politischen Weltanschauung immer wieder auch seine konfessionellen Ressentiments gegen den katholischen Priesterstand ins Spiel brachte. Unbeirrbar ging Baumann seinen Weg, selbst auf die Gefahr hin, verhaftet zu werden. Er selbst sprach später von einem glücklichen Umstand, daß er nicht in ein KZ eingewiesen wurde.

Hatte sich der pflichteifrige Seelsorger in den Jahren des Dritten Reiches, der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit vornehmlich der geistigen und materiellen Not seiner Gläubigen gewidmet, so wurde ihm seit 1954 in der im Umland der Stadt Heidelberg aufstrebenden Gemeinde Leimen über die engeren pastoralen Aufgaben hinaus eine umfangreiche Bautätigkeit abverlangt. Als vordringliche Aufgaben standen u. a. die Innenrenovation der Pfarrkirche und die Beschaffung einer neuen Orgel sowie der Bau eines Gemeindezentrums und eines Kindergartens an. Trotz dieser durch die Zeitumstände gebotenen Notwendigkeiten stand jedoch für Baumann der seelsorgerliche Dienst auch weiterhin im Vordergrund. Daher war ihm auch das zusätzlich übertragene Amt eines Seelenführers und Beichtvaters der Ordensschwestern im Landeskrankenhaus Heidelberg-Rohrbach ein besonderes Anliegen.

Gesundheitliche Gründe zwangen Baumann, zum Jahresbeginn 1979 in den Ruhestand zu treten. Als Alterssitz wählte er seinen Geburtsort Gerlachsheim. Soweit es seine Kräfte zuließen, wirkte er noch als Seelsorger im Kreisaltenpflegeheim, und seit 1981 war er zusätzlich Subsidiar der Pfarrei Gerlachsheim. Nur wenige Tage nach seinem diamantenen Priesterjubiläum verstarb er, im 84. Lebensjahr, im Kreiskrankenhaus Tauberbischofsheim. Seine letzte Ruhestätte fand er in Gerlachsheim. Clemens Siebler

Bellert Eugen

Geb. 20. 4. 1921 in Weinheim, ord. 25. 5. 1952, Vikar in Ketsch 18. 6. 1952, Untergrombach 27. 8. 1956, Mannheim (Pfarrei U. L. Frau) 7. 1. 1957, Pfrvw. in Ichenheim 8. 10. 1958, Investitur 6. 5. 1962, Pfrvw. in Mosbach (Pfarrei St. Josef) 8. 11. 1972, Investitur 3. 12. 1972, Pfrvw. in Gutach 23. 6. 1981, Investitur 27. 9. 1981, gest. 2. 3. 1992 in Freiburg i. Br., beerd. 7. 3. 1992 in Gutach.

Eugen Bellert wurde am 20. 4. 1921 in Weinheim geboren als Sohn des Oberverwaltungssekretärs Friedrich Bellert und dessen Ehefrau Anna geb. Bleienstein. Nach dem Besuch der Volksschule und des Realgymnasiums in Weinheim legte er am 2. 3. 1939 die Reifeprüfung ab. Nach dem Reichsarbeitsdienst wurde er am 1. 4. 1940 zum Ersatz-Batl. 125 nach Posen eingezogen. Nach einer Verwundung im Feldzug 1941 im Südosten kam er 1942 zum Afrikakorps. Im Mai 1943 kam er in amerikanische Gefangenschaft, aus der er am 13. 4. 1946 entlassen wurde. Seine Familie wohnte seit 1942 als Evakuierte in Oberhausen b. Emmendingen, dort starb seine Mutter 1942, der Vater starb kurz nach der Heimkehr von Eugen Bellert 1947. Nach der Ergänzungsprüfung in Griechisch konnte er seine theologischen Studien an der Universität Freiburg und an der theologischen Hochschule Luzern aufnehmen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 25. 5. 1952 zum Priester geweiht. „Arbeitsfreudig, bereitwillig und offen“ erfüllte er seine Aufgaben als Vikar in den Pfarreien Ketsch, Untergombach und Mannheim (Pfarrei U. L. Frau). In Ketsch gehörte neben der Betreuung der Jugendgruppen und der Kolpingsfamilie die Erteilung des Religionsunterrichts, zeitweise bis zu 26 Stunden, zu seinen Aufgaben. Dem eifrigen Vikar wurde von seinem Pfarrer im Jahresbericht bestätigt, daß er sich „in der nicht leichten und nicht jedem Kaplan zusagenden seelsorgerlichen Situation von Ketsch gut eingelebt“ habe. In Ichenheim war ihm die Ablösung der bisherigen Simultankirche und deren Renovation und Ausstattung aufgetragen. In Gutach wurde ihm im Oktober 1985 auch die Sorge für die benachbarten Pfarreien Sigelau und Bleibach übertragen. Im Dezember 1990 ernannte ihn Erzbischof Dr. Oskar Saier in Anerkennung seiner treuen Dienste zum Geistlichen Rat ad honorem. „In der schweren Krankheit am Ende seines Lebensweges erfuhr Pfarrer Eugen

Bellert in vielfacher Weise durch gute Menschen der Pfarrei Beistand und Hilfe“ (Generalvikar Dr. Bechtold bei dem Gottesdienst am Tage der Beerdigung am 6. März 1992 in Gutach).
M. Z.

Bertsche Bernhard

Geb. 3. 10. 1913 in Wiesloch, ord. 23. 10. 1949, Vikar in Villingen (Münster) 17. 11. 1949, in Stockach 15. 5. 1952, Kaplaneiverweser in Waldkirch 6. 9. 1956, Pfrvw. in Heudorf/Hegau 30. 7. 1957, Pfarrer in Heudorf 28. 5. 1958, Pfrvw. in Kappel i. Schw. 1. 8. 1966, Pfarrer in Kappel 21. 2. 1974, Ruhestand in Neustadt/Schw. 1. 9. 1986, gest. am 5. 7. 1992, beerd. in Freiburg-Littenweiler 10. 7. 1992.

Bernhard Bertsche wurde am 3. 10. 1913 in Wiesloch als Sohn von Prof. Dr. Karl Bertsche und dessen Ehefrau Maria geb. Hartmann geboren. Nach dem Besuch der ersten Klasse der Volksschule und der Oberrealschule in Schwetzingen, an der er im Jahre 1932 die Reifeprüfung ablegte, bereitete er sich für die Ergänzungsprüfungen in Latein, Griechisch und Hebräisch auf dem Realgymnasium in Freiburg und in der Heimschule Lender in Sasbach vor. 1935 trat er in das Noviziat des Jesuitenordens in Feldkirch ein, verlies dieses 1937, um an der Universität Freiburg seine philosophisch-theologischen Studien zu beginnen. Am 1. 12. 1939 wurde er zum Wehrdienst eingezogen, am 8. Mai 1945 geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er nach drei Jahren schwerster Entbehrungen am 14. Mai 1948 zurückkehrte. Nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten in einem Krankenhaus in Biberach/Riss wurde er im Januar 1949 in das Priesterseminar St. Peter aufgenommen und am 23. Oktober 1949 zum Priester geweiht. Als Neupriester kam er zuerst nach Villingen an die Münsterpfarre und im Mai 1952 nach Stockach. Im September 1956 wurde er Kaplaneiverweser in Waldkirch und am 30. Juli 1957 Pfarrverweser in Heudorf/Hegau mit dem Auftrag, die vakante Pfarrei Rorgenwies zu betreuen. Am 26. 5. 1958 wurde er in der Pfarrei Heudorf/Hegau investiert. Trotz der immer wieder auftretenden Folgen einer im Krieg erlittenen Malaria übernahm er im Dekanat Stockach das Amt des Dekanatsmännerseelsorgers und betreute die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Lehrer. Nachdem er im Jahre 1965 aus gesundheitlichen Gründen gezwungen war, die Verwaltung der beiden von ihm betreuten Pfarreien abzugeben, kam er nach einem längeren Krankheitsurlaub am 10. August 1966 als Pfarrverweser nach Kappel i. Schw. und wurde am 30. 5. 1974 in dieser Pfarrei auch investiert. Seine nachlassenden Kräfte zwangen ihn, am 1. 9. 1986 in den Ruhestand zu treten. Die folgenden Jahre verbrachte Pfarrer Bertsche im Altenheim St. Raphael in Neustadt. Anfangs noch in der Seelsorge aushelfend, war ihm dieser Dienst bald nicht mehr möglich, als er auf die Hilfe anderer Menschen völlig angewiesen war. Er starb am 5. 7. 1992 und wurde am 10. 7. 1992 auf dem Friedhof in Freiburg-Littenweiler beigesetzt. M. Z.

Beykirch Johannes

Geb. 17. 7. 1903 in Grevenbroich (Rheinland), ord. 11. 3. 1928, Vikar in Durmersheim 19. 4. 1928, in Mannheim (Liebfrauenpfarre) 20. 12. 1929, Rektor am Städtischen Krankenhaus in Mannheim 17. 4. 1931, Pfrvw. in Brühl 12. 8. 1938, Pfarrer in Brühl 8. 10. 1939, Pfarrer in Hockenheim 7. 6. 1953, Dekan des Kapitels Schwetzingen 23. 10. 1967, Ruhestand in Hockenheim 1. 10. 1978, gest. am 17. 6. 1992 in Schwetzingen, beerd. am 25. 6. 1992 in Hockenheim.

Johannes Beykirch wurde am 17. Juli 1903 in Grevenbroich bei Mönchengladbach als Ältester von vier Kindern des Ingenieurs Franz Beykirch und dessen Ehefrau Paula geb. Meyer geboren. Die Familie siedelte bald nach Rheinfeldern über, wo der Vater in leitender Position in einem chemischen Werk tätig war. Nach dem Besuch einiger Klassen der Volksschule in Rheinfeldern und der Realschule in Säckingen, erhielt er von Pfarrer Schmitt in Rheinfeldern Privatunterricht in Latein und trat in das Gymnasium Paulinum in Münster i. W. ein. Er war dort Schüler des bischöflichen Collegium Ludgerianum. Die letzten beiden Klassen absolvierte er als Schüler des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in Freiburg i. Br. am dortigen Friedrichsgymnasium. Nach der Reifeprüfung 1923 wurde er in das Collegium Borromaeum aufgenommen. Während seiner Studien setzte er im Bereich des Caritas-Instituts einen Schwerpunkt. Am 11. 3. 1928 zum Priester geweiht, erhielt er seine erste Vi-

karstelle in Durmersheim. Vom 20. 12. 1929 bis 17. April 1931 war er Vikar in der Liebfrauenpfarre in Mannheim. Von 1931 bis 1938 war ihm die Seelsorge am Städtischen Krankenhaus in Mannheim übertragen. Am 8. 10. 1939 wurde er auf die Pfarrei Brühl investiert. Mit seinem „liebenswürdigen, ehrlichen Charakter, seiner großen Hilfsbereitschaft und seinem rheinischen Humor“ war er in der Not der Kriegs- und Nachkriegszeit ein geschätzter und beliebter Seelsorger. Im Jahre 1953 wurde Pfarrer Johannes Beykirch die Pfarrei Hockenheim übertragen. Mit dem Umbau des Schwesternhauses, dem Bau von zwei Kindergärten, dem Umbau des Gemeindehauses St. Joseph zu einer Festhalle für die ganze Gemeinde, setzte er wichtige Voraussetzungen für das Leben der Gemeinde. Von 1967 bis 1976 war er Dekan des Kapitels Schwetzingen. „In Anerkennung seiner Verdienste in den Pfarreien Brühl und Hockenheim sowie seiner mitbrüderlich verstehenden und verantwortungsbewußten Amtsführung als Dekan wurde er am 11. Mai 1971 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Die Stadt Hockenheim ernannte ihn an seinem Goldenen Priesterjubiläum zum Ehrenbürger, nachdem er schon zuvor mit der Goldenen Verdienstmedaille der Stadt ausgezeichnet wurde. Die Bundesrepublik verlieh ihm das Bundesverdienstkreuz. Am 1. 10. 1978 trat er in den Ruhestand. An seinem 60jährigen Priesterjubiläum schrieb der Herr Erzbischof Dr. Oskar Saier: „Pfarrer Johannes Beykirch hat es verstanden, Brücken zu bauen und Menschen zusammenzuführen, überall etwas von Gottes Güte und Menschenfreundlichkeit sichtbar zu machen.“ Er starb am 17. 6. 1992 und wurde am 25. 6. 1992 auf dem Friedhof in Hockenheim beigesetzt. M. Z.

Debatin Hubert

Geb. 6. 2. 1914 in Wiesloch, ord. 27. 3. 1938. 20. 4. 1938 Vikar in Lenzkirch, 17. 1. 1940 in Sinzheim, 4. 9. 1940 in Mannheim (St. Elisabeth); 1940/43 Wehrdienst, 1943/47 englische Kriegsgefangenschaft u. a. in Constantine (Algerien), 1947/48 Lagerpfarrer in Nordfrankreich (Rouen, Amiens, Lille); 9. 12. 1948 Vikar in St. Leon, 15. 9. 1949 Cooperator in Konstanz (Münster), 24. 10. 1951 Pfarrer in Weil a. Rh., 25. 11. 1951 inv. daselbst, 1. 3. 1960 Pfarrer in Freiburg-Haslach (St. Michael), 1. 5. 1960 inv. daselbst, 8. 1. 1965 Pfarrer in Stettfeld (Dekanat Bruchsal), 14. 2. 1965 inv. daselbst; 11. 5. 1971 Geistlicher Rat ad honorem; 13. 5. 1971 Missionar im Apost. Vikariat Windhoek (Südwestafrika), 18. 10. 1976 Vicarius Oeconomus in Emdingen und Amoltern, 12. 1. 1977 Auslandsseelsorger in Taiz (Nordjemen), 24. 11. 1977 Pfrvw. in Hohberg-Niederschopfheim, 4. 10. 1978 Pfarrer daselbst, 22. 10. 1984 Pfarrer in Gaggenau-Moosbronn, 1985 Ehrendomherr an der Kathedrale in Tiruvalla (Kerala), 1. 2. 1990 Ruhestand in Fischerbach und Subsidiar daselbst. Gest. 14. 8. 1992 in Fischerbach, beerd. 20. 8. 1992 in Hambrücken.

Debatin besuchte zunächst das Realgymnasium in Wiesloch. Mit Blick auf den schon früh gefaßten Entschluß, Priester zu werden, wechselte er 1930 an das Ludwig-Wilhelm-Gymnasium in Rastatt über, wo er 1933 das Abitur ablegte. Das theologische Studium absolvierte er in Freiburg und Tübingen und danach im Priesterseminar St. Peter. Im Freiburger Münster wurde er am 27. März 1938 von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Debatin war noch auf seiner ersten Vikarsstelle, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Wie viele Geistliche mußte auch er das Amt des Seelsorgers mit dem Militärdienst vertauschen. Auf seinen Kriegseinsatz in Nordafrika folgten entbehrungsreiche Jahre in englischer Gefangenschaft (Algerien). Dennoch ging er nach seiner Entlassung nach Nordfrankreich, um die kriegsgefangenen deutschen Soldaten seelsorgerlich zu betreuen. So hat Debatin, wie er einmal selbst vermerkte, 67 Monate seines Priesterlebens in der Kriegsgefangenschaft verbracht.

Nach den Ereignissen und Folgen des Krieges wünschte er sich eine für die Zukunft klar umrissene, kontinuierliche Arbeit in der Pfarrseelsorge. Allerdings fühlte er sich, wohl durch seinen langen Aufenthalt in Nordafrika bedingt, in hohem Maße auch für die Nöte und Sorgen der christlichen Mission verantwortlich. Daher unternahm er bereits 1955/56 einen ersten Versuch, für eine solche Tätigkeit freigestellt zu werden. Den Anstoß hierzu gab der frühere Erzabt von Beuron, Raphael Walzer O.S.B. Dieser, Gründer und Leiter des Seminars für kriegsgefangene deutsche Theologen in Rivet (Algier), hatte sich 1944/45 in besonderer Weise für Debatin eingesetzt, und nun ermutigte er ihn, in die von ihm 1952 ge-

gründete klösterliche Gemeinschaft St.-Benoît von Tlemcen einzutreten. Nicht nur der schon damals latente Priestermangel, sondern auch die durch den Algerienkrieg bedingten unsicheren Verhältnisse in Nordafrika veranlaßten Erzbischof Eugen Seiterich, ihm den mehrfach vorgetragenen Wunsch abschlägig zu bescheiden.

Als Gast des Bischofs Mar Athanasios von Tiruvalla (Kerala) unternahm Debatin 1959 eine mehrwöchige Studienreise nach Südindien. Seine persönliche Begegnung mit der Kirche des asiatischen Subkontinents weckte in ihm den Gedanken, die schon damals nicht mehr voll genutzten Aufnahmekapazitäten der deutschen Mutterhäuser für indische Postulantinnen zu öffnen; diesen sollte zu geholfen werden, ihre Berufung zum Ordensleben zu verwirklichen, und gleichzeitig sollte ihnen in Deutschland eine Ausbildung als Krankenschwester ermöglicht werden. Aus dieser Idee heraus entstand die Nirmala-Gemeinschaft, die sich zum Ziel setzte, junge indische Frauen an deutschen Krankenhäusern als Krankenschwestern auszubilden. Debatin selbst initiierte in Pullazhy (Kerala) den Bau des „St. Cristina's Home“ für alleinstehende Frauen und Kinder. Zustimmung für sein Werk fand Debatin vor allem beim Erzbischof von Bombay, Kardinal Valerian Gracias. Auch mit Mutter Teresa und ihrem Liebeswerk für die Armen knüpfte er Kontakte.

Nach nahezu einem Jahrzehnt, in welches auch der Bau einer Kirche in Friedlingen fiel, verließ Debatin die Gemeinde Weil, um die Pfarrstelle in Freiburg-Haslach anzutreten. Auch von hier aus suchte er in seiner Art weltkirchliche Akzente zu setzen: Im Auftrag des St. Raphaelvereins begleitete er im Spätjahr 1960 als Schiffgeistlicher einen deutschen Auswanderertransport nach Amerika; weltkirchlich in einem anderen Sinn war auch seine Aufgeschlossenheit für die Ökumene.

Bereits 1965 ging Debatin als Pfarrer in das ruhigere Stettfeld. Es mag verwundern, daß er schon 1970, eben erst 56jährig, einen Antrag auf Pensionierung stellte – in Wahrheit ein erneuter und dieses Mal erfolgreicher Anlauf, für die Mission beurlaubt zu werden. Fünf Jahre wirkte er als Missionar im Apostolischen Vikariat Windhoek (Südwestafrika), und nach kurzer Seelsorger Tätigkeit in der Heimatdiözese ging er für ein weiteres Jahr in den Nordjemen. Dann machten vor allem gesundheitliche Gründe eine endgültige Rückkehr nach Deutschland notwendig.

Mag Debatins Priesterleben Züge echter Rastlosigkeit aufweisen: er handelte nie unbedacht, und seine einmal gefaßten Entschlüsse, die er argumentativ vorzutragen pflegte, basierten stets auf ernsthafter Selbstprüfung. Es ehrt den eigenwilligen Priester, daß er sich dennoch den oft gegensätzlichen Auffassungen seiner geistlichen Oberen bereitwillig beugte. Nicht der Reiz ferner Länder hatte in ihm den Wunsch geweckt, aus der heimatlichen Enge auszubrechen, sondern es waren immer und zuerst die Sorge um das Schicksal der Missionskirche und seine uneigennützigte Solidarität mit den dort wirkenden Arbeitern im Weinberg des Herrn. Daher war er auch bereit, große Entbehrungen und Strapazen auf sich zu nehmen. Für ihn selbst wohltuend war, daß neben seinem priesterlichen Eifer im Dienst der Erzdiözese immer auch sein sozial-karitatives Engagement zugunsten der Dritten Welt Anerkennung gefunden hat, so anlässlich der Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem durch Erzbischof Hermann Schäufele, des weiteren bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland.

Die geistige und materielle Unterstützung der Kirche in Indien war Debatin bis zum Lebensende ein ganz persönliches Anliegen geblieben. Auch noch als Pfarrer in Hoberg-Niederschopfheim und danach in Gaggenau-Moosbronn hat er es u. a. durch Vorträge in verschiedenen örtlichen Bildungswerken der Erzdiözese („Begegnungen mit Mutter Teresa“) vielen Gläubigen auch außerhalb seines engeren Wirkungskreises nahegebracht.

Eine Ehrung ganz besonderer Art wurde ihm zuteil, als ihn 1985 Bischof Isaac Mar Youhanon von Tiruvalla zum Chorbischof der syro-malankarischen Kirche ernannte. Diese ungewöhnliche Würde, die in der Heimatdiözese gelegentlich zu Mißverständnissen führte, da sie in der römischen Kirche einem Ehrendomherrn gleichkommt¹, war sichtbarer Ausdruck des Dankes an einen Priester, der ein warmherziger Förderer der Kirche Südindiens war.

Nach seiner Zuruhesetzung wirkte er noch bis zu seinem Tode als Subsidiar in Fischerbach (St. Michael). In Hambrücken fand er seine letzte Ruhestätte. Clemens Siebler

¹ Vgl. auch J. B. Sägmüller, Lehrbuch des kath. Kirchenrechts, Bd. I, 464, Freiburg 1914; ferner: LThK, Bd. II, Sp. 1080/81, Freiburg, 2. Aufl. 1958

Döbele Leopold Ludwig

Geb. 19. 8. 1907 in Obersäckingen, ord. 29. 6. 1934; als Priester der SDS tätig in den Diözesen Passau und Linz (Ö); Vikar in Todtnau 15. 9. 1950, in Oppenau 25. 7. 1952, Pfrvw. in Bühlertal-Untertal 15. 4. 1953; inkardiniert 15. 6. 1953; investiert 24. 4. 1955 daselbst; pensioniert 1. 11. 1982; gest. 7. 10. 1992 in Obersäckingen, beerd. am 12. 10. 1992 daselbst.

Als Sohn des Landwirts August Döbele und seiner Frau Karolina geb. Denz in Obersäckingen geboren, wuchs Leopold Döbele, zusammen mit zwei Brüdern, in einem christlich geprägten Elternhaus auf. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule wechselte er auf das Erzb. Gymnasialkonvikt in Freiburg und später an die Lender'sche Anstalt in Sasbach; 1924 ging er an die Studienanstalt der Salvatorianer in Steinfeld (Eifel), wo er nach Ablegung der Reifeprüfung im Jahr 1930 in das Noviziat der Salvatorianer eintrat. Zwischen 1930 und 1935 studierte er an der ordenseigenen Philos.-Theol. Hochschule in Passau und wurde in der dortigen Kathedrale am 29. 6. 1934 zum Priester geweiht.

Mit dem Ordensnamen P. Gerhard versah Leopold Döbele im Auftrag seiner Ordensoberen in der Diözese Passau den Kaplans- und Religionslehrerdienst; er war außerdem bei Exerzitien, Triduen und Einkehrtagen tätig; 1938 wurde er dem Salvatorianerkolleg Hamberg in der Diözese Linz a. D. zugewiesen, von wo er als Aushilfspriester in der Umgebung tätig war. Im Krieg war er als Sanitätssoldat an der Ostfront eingesetzt; durch Erfrierungen an den Beinen behindert, kam er bei Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft, aus der er 1945 entlassen wurde; am 1. 4. 1946 vom Kolleg Hamberg aus als Vikar in Schardenberg (O. Ö) eingesetzt, wirkte er dort mit großem Engagement in der Gemeinde.

Da seine beiden Brüder im Krieg gefallen waren und seine Eltern auf sich allein gestellt gesundheitlich angeschlagen waren, erhielt Leopold Döbele 1949 die Erlaubnis, sich um eine vorübergehende Anstellung in der Erzdiözese Freiburg zu bewerben. Diesem Wunsch wurde entsprochen; nach dreijähriger Vikarstätigkeit wurde er Pfarrverweser in Bühlertal-Untertal und auf seinen Wunsch durch Erzbischof W. Kauch zum 15. 6. 1953 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert. Nach zwei Jahren auf dieselbe Pfarrei investiert, blieb Pfr. Döbele fast 30 Jahre Seelsorger in der Gemeinde. Er sorgte sich um ein gutes Gemeindeleben und versuchte deshalb, die inneren und äußeren Bedingungen hierfür zu schaffen; so erlebten Altenwerk, Frauengemeinschaft, Kolpingsfamilie einen großen Aufschwung; die Außen- und Innenrenovation der Kirche, Erweiterung der Orgel, Neubau eines Kindergartens mit Jugendräumen u. a. m. zeugen von seiner Schaffenskraft.

Auch in seinem Ruhestand (seit 1882) blieb er, so weit es ihm seine Gesundheit zuließ, in der Seelsorge tätig, zunächst von Bühl aus, dann zog es ihn 1986 nochmals nach Bühlertal. Im September 1992 ging er in sein elterliches Haus in Obersäckingen, wo er schon nach vier Wochen starb.

Pfarrer Döbeles Leben war geprägt von einer tiefen Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit, von einem steten Eifer, Wegweiser zu Christus hin zu sein. H. H.

Dufner Karl

Geb. 19. 10. 1910 in Unterprechtal, ord. 7. 3. 1937, Vikar in Weingarten b. Offenburg 1. 4. 1937, in Bühlertal-Obertal 11. 9. 1945, in Freiburg-St. Georgen 19. 8. 1947, Pfarrer in Güttenbach 3. 5. 1950, Investitur 21. 5. 1950, Pfarrer in Unterlauchringen 9. 4. 1959, Investitur 18. 5. 1959, Pfarrer in Schuttertal 15. 10. 1970, gest. 24. 6. 1992 in Offenburg, beerd. in Elzach 27. 6. 1992.

Karl Dufner wurde am 19. 10. 1910 in Unterprechtal als 7. Kind des Maurers Augustin Dufner und dessen Ehefrau Hermine geb. Schwendemann geboren. Im September 1918 starb sein Vater nach einer schweren Erkrankung an der Ostfront. Nach dem Besuch der Volksschule trat Karl Dufner im Jahre 1924 in das Bertholdsgymnasium in Freiburg ein. 1931/32 war er Schüler des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts. Nach der Reifeprüfung 1932 trat er in das Collegium Borromaeum ein und absolvierte an der Universität Freiburg i. Br. die theologisch-philosophischen Studien. Die von seinen Vorgesetzten in Freiburg und im Priesterseminar hervorgehobene „Bescheidenheit“ sowie sein „tiefreligiöses Leben“ blieben für ihn während seines ganzen Lebens charakteristisch. Am 7. März 1937 wurde er zum Priester geweiht. Auf der ersten Vikarsstelle in Weingarten b. Offenburg war er sieben Jahre, in Bühlertal-Obertal von 1945 bis 1947, in Freiburg-St. Georgen bis 1950. Zehn Jahre

wirkte er als Pfarrer in Gütenbach, neun Jahre in Unterlauchringen. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn, 1959 in die kleinere Pfarrei Schuttertal zu gehen. Er starb am 24. Juni 1992 in Öffenburg und wurde am 27. Juni 1992 auf dem Friedhof in Elzach beige-
setzt. M. Z.

Egger Johannes

Geb. 13. 4. 1908 in Bietingen (Hegau), ord. 6. 3. 1932; Vikar in Säckingen 5. 4. 1932, in Freiburg, Herz Jesu 1. 6. 1937; Kurat in Mannheim-Rheinau 1. 7. 1943, Investitur als Pfarrer 30. 5. 1948; pensioniert 1. 4. 1979, Subsidiar daseibst; 1. 11. 1989 in Bad Peterstal, gest. 14. 1. 1992 in Bad Peterstal-Griesbach, beerd. 20. 1. 1992 in Mannheim-Rheinau.

Aufgewachsen in Bietingen (Hegau) als Sohn des Landwirts Ferdinand Egger und seiner Frau Elisabeth geb. Fischer, erwachte in ihm schon sehr früh, wie er im lateinisch verfaßten Lebenslauf bei der Aufnahme in das Collegium Borromaeum schrieb, der Gedanke an den Priesterberuf. Nach der 7. Volksschulklasse trat er, vorbereitet durch seinen Heimatpfarrer, in das Konradhaus in Konstanz ein, um am dortigen Gymnasium die Reifeprüfung zu erlangen. Von 1927 bis 1931 studierte er an der Universität Freiburg Philosophie und Theologie und wurde nach dem Seminarjahr am 6. 3. 1932 in St. Peter durch Weihbischof Burger mit 45 Kursgenossen zum Priester geweiht. In der Münsterpfarrei Bad Säckingen erlebte er die ersten Vikarsjahre, wo er sich in der Standesseelsorge wie im Religionsunterricht der Schule verdient machte; an seiner 2. Vikarsstelle in Freiburg, Pfarrei Herz Jesu, wurde er zusätzlich zum Standortpfarrer für die Soldaten ernannt, wo er sich besonders der Kranken und Verwundeten annahm. Mitten im Krieg – 1943 – wurde er als Kurat nach Mannheim-Rheinau angewiesen. Zu den äußeren Gefährdungen durch den Bombenkrieg kamen die politischen Schwierigkeiten mit Verhören bei der Gestapo, weil Johannes Egger sich nicht nur um seine Gemeinde kümmerte, sondern auch um die französischen und polnischen „Fremdarbeiter“, wie man damals sagte. Ihm ging es, wie man heute sagt, um die ganzheitliche Seelsorge. So war er mit der ihm eigenen Energie nach dem Krieg bemüht, die äußeren Voraussetzungen für den inneren Aufbau der Gemeinde zu schaffen. Aus der Notkirche entstand die große Pfarrkirche St. Antonius. Die immer größer werdende Gemeinde verlangte alsbald eine neue Struktur und so entstanden damals neue Seelsorgsbezirke, die heutigen Pfarreien St. Theresia vom Kinde Jesu in Pfingsberg und St. Konrad in der „Casterfeld-Siedlung“; die Sorge um die jungen Familien zeigt sich in der Errichtung von drei Kindergärten und den dazugehörenden Schwesternwohnungen. So war es nicht verwunderlich, daß Erzbischof Hermann Schäufele ihn am 14. 11. 1966 zum „Geistlichen Rat“ ernannte.

In den letzten Jahren kam nochmals eine besondere Aufgabe hinzu durch die Errichtung des Umsiedlungslagers in Rheinau-Süd, was den Bau der Filialkirche St. Johannes notwendig machte. Nach seiner Pensionierung behielt er, weil mit seinem Nachfolger schon seit Jahren freundschaftlich verbunden, seinen Wohnsitz in der Pfarrei, um weiterhin als Subsidiar in der Gemeinde zu helfen; er mußte allerdings in diesen Jahren und Jahrzehnten erfahren, wie das heutige säkularisierte Leben seine Spuren hinterließ. Nach 46 Jahren verließ er im Herbst 1989 Mannheim, um im Fachkrankenhaus zu Bad Peterstal den dortigen Schwestern Seelsorger zu sein, soweit es seine Kräfte zuließen.

Was er in seinem Lebenslauf als Abiturient bekennt: „Cor meum erat ardens in me“ – mein Herz brannte in mir – das hat er als Seelsorger bis an sein Lebensende durchgehalten, inmitten der ereignisreichen Jahre mit ihren äußeren und inneren Ansprüchen, die eine so unruhige Zeit mit sich bringt. H. H.

Ehinger Eugen

Geb. 26. 4. 1912 in Balzhofen, ord. 22. 3. 1936; Vikar in Elchesheim 16. 4. 1936, in Elzach 15. 10. 1936, in Mannheim-Waldhof 4. 5. 1938, in Tauberbischofsheim 1. 5. 1946; Pfarrer in Dachsberg-Hierbach 19. 8. 1948, in Nordrach 20. 11. 1960, in Degernau 6. 6. 1973, pensioniert 1. 9. 1987, gest. 12. 11. 1992 in Degernau, beerd. 16. 11. 1992 in Vimbuch.

Als Sohn des Landwirts Karl Ehinger und seiner Frau Theresia geb. Fristsch wuchs Eugen Ehinger mit vier Geschwistern in Balzhofen bei Vimbuch auf. Nach der Grundschule besuchte er die Realschule in Bühl und wechselte nach kurzer Zeit an das Gymnasium in

Rastatt, wo er im März 1931 die Reifeprüfung ablegte. Schon früh reifte in ihm der Gedanke an den Priesterberuf, so daß er nach dem Abitur um Aufnahme in das Erzb. Theol. Konvikt zu Freiburg bat. Seine philosophischen und theologischen Studien absolvierte er in Freiburg und Münster und anschließend im Priesterseminar zu St. Peter. Am 22. März 1936 wurde er mit 59 Mitbrüdern durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht.

Die Dienstzeugnisse in seiner Vikarszeit bezeugen einen eifrigen Priester, der sich gerade in den schwierigen Kriegsjahren immer das Vertrauen und die Liebe seiner Gemeinden erwarb. Die damaligen politischen Verhältnisse der Kriegs- und auch der Nachkriegszeit waren stets eine Herausforderung für ihn; unter Einsatz seines Lebens hat er die Pfarrkirche Mannheim-Waldhof, die von Brandbomben schwer getroffen war, vor der völligen Zerstörung bewahrt.

Im Sommer 1948 übernahm er die weit zerstreute Gemeinde Hierbach (heute Dachsberg-Hierbach), wo er zwölf Jahre lang mit Freude und Hingabe seinen Dienst in den vielen Schulen und Kapellen versah. Ähnlich war es auch in der Gemeinde Nordrach; immer lag ihm auch der Dienst an den kranken und alten Menschen besonders am Herzen. Aus gesundheitlichen Gründen wechselte er nochmals die Pfarrei und wurde Pfarrer in Degernau; auch hier wirkte er in seiner stillen und bescheidenen Art überaus segensreich und blieb auch nach seiner Pensionierung im Pfarrhaus dort wohnen, wo er, soweit es ihm seine Gesundheit erlaubte, in der Seelsorge weiterhin mithalf. Aus tief gelebtem Glauben ertrug er seine schwere Krankheit in bewundernswerter Weise. H. H.

Eichhorn Hans Martin Richard

Geb. 24. 3. 1920 in Karlsruhe, ord. 27. 6. 1948; Vikar in Forchheim 27. 7. 1948, in Ettlingen, Herz Jesu 1. 6. 1949. Religionslehrer am Eichendorff-Gymnasium daselbst 1. 9. 1955; pensioniert als Gymnasialprofessor 1982; gest. 24. 8. 1992 in Karlsruhe, beerd. 28. 8. 1992 in Ettlingen.

Als Sohn des Schreiners Hans Eichhorn und seiner Frau Sophie geb. Zabel wuchs Hans Eichhorn zusammen mit seiner Schwester in einer vom christlichen Geist geprägten Familie in Karlsruhe auf. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er 1932 auf das Bismarckgymnasium, wo er im März 1938 das Abitur ablegte. Bereits in der Schulzeit zeigte sich seine besondere Begabung für das Erlernen von Sprachen; vom Bund Neudeutschland fühlte er sich stark angezogen und wurde durch ihn geprägt, was in jenen Jahren zu schwierigen Komplikationen mit den Machthabern führen konnte. In dieser Zeit reifte der schon früh erwachte Wunsch, Priester zu werden, so daß er nach seinem Abitur mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg begann; aus gesundheitlichen Gründen war er vom RAD befreit, so daß er bis zu seiner Einberufung als Sanitätssoldat im Jahre 1941 studieren konnte. 1944 in der Normandie in Gefangenschaft geraten, konnte er in einem Gefangenenlager in England an einem Kurs für Theologie, Philosophie und Kirchengeschichte teilnehmen. 1946 wieder heimgekehrt, setzte er sein Studium im selben Jahr fort, absolvierte das Seminarjahr in St. Peter und wurde am 27. 6. 1948 in Freiburg durch Weihbischof Burger zum Priester geweiht.

In seinen Vikarsstellen in Forchheim und Ettlingen, Herz Jesu, engagierte er sich besonders in der Jugendarbeit und im Bund Neudeutschland; in der Kolpingsfamilie war er bis zu seinem Tod der Präses; immer mehr wurde ihm in diesen Jahren der Religionsunterricht zur Hauptaufgabe, so daß er 1955 als Studienassessor hauptamtlicher Religionslehrer wurde. Nach der Lehramtsprüfung wurde er alsbald zum Studienrat ernannt, 1963 zum Oberstudienrat und 1972 zum Gymnasialprofessor.

Trotz der immensen Arbeit eines Religionslehrers an einem Gymnasium blieb er doch der Seelsorger, nicht nur für seine Schüler, sondern auch in den Pfarreien von Ettlingen wie auch im Dekanat. Über 20 Jahre war er zudem Dekanatsjugendseelsorger, fast 25 Jahre Geistlicher Leiter des Bundes Neudeutschland; von 1969 bis 1981 war er Schuldekan und von 1972 bis 1982 Fachberater für kath. Theologie. Durch die Kriegsjahre geprägt, war für Hans Eichhorn die deutsch-französische Verständigung ein großes Anliegen. Er war maßgeblich beteiligt an der Gründung und Pflege von Partnerschaften ehemals selbständiger und heute eingemeindeter Gemeinden der Stadt Ettlingen. Dieser Friedensarbeit blieb er verbunden bis zu seinem Tod.

Ein solch reiches Leben fand seine Anerkennung durch Ehrungen verschiedener Art. Erzbischof Saier ernannte ihn 1979 als Dank für seine Arbeit im schulischen wie außerschulischen Bereich an der Jugend zum Geistl. Rat a. h. Schon im Jahre 1973 wurde ihm von Bischof Piécard die Verdienstmedaille der Diözese Chalons-sur-Marne verliehen für seine Mühen um die deutsch-französische Verschwisterung von Gemeinden dieser Diözese und Gemeinden des Dekanates Ettlingen. Vom französischen Staat erhielt er 1982 wegen seiner Verdienste um die Völkerverständigung den Orden „Palmes Academiques“.

In der BRD wurde sein öffentliches Wirken im Jahre 1987 durch die Verleihung des Verdienstkreuzes am Band des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland gewürdigt.

Hans Eichhorn hat ein Leben lang durchgehalten, was er in der Begeisterung der jungen Jahre schrieb, sich einzusetzen „für die Ehre Gottes und das Seelenheil seiner Mitmenschen“.

H. H.

Gulde Marquard

Geb. 20. 5. 1905 in Kettenacker (Hz), ord. 6. 3. 1932; Vikar in Sigmaringen 7. 4. 1932, in Baden-Baden, Liebfrauen 27. 6. 1934; Pfr. in Stein/Hz. 12. 6. 1940, in Haigerloch/Hz. 20. 5. 1943; pensioniert 1. 8. 1982; gest. in Haigerloch 20. 12. 1992, beerd. in Kettenacker 23. 12. 1992.

„Mit dem Tod von Monsignore Gulde ist Hohenzollern wieder um ein Original ärmer geworden“, so hieß es im Nachruf des „Konradsblattes“ auf den Verstorbenen. Marquard Gulde verkörperte gleichsam in seiner Person den Katholizismus als geschlossenes System, womit man ja auch gern das ehem. Hohenzollern identifizierte; und er durchlitt auch die schweren Jahre, als diese äußere Erscheinungsform der Kirche nach und nach zerbröckelte.

Marquard Gulde wuchs als Sohn des Landwirts Matthias Gulde und seiner Frau Bibiana geb. Steinhart, zusammen mit zwei Brüdern und drei Schwestern im heimatlichen Kettenacker auf. Nach acht Jahren Volksschulzeit bereitete ihn sein Pfarrer Adam Beuter so auf das Gymnasium vor, daß er 1920 in die Quarta des Gymnasiums Sigmaringen aufgenommen werden konnte, wo er, im Fidelishaus wohnend, 1927 die Reifeprüfung ablegte. Wie sein früh verstorbener Bruder Karl, der am 19. 3. 1926 zum Priester geweiht wurde, strebte Marquard Gulde den Priesterberuf an. So studierte er in den Jahren 1927 – 1931 in Freiburg und Münster/Westf. Philosophie und Theologie und kam nach der theol. Abschlußprüfung 1931 in das Priesterseminar St. Peter. Dort wurde er am 6. 3. 1931 durch Weihbischof Burger zum Priester geweiht.

In seinen Vikarstellen in Sigmaringen und Baden-Baden, Liebfrauen, gewann er schnell den Zugang zu den Herzen der Menschen. Er war ein unermüdlicher Präses in den verschiedenen Pfarrgruppen, vor allem in der Jugendarbeit. „Seine außerordentlichen geistigen Fähigkeiten machten ihm das Arbeiten leicht“, bezeugte der Sigmaringer Pfarrer N. Beuter im Jahre 1934.

Im Juni 1940 wird Marquard Gulde als Pfarrer nach Stein/Hz. angewiesen; doch schon drei Jahre später übernimmt er auf Bitte des Erzbischofs Conrad Gröber die Pfarrei Haigerloch. Die Seelsorge in dem kleinen Städtchen war durch die Zersplitterung der Gottesdienste in drei Kirchen nicht einfach, doch Pfarrer Gulde ging mit der ihm eigenen Tatkraft ans Werk.

Für immer wird sein Name verbunden bleiben mit der Rettung der Schloßkirche und des Schlosses. Im letzten Kriegsjahr war der deutsche Forschungsstab für Atomkraft im dortigen Felsenkeller untergebracht; wenige Tage nach der Besetzung wollten die Amerikaner die ganze Anlage in die Luft sprengen, was auch die Zerstörung von Kirche und Schloß zur Folge gehabt hätte. Durch zähe und taktisch kluge Verhandlungen konnte der Pfarrer den amerik. Offizier von seinem Vorhaben abbringen. In dieser – äußerlich – kurzen Episode kam aber zum Ausdruck, was sein Leben und Arbeiten weithin prägte. Neben der „normalen“ Seelsorgsarbeit war ihm die Erhaltung der drei kunsthistorisch bedeutsamen Kirchen eine stete Herausforderung geblieben. Die in den Jahren 1953 bis 1966 mit großem Kunstverständnis durchgeführte Restauration der drei Haigerlocher Kirchen war nicht nur eine organisatorische und finanzielle Leistung, sondern auch ein beispielhaftes künstlerisches Werk, das in ganz Süddeutschland Beachtung fand. M. Gulde war so zu einem Kunstsachverständigen geworden, der auch bei anderen Kirchenrenovationen mit Rat und Tat zur

Seite stand; er war auf diesem Gebiet sehr gefragt und gab auch mehrere Kunst- und Kirchenführer heraus.

Mit dem Bau des Hauses der Jugend im Jahre 1965 wurde eine wichtige Voraussetzung geschaffen für eine zeitgerechte Jugendarbeit. Viel Kraft und Zeit investierte der Pfarrer in die St.-Anna-Wallfahrt, die jährlich viele Menschen aus dem Zollernland und darüber hinaus nach Haigerloch zog.

Dank seiner künstlerischen Begabung waren ihm die Gottedienste ein besonderes Anliegen; Haigerloch wurde bekannt durch seine kirchenmusikalischen Darbietungen.

Es blieb nicht aus, daß Marquard Gulde über die Pfarrei hinaus gefragt war; so wurde er schon 1946 Kammerer des Landkapitels Haigerloch; am 27. 5. 1959 wurde er zum Dekan ernannt, was er bis zur Auflösung des Dekanates bei der Dekanatsreform zum 31. 12. 1976 blieb. In Anerkennung dieser beschriebenen Tätigkeiten als Pfarrer und Dekan ernannte ihn Erzbischof Schüaefele am 7. 4. 1963 zum Geistl. Rat a. h.; mit Urkunde vom 29. 10. 1980 wurde er sogar durch Papst Johannes Paul II. Päpstlicher Hauskaplan mit dem Titel „Monsignore“.

Von staatlicher Seite wurde er am 20. 5. 1965 geehrt durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse und auf kommunaler Ebene wurde ihm zehn Jahre später das Ehrenbürgerrecht der Stadt Haigerloch verliehen.

Im vorgereckten Alter bat M. Gulde zum 1. 8. 1982 um Pensionierung, blieb aber in seinem Ruhestand als Subsidiar in der Seelsorge von Haigerloch tätig. Im Sommer 1991 wechselte Msgr. Gulde infolge seiner geschwächten Gesundheit in das Alten- und Pflegeheim St. Elisabeth in Hechingen und kehrte kurze Zeit später – im Mai 1992 – nach Haigerloch in das neu errichtete Alten-Pflegeheim St. Josef zurück. Nach einem ungewöhnlich aktiven Leben auf die Pflege anderer angewiesen, gab er sein Leben mit den vielen Gaben in die Hände des Schöpfers zurück.

Msgr. Gulde wurde am 23. 12. 1992 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Kettenacker unter großer Anteilnahme beigesetzt. H. H.

Ketterer Alfons

Geb. 15. 4. 1912 in Bruchsal, ord. 27. 3. 1938; Vikar in Reicholzheim 20. 4. 1938, in Mühlentbach 4. 10. 1938, in Freiburg, Maria Hilf 23. 10. 1940; Hausgeistlicher und anschl. Rektor in Wiesloch (Pflegeanstalt) 19. 4. 1948; Pfarrer in Wiesloch, St. Laurentius 1. 9. 1954, Pfarrer in Wiesloch, Dreifaltigkeit 3. 10. 1969. Pensioniert 1. 11. 1979; gest. 31. 12. 1992 in Bruchsal, beerd. 8. 1. 1993 in Wiesloch.

Als einziger Sohn des Bäckermeisters Hugo Ketterer und seiner Frau Maria geb. Ulmschneider sollte er nach dem Willen seiner Eltern die Bäckerei übernehmen. Doch die Eltern fügten sich dem Wunsch ihres Sohnes, der seit frühester Jugend den Wunsch äußerte, Priester zu werden. Es ist verständlich, daß er auch in seiner Gymnasialzeit in Bruchsal manchen Kampf um seine Berufung auszustehen hatte, wie er in seinem Lebenslauf schreibt. Sein Engagement in der Jugendarbeit, vor allem auch in der Gründung der Schülerverbindung „Liga Catholica“ 1931 festigte seine Berufswahl. Nach Ablegung der Reifeprüfung im Frühjahr 1933 studierte er in den Jahren 1933 bis 1937 in Freiburg und Würzburg Philosophie und Theologie. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 27. 3. 1938 durch Erzbischof Conrad Gröber in Freiburg zum Priester geweiht. Die Vikare hatten es in der Zeit des 3. Reiches immer schwer, in ihrem spezifischen Arbeitsbereich, der Jugend, etwas zu bewirken. Als Vikar tat Alfons Ketterer das ihm Mögliche, so daß er mit diesen Erfahrungen die Jugendarbeit nach dem Krieg in Freiburg, Maria Hilf, besonders fortsetzen und auf- und ausbauen konnte. Ein neues Arbeitsfeld wurde ihm mit der Betreuung des psychiatr. Landeskrankenhauses in Wiesloch zugewiesen, wo er eine eigene Seelsorge aufbaute, nicht nur durch den einfühlsamen Umgang mit den Kranken, sondern vor allem auch in der Begleitung und Fortbildung des Pflegepersonals, so daß er 1951 schließlich als hauptamtlicher Seelsorger zum Rektor der Anstalt ernannt wurde. 1954 wechselte er wieder in die Pfarrseelsorge und übernahm in Wiesloch selbst die dortige Pfarrei. Durch neue Industriebetriebe wuchs die Stadt Wiesloch sehr schnell, so daß es nötig war, einen 2. Seelsorgsbezirk zu errichten. Waren schon neben der Seelsorge in der „alten“ Pfarrei ständig Bauaufgaben zu bewältigen, u. a. die Außeninstandsetzung der Pfarrkirche, Erweiterung

des Kindergartens, so mußte für die kommende neue Pfarrei geplant und gebaut werden: Bau der Kirche und Gemeindezentrum Hl. Dreifaltigkeit mit Pfarrhaus, Kindergarten, usw. Mit der Weihe am 5. 10. 1969 führte Erzbischof Schäufele zugleich auch Alfons Ketterer als Pfarrer der neuerrichteten Pfarrei ein. In dieser neuen Pfarrei war der Seelsorger Alfons Ketterer ganz gefordert; anstatt einer „Warte-Kirche“ verkörperte er in seiner Arbeit die „Geh-hin-Kirche“, weil er mit den neuzugezogenen Bürgern erst einmal ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln mußte, damit so eine Gemeinde entstehen und wachsen konnte. Hier nahm er nur wenig Rücksicht auf seine Gesundheit, die ihm mit der Zeit schwer zu schaffen machte, so daß er sich wegen seiner Krankheiten gezwungen sah, zum 1. Nov. 1979 um die Pensionierung einzugeben. Er zog wieder in seine Heimat, in die Hofpfarrei zu Bruchsal, wo er als Subsidiar in der Seelsorge der Pfarrei wie auch des Dekanates mithalf. „Seine Präsenz und Mitarbeit im Kapitel wirkte sich wohlthuend auf die Mitbrüder aus“, heißt es in einem Bericht über sein Leben. In Anerkennung all dieser seelsorgerlichen Tätigkeit ernannte ihn Erzbischof Saier 1988 zum Geistlichen Rat a. h.

Mit Pfarrer Ketterer starb ein treusorgender Priester, der durch seine gelebte Berufung vielen zum Wegweiser auf Christus und zum Zeugen für die Menschenfreundlichkeit Gottes wurde. H. H.

Kovacs Josef

Geb. 5. 10. 1921 in Soroksar b. Budapest, ord. 28. 6. 1948 in Vac (Diözese Vac), 1948 bis 1971 Vikar und Pfarrer in der Diözese Vac, Vikar in Dossenheim 30. 11. 1971, beurlaubt zum Sprachkurs am Goethe-Institut in Staufen 1. 12. 1973, Pfrvw. in Owingen, Dek. Hechingen 12. 2. 1974, Pfrvw. in Bingen 15. 9. 1984, incardiniert 18. 12. 1985, Pfarrer in Bingen 29. 3. 1986, Ruhestand in Hettingen-Inneringen 15. 4. 1991, gest. am 28. 5. 1992 in Soroksar (Ungarn), beerdigt am 2. 6. 1992 in Soroksar.

Josef Kovacs wurde am 5. 10. 1921 in Soroksar b. Budapest geboren. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1940 und im Militärdienst studierte er von 1943 bis 1948 im Seminar von Vac Theologie und wurde am 20. 6. 1948 zum Priester geweiht. Nachdem er von 1948 an in verschiedenen Pfarreien der Diözese Vac als Vikar und Pfarrer tätig war, siedelte er im Jahre 1971 mit Erlaubnis seines Bischofs in die Bundesrepublik Deutschland über und kam in die Erzdiözese Freiburg. Zuerst war er als Vikar in Dossenheim eingesetzt. Nach der Teilnahme an einem Sprachkurs am Goetheinstitut in Staufen wurde ihm als Pfarrverweser die Seelsorge der Pfarrei Owingen, Dekanat Hechingen übertragen, am 15. 9. 1984 die Pfarrei Bingen b. Sigmaringen. Nachdem er am 18. 12. 1985 in die Erzdiözese Freiburg incardiniert wurde, erfolgte am 29. 3. 1986 die Investitur auf die Pfarrei Bingen. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn, am 15. März 1991 auf die Pfarrei Bingen zu verzichten. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Inneringen zog er zu Beginn des Jahres 1992 in seine ungarische Heimat und starb in Soroksar b. Budapest am 28. 5. 1992 und wurde dort am 2. 6. 1992 beigesetzt. M. Z.

Kraus Johann Adam, Erzbischöflicher Archivar

Geb. 18. 3. 1904 in Ringingen/Hohenzollern, ord. 11. 3. 1928 in St. Peter. 4. 5. 1928 Vikar in Urloffen, 5. 6. 1928 in Bietigheim, Dek. Gernsbach, 28. 11. 1929 in Achern, 7. 2. 1931 in Burladingen. 20. 2. 1936 Kaplaneiverweser in Bingen. 1. 6. 1937 Pfrvw. in Dietershofen, 19. 3. 1938 investiert. 10. 5. 1942 Sekretär in der Registratur des Erzb. Ordinariat. 29. 3. 1943 Einberufung zum Wehrdienst. 15. 8. 1944 bis 2. 5. 1946 amerikanische Gefangenschaft. 15. 6. 1946 Sekretär in der Registratur des Erzb. Ordinariats. 19. 12. 1955 Erzb. Archivar. 1. 1. 1966 Ruhestand in Freiburg-Littenweiler. Gest. 27. 6. 1992 in Freiburg-Littenweiler, beerd. 2. 7. 1992 in Ringingen.

Aus einem seit über 400 Jahren auf der hohenzollerischen Alb nachweisbarem, vermögendem Bauerngeschlecht stammend, wurde K. in Ringingen als fünftes Kind des Landwirts und Gemeinderrechners Christian Kraus und dessen Ehefrau Katharina, geb. Viesel, geboren. Schon nach eineinhalb Jahren starb sein Vater. Auch zwei Kinder waren früh verstorben. Die Mutter mußte die Landwirtschaft in wirtschaftlich schwerer Zeit mit ihren zwei Buben durchbringen. Die Tochter trat bei den Franziskanerinnen in Reute ein.

Nach Besuch der dörflichen Volksschule und Vorbereitung in Latein durch den Ortspfarrer K. Glaser bezog K. im Kriegsjahr 1916 das Fidelishaus in Sigmaringen zum Besuch des Gymnasiums bis zum Abitur 1923. Er besaß eine besondere Anlage für Zeichnen und Mathematik. Auch für die Altertumskunde zeigte der Gymnasiast besondere Vorliebe. Diese hatte er von seinem heimatkundlich interessierten Vater geerbt. Starken Einfluß übte auch der Ringinger Steinhauer Karl Dietrich aus, der im Zollernland Eisenbahnausflüge organisierte, an welchen er mit gesteigertem Interesse teilnahm. Kurz nach seiner Reifeprüfung edierte er als Theologiestudent in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern“ (1924) die Ringinger Gemeindeordnung vom Jahre 1530, das sogenannte „Fleckenbüchle“, der Anfang seiner historisch-literarischen Tätigkeit.

Nach der Reifeprüfung trat K. in das Collegium Borromaeum ein und studierte an der Universität Freiburg Theologie. Schwerpunkte seines Studiums waren Kirchen- und Kunstgeschichte. Am 11. März 1928 wurde er mit 35 Kurskollegen von Erzbischof Karl Fritz in der Seminarikirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

„Frömmigkeit ist ein hervorstechender Charakterzug des Herrn Vikar Kraus“, stellt der Pfarrer in Bietigheim fest. Der Burladinger Pfarrer berichtet: „Liegt historischen Studien ob.“ Er ordnete das Pfarrarchiv Burladungen und er stellte die Stammbäume auf für den Nachweis der arischen Abstammung. An dem Kaplaneiverweser in Bingen bemerkt man sein „ausgezeichnetes historisches Gedächtnis“. Er war bereits Mitarbeiter der Kunstdenkmäler für Hohenzollern. Der Kaplan singt nicht nur einen guten Tenor, sondern konnte auch draufgängerisch sein.

Auch als Pfarrer von Dietershofen verbrachte er viel Freizeit im Staatsarchiv Sigmaringen. Die Verteilung eines verbotenen erzbischöflichen Schreibens und die Zulassung arbeitsverpflichteter Polen zum Gottesdienst brachte ihn bald in den Konflikt mit der Gestapo. Ein unbedachtes Verhalten des sehr kinderfreundlichen Priesters Kindern gegenüber war den Nazis willkommenen Anlaß, ihn vor Gericht und in mehrmonatige Haft zu bringen. Gute Freunde bewahrten ihn vor dem Konzentrationslager. Erzbischof Gröber holte ihn nach der Freilassung in die Ordinariatsregistratur.

Am 29. März 1943 wurde er zum Militärdienst einberufen. Er kam nach kurzer Ausbildung bei der 266. Kompanie in Ulm-Münsingen mit 48 weiteren, meist evangelischen, Geistlichen zum Sanitätsdienst in die Bretagne, wo K. bald bei Oberarzt Kopp in Guingamp arbeiten und in der altherwürdigen Basilika des Städtchens sonntags, gelegentlich auch den Pfarrgottesdienst, zelebrieren konnte.

Bei der Invasion der Amerikaner in der Normandie geriet er am 15. August 1944 bei St. Brieuc mit seiner Einheit in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Über England und Schottland ging es in 14tägiger Fahrt nach New York ins Lager Mc. Alester. Dort meldete er sich als Lagerpfarrer und kam in die Wüste von Lordsburg in Neumexiko zu 1800 Unteroffizieren, er als Gefreiter.

Über seine Tätigkeit als Lagerpfarrer in Amerika berichtet der Mitgefangene Erich Kniffke im „Ermländer Hauskalender 1962“, Seite 95 bis 111 (Verlag „Ermlandhaus“ in Münster in Westfalen). Ein Sonderdruck befindet sich bei den Personalakten Kraus.

Kniffke berichtet: „Nun, ich hatte Abwechslung genug, denn in diesem Lager hatten wir einen kriegsgefangenen Priester aus Freiburg im Breisgau – Pfarrer Johann Adam Kraus – als Lagergeistlichen. Er war auch in Frankreich in Gefangenschaft geraten. Außerhalb der drei Camps war die Lagerkapelle. Jeden Tag durfte er dort die hl. Messe lesen und überhaupt die Tore aller Camps, auch zum außerhalb liegenden Lazarett, passieren, um seine Schäflein zu betreuen. Er wurde uns ein guter Freund und war der Mittelpunkt aller derjenigen, die in ihm eine Stütze suchten, der Priester, der im wahrsten Sinne des Wortes die Seelen umsorgte und uns in einer kleinen, aber festgefügt Christengemeinde zusammenhielt.“ „Pfarrer Kraus, klein und unscheinbar, aber ein mächtiger Priester Gottes, sobald er die Kanzel betrat, war gleichermaßen beliebt und ob seiner furchtlosen, anklagenden, die Dinge beim richtigen Namen nennenden Worte gefürchtet.“ „Seine Sonntagspredigten waren viel beachtet und Gesprächsthema in allen Baracken.“ „Kraus hielt an vier Sonntagen hintereinander nach dem Gottesdienst je eine weitere Predigt über das Lagerradio, in denen er den ganzen hohlen Schwundel und die Christenfeindlichkeit der Nazilehre anprangerte.“

Am 3. Mai 1946 konnte K. in die Heimat zurückkehren. Seine Mutter war 1945 gestorben und erlebte die ersehnte Rückkehr ihres Sohnes nicht mehr. Am 15. Juni 1946 nahm er seinen angestammten Platz in der Registratur des Erzbischöflichen Ordinariats wieder ein.

Zu seiner bisherigen Aufgabe wurde ihm am 19. Dezember 1955 als Erzb. Archivar auch die Leitung des Erzb. Archivs anvertraut. Die Erstellung von Repertorien erlaubte die Arbeitsbelastung in der Registratur nicht. Er benutzte das Archiv als Quelle für seine zahlreichen Aufsätze.

Wegen eines Augenleidens schied er zum 1. Januar 1966 aus dem Amt. Er leistete Aus- hilfe in der an die Wonnhalde ausgewichenen Augenklinik. Nach seiner Übersiedlung in den Osten Freiburgs half er in den Pfarreien St. Barbara-Littenweiler und in Ebnet aus. Im Altenheim Stahlbad mit den Gengenbacher Schwestern und den bejahrten Insassen feierte er das hl. Opfer und verkündete Gottes Wort in Rede und Gesang zu Trost und Zuversicht in Freud und Leid bis ins hohe Alter. An den Neuerungen des Zweiten Vatikanischen Konzils nahm er keinen Anteil mehr.

Körperliche und geistige Erholung suchte K. weniger in Ferienreisen, als in Gartenarbeit, und nach der Zuruhesetzung durch Pflege der trauten Mariengrotte an der Hochrütte, An- legung kleiner Waldpfade und des Wasserspiels „Sägemännle“ im Wald, das jung und alt entzückte.

Hinter der Lebensleistung von J. A. Kraus stecken ein schon früh erwachtes elementari- sches historisches Interesse, eine große Neugier nach vergangenen Zuständen, Ereignissen und Personen und – nicht zuletzt – eine tiefe Heimatliebe. Die Forschungsgegenstände hän- gen bei ihm zu einem großen Teil mit seiner Biographie zusammen. Seinem Heimatort, des- sen Herrschaftsträgern, Kirchengeschichte, Familien, Häusern und Flurnamen galten im Laufe der Jahrzehnte unzählige kleinere und größere Aufsätze. Auch mit der Geschichte der benachbarten Orte Melchingen, Salmendingen, Stetten u. H., Hörschwang und Trocht- eldingen hat er sich wiederholt befaßt.

Über die Ortsgeschichte kam er zur Burgen- und Adelsgeschichte, zur Familien- und Namensgeschichte, zu rechtsgeschichtlichen Fragen und zur Volkskunde. Die zeitliche Spanne seiner Forschungen reicht von der Römerzeit bis ins 20. Jahrhundert. Gerne befaßte er sich mit ungelösten Fragen und regte die Forschung immer wieder mit neuen Lösungs- vorschlägen an. Mit seinem immensen Detailwissen konnte er manche Irrtümer der bishe- rigen Forschung beseitigen und in Rezensionen landesgeschichtlicher Publikationen Kor- rekturen und Ergänzungen anbringen. Er wich dem wissenschaftlichen Disput nicht aus und führte dabei mitunter eine spitze Feder.

Schrifttum:

Seine umfangreiche Bibliographie kann hier aus Platzgründen nicht angeführt werden. Kraus selbst hat für die Jahre 1924 bis 1988 833 Artikel gezählt ohne die Zeitungsberichte. Hinzu kommen 78 Nekrologe Hohenzollerischer Geistlicher in dieser Zeitschrift.

Zur Kirchengeschichte umfangreichere Beiträge sind: „Unbekannte Klerikerstatuten“. In: FDA 70, S. 154–178

FDA 71, S. 267–282.

„Aus Visitationsakten des ehemaligen Kapitels Trochteldingen 1574–1709“. In: FDA 73, S. 145–181.

„Aus den Tagebüchern dreier (Weih-) Bischöfe von Konstanz.“ In: FDA 82/83, S. 330–405.

Bibliographie: Walter Bernhardt und Rudolf Seigel, Bibliographie der Hohenzolle- rischen Geschichte (Zs. für Hohenzollerische Geschichte 97/98. Bd. 1974/75.) S. 111–151.

Fortsetzung: Landesbibliographie von Baden-Württemberg, Bd. 1, 1973/74 ff.

Registerband zum FDA Bd. 28 bis 104, 1986, S. 66–68.

Hu.

Lindeckert Herbert

Geb. 27. 3. 1920 in Ettlingen, ord. 27. 6. 1948, Vikar in Schriesheim 20. 7. 1948, St. Märgen 29. 8. 1950, Waldshut 12. 4. 1951, Hausgeistlicher auf dem Lindenberg b. St. Peter 5. 11. 1952, Pfarrvikar in Liel 16. 2. 1953, Vikar in Oppenau 15. 4. 1953, Pfrvw. in Burbach b. Ett- lingen, Pfarrer in Burbach 12. 10. 1958, gest. 2. 2. 1992 in Langensteinbach, beerd. 7. 2. 1992.

Herbert Lindeckert wurde am 27. 3. 1920 in Ettlingen als Sohn des Fabrikarbeiters Josef Lindeckert und dessen Ehefrau Maria geb. Vogel geboren. Von 1930 an besuchte er die Oberschule in Ettlingen und gehörte von dieser Zeit an dem Bund Neudeutschland an. Nach der Reifeprüfung 1938 und nach der Ableistung des Arbeitsdienstes konnte er im

Winter-Semester 1938/39 sein theologisches Studium in Freiburg beginnen. Am 3. 10. 1940 wurde er zur Wehrmacht einberufen. Nach der Ausbildung in Freiburg, Tübingen, Donaueschingen und Ulm diente er im Infanterie-Regiment 195 als Sanitäts-Unteroffizier in der 78. Sturm-Division. Am Ende des Krieges kam er in Schleswig-Holstein in englische Gefangenschaft, aus der er am 18. 7. 1945 entlassen wurde. Nach der Wiederaufnahme der theologischen Studien wurde er am 27. 6. 1948 in St. Peter zum Priester geweiht. Als Vikar in St. Märgen, Schriesheim und Waldshut gehörte die Jugendseelsorge zu seinen besonderen Aufgaben. In Waldshut erkrankte er im Oktober 1952 an Lungentuberkulose, nach längerer ärztlicher Behandlung wurde er als Hausgeistlicher in das Haus Lindenberg b. St. Peter versetzt. Es folgte am 16. 2. 1953 die Versetzung nach Liel und am 15. April 1953 nach Oppenau. Am 20. 4. 1955 wurde Herbert Lindeckert als Pfarrverweser nach Burbach angewiesen und am 12. 10. 1958 auf diese Pfarrei investiert. Zu Burbach gehörte zunächst noch die Gemeinde Pfaffenrot, die 1965 als selbständige Pfarrei abgetreten wurde. Mit großem Eifer versah er in der Pfarrei Burbach, zu der auch die Filiale Marxzell gehörte, seinen Dienst trotz immer wieder auftretender gesundheitlicher Beschwerden. Er starb am 2. 2. 1992 und wurde am 7. 2. 1992 auf dem Friedhof in Burbach beigesetzt. M. Z.

Lutter Dr. Anton

Geb. 9. 5. 1927 in Slavonski Brod (Kroatien); ord. 6. 7. 1952 in Djakovo. Vikar in Derventa bis 1954. Pfr. in Doboij, Pecnik und Gradacac. Seelsorger der Kroaten in Mannheim 1. 9. 1971; PfAdm. in Buchen-Hainstadt 20. 8. 1989. Gest. in Hainstadt 26. 6. 1992; beerd. in Slavonski Brod (Kroatien).

Über das Leben und Wirken von Msgr. Dr. Anton Lutter ist aus den Akten wenig ersichtlich. Von seinen Freunden ist zu erfahren, daß er das Schicksal seiner Landsleute im 2. Weltkrieg und danach am eigenen Leib mittragen mußte; er hatte Glück und konnte Theologie studieren und empfing durch Erzbischof Stephan Bäuerlein die Priesterweihe am 6. 7. 1952 in der Basilika St. Peter und Paul in Djakovo. Nach wenigen Vikarsjahren wurde er Pfarrer in drei Gemeinden; er muß ein begabter Theologe gewesen sein, der während seiner, durch die kommunistische Partei eingeschränkten, Seelsorgstätigkeit im Jahre 1970 seinen „Dr. theol.“ mit summa cum laude machte. Er war deswegen auch Berater der dortigen Bischofskonferenz; für diese Tätigkeit erhielt er den päpstlichen Titel eines Monsignore; Freunde nannten ihn gern den „Ratzinger Kroatiens“. Seit 1971, also über die Hälfte seines priesterlichen Wirkens, verbrachte er in unserer Erzdiözese, wo er vor allem in Mannheim Seelsorger seiner kroatischen Landsleute war. Freunde rühmen ihn als genialen Seelenführer, Beichtvater und Prediger, was sich gerade auch in der Pfarrseelsorge von Buchen-Hainstadt zeigte, die er seit 1989 ausübte. In diese Zeit fällt auch seine rastlose Tätigkeit, seinen durch den Krieg im ehem. Jugoslawien bedrängten Landsleuten durch materielle Hilfeleistungen beizustehen.

Kurz vor seinem 40jährigen Priesterjubiläum erlag er unerwartet einem Herzinfarkt. Auf Wunsch seiner Geschwister wurde der Verstorbene in seine Heimatgemeinde Slavonski/Brod überführt und dort an einem uns unbekanntem Tag beigesetzt. r. i. p. H. H.

Moll Wolfgang Alfons Josef

Geb. 27. 4. 1930 in Heidelberg, ord. 27. 5. 1956; Vikar in Schriesheim 20. 6. 1956, in Kirrlach 6. 6. 1957, in Donaueschingen, St. Marien 5. 5. 1959, in Ertligen, Herz Jesu 10. 3. 1960, in Reichenbach bei Lahr 3. 3. 1962, in Freiburg, St. Konrad 4. 5. 1962. Dazwischen: Krankheitsurlaub in St. Trudpert 1961 und 1962, im Caritashaus am Feldberg 1963. Als Vic. coop. in Freiburg-Günterstal und Mitarbeit in der Kanzlei des Ordinariates 11. 11. 1963, Sekretär daselbst 8. 3. 1969, Vic. coop. in Schelingen 1. 9. 1973 und darauf verschiedene Krankheitsvertretungen; pensioniert 1. 2. 1980, gest. 8. 12. 1992, beerd. in Gerlachsheim 11. 12. 1992.

Pfarrer Moll wurde am 27. 4. 1930 als Sohn des Hauptlehrers Josef Moll und seiner Frau Hermine geb. Reinhard in Heidelberg geboren. Die Volksschule besuchte er in Neibshheim bei Bruchsal und infolge der Versetzung des Vaters nach Gerlachsheim die dortige Schule, von wo er nach der 5. Klasse 1941 in das Gymnasium in Tauberbischofsheim wechselte.

Nach dem Krieg wohnte er im dortigen Gymnasialkonvikt, wo er 1950 die Reifeprüfung mit sehr gutem Erfolg ablegte. In jeder Generation seiner Familie war ein Priester hervorgegangen; vielleicht war dieses Wissen der äußere Anlaß, das Theologiestudium aufzunehmen, so daß er sich um die Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg bemühte. Er studierte an den Universitäten Freiburg und München Philosophie und Theologie – mit einer einjährigen Unterbrechung infolge seiner Krankheit; nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 27. 5. 1956 von Erzbischof Eugen Seiterich im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

In seinen ersten Vikarsjahren setzte sich Wolfgang Moll mit großem Eifer vor allem in der Jugendarbeit ein, was ihm seine Prinzipale immer wieder bestätigten. Doch bald zeigten sich Anzeichen seiner Krankheit, die wieder voll zum Ausbruch kam, so daß er des öfteren Krankheitsurlaub nehmen mußte. Er versuchte trotz allem wieder die Seelsorgearbeit aufzunehmen und wurde schließlich neben der Mithilfe in der Seelsorge in Freiburg-Günterstal als Sekretär in das Erzbischöfliche Ordinariat berufen. Zehn Jahre lang übte er diese Tätigkeit aus, wobei er in ständiger ärztlicher Behandlung war. Nach Besserung seines Befindens versuchte er es mit der selbständigen Arbeit in der Seelsorge in der mitverwalteten Pfarrei Schelingen, die er zwei Jahre ausüben konnte. Doch dann konnte er seiner Depressionen wegen nur noch kurzfristige Vertretungen und Aushilfen wahrnehmen.

Nach seiner Pensionierung hielt er sich im Kloster St. Trudpert auf, bis er 1990 Aufnahme im Pflegeheim St. Carolushaus in Freiburg fand. Dort ging sein irdischer Pilger- und Leidensweg zu Ende.

Pfarrer Moll hatte mit seiner Krankheit ein schweres Schicksal zu tragen und hatte sich trotzdem stets bemüht, den Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, gerecht zu werden. In Jesus Christus sah er den Befreier von Krankheit und Not, was ihm persönlich viel zu bedeuten hatte, was er auch glaubwürdig den Menschen bezeugen konnte. Möge ihm der Herr seinen Einsatz und seine Treue im Leiden vergelten und ihm Anteil geben seiner himmlischen Herrlichkeit. r. i. p. H. H.

Müncb Karl Bernhard

Geb. 6. 10. 1919 in Villingen, ord. 25. 3. 1949; Vikar in Mannheim-Friedrichsfeld 27. 4. 1949, in Weinheim, St. Laurentius 4. 9. 1950; Cooperator am Münster U. L. Frau in Freiburg am 14. 5. 1952; Pfrvw. in Gurtweil 3. 10. 1956, Rektor am Mädchenheim St. Elisabeth daselbst 1. 11. 1956; investiert 31. 8. 1958; Pfarrer in Schwetzingen, St. Pankratius 30. 8. 1962, in Mannheim, St. Ignatius und Franz Xaver 18. 12. 1974; pensioniert 1. 5. 1984, zugleich Subsidiar in Gengenbach; gest. in Gengenbach 3. 9. 1992, beerd. daselbst 10. 9. 1992.

Karl Müncb wurde am 6. Oktober 1919 als Sohn des Kaufmanns Max Müncb und seiner Frau Paula geb. Schiller in Villingen geboren. Geprägt durch ein christliches Elternhaus besuchte er nach der Volksschule das dortige Gymnasium und legte 1938 an derselben Schule die Reifeprüfung ab.

Seine musische Begabung wurde in seiner Familie gefördert; schon früh spielte er Klavier, ab dem 13. Lebensjahr erhielt er Orgelunterricht. Er trat sehr früh dem Bund Neudeutschland bei und blieb mit Freude und Engagement bis zu dessen Auflösung der Gruppe treu, die ihn wohl sehr geprägt hat.

Nach seinem eigenen Bekunden hat Pfarrer Müncb schon seit früher Jugend den Wunsch verspürt, Priester zu werden. So begann er nach dem Abitur im Herbst 1938 mit dem Studium der Philosophie und Theologie an der Universität Freiburg; er wurde jedoch bereits im Januar 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Als Sanitäter in vorderster Front war er mit der Sinnlosigkeit des Krieges besonders konfrontiert; er wurde selbst verwundet und geriet am Ende des Krieges in amerikanische und englische Gefangenschaft, aus der er bereits im September 1945 entlassen wurde. Nach dem Ausheilen seiner Kriegsverletzungen setzte er 1946 das Studium fort und konnte nach der theol. Abschlußprüfung 1948 in das Priesterseminar St. Peter eintreten. In der Seminarikirche zu St. Peter wurde er am 25. März 1949 durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht. An seinen Vikarsstellen fand er rasch Zugang zu den Menschen; in ihren vielerlei Nöten gewann er rasch ihr Vertrauen und die Zuneigung der Gemeinde. Sein besonderes Engagement galt selbstverständlich der Jugendarbeit, sowohl im schulischen Bereich wie auch in den anderen Bereichen der Seelsorge. Als

Cooperator in der Münsterpfarrei zu Freiburg war er zugleich Dekanatsjugendseelsorger. Mit seiner musischen Begabung verband sich ein guter Sinn für die Erneuerung der Liturgie, die in seinen Vikarsjahren einsetzte. Zum Pfarrverweser in Gurtweil bestellt, wurde er auch bald als Rektor mit der Seelsorge am dortigen Mädchenheim St. Elisabeth beauftragt. Mit großer Hingabe nahm er die Seelsorge in der Pfarrei wie auch im Mädchenheim wahr; zugleich übernahm er dort den Dienst als Dekanatsmännerseelsorger.

Nach fast sechsjähriger Tätigkeit in Gurtweil wechselte Pfarrer Münch in die große Pfarrei St. Pankratius zu Schwetzingen. Wie viele seiner Mitbrüder hat er wohl sehnsüchtig das Vaticanum II herbeigeseht, um dann mit Entschlossenheit und Freude die Impulse des Konzils in die Gemeinde umzusetzen; Pfarrer Münch sorgte sich mit unermüdlichem Eifer um den inneren Aufbau der Gemeinde in lebendigen Gruppen und Vereinen; neue Impulse gab er für die Betreuung der Kranken in der Gemeinde und im Krankenhaus durch die Gewinnung ehrenamtlicher Kräfte; das alles zeigt, daß ihm, wie sehr er auch besonderen Wert auf die würdige Feier der Gottesdienste legte, die drei Grunddienste – Gottesdienst, Verkündigung und Diakonie – gleichwertig waren und er stets bemüht war, sie nicht auszuspielen, sondern miteinander zu verbinden. In diesem Sinn förderte er auch das ökumenische Gespräch. Pfarrer Münch sorgte sich im gleichen Maße auch um die äußeren Belange: wie er schon in Gurtweil eine Orgel und zwei Glocken angeschafft hatte, so mühte er sich um die Renovation der Pfarrkirche, um ein neues Geläute, eine neue Orgel; er baute einen neuen Kindergarten und sorgte sich um den Umbau des Gemeindehauses; dies alles, um Voraussetzungen für ein gelingendes Gemeindeleben zu schaffen. Als hervorragender Organist galt seine große Liebe der Musik und im besonderen der Kirchenmusik wie überhaupt dem Kunstschaffen; er war Mitbegründer der Mozartgesellschaft und gab viele Impulse in die Gesellschaft hinein. Für all dieses Schaffen ehrte ihn Erzbischof Hermann Schäufele mit dem Titel Geistlicher Rat ad honorem am 25. März 1974.

Im Jahre 1974 wechselte Pfarrer Münch nochmals die Gemeinde und wurde Pfarrer in Mannheim St. Ignatius und Franz Xaver. Trotz gesundheitlicher Einschränkungen versah er noch zehn Jahre lang seinen Dienst in gewohntem Einsatz. Äußere Zeichen hierfür sind die Ergänzung des Geläutes wie auch die Außenrenovation der Pfarrkirche und des Pfarrhauses. Eine schwere Krankheit zwang ihn schließlich zur Aufgabe seines pastoralen Dienstes in Mannheim zum 1. Mai 1984. Seither lebte er in Gengenbach und half nach Kräften in der Seelsorge mit.

Mit Pfarrer Münch starb ein Seelsorger aus Leidenschaft, der es verstand Gottesdienst mit Diakonie und Verkündigung in Einklang zu bringen. Sein Denken, Reden und Tun war hingeeordnet auf die Feier der Eucharistie, aus der er selbst immer wieder Kraft schöpfte, um seinen Dienst vor Gott und an den Menschen erfüllen zu können. r. i. p. H. H.

Oettinger Heinz Günther Hermann Friedrich

Geb. 18. 5. 1914 in Aalen (Wrtbg.), ord. 17. 12. 1939; Vikar in Schriesheim 17. 1. 1940, in Karlsruhe-Durlach 3. 4. 1940, in Waldshut 10. 11. 1945, in Donaueschingen, St. Marien 17. 4. 1947; Pfarrer in Espasingen 1. 8. 1951, investiert daselbst 23. 9. 1951; pensioniert 1. 10. 1984, zugleich Subsidiar in Hausen a. d. Aach. Gest. in Singen 24. 9. 1992, beerd. 30. 9. 1992 in Espasingen.

Heinz Oettinger wurde am 18. Mai 1914 in Aalen/Württemberg als 2. Kind des Schriftleiters und Gründers der Aalener Volkszeitung Adolf Oettinger und seiner Frau Berta geb. Bautz geboren. In dem von einem guten Geist geprägten Elternhaus wuchs er heran und besuchte in Aalen die Volksschule. Aus gesundheitlichen Gründen mußte der Vater seine Position an der Aalener Volkszeitung aufgeben, weswegen die Familie nach Konstanz, der Heimat der Mutter, im Jahre 1925 zog, wo der Vater alsbald eine Buchdruckerei eröffnete. Hier trat Heinz Oettinger in die Sexta des Gymnasiums ein und legte dort im März 1934 die Reifeprüfung ab. In seinem Lebenslauf vom Jahre 1934 schreibt er, daß er wesentlich von der kath. Jugendbewegung, vor allem dem Bund Neudeutschland beeinflusst worden ist. „Mit zunehmendem Alter erkannte ich immer besser die hehren Ziele dieses Bundes und merkte, daß er ein wertvoller Helfer sei beim Ringen nach Vervollkommnung.“ So wird er auch bald Gruppenleiter und wurde schließlich im letzten Gymnasialjahr zum Gruppenführer für die gesamte Gruppe gewählt.

Ursprünglich wollte er Medizin studieren, doch bei einer Volksmission im Jahre 1930 und späteren Exerzitien entschied er sich für das Theologiestudium, um – im Anklang an das erste Berufsziel – „Seelenarzt“, d. h. Priester zu werden. So bat er um die Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiozese Freiburg und studierte in den folgenden Jahren in Freiburg Philosophie und Theologie. Nach der theol. Abschlussprüfung trat er im Sommer 1939 in das Priesterseminar zu St. Peter ein. Wegen des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges wurde die Priesterweihe vorgezogen und so wurde Heinz Oettinger bereits am 17. Dezember desselben Jahres durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Vikarszeit fiel in die schwere Kriegs- und Nachkriegszeit, die große Herausforderungen an die Seelsorge stellte. Er versuchte auch in der Kriegszeit den Aufbau der Jugendarbeit voranzutreiben; ob es beim Ausbessern der Bombenschäden an der Rastatter Kirche war oder sonstwo, seine Lebensfreude wirkte ansteckend auf die Menschen und so konnte er vor allem Kinder und Jugendliche in seinen Bann ziehen. In den Dekanaten Waldshut und Donaueschingen baute er systematisch die Jugendseelsorge wieder auf, wobei er sich – später im Dekanat Stockach – besonders der Landjugend annahm.

Über „Neudeutschland“ kam Heinz Oettinger auch mit der Liturgischen Bewegung der Vorkriegsjahre in Kontakt, die ihn mächtig in Bann zog, was nicht alle Prinzipale verstanden. Zwischen den Zeilen der Jahresberichte seiner Prinzipale spürt man die damalige Zurückhaltung der älteren Pfarrer gegenüber den liturgischen Neuerungen, wenn sie schreiben, daß der Zelebrant „feierlich“ und „gekünstelt“ und „langsam“ das hl. Meßopfer feiert. Sein Leben als Priester und Seelsorger war zudem geprägt durch seine lebenslange Freundschaft mit dem bedeutenden Maler jener Zeit, Sepp Biehler; beide haben sich wohl gegenseitig befruchtet. Nicht nur, daß er Sepp Biehler wichtige Aufträge verschaffte, sondern Heinz Oettinger wurde bewußt und unbewußt durch diesen Mann geprägt bis hinein in die Gestaltung der liturgischen Handlungen, der Sprache und der Gebärden.

Mit diesen Hinweisen sind wir bereits beim Pfarrer Heinz Oettinger, der 1951 die Pfarrei Espasingen durch den Grafen von und zu Bodman verliehen bekam. Hier war er über 33 Jahre ein unermüdlicher Seelsorger, der zeitnah von der Liturgie her die Gemeinde zu erfassen und zu formen versuchte. Neben der Pfarreiarbeit, die ab 1955 durch die Mitverwaltung der Gemeinde Stahringen vermehrt wurde, und der Erteilung des Religionsunterrichtes an den Schulen verschiedener Nachbarorte war er über 20 Jahre Dekanatsjugendseelsorger für die kath. Landjugend. Es ist ihm mit viel Liebe gelungen, insbesondere im südlichen Teil des Dekanates, eine aktive Landjugendbewegung aufzubauen und die jungen Menschen für die Herausforderungen der Zeit sensibel zu machen. Immer war er bereit auszuhelfen, wenn es ihm möglich war. Sein Wort und sein Ratschlag galten viel bei den Mitbrüdern im Dekanat, was in den Jahren nach dem Konzil mit der Umsetzung der Konzilsdekrete in den Gemeinden von großer Bedeutung war. Über längere Zeit war er auch verantwortlich für die Gestaltung der CMS und Beauftragter für kirchliche Kunst. Die gelungenen Renovationen der beiden Pfarrkirchen sind seinem sensiblen Kunstverständnis zu verdanken.

Aus gesundheitlichen Gründen mußte Pfarrer Oettinger 1984 um seine Versetzung in den Ruhestand nachsuchen. Er wohnte künftig in der Gemeinde Hausen a. d. Aach und war immer bereit, in der Seelsorge auszuhelfen, solange es ihm seine Gesundheit erlaubte. Seit November 1990 war er allerdings ganz auf die Pflege durch andere angewiesen, und mußte schließlich, kurz vor seinem Tod, noch in das Altenheim St. Anna in Singen umziehen. Mit Pfarrer Oettinger starb ein leidenschaftlicher Seelsorger, der es verstanden hat, gerade jungen Menschen in der Umbruchsituation unserer Zeit den Weg der Kirche zu erschließen. Seine Begeisterung für „die Sache Jesu“ wirkte ansteckend, so daß er vielen durch sein Zeugnis in Wort und Tat den Zugang zur frohen Botschaft vermitteln konnte. r. i. p. H. H.

Rothengaß Oskar

Geb. 14. 5. 1913 in Boxberg, ord. 27. 3. 1938, Vikar in Gengenbach 20. 4. 1938, in Mannheim (Liebfrauenpfarre) 17. 8. 1939, Einberufung zum Sanitätsdienst der Luftwaffe 5. 5. 1941, 2. 3. 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen, 23. 5. 1946 Vikar in Mudau, 15. 6. 1948 in Wertheim, 18. 10. 1950 Pfarrer in Pülfringen, 1. 9. 1987 Ruhestand in Pülfringen, 20. 12. 1992 gest. in Pülfringen, 23. 12. 1992 beerd. in Pülfringen.

Oskar Rothengaß wurde am 14. 5. 1913 als Sohn des Amtsgerichtsdieners Emil Rothengaß und dessen Ehefrau Theresia geb. Kimmich in Boxberg geboren. Dort wuchs er zusammen mit fünf Geschwistern auf, bis zur Versetzung des Vaters, der Oberaufseher des Bezirksgefängnisses in Tauberbischofsheim wurde. Dort besuchte er das Gymnasium und gehörte dem Bund Neudeutschland an. Nach der Reifeprüfung 1933 begann er seine philosophisch-theologischen Studien an der Universität Freiburg. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er im Münster zu Freiburg durch Erzbischof Dr. Conrad Gröber zum Priester geweiht. Nach seiner Tätigkeit als Vikar in Gengenbach und in Mannheim (Liebfrauenpfarre) wurde er am 5. Mai 1941 zum Wehrdienst eingezogen. Nach der Ausbildung in einer Sanitätsausbildungs-Abteilung der Luftwaffe diente er auf dem Fliegerhorst in Fürth/Bayern und in Westfrankreich. Am 1. 4. 1943 wurde er zum Sanitäts-Unteroffizier befördert. Seit dem 26. 11. 1944 galt er als vermißt. Im Januar 1945 erhielten die Eltern die Nachricht, daß ihr Sohn sich in amerikanischer Gefangenschaft in Les Milles b. Aix befand. Am 2. 3. 1946 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen. Infolge seiner geschwächten Gesundheit konnte er erst am 25. 5. 1946 in Mudau seinen Dienst beginnen. Am 25. 6. 1948 wurde er als Vikar nach Wertheim versetzt, am 18. 10. 1945 auf die Pfarrei Pülfringen investiert, zu der die Filiale Brehmen gehört. 37 Jahre wirkte er dort als Pfarrer mit großem Eifer. Auch nach seiner Pensionierung blieb er in Pülfringen und half nach Kräften in der Seelsorge. Er starb am 20. 12. 1992 in Pülfringen und wurde dort am 23. 12. 1992 auf dem Friedhof beigesetzt.

M. Z.

Ruff Wilhelm

Geb 2. 12. 1910 in Sigmaringendorf, ord. 22. 3. 1936, Vikar in Zell i. W. 16. 4. 1936, Pfarrvikar in Lörrach (St. Bonifatiuspfarre) 4. 2. 1942, Pfrvw. in Langenenslingen 30. 9. 1948, Investitur 23. 7. 1950, Ruhestand 1. 10. 1985 in Sigmaringendorf, gest. 20. 6. 1992 in Sigmaringen, beerd. 25. 6. 1992 in Sigmaringendorf.

Wilhelm Ruff wurde am 2. 12. 1910 in Sigmaringendorf als Sohn des Landwirts Alfons Ruff und dessen Ehefrau Wilhelmine geb. Liebherr geboren. Er hatte noch fünf Schwestern und vier Brüder. Nach dem Besuch der Volksschule besuchte er das Staatliche Gymnasium in Sigmaringen. Er gehörte dem Bund Neudeutschland an. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und Innsbruck wurde er am 22. 3. 1936 zum Priester geweiht. Schon auf seiner ersten Stelle in Zell i. W. übernahm er als begnadeter Musiker und Sänger die Leitung des Kirchenchores. Als die Stadtkapelle bei kirchlichen Anlässen nicht mehr spielen durfte, gründete er eine pfarrliche Musikkapelle. In Lörrach übernahm er die Leitung des Kirchenchores und erhielt in Basel eine zusätzliche Ausbildung als Kirchenmusiker. Nach sechseinhalb Jahren fruchtbareren Wirkens in Lörrach wurde er am 30. September 1948 als Pfarrverweser nach Langenenslingen angewiesen und dort am 23. Juli 1950 investiert. Hier und von 1954 an in Billatingen entfaltete er eine segensreiche Tätigkeit. Seine liebenswürdige Art und sein froher Optimismus hatten ihre Wurzeln in einem tiefen Glauben. Sein reiches musikalisches Können stellte er ganz in den Dienst der Kirchenmusik in der eigenen Pfarrei, aber auch besonders als Dekanatspräses in den damaligen Dekanaten Sigmaringen und Veringen und später im größeren Dekanat Sigmaringen. Viele Chorleiter und Organisten hat er für ihren Dienst befähigt, auf Kirchenchortreffen auf Dekanats Ebene hohe Maßstäbe gesetzt. Bei der Herausgabe des Diözesangesangbuches „Magnifikat“ hat er mitgearbeitet und bei der Einführung des „Gotteslob“ in den Pfarrgemeinden wichtige Dienste geleistet. In besonderer Würdigung seiner „vielfältigen und von großem musikalischen Verständnis und Können getragenen Tätigkeit in der Schulung und Betreuung der Kirchenchöre als Dekanatspräses“ wurde er im Jahre 1976 von Erzbischof Herrmann Schaufele zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Zu den vielen Werken, die unter seiner Leitung aufgeführt wurden und durch deren Aufführung er weit über die Grenzen der Heimat hinaus Anerkennung fand, gehören auch die beiden Oratorien „Paulus“ und „Elias“ von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Der Deutsche Sängerbund ehrte ihn mit der goldenen Chorleiter-Nadel für seine großen Verdienste um den Volksgesang. Nach 37jähriger Tätigkeit als Pfarrer von Langenenslingen war Geistlicher Rat Ruff aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, um Entlastung von der Verantwortung für die beiden Pfarreien Langenenslingen und Billatingen zu bitten. Vom 1. Oktober 1985 lebte er in seinem Heimatort Sigmaringendorf und half

dort sowie im Kinderheim Haus Nazareth und der Liebefrauenschule in Sigmaringen bei den Gottesdiensten und in der Sakramentenspendung aus. Er starb am 25. 6. 1992 in Sigmaringen und wurde am 25. 6. 1992 auf dem Friedhof in Sigmaringendorf beigesetzt. M. Z.

Schmutz Willi

Geb. 12. 1. 1915 in Löffingen, ord. 2. 4. 1940, Vikar 18. 8. 1940 in Weil am Rhein, in Freiburg (St. Georgen) 4. 2. 1941, in Wertheim 29. 4. 1941, in Emmendingen 18. 10. 1941, in Freiburg (St. Konrad) 13. 5. 1946, in Freiburg (Münsterpfarre), zugleich Rektor des Lehrlingsheimes 16. 12. 1949, Pfarrer in Mannheim (Pfarrei Unserer Lieben Frau) 11. 4. 1956, Investitur 29. 4. 1956, Altenseelsorger im Stadtkapitel Mannheim 1. 5. 1973, Ruhestand in Neustadt 1. 6. 1985, gest. in Löffingen 4. 5. 1992, beerd. in Löffingen 7. 5. 1992.

Willi Schmutz wurde am 12. 1. 1915 als Sohn des Kaufmanns Julius Schmutz und dessen Ehefrau Maria geb. Fallner in Löffingen geboren. Nach dem Besuch von sieben Klassen der Volksschule und dem für den Eintritt in die Quarta des Gymnasiums vorbereitenden Unterricht in Latein war er von Ostern 1928 an Schüler des Bertholdsgymnasiums in Freiburg i. Br. und des dortigen Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts. Nach der Ablegung der Reifeprüfung und der Einberufung zum Arbeitsdienst konnte er im Herbst 1935 das theologische Studium an der Universität Freiburg beginnen. Am 2. 4. 1940 wurde er zum Priester geweiht. Als Vikar in Weil am Rhein, in Freiburg-St. Georgien, in Wertheim und Emmendingen galt seine besondere Sorge neben dem Religionsunterricht den noch bestehenden Jugendgruppen und Vereinen. In Emmendingen kam hinzu, daß der dortige Pfarrer Oswald Haug verhaftet wurde und in das Konzentrationslager kam, ein Zeichen für die damals dort herrschenden Verhältnisse. Nach dem Krieg war in Freiburg (St. Konrad) die Arbeit in den Jugendgruppen, im Männerwerk und in der Kolpingsfamilie ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit. Als Bezirkspräses der Kolpingsfamilie und durch seine Aushilfe in der Jugendseelsorge in den Landgemeinden des Breisgaus wirkte er über die Grenzen der Pfarrei hinaus. Als Rektor des Lehrlingsheimes, Kooperator in der Münsterpfarre, Dekanatsjugendseelsorger und Religionslehrer an der Gewerbeschule war ihm ein großes Maß an verantwortungsvoller Arbeit übertragen. Mit diesen reichen Erfahrungen einer sechzehnjährigen Tätigkeit übernahm er am 11. 4. 1956 die Seelsorge und Verwaltung der Pfarrei Unserer Lieben Frau in Mannheim. Siebzehn Jahre war er um den äußeren und inneren Aufbau bemüht. Neben den zu Ende geführten umfangreichen Arbeiten an der im Kriege schwer beschädigten Liebfrauenkirche verlangte der Bau eines Jugendheimes seine Kraft. Gesundheitliche Schäden veranlaßten ihn, am 1. Mai 1973 auf die Pfarrei zu verzichten. Er war bereit, die Altenseelsorge in Mannheim aufzubauen. Mit der ihm eigenen Geduld und Zähigkeit vermochte er die im Stadtdekanat Mannheim bestehenden Aktivitäten zu koordinieren und in vielen Pfarreien neue ins Leben zu rufen. Vom 1. Juni 1986 an wirkte er als Hausgeistlicher im Altersheim St. Raphael in Titisee-Neustadt. In den letzten Monaten seines Lebens fand er Aufnahme im Altersheim St. Martin in Löffingen. Dort starb er am 4. Mai 1992 und wurde am 7. Mai 1992 auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. M. Z.

Schöffel Johann Georg

Geb. 13. 10. 1912 in Freiburg, ord. in Trier 24. 3. 1939 als „Weißer Vater“, Vikar in Mannheim-Waldhof 16. 3. 1943, in Freiburg (Herz-Jesu-Pfarrei) 3. 10. 1943, inkardiniert 26. 9. 1947, Kurat in Freiburg (Pfarrei St. Josef) 16. 9. 1949, Pfarrer daselbst 10. 6. 1956, Ruhestand in Oberbergen 1. 9. 1983, gest. 25. 12. 1992 in Oberbergen, beerd. in Freiburg 30. 12. 1992.

Johann Georg Schöffel wurde am 13. Oktober 1912 in Freiburg als Sohn des Dienstmannes Georg Schöffel und seiner Ehefrau Rosina geb. Koch geboren. Nach dem Besuch der Volksschule 1919 bis 1924 besuchte er für ein Jahr das Bertholds-Gymnasium in Freiburg, 1925 die Missionsschule der Weißen Väter in Haigerloch, 1928 die Missionsschule in Zaitzkofen/Niederbayern, 1929 das katholische Obergymnasium in Großkrotzenburg bei Frankfurt a. M. Dort legte er im Jahre 1933 die Reifeprüfung ab. Die philosophisch-theologischen Studien begann er am Ordensseminar der Weißen Väter in Linz am Rhein. Nach dem Noviziatsjahr in Marienthal in Luxemburg studierte er bis 1938 im Priesterseminar der Weißen Väter in Trier und im Priesterseminar der Diözese Trier. Am 24. März 1939 wurde Johann

Georg Schöffel von Weihbischof Fuchs in Trier zum Priester geweiht. Nach dem Studium im Priesterseminar der Weißen Väter in Rietberg/Westfalen wechselte er auf Wunsch der Ordensleitung an die Universität Freiburg, um dort die Philosophie-Studien weiterzuführen. Eine Promotionsarbeit legte er Prof. Dr. Meyer in Würzburg vor, mußte aber wegen eines schweren Augenleidens das Studium abbrechen. Das war auch der Grund für seine Bemühungen um die Inkardination in die Erzdiözese Freiburg. Nachdem er von seinem Provisor die Genehmigung erhalten hatte, pro experimento in der Erzdiözese Freiburg als Seelsorger tätig zu werden, kam er am 16. 3. 1943 als Vikar nach Mannheim-Waldhof und am 24. 8. 1943 in die Herz-Jesu-Pfarrei in Freiburg. Am 13. 8. 1947 erteilte die Sacra Congregatio de Propaganda Fide die Erlaubnis zum Austritt aus der Gemeinschaft der Weißen Väter. Johann Georg Schöffel wurde am 26. 9. 1947 in die Erzdiözese inkardiniert und kam am 16. 9. 1949 als Kurat in die Pfarrkuratie St. Josef in Freiburg. Die im Krieg zerstörte Norkirche mußte durch ein angemietetes ehemaliges Wirtschaftsgebäude der früheren Artillerie-Kaserne ersetzt werden. 1955 wurde eine neue Kirche erstellt. Vierzehn Jahre wohnte Kurat Schöffel in einer Notwohnung der ehemaligen Kaserne. Dem Bau des Pfarrhauses 1963 folgte 1967 die Errichtung eines Schwesternhauses und eines Kindergartens. Nach der Erhebung der Kuratie zu einer Pfarrei am 13. März 1953 wurde Johann Georg Schöffel zum Pfarrer ernannt. „In Anerkennung seiner langjährigen von großem seelsorgerlichen Eifer erfüllten segensreichen Wirksamkeit als Pfarrer und Seelsorger der nicht leichten Pfarrei St. Josef in Freiburg i. Br. und in besonderer Würdigung seines unermüdlichen selbstlosen Einsatzes beim Bau eines Pfarrzentrums mit Pfarrkirche, Kindergarten, Gruppenräumen und Pfarrhaus sowie seiner erfolgreichen Bemühungen um die Zusammenführung der Pfarrangehörigen aus den verschiedensten sozialen Schichten zu einer lebendigen Pfarrgemeinde“, wurde Pfarrer Schöffel von Erzbischof Dr. Hermann Schaufele am 31. März 1937 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Nach über vierzigjährigem seelsorgerlichem Einsatz in der Erzdiözese Freiburg, davon beinahe 34 Jahre in der Pfarrei St. Josef in Freiburg, trat Pfarrer Schöffel am 1. 9. 1983 in den Ruhestand. In Oberbergen war er weiterhin als Subsidiar seelsorgerlich tätig. Er starb dort am 25. 12. 1992 und wurde am 30. 12. 1992 auf dem Friedhof in Freiburg beigesetzt.

M. Z.

Schreck Richard

Geb. 25. 8. 1905 in Neckarelz, ord. 10. 3. 1929, Vikar in Oberhausen 25. 4. 1929, in Mannheim (Untere Pfarrei) 1. 5. 1930, in Horn 15. 4. 1936, in Freiburg (St. Konrad) 15. 10. 1936, Pfarrvikar in Wutöschingen 3. 7. 1939, Pfrvw. in Tafertsweiler 17. 9. 1941, Pfarrverw. in Hüg 13. 10. 1946, Pfarrverw. in Bohlsbach 29. 11. 1947, Pfarrer in Riedöschingen 12. 11. 1950, Pfarrer in Boll b. Hechingen 4. 9. 1955, Ruhestand in Schollach 23. 9. 1958, in Herten (Markhof) 24. 10. 1960, Neustadt 11. 10. 1967, in Kiflegg 6. 4. 1971, in Feldkirch (Vorarlberg) 1. 4. 1974, gest. in Feldkirch 21. 9. 1992, beerd. in Feldkirch 24. 9. 1992.

Richard Schreck wurde am 25. 8. 1905 in Neckarelz als Sohn des Bahnarbeiters Martin Schreck und dessen Ehefrau Katharina geb. Heller geboren. Nach dem Besuch der ersten Klasse der Volksschule und nach vorbereitendem Lateinunterricht durch den Heimatpfarrer trat er 1918 in die Quarta des Gymnasiums in Tauberbischofsheim ein, er wohnte im Erzbischöflichen Gymnasialkonvikt. Nach bestandener Reifeprüfung begann er 1924 das Theologie-Studium als Priesterkandidat der Erzdiözese an der Universität Freiburg i. Br. Am 10. 3. 1929 wurde er von Erzbischof Dr. Carl Fritz in der Seminarkirche in St. Peter zum Priester geweiht. „In der Seelsorge eifrig, in Predigt und Katechese tüchtig, widmet er sich der Betreuung der Jugend mit ganzer Hingabe.“ Dieses Urteil des Stadtpfarrers Bahr in Mannheim findet sich in ähnlicher Form in allen Pfarreien, wo er als Vikar tätig war. Von 1937 an sahen staatliche Stellen im schulischen Bereich in ihm einen Gegner des Nationalsozialismus. Dem Schulverbot am 10. Juli 1937 folgte am 28. 4. 1941 die Verfügung, sofort das badische Staatsgebiet zu verlassen. Nach dieser Ausweisung erhielt er nach einem Zwischenaufenthalt in Bad Imnau die Stelle eines Pfarrverwesers in Tafertsweiler. Nach dem Krieg war er als Pfarrverweser in Hüg und Ohlsbach und als Pfarrer in Riedöschingen und Boll b. Hechingen tätig. Doch überall zeigte sich, daß die jahrelangen Belastungen durch zahlreiche Verhöre durch die Geheime Staatspolizei, Schulverbot und Landesverweis ihm gesundheitlich so zusetzten, daß er sich davon nicht mehr erholte. Nach seiner Pensionie-

nung im Dezember 1958 wohnte er in Schollach, Herten (Markthof), Mudau, Neustadt und Kißlegg und von 1974 an im Antoniushaus in Feldkirch (Vorarlberg). Im Jahre 1924 vermerkte der Rektor des Erzbischöflichen Gymnasialkonvikts in Tauberbischofsheim: „Richard Schreck besitzt ganz gute Anlagen für Poesie.“ In seinem Nachlaß fand sich ein umfangreiches Florilegium sowie eine unter dem Titel „Wetterleuchten“ 1965 veröffentlichte Sammlung von Liedern und Gedichten (Morsdruck Freiburg 1965). Im Vorwort zu dieser Sammlung schreibt er: „Nach Leiden und Prüfungen, Ungerechtigkeiten und Kränkungen, Verfolgungen und Verböte haben in diesen Gedichten Verbitterung und Haß keinen Platz. In ihnen sind Liebe, Friede und Heiterkeit ein greifbares Zeichen und Wetterleuchten der Güte Gottes.“ Er starb im Alter von 87 Jahren am 21. September 1992 in Feldkirch und wurde dort am 24. September beigesetzt. M. Z.

Schuba Ludwig

Geb. 8. 4. 1917 in Neudenu (Jagst), ord. 6. 7. 1947 in St. Peter durch Erzbischof Dr. Conrad Gröber. 22. 8. 1947 Vikar in Schopfheim, 27. 11. 1949 in Freiburg, St. Martin, 18. 2. 1952 in Gengenbach, Religionslehrer, später Dozent an der Pädagogischen Akademie in Gengenbach mit Lehrauftrag für Kath. Religionslehre, Religionspädagogik und Bibelkunde für Lehrerinnen, ab 1957 außerdem Einführung in philosophisches Denken. November 1957 Studienrat und Beamter auf Lebenszeit in den bad.-württemb. Staatsdienst übernommen. 29. 6. 1962 Dozent der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe, Außenstelle Gengenbach. Ab Winter-Sem. 1963 Rektorstellvertreter der PH Karlsruhe in Gengenbach. September 1966 Ausscheiden aus dem kirchlichen Dienst und Eheschließung mit Dorothee Meyer (13. 9. 1966), 13. 10. 1973 laisiert. Kirchliche Trauung 13. 12. 1973.

11. 11. 1987 Promotion zum Dr. phil. h.c. in Heidelberg. Gest. 9. 9. 1992 in Eppingen, beerd. 15. 9. 1992 in Sandhausen.

Ludwig Schuba, als 3. Kind des aus Slaventzitz /Oberschlesien stammenden Feinkosthändlers und späteren AOK-Beamten August Schuba und seiner Frau Berta geb. Frank am 8. 4. 1917 geboren, absolvierte seine humanistischen Studien 1928–1936 bei den Benediktinern in Weingarten und am Gymnasium in Ravensburg. 1937 Eintritt in das Collegium Boromaeum in Freiburg. Theologie-Studium bis 1939. Der Kriegsdienst ab dem 3. 7. 1940 führte ihn als Veterinärsoldat über Breslau – Belgrad – Athen nach Nauplia (Peloponnes). Der Rückzug seiner Armee-Einheit durch den Balkan (fast immer zu Fuß) dauerte von September 1944 bis nach Kärnten-Steiermark im April 1945. Am 19. 5. 1945 Entlassung aus amerikanischer Gefangenschaft. Fortsetzung und Abschluß des Theologiestudiums 1945/46 in Freiburg. Nach seinem Abschied vom Kirchlichen Dienst wurde er am 1. November 1966 in die Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Heidelberg zur Weiterführung der Registerarbeiten an seit 1962 in Filmen und Fotokopiebänden archivierten Handschriften der Bibliotheca Palatina, die seit 1623 zum Bestand der Vatikanischen Bibliothek gehört, versetzt. Schuba bearbeitete ab 1969 die medizinischen Handschriften der Codices Palatini Latini anhand der Filme und Faksimilebänden der Uni-Bibliothek Heidelberg. 1981 erschien der Katalog „Die medizinischen Handschriften der Codices Palatini Latini in der Vatikanischen Bibliothek“. 1992 erschien der II. Band „Die Quadriviumshandschriften oder Handschriften der mathematischen Wissenschaften Codices Palatini Latini 1339–1458“. Zur Einsichtnahme in die Originale der Vatikanischen Bibliothek war Schuba zweimal mehrere Monate in Rom. Aus dem Fonds der Handschriften aus dem Kloster Salem (Cod. Sal.) der Universität Heidelberg bearbeitete er 40 liturgische Kodices für den Katalog der Salemer mittelalterlichen Handschriften. Für die Palatinaausstellung 1986 war Ludwig Schuba an der Vorbereitung maßgeblich mitbeteiligt. Auch nach Vollendung des 65. Lebensjahres arbeitete er weiterhin an der Universität Heidelberg, die ihm am 11. November 1987 höchst verdient den Dr. h.c. verlieh. Am 9. September 1992 war er auf einer Tagesexkursion mit seinen Kollegen und Mitarbeitern der Bibliothek in Eppingen. Dort führte er durch die Stadtkirche und nach dem Besuch der alten Ottilien-Kapelle auf dem Eppinger Ottilienberg starb er am Nachmittag auf dem Fußrückweg zum Bahnhof an einem Herzinfarkt.

Ludwig Schuba besaß eine hohe Intelligenz und war vielseitig begabt. Er spielte gut Orgel, war 1937–1939 Choralmagister der Theologenschola am Freiburger Münster und leitete in St. Peter 1946/47 den Kirchenchor. Seine pädagogische und wissenschaftliche Begabung konn-

te er in reichem Maße als Dozent an der PH in Gengenbach und später als wissenschaftlicher Experte für alte Handschriften in der Heidelberger Universitätsbibliothek einbringen.

In ihrer Gedenkrede bei der Beerdigung von Ludwig Schuba am 15. September 1992 sagte Frau Dr. Gisela Weber: „Mit Ludwig Schuba verliert die Universitätsbibliothek Heidelberg einen ihrer bedeutendsten Handschriftengelehrten... Ludwig Schuba war ein überaus gütiger und verständnisvoller Mensch. Sein Verlust hat uns tief getroffen. Tröstlich allein ist der Gedanke, daß er sein Lebenswerk vollenden konnte und in der Gemeinschaft von uns gegangen ist, die ihn verehrte und in der er sich wohlfühlte. Die Universitätsbibliothek wird Ludwig Schuba ein ehrendes Andenken bewahren.“
Konrad Philipp Schuba

I. Schriften

Die medizinischen Handschriften der Codices Palatini Latini in der Vatikanischen Bibliothek Wiesbaden: Reichert (1981) XLVII u. 618 S.

(= Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg 1)

Besprechungen

K. Baldinger, *Zeitschrift für romanische Philologie* 100 (1984) 681–682

B. D. Haage, *Centaurus* 27 (1984) 318–319

J. Perarnau, *Arxiu de textos catalans antics* 2 (1983) 600

H. Schipperges, *forschung. Mitteilungen der DFG* 3/82, 13–15

Heidelberger Tageblatt 72 (27./28.3.) 1982 und *Rhein-Neckar-Zeitung* 111 (15./16.5.) 1982

= *Ruperto Carola* 67/68 (1982) 156–157 *Sudhoffs Archiv* 66 (1982) 309–310

Die Quadriviums-Handschriften der Codices Palatini Latini in der Vatikanischen Bibliothek Wiesbaden: Reichert (1992) (= Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg 2)

II. Aufsätze

[Nachruf auf] Franz Karl Gießler

Konradsblatt 20 (15. Mai) 1966

Reichenauer Texttradition im Petershausener Sakramentar

Bibliothek und Wissenschaft 12 (1978) 115–140

(mit Colette Jeudy) Erhard Knab und die Heidelberger Universität im Spiegel von Handschriften und Akteneinträgen

Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 61 (1981) 60–108

Leben und Denken der Salemer Mönchsgemeinde im Spiegel der liturgischen Handschriften Salems. 850 Jahre Reichsabtei und Schloß (Konstanz 1984) 343–366

Die medizinische Fakultät im 15. Jahrhundert

Semper apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986.

Festschrift in sechs Bänden 1 (Berlin [usw.] 1985) 162–187

Fachprosa in medizinischen und naturwissenschaftlichen Handschriften der Palatina Latina
Bibliothek und Wissenschaft 22 (1988) 133–143

Reimbotus de Castro, Leibarzt Kaiser Karls IV. und Scholastikus an St. German vor den Toren der Stadt Speyer (Vat. Pal. lat. 1349)

Palatina-Studien = Miscellanea Bibliothecae Apostolicae Vaticanae V (Città del Vaticano 1992) 291–298

III. Besprechungen

Johann Jakob Christoffel von Grimmelshausen. *Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewigwährender Calender*. Faksimile-Druck der Erstaussgabe Nürnberg 1671. Beiheft von K. Haberkamm (Konstanz 1967)

Ruperto Carola 48 (1970) 200–202

O. Mazal, *Katalog der abendländischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek. Series nova (Neuerwerbungen), Teil 4: Cod. Ser. n. 4001–4800* (Wien 1975)

Erasmus 28 No. 21–22 (1976) Sp. 769–772

C. und R. Gindele, Die Generalpause des benediktinischen Psalmengesangs (Beuron 1985) Erbe und Auftrag 61 (1985) 489–490

Bibliographie des textes médicaux latins. Antiquité et haut moyen âge. Sous la direction de G. Sabbah (Saint-Etienne 1987)

Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 46 (1990) 623

IV. Beiträge zu Lexika und Katalogen

Bibliotheca Palatina. Katalog zur Ausstellung Heilig-Geist-Kirche Heidelberg 1986), Textband Heidelberg: Braus 1986

- | | |
|---------|--|
| 8 | Büchervermächtis Ludwigs III. (Karlsruhe, Badisches Generallandesarchiv 43/79) |
| 10–11 | Bibliothekskataloge 1466 (Heidelberg, Universitätsbibliothek, Heid. Hs. 47) |
| 14–17 | Handschriften der Artistenfakultät |
| 17 | Johannes de Sacrobosco (Cod. Pal. Lat. 1400) |
| 17–18 | Isidor Hispalensis (Cod. Pal. Lat. 282) |
| 18–19 | Eberhardus Bethuniensis (Cod. Pal. Lat. 1761) |
| 20 | Ptolemaeus Latinus (Cod. Pal. Lat. 1365) |
| 21–22 | Disputationen der Artistenfakultät (Cod. Pal. Lat. 376) |
| 22–23 | Erhard Knab (Cod. Pal. Lat. 1589) |
| 26–27 | Matthias Widman von Kemnat (Cod. Pal. Lat. 1381) |
| 27–28 | Georg Joachim Rheticus (Stamp. Pal. I 169) |
| 28–29 | Matthias Widman von Kemnat (Cod. Pal. Lat. 1370) |
| 29 | Euclides Latinus (Cod. Pal. Lat. 1351) |
| 32 | Sebastian Münster u. a. (Cod. Pal. Lat. 1368) |
| 33 | Wilhelm Xylander (Stamp. Pal. IV 680) |
| 36 | Fortunatus Crell, In Aristotelem (Stamp. Chigi II 939) |
| 205–206 | Livre d'heures (Cod. Pal. Lat. 537) |
| 371–372 | Ärztliche Gutachten für Ulrich Fugger (Cod. Pal. Lat. 1892) |
| 481 | BernoAugiensis (Cod. Pal. Lat. 1344) |

(mit Reinhard Düchting) Bibliotheca Palatina. Descriptiones aliquot librorum cum manu scriptorum tum typis impressorum Bibliothecae Palatinae, quae catalogo paratae sed variis de causis in catalogum non sunt receptae Privatdruck (Heidelberg: Braus 1986) 4 S.

Bibliotheca Palatina

Lexikon des gesamten Buchwesens. Zweite, völlig neubearb. und erw. Aufl. 1 (1987) 378–379

Codex Manesse. Katalog zur Ausstellung (Universitätsbibliothek Heidelberg 1988) Heidelberg: Braus 1988

30–32 Pentateuch von Tours (Paris BN, Nouv. Acq. lat. 2334)

32–33 Karolingisches Sakramentar von Tours (Paris BN, Nouv. Acq. lat. 1589)

Knab, Erhard, von Zwielfalten. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Zweite, völlig neubearb. Aufl. 4 (1983) Sp. 1264–1271

(mit Gundolf Keil) Schelling, Konrad. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Zweite, völlig neu bearb. Aufl. 8, 2 (1991) Sp. 630–634

Knab, Erhard. Lexikon des Mittelalters 5 (1991) Sp. 1230–1231

Schwer Karl Alexander

Geb. 6. 7. 1916 in Donaueschingen-Allmendshofen, ord. 27. 6. 1948. 20. 7. 1948 Vikar in Neustadt im Schwarzwald, 26. 6. 1951 in Schwetzingen. 1. 9. 1955 Caritasrektor, 15. 7. 1959 Caritasdirektor in Heidelberg, Leiter des Caritasverband-Diözesansekretariat für Nordbaden. 1. 8. 1963 Diözesancaritasdirektor in Freiburg. 7. 11. 1963 zugleich Diözesanpräses für

katholische Mädchenschutzvereine. 21. 12. 1967 Geistl. Rat ad honorem. 11. 9. 1968 Magistral Kaplan des Malteser-Ritterordens. 25. 2. 1969 Monsignore. 22. 1. 1976 Ehren- und Konventualkaplan des Malteser-Ritterordens. 11. 6. 1976 Päpstlicher Ehrenprälat. 1. 4. 1984 Ruhestand in Freiburg. Gest. 16. 7. 1992 in Freiburg (St. Josefskrankenhaus), beerd. 21. 7. 1992 ebenda auf dem Caritasfeld des Hauptfriedhofs.

Das Leben und Wirken von Karl Alexander Schwer ist die Entfaltung von bereits in frühem Lebensalter erkennbaren Gaben, Charaktereigenschaften und Lebenszielen.

Von der Beurteilung durch die Vorsteher im Konradiahus in Konstanz und im Priesterseminar, über die Zeugnisse seiner Vorgesetzten in der Seelsorge bis zu den Äußerungen des Erzbischöflichen Ordinariats und dem Brief, mit dem Erzbischof Oskar Saier anlässlich seiner Zuruhesetzung am 1. 4. 1984 das Wirken von Karl Alexander Schwer würdigt, ziehen sich wie ein roter Faden die immer wieder erwähnten Beurteilungsprädikate: „eifrig, opferbereit, kommunikationsfähig, heiter, persönlich ansprechbar für die Nöte und Bedrängnisse der Armen, Kranken und Hilfebedürftigen.“

Das Fazit dieses Priesterlebens ist aber nicht nur die Ernte der entfalteten Lebensgaben und Grundhaltungen. Es ist letztlich nur verständlich im Kontext der politischen Entwicklungen in unserem Land, dem die Kirche aber auch die einzelnen Gläubigen in jenen Jahren ausgesetzt waren. Es gehörte Mut und Gottvertrauen dazu, sich in den Zeiten des herausziehenden Nationalsozialismus für den Priesterberuf zu entscheiden. Soldatenzeit und Kriegsgefangenschaft vermitteln unauslöschliche Erfahrungen, die seinen Lebensentschluss nur noch entschiedener an die Seite der Menschen führte. Auf den Feldern der Caritas wollte er die Nöte lindern helfen, denen er als Sanitäter immer wieder ins Gesicht schauen mußte. Die schmerzlichen Folgen eines verlorenen Krieges, die zur Not und Zerrissenheit in unserem Lande führten, bekam er zu spüren in seiner Caritasverantwortung für den nordbadischen Teil in der amerikanischen Besatzungszone.

Der Sohn des Justizsekretärs Karl Alexander Schwer und der Engeline geb. Hilser aus Cork in Irland, wohin ihr Vater als Uhrenhändler aus dem Schwarzwald ausgewandert war, Karl Alexander wurde am 6. 7. 1916 in Donaueschingen-Allmenschhofen geboren. Getauft wurde er am 16. 7. 1916 von dem späteren Stadtpfarrer H. Baumgärtner. Er wuchs zusammen mit zwei Schwestern auf, mit denen er auch sein Interesse für Musik und Kunst teilte; ebenso das Los anderer Beamtenkinder in bezug auf den beruflich bedingten Ortswechsel des Vaters: Donaueschingen, Radolfzell, Waldshut – das waren immer wieder auch neue Schulen und Schulkameraden. Der begabte Junge betrieb mit Fleiß und Energie seine Studien. Was an Religiosität in der Familie grundgelegt wurde, fand seine Förderung durch die Kapläne an den verschiedenen Wohnorten. Die Begegnung mit diesen und dem Erleben einer begeisternden Jugendarbeit, läßt Karl Alexander in seinem Lebenslauf bekennen, daß bereits 1929 sein Entschluss feststand, Theologie zu studieren. Ein Schritt in dieser Richtung war auch der Eintritt in das Konradiahus in Konstanz (1930), wo der spätere Weihbischof und Vorsitzende des Diözesancaritasverbandes, Karl Gnädinger, sein Vorsteher war.

Nach der Gymnasialzeit in Konstanz schien alles seinen gewohnten Gang zu gehen:

Reifeprüfung am 2. Februar 1937, die er mit gutem Erfolg ablegte, Beginn des theologischen Studiums an der Universität Freiburg am 31. 10. 1937, zuvor Aufnahme unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg.

Der 1. September 1939 warf mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges auch seine eigene Lebensplanung über den Haufen. Später wird Karl Alexander Schwer in einem Brief an das Erzbischöfliche Ordinariat auflisten: „Durch die Teilnahme am Zweiten Weltkrieg und durch die erlittene Kriegsgefangenschaft ist der Zugang zum Priestertum im ganzen um 5 Jahre und 7 Monate verzögert worden.“ Hatte der Vater Schwer durch seine eindeutige politische Haltung sich bei den Mächtigen mißliebig gemacht, so war von dem Priesterkandidaten viel Mut zum Zeugnis eingefordert. Bis in die letzten Lebenstage sind diese fast 6 Jahre Wehrdienst mit ihren extremen menschlichen und religiösen Herausforderungen in seinem Leben präsent geblieben. Darum sollen ein paar Daten dieser für sein späteres Wirken in Caritas und Pastoral so wichtigen Zeit festgehalten werden:

Einberufung zur Wehrmacht am 1. 12. 1939, Ausbildung Sanitätsschule Arolsen, Fachkurse für Operationspersonal; Einheiten: 1. Krankentransport-Abt. 506 Armeestab AOK 18.

1. San. Komp. 126, Heeres San. Komp. 845.

Kriegsschauplätze: Belgien–Frankreich–Litauen–Lettland–Estland–Leningrad–Kurland–Oderfront–Berlin–Pommern–Mecklenburg. Der Sanitätsunteroffizier Karl Alexander

Schwer gerät am 2. 5. 1945 in amerikanische Gefangenschaft in Schwerin, wo er im Seuchenlazarett bei KZ-Insassen tätig ist. Im Juni 1945 Übergabe an die Engländer. 12. August 1945 Entlassung durch die Engländer in Eutin/Holstein. Nur um Haaresbreite war er der russischen Gefangenschaft entgangen.

Was hier chronologisch-nüchtern aufgelistet ist, enthielt für Schwer prägende Erlebnisse von Leid und Not, von denen er immer wieder erzählte und die ihn bis in die letzten Lebenstage beschäftigten. Daß er der Hölle dieses Krieges entrinnen konnte, betrachtete er als Geschenk Gottes. Daraus wurde für ihn die Verpflichtung, im Einsatz für die geringsten Brüder diesen Dank abzustatten. Hierin liegt sicher eine Wurzel für seine besondere Berufung für den diakonischen Dienst, in dem er sich dem dienenden Christus besonders verbunden wußte.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft im August 1945 setzte Karl Alexander Schwer in Freiburg seine durch Krieg und Gefangenschaft unterbrochenen Studien fort. Am 14. Oktober 1947 wird er in das Priesterseminar St. Peter aufgenommen. Am 17. Juni 1948, eine Woche nach der Währungsreform, empfängt er in der Seminarkirche in St. Peter die Priesterweihe.

Seine priesterliche Tätigkeit führte ihn am 20. 7. 1948 als Vikar nach Neustadt. Anschließend wirkte er vom 26. 6. 1951 – 1. 9. 1955 in Schwetzingen. An beiden Stellen wird seine Einsatzfreude für die Jugend aber auch sein geschicktes Engagement für die anderen kirchlichen Vereinigungen gerühmt. Erzbischof Dr. Eugen Seiterich und das Erzbischöfliche Ordinariat werden auf den jungen Priester aufmerksam. Nicht die Seelsorge, für die ein Leben lang sein Herz schlug, sollte seine berufliche Zukunft werden, sondern die Caritas. Die 29 Jahre, in denen er der Caritas an leitender Stelle diente, waren für die verbandliche Caritas gewissermaßen eine Gründerzeit. Es ging dabei gleichermaßen um den Auf- und Ausbau der Caritasstruktur: Neben dem Diözesancaritasverband war die Gründung von selbständigen Orts Caritasverbänden in den Stadt- und Landkreisen voranzutreiben. Als Antwort der Caritas auf die physischen und psychischen Nöte der Menschen waren neue Fachdienste aufzubauen.

Die Einteilung Deutschlands in Besatzungszonen hatte auch Auswirkungen für die Diözesen. Der Süden der Erzdiözese Freiburg war von den Franzosen besetzt. Nordbaden, beginnend mit Stadt und Landkreis Karlsruhe unterstanden der obersten politischen Autorität der Amerikaner. Die neu entstandenen Bundesländer respektierten diese Verwaltungseinteilung. Darum wurde ein Diözesanssekretariat des Diözesancaritasverbandes für Nordbaden mit dem Sitz in Heidelberg eingerichtet, das bis zum Jahre 1984 bestand. So wurde der Schwetzingener Vikar Karl Alexander Schwer am 1. 9. 1955 als Caritasrektor (ab 15. 7. 1959 als Caritasdirektor) nach Heidelberg berufen. Künftig war er der dritten Säule kirchlichen Tuns, dem Bruderdienst besonders verpflichtet. Neben der Leitung des Caritasverbandes, Diözesancaritassekretariates Nordbaden, war Schwer 1. Vorsitzender des Caritasverbandes für den Landkreis Heidelberg und Geschäftsführer des Caritasverbandes der Stadt Heidelberg.

Mit Wirkung vom 1. August 1963 berief ihn Erzbischof Dr. Hermann Schäufele, in der Nachfolge des erkrankten Diözesancaritasdirektors Friedrich Fritz an die Spitze des Diözesancaritasverbandes nach Freiburg. Dieser hatte damals seinen Sitz in der Eisenbahnstraße. Später, als die vielfältigen Aufgaben der Caritas eine Verbreiterung der personellen Basis zur Folge hatte, fand der Verband in der Hildastraße ein neues Domizil.

Wenn nach der Satzung des Diözesancaritasverbandes „der Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg die vom Erzbischof von Freiburg anerkannte und beauftragte Zusammenfassung der institutionellen Liebestätigkeit ist“, ist der Diözesancaritasdirektor als vom Erzbischof bestellter Geschäftsführer als Erster diesem Auftrag in persona verpflichtet. Aus dem Sinnzusammenhang von Zusammenfassung und Vertretung folgt seine ideelle und strukturelle Verbundenheit mit den verschiedenen caritativen Ebenen: den Fachverbänden und Orts Caritasverbänden, den diözesanen Arbeitsgemeinschaften und caritativen Trägern und nicht zuletzt den Einrichtungen, die der Diözesancaritasverband selber als Träger unterhält.

Vom 1. August 1963 bis 1. April 1984 steht Prälat Karl Alexander Schwer dem Caritasverband für die Erzdiözese Freiburg vor. Neben der Ausweitung und Intensivierung der caritativen Arbeit sind aus dem Zeitraum dieser 20 Jahre vor allem folgende Schwerpunkte zu benennen:

- Auf- und Ausbau der Arbeit für Ausländer, Aussiedler und Flüchtlinge,
- Aufbau der Hilfen für Behinderte und Psychischkranke,
- Gründung eines flächendeckenden Netzes von Sozialstationen,
- Aufbau von Beratungsdiensten verschiedener Art,
- Entstehung eines Gesprächskreises Caritas und Pastoral.

Die besondere Sorge von Caritasdirektor Schwer galt den verbandseigenen Einrichtungen: Kinderheilstätten, Altenheimen, ein Kinderkrankenhaus, Jugendhilfeeinrichtungen, Fachschulen und psychologischen Beratungsstellen. Im Caritas-Altenzentrum Sancta Maria in Plankstadt schuf er eine Einrichtung in der auf exemplarische Weise die Sorge des Diözesancaritasverbandes für die alten Menschen verwirklicht werden sollte.

Maßgeblich beteiligt war er auch an der Gründung des Benedikt-Kreuz-Rehabilitationszentrums in Bad Krozingen.

Zwei Aufgaben sollen eigens erwähnt werden, weil sie für Karl Alexander Schwer persönlich von besonderer Bedeutung waren: Die geistliche Leitung der Pilgerfahrten, die der Diözesancaritasverband seit 60 Jahren im Auftrag des Erzbischofs von Freiburg durchführt und die Partnerschaft der Caritas Freiburg mit der Caritas der Diözese Dresden-Meißen.

Das Engagement von Diözesancaritasdirektor Karl Alexander Schwer in seiner Vielfalt und in seiner Intensität forderte seinen Tribut. Aber auch mehrere Herzinfarkte konnten ihn nicht davon abhalten, weiter seinen Dienst zu tun. Als schließlich der Bischof seiner Bitte um Zuruhesetzung mit Wirkung vom 1. April 1984 entsprach, arbeitete er als Geistlicher Beirat des Fachverbandes IN VIA – katholische Mädchensozialarbeit und des Malteserhilfsdienstes mit. Noch mehrere Jahre stand er als geistlicher Leiter von Pilgerfahrten und Geschäftsführer der Wohlfahrtsgesellschaft Gut Hellberg mbH., in welcher Deutscher Caritasverband und Diözesancaritasverband zwei Jugendhilfeeinrichtungen unterhalten, zur Verfügung.

Als Karl Alexander Schwer nach kurzer Leidenszeit am 16. 7. 1992 heimgerufen wurde, stand über seiner Beisetzung am 21. Juli 1992 ein Wort der Schrift, über das er immer wieder gepredigt hatte und das ein Schlüssel zum Verständnis seines Lebens wurde:

„Die Liebe Christi drängt uns, wenn wir erklären: Einer ist für alle gestorben, also sind alle gestorben. Er ist aber für alle gestorben, damit die Lebenden nicht mehr für sich leben, sondern für den, der für sie starb und auferweckt wurde.“

2 Kor 5, 14–15

Heinz Axtmann

Spintzik Josef

Geb. 16. 11. 1908 in Freiburg i. Br., ord. 30. 4. 1933. Vikar in Brühl 1. 6. 1933, in Lahr 2. 5. 1935, in Ettlingen (Pfarrei Herz Jesu) 4. 9. 1940, in Eppingen 20. 10. 1941, Pfarrkurat in Mannheim-Almenhof 13. 8. 1942, Pfrvw. in Blumberg 16. 5. 1946, Pfarrer in Blumberg 19. 7. 1953, Ruhestand in Seelbach 1. 10. 1977. Gest. in Seelbach 30. 11. 1992, beerd. in Seelbach 2. 11. 1992.

Josef Spintzik wurde am 16. November 1908 in Freiburg i. Br. als zweites von sechs Kindern des Verwaltungssekretärs Franz Ludwig Spintzik und dessen Ehefrau Sophie geb. Kuenz geboren. Nach fünfjährigem Besuch der Volksschule wechselte er auf das Bertholdsgymnasium in Freiburg und legte dort im März 1928 die Reifeprüfung ab. In den folgenden Jahren studierte er an der Universität Freiburg Theologie. In der Pfarr- und Seminarkirche in St. Peter wurde er am 30. 4. 1933 zum Priester geweiht. Als Vikar in Brühl, Lahr und Ettlingen zeichnete er sich durch seinen engagierten Einsatz in Schule, Jugendarbeit, Altenseelsorge und den kirchlichen Vereinen aus. In Lahr war er zusätzlich als Standortpfarrer in den Kasernen und Lazaretten sowie als Gefängnisseelsorger gefordert. Am 20. 10. 1941 wurde er als Pfarrvikar nach Eppingen als Nachfolger des in das Konzentrationslager Dachau eingelieferten Pfarrers Thoma versetzt. Dort wurde er mehrmals von der Geheimen Staatspolizei verhört. In Mannheim-Almenhof verlor er durch Bombenangriffe die Kirche und vier Mal seine Wohnung. Als zahlreiche Menschen aus den durch den Bombenkrieg zerstörten Städten in das Elsaß evakuiert wurden, wurde Pfarrkurat Spintzik deren Betreuung übertragen. Am 16. Mai 1946 kam er als Pfarrverweser nach Blumberg. Diese unmittelbar vor dem Krieg aus dem Boden gestampfte, von 600 auf 10 000 Einwohner angewachsene Stadt war nach dem Krieg infolge der Demontage der vorhandenen Fabriken durch

eine hohe Arbeitslosigkeit gekennzeichnet. Angesichts dieser vielfältigen wirtschaftlichen und sozialen Not setzte sich Josef Spintzik für die Menschen ein. Es begann mit Fahrten mit Kindern in die benachbarten Gemeinden der Schweiz, damit sie dort essen und neu eingekleidet wieder zurückkehren konnten. Er bemühte sich um den Aufbau kirchlicher Vereine und Jugendgruppen. Durch Verhandlungen mit der Besatzungsmacht erreichte er, daß die beschlagnahmte bisherige NSV-Kinderstätte an die Kirchengemeinde übergeben und ein Kindergarten eingerichtet wurde. Zwei Siedlungshausteile wurden angemietet und zu einem Caritas-Altenheim eingerichtet. Da die alte Pfarrkirche zu klein war, setzte er sich gegen erhebliche Widerstände für einen Neubau einer Kirche ein, die 1951 geweiht wurde. Nach über siebenjähriger Pfarrverweserzeit wurde er am 19. 7. 1953 auf die Pfarrei investiert. Im Jahre 1954 übernahm er die Aufgabe des Dekanatsjugendseelsorgers für die Frauengemeinde. Viele Jahre besaß er als Definitor und als Kammerer das Vertrauen des Kapitels. Mit der Anschaffung einer Orgel, der Einrichtung eines Gemeindesaales unter der Kirche, dem Bau eines neuen Pfarrhauses und eines Kindergartens und der Gründung einer kirchlichen Sozialstation schuf er weitere Voraussetzungen für das Gemeindeleben. „In Anerkennung seiner von Eifer, Zeitaufgeschlossenheit und pastoraler Klugheit erfüllten Seelsorgetätigkeit in der an Problemen reichen Pfarrei Blumberg und seiner treu kirchlichen Gesinnung, insbesondere in Würdigung seiner Verdienste um den Neubau der Pfarrkirche in Blumberg und ihre würdige Ausstattung“, wurde Pfarrer Spintzik am 7. März 1963 von Erzbischof Hermann Schäufele zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Aus gesundheitlichen Gründen mußte er im Jahre 1977 um seine Versetzung in den Ruhestand ersuchen. Vom 1. Oktober 1977 an wohnte er in Seelbach. Auch dort wirkte er weiterhin nach Kräften in der Seelsorge mit. Bei seinem Abschied von Blumberg versprach er, eine Pfarrchronik zu schreiben. Daraus wurde das im Jahre 1985 von ihm herausgegebene 416 Seiten umfassende Buch „Die Kirchengeschichte von Blumberg“. Unter Berücksichtigung der bisher erschienenen Literatur präsentierte er darin das Ergebnis seiner „mühevollen Forschungsarbeit“ in den Archiven des Erzbistums Freiburg und Straßburg, der Bistümer Basel, Rottenburg und Augsburg sowie des Fürstlich Fürstenbergischen Archivs in Donaueschingen. In seine umfassende Arbeit bezog er auch die Geschichte der heute mit Blumberg vereinigten Gemeinden mit ein. Mit dem Werk wollte er einen „Beweis für die Verbundenheit mit Blumberg“ liefern. Geistlicher Rat Josef Spintzik starb am 30. 11. 1992 in Seelbach und wurde am 2. 12. 1992 dort beigesetzt. M. Z.

Steffan Franz

Geb. 8. 10. 1904 in Gissigheim, ord. 16. 3. 1930. Vikar in Bonndorf/Schw. 3. 5. 1930, in Forst 1. 6. 1933, in Kappel i. T. 3. 10. 1934, in Wiesental 13. 2. 1935, in Grünsfeld 17. 9. 1935, als Pfarrvikar in Hondingen 15. 4. 1940, in Heimbach 4. 9. 1940, als Pfrvw. in Neudingen 10. 10. 1940, Investitur daselbst 5. 9. 1943. Gest. in Neudingen 5. 9. 1992, beerd. 12. 9. 1992 in Königheim-Gissigheim.

Zusammen mit fünf Geschwistern wuchs Pfarrer Franz Steffan als Sohn des Landwirts Wilhelm Steffan und seiner Frau Anna geb. Berberich in Gissigheim auf. Geprägt durch ein christliches Elternhaus – der Vater war im Männerapostolat, die Mutter Mitglied des III. Ordens – ging Franz Steffan nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er im dortigen Erzb. Gymnasialkonvikt wohnte. Dort legte er im Frühjahr 1925 die Reifeprüfung ab.

Schon früh erwachte in ihm der Wunsch Priester zu werden, so daß er kurz vor dem Abitur den Antrag auf Aufnahme in das Collegium Borromaeum stellt. In den folgenden fünf Jahren studierte er Philosophie und Theologie in Freiburg, um anschließend in St. Peter das Seminarjahr zu absolvieren; am 16. 3. 1930 wurde er durch Erzbischof Carl Fritz zusammen mit 33 Mitbrüdern im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Auf dem Land aufgewachsen, lag ihm diese Lebensart mehr als die städtische Luft, was sich bereits in den vielen Vikarsstellen zeigte; des öfteren mußte er einen kranken Pfarrer vertreten. Durchgehend wird Franz Steffan eine unkomplizierte und liebevolle Art des Umgangs mit den Menschen bescheinigt; für viele seiner Prinzipale war es eine Freude, mit ihm zusammenzuarbeiten. Mit Hingabe nahm er sich der kirchlichen Vereine an; Religionsunterricht und Christenlehre erteilte er mit Engagement und Einfühlungsvermögen; ihm war es sehr wohl, wenn er die Filialgemeinden relativ selbständig betreuen konnte.

Im Herbst 1940 wurde Franz Steffan als Pfarrverweser nach Neudingen (heute Donau-schingen-N.) angewiesen, drei Jahre später daselbst als Pfarrer investiert. Schon nach wenigen Monaten übernahm er in Vertretung für den erkrankten Pfarrer Winterroth die Verwaltung der Pfarrei Sumpföhren, die ihm nach dem Tod des Pfarrers gänzlich übertragen wurde. Außer einer kurzen Zeitspanne 1955, betreute Pfarrer Franz Steffan beide Pfarreien nahezu 52 Jahre bis ins hohe Alter von 87 Jahren mit Eifer und Hingabe. Bezeichnend für sein seelsorgerliches Wirken bereits als Vikar und nun als Pfarrer war sein stetes Bemühen um die Nähe zu den Menschen; durch die vielen Jahrzehnte war er ihnen ein väterlicher Begleiter in Freud und Leid geworden. Er war ein frommer Mann, der, wie man erzählt, viele Stunden im Gebet vor dem Allerheiligsten in der Kirche zubrachte. Sein Sterben in der Pfarrkirche ist bezeichnend für ihn, der aus der Beziehung zum Herrn lebte und im Gebet immer wieder die Kraft schöpfte, um den Menschen einen Zugang zu Ihm zu erschließen. Erwähnenswert sind die Baumaßnahmen, die er durchführen ließ; die Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche, die Anschaffung eines neuen Geläutes, die Restaurierung der historischen Orgel, außerdem die Erweiterung und Renovation der Pfarrkirche Sumpföhren; so schuf er die äußeren Voraussetzungen für ein gelingendes Gemeindeleben. Pfarrer Franz Steffan war in seiner ruhigen, lebenswürdigen Art und seiner tiefen Frömmigkeit ein glaubwürdiger Zeuge des christlichen Glaubens und so ein Wegweiser auf Christus hin.
r. i. p. H. H.

Streck Josef

Geb. 14. 2. 1912 in Oppenau, ord. 31. 3. 1935. Vikar in Weingarten b. Offenburg 2. 5. 1935, in Schwetzingen 10. 6. 1937, in Weingarten bei Bruchsal 4. 11. 1937, in Ketsch 21. 6. 1939, in Grünsfeld 18. 4. 1940, in Kronau 13. 1. 1942, in Hornberg 13. 1. 1944, in Hattingen 8. 4. 1944, in Nordrach 19. 1. 1947; Pfrw. in Hög i. W. 27. 11. 1947, investiert daselbst 19. 3. 1948. Gest. 21. 10. 1992 in Hög i. W.; beerd. 26. 10. 1992 in Oppenau.

Josef Streck wurde am 14. 2. 1912 als Sohn des Briefträgers Bernhard Streck und seiner Frau Agathe geb. Treier in Oppenau im Renchtal geboren und wuchs mit drei Geschwistern in einem christlichen Elternhaus auf. Der Vater mußte bald in den Krieg ziehen und ist gefallen, so daß die Mutter unter großen persönlichen Opfern für ihre Kinder zu sorgen hatte. Josef Streck besuchte in Oppenau die Volksschule und bereitete sich schon früh durch Privatunterricht auf den Wechsel in das Gymnasium vor, das er in der Lender'schen Lehranstalt in Sasbach besuchte. 1930 legte er dort die Reifeprüfung ab.

In dieser notvollen Kindheit wuchs in Josef Streck das Verlangen, Gott und den Menschen in besonderer Weise zu dienen und Priester zu werden. So bat er im Frühjahr 1930 um die Aufnahme in das Collegium Borromaeum und studierte dann in den folgenden fünf Jahren an der Universität Freiburg Philosophie und Theologie, um dann nach dem Seminarjahr in St. Peter am 31. 3. 1935 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg die Priesterweihe zu empfangen. Die vielen Prinzipale, die er als Vikar erleben mußte, bescheinigen ihm eine wertvolle Jugendseelsorge; durch seine Belesenheit befähigt, leitete er in mehreren Pfarreien den Borromäusverein. Dieser große Einsatz konnte damals in der Blüte des Nationalsozialismus sehr schnell zu Konflikten führen; so erhielt er bereits 1937 Schulverbot; durch seine geschickte Verteidigung war er von weiteren Strafmaßnahmen verschont. Es brauchte nicht viel, daß er 1941 erneut mit dem Schulverbot belegt wurde. Durch diese Behinderungen legte er das Hauptgewicht seiner Arbeit auf die Einzelseelsorge, was in den weit zerstreuten Gemeinden viel Kraft und Zeit kostete; die weiten Filialgänge, damals zumeist zu Fuß und im Winter durch tiefen Schnee, dazu die unbeheizten Kapellen – stellten auch hohe Anforderungen an seine Gesundheit.

Nach 12jähriger Vikarszeit wurde Pfarrer Streck 1947 in die weit verzweigte Wiesentalgemeinde Hög als Pfarrverweser angewiesen und im folgenden Jahr dort als Pfarrer investiert. Hier wirkte er mit Fleiß und Umsicht nahezu 45 Jahre als Seelsorger. Aus der Erfahrung seiner Vikarszeit wußte er um den Wert der kleinen Gemeinschaften, wie sie die kleinen Zinken von Hög-Ehrsberg bilden. Seine immer wieder dort gehaltenen Diavorträge zu verschiedensten Themen werden in den kleinen Dorfgemeinschaften noch lange in Erinnerung bleiben, auch wenn längst vergessen ist, welche Kleinarbeit und Mühe dahinter stecken. Äußere Zeichen seines Wirkens sind die Renovierung der Pfarrkirche wie der Ka-

pelle in Ehrnsberg, vor allem auch der Umbau des Altenheimes St. Josef. Zuletzt setzte er alle Kraft ein in den Bau des Gemeindehauses mit Kindergarten.

Mit seiner robusten Gesundheit konnte er manche Anzeichen von Krankheiten verbergen und versah seinen Dienst mit allen Kräften, bis er wegen einer bösartigen Krebserkrankung im Herbst 1992 um die Versetzung in den Ruhestand bat, was ihm zum 31. Oktober 1992 auch gewährt wurde. Doch die Krankheit war schneller: noch vor seiner Pensionierung ereilte ihn der Tod.

Pfarrer Josef Streck war ein eifriger Priester, der ein Leben lang versuchte, die Menschenfreundlichkeit Gottes den Menschen erfahrbar werden zu lassen. r. i. p. H. H.

Stritt Hans

Geb. 23. 6. 1931 in Karlsruhe, ord. 2. 6. 1957. Vikar in Meersburg 2. 7. 1957, in Freiburg, St. Johann 26. 7. 1957. Präfekt in Rastatt, Erzb. Studienheim St. Bernhard 8. 9. 1959; Religionslehrer in Heidelberg, Kurf. Fr. Gymnasium 15. 4. 1966; Rektor und Heimleiter in Ettenheim, St. Landolin 16. 5. 1967; Oberstudienrat in Karlsruhe, Goethe-Gymnasium 1. 8. 1971; pensioniert 1991. Gest. 5. 1. 1992 in Karlsruhe, beerd. 14. 1. 1992 in Karlsruhe, Hauptfriedhof.

Hans Stritt wuchs in Karlsruhe als Sohn des Gymnasialprofessors für Mathematik, Walter Stritt und seiner Ehefrau Anna geb. Schech auf. Nach der Volksschule besuchte er das Helmholtz-Realgymnasium und legte dort im Sommer 1950 die Reifeprüfung ab. Anschließend studierte Hans Stritt an der Techn. Hochschule Karlsruhe zwei Semester Physik, Chemie und Mathematik. Nach dem Krieg beteiligte er sich am Aufbau der kath. Jugendarbeit in seiner Heimatpfarre und sorgte sich neben der Gruppenleitung auch um seine Schützlinge bei deren persönlichen und schulischen Belangen. Sein Religionslehrer Otto Graf schreibt über ihn, daß „durch diese treue Teilnahme an anderen sein Blick auf das Priestertum gelenkt wurde schon in der Zeit, als er sich dem Studium Biologie zuwandte“.

1952 wechselte Hans Stritt an die theol. Fakultät der Universität Freiburg über, wo er zunächst in privatem Unterricht seine Kenntnisse in griechischer und hebräischer Sprache nachholen muß. Neben dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg widmet er sich besonders der Caritas und der Fürsorge durch eine sehr aktive Mitwirkung in der AVK (Akad. Vinzenzkonferenz), wie der Skrutinialbericht vom Jahr 1956 hervorhebt. Am Ende des Seminarjahres in St. Peter wird er dort durch Erzbischof Eugen Seiterich am 2. 6. 1957 zum Priester geweiht. Nach einer kurzen Vertretung in Meersburg wird er Vikar in Freiburg, St. Johann, wo seine pädagogischen Fähigkeiten in der Praxis sichtbar werden, so daß er schon nach zwei Jahren als Präfekt in das Studienheim St. Bernhard in Rastatt berufen wird. Die Jugend- und Schülerseelsorge wird nun sein eigentliches Arbeitsfeld, wobei er versucht, auch gerade das Elternhaus der Internatsschüler in die Pastoral miteinzubeziehen.

1966 wird ihm durch die Bestellung zum hauptamtlichen Religionslehrer am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg eine neue Aufgabe zugewiesen; neben dem Religionsunterricht soll er die Schülerseelsorge in Heidelberg aufbauen. Doch schon ein Jahr später wird er gebeten, die Stelle des Rektors und Heimleiters am neuen Schülerheim „St. Landolin“ in Ettenheim zu übernehmen. Vier Jahre lang wirkte er mit am Aufbau der Heimschule und schafft in pädagogischer Hinsicht Grundlagen, auf denen das Werk weitergeführt werden kann, was Generalvikar Dr. Schlund in einem Brief zum Abschied aus Ettenheim bestätigt.

Nach der Pensionierung seines alten Religionslehrers, Prof. Otto Graf, soll er 1971 dessen Nachfolger in Karlsruhe werden. Als Oberstudienrat im Kirchendienst übernimmt er die wichtige und notwendige Aufgabe eines geistlichen Religionslehrers am Goethe-Gymnasium in Karlsruhe wahr; durch eine unnötige Verschleppungstaktik der staatl. Behörden wird ihm erst 1979 der Titel Oberstudienrat im Beamtenverhältnis auf Lebenszeit verliehen. Bald darauf wird er zum Studiendirektor ernannt. Die Titel besagen nichts; ihm lag die Vermittlung fundierten Wissens ebenso am Herzen wie das überzeugende Beispiel gelebten Glaubens und das persönliche Bemühen um die jungen Menschen in den unterschiedlichsten Nöten und Sorgen, was ihm seit seiner Jugend eigen war. Aus diesen Gründen ernannte ihn Erzbischof Saier am 18. 12. 1981 „in Anerkennung seiner langjährigen von selbstlosem persönlichen Einsatz geprägten Wirksamkeit als Religionslehrer und Erzieher der studierenden Jugend und in besonderer Würdigung seiner Wirksamkeit als Rektor im Kath. Privaten Gymnasium St. Landolin in Ettenheim wie seiner verdienstvollen Mitarbeit bei der

Weiterbildung der Religionslehrer und seines großen persönlichen Engagements und seiner Sorge und verständnisvollen Führung von Jugendlichen auch über den schulischen Bereich hinaus“ zum Geistl. Rat ad honorem. 1986 wurde Hans Stritt zum Fachberater für kath. Religionslehrer beim Oberschulamt Karlsruhe berufen. Eine schwere Erkrankung zwang ihn, 1991 aus dem aktiven Dienst auszuschcheiden.

Mit Studiendirektor Hans Stritt ging ein fähiger, menschlich und priesterlich überzeugender Pädagoge und hilfsbereiter Mitbruder von uns. Unzähligen Menschen ist er als Lehrer und Erzieher begegnet und hat sie einen Weg zu einem verantwortlichen und sinnvollen Leben gewiesen. Wir danken Gott, daß wir ihn gehabt haben. r. i. p. H. H.

Topp Wilhelm

Geb. 28. 11. 1912 in Sigmaringen, ord. 7. 3. 1937. Vikar in Hechingen 1. 4. 1937, in Singen (St. Josef) 1. 12. 1937, in Murg 29. 4. 1938, in Donaueschingen (St. Johann) 17. 7. 1940, in Stetten a. k. M. 11. 6. 1941, Standortpfarrer auf dem Heuberg 8. 11. 1941, Vikar in Villingen (Münster) 3. 4. 1946, Pfrvw. in Zimmern/Hz. 24. 4. 1947, Pfarrer in Zimmern 18. 5. 1947, Ruhestand in Hechingen 1. 6. 1987. Gest. in Hechingen 30. 8. 1992, beerd. in Sigmaringen 3. 9. 1992.

Wilhelm Topp wurde am 28. 11. 1912 in Sigmaringen als Sohn des Hofkassendieners Alwin Topp und dessen Ehefrau Hulda geb. Speh geboren. Der Vater starb sehr früh, so daß die Mutter die vier Kinder allein und in ärmlichen Verhältnissen erziehen mußte. Nach dem Besuch der Volksschule von 1918 bis 1923 war Wilhelm Topp Schüler des Gymnasiums in Sigmaringen und legte dort im Jahre 1932 die Reifeprüfung ab. Schon früh zeigte sich bei ihm eine außergewöhnliche musische Begabung. Er erhielt deshalb über acht Jahre Privatunterricht in Musik und spielte Violine, Klavier und andere Instrumente. Er wirkte als aktives Mitglied im städtischen Orchesterverein, leitete vertretungsweise den Schulchor und das Schulorchester. Von der Obersekunda an gehörte er zum Bund Neudeutschland, dessen musikalischer Leiter er war. Nach der Ablegung der Reifeprüfung im Jahre 1932 studierte er in Freiburg und Würzburg Philosophie und Theologie und widmete sich daneben auch dem Studium der Musikwissenschaft. Am 7. März 1937 wurde er zum Priester geweiht. Auf seinen Vikaratsstellen in Hechingen, Singen, Murg, Donaueschingen, Stetten a. k. M. und Villingen fand er neben seiner vielfältigen seelsorgerlichen Tätigkeit immer auch Zeit für die Kirchenmusik. Seine kirchenmusikalischen Veranstaltungen fanden überall Anerkennung. Am 24. April 1947 wurde Wilhelm Topp als Pfarrverweser auf die Pfarrei Zimmern/Hz. (mit Wessingen) angewiesen und am 18. Mai 1947 als Pfarrer investiert. In vorbildlicher Weise diente er dieser Gemeinde 40 Jahre als Seelsorger. Sein musikalisches Wirken ging weit über die Pfarrei hinaus. Nach Ablegung des Kirchenmusikalischen Staatsexamens hatte er für zwei Semester einen Lehrauftrag am Trossinger Hochschulinstitut für Musikerziehung. Viele Organisten und Chorleiter gefähigte er zum kirchenmusikalischen Dienst. Lange Jahre war er Dekanatspräsident des Cäcilienverbandes. Seit 1952 leitete er die Konzertgemeinschaft Hechingen. In jährlichen Aufführungen wurden große Werke der Musikliteratur, vor allem der Kirchenmusik aufgeführt. Aus Anlaß seines dreißigjährigen Jubiläums als Dirigent der Konzertgemeinschaft Hechingen wurde er in Anerkennung „Seiner von großem seelsorgerlichen Eifer geprägten langjährigen Wirksamkeit als Pfarrer in Zimmern und in besonderer Würdigung seiner vielfachen Verdienste für die Pflege der Kirchenmusik als ausgebildeter Musiker, als Organist, Orchester- und Chordirigent insbesondere in seiner Heimat Hohenzollern“ mit Urkunde vom 17. Dezember 1987 zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1987 lebte er in Hechingen. Dort starb er am 30. 8. 1992 und wurde am 3. 9. 1992 auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Sigmaringen beigesetzt. M. Z.

Vogelbacher August

Geb. 27. 10. 1910 in Obermettingen (Lkrs. Waldshut), ord. 22. 3. 1936. Vikar in Reichenau-Mittelzell 29. 4. 1936, in Meßkirch 29. 8. 1936, in Hechingen 1. 12. 1937, in Mannheim, Herz. Jesu 4. 9. 1940, in Mannheim, St. Peter 16. 12. 1940. Wehrdienst vom 25. 8. 41 bis Kriegsende. Pfrvw. in Unteralpfen 3. 7. 1945, Pfarrer in Wyhlen 27. 4. 1949, in Hüfingen

15. 4. 1953, in Obersimonswald 30. 8. 1972 pensioniert 1. 9. 1983, Subsidiar in Immendingen-Hattingen. Gest. daselbst 28. 9. 1992, beerd. 2. 10. 1992 in Stühlingen-Mauchen.

Mit fünf Geschwistern wuchs August Vogelbacher als Sohn des Land- und Gastwirts Alfred Vogelbacher und seiner Frau Maria Luise geb. Vogelbacher in Obermettingen, heute Ortsteil von Ühlingen-Birkendorf, auf. Nach sechs Jahren Volksschulzeit in Obermettingen und einem Jahr Realgymnasium in Waldshut wechselte er im Frühjahr 1925 in die Untertertia des Bertholdsgymnasiums in Freiburg, wo er im dortigen Gymnasialkonvikt wohnte. Erst in den Sommerferien vor dem Abitur, das er am 9. 3. 1931 ablegte, entschloß er sich zum Theologiestudium, zu dem er sich schwer durchzuringen hatte. Nach dem Zeugnis des Rektors des Konviktes war er ein „grundehrlicher junger Mann“ mit einem „ausgeprägten literarischen Schönheitsdrang“; nach Meinung des Rektors hatte er „zuviel moderne Literatur genossen“; er bescheinigt ihm aber, trotz eines „kritischen Alemannenliberalismus“ ein „tiefes Gemüt“ und „stark flutendes religiöses Leben“. Vogelbacher studierte Philosophie und Theologie an der Universität in Freiburg und Innsbruck und kam nach Ablegung der theol. Abschlußprüfung ins Priesterseminar nach St. Peter. Am 22. März 1936 wurde August Vogelbacher von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Als Vikar versah er seinen Dienst in den verschiedenen Pfarreien mit Eifer und Hingabe. Durch die politischen Verhältnisse sah er sich in besonderer Weise herausgefordert. Im April 1937 kam es in der Realschule Meßkirch zu einem Konflikt mit der Schulbehörde, weil er durch zwei Schüler bezichtigt wurde, kritische Anmerkungen zu Rosenberg's „Mythos des 20. Jahrhunderts“ gemacht zu haben. Als Folge wurde ihm die Unterrichtserlaubnis in Baden entzogen, so daß er nach Hechingen versetzt wurde. Das Schulverbot blieb auch bestehen, als er nach drei Jahren nach Mannheim kam; wegen des Schulverbots mußte er dort bald nochmals die Stelle wechseln. Zum Wehrdienst eingezogen, war er als Sanitäter vor allem an der Ostfront eingesetzt. Bei Kriegsende hatte er Glück, so daß er schon im Juli als Pfarrverweser nach Unteralpfen angewiesen werden konnte. Nach wenigen Jahren wechselte er nach Wyhlen und von dort ging er als Pfarrer nach Hüfingen, wo er fast 20 Jahre mit großem Eifer segensreich wirkte. Bereits in seiner Vikarszeit zeigte er sich als aufgeschlossener Jugendseelsorger, was er auch als Pfarrer blieb; auf DekanatsEbene war er mit der Seelsorge der Frauenjugend und der Frauen im Pfarrhaushalt betraut. In der Gemeinde war ihm die Innenrenovation der Pfarrkirche ein besonderes Anliegen; genauso zeigte er sich engagiert beim Bau eines neuen Kindergartens, was für ein gutes Gemeindeleben unerlässlich ist. Wegen seiner angeschlagenen Gesundheit bewarb sich August Vogelbacher 1972 um die kleinere Pfarrei Obersimonswald. Für seine seelsorgerische Tätigkeit wurde er 1975 von Erzbischof Hermann Schäufele zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt.

Nach elf Jahren fruchtbarer Tätigkeit als Seelsorger in Obersimonswald bat Vogelbacher um Zuruhesetzung, die ihn zum 1. 9. 1983 gewährt wurde. Als Subsidiar wohnte er mit seiner Schwester Luise Vogelbacher, die ihm mit Rat und Tat zur Seite stand, in Immendingen-Hattingen, wo er weiterhin in der Seelsorge mitarbeitete, soweit es seine Kräfte zuließen.

Mit August Vogelbacher starb ein Seelsorger, der sein Arbeiten mit großem Engagement und Verantwortung verband und es zugleich würzte mit einem feinen Humor und verständnisvoller Güte. Pfarrer Vogelbacher wurde am 2. Oktober 1992 auf dem Friedhof in Stühlingen-Mauchen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Weiler Eugen Alois

Geb. 27. 5. 1900 in Baden-Lichtental, ord. 19. 3. 1926 in St. Peter. 15. 4. 1926 Vikar in Tiengen, 1. 6. 1926 in Singen, St. Peter und Paul, 16. 1. 1929 in Freiburg-Haslach, 15. 4. 1931 in Mannheim-Friedrichsfeld, 16. 5. 1934 in Rheinfelden, 20. 10. 1936 Kaplaneiverweser in Meßkirch, 22. 9. 1936 Pfrvw. in Wiechs am Randen, investiert 9. 10. 1938, 20. 5. 1960 Kammerer des Dekanats Engen. 18. 12. 1972 Geistl. Rat ad honorem. 15. 12. 1988 Ruhestand. Gest. 4. 8. 1992 in Wiechs am Randen, beerd. 10. 8. 1992 ebenda.

Das Ehepaar Johann Weiler und Theresia geb. Fischer hatte drei Söhne. Die beiden Priesterbrüder Hugo und Vinzenz Weiler waren Onkel. Der Onkel Kaplan Vinzenz Weiler hat Eugen getauft. Gefirmt wurde Eugen am 3. 7. 1911 zu Kerkrade in Holland durch Bischof Dremanns von Roermond, denn nach dem frühen Tod des Vaters kam Eugen mit seinen beiden Brüdern in die Erziehungsanstalt der Schulbrüder in Bleyerheide in Holland.

Nach der Schulentlassung dort kam Eugen zu seinem Onkel Hugo Weiler, Pfarrer in Unterpfeffen. Von ihm wurde er für die Aufnahmeprüfung am Friedrichs-Gymnasium zu Freiburg vorbereitet. Nach dem Abitur an diesem Gymnasium im Jahre 1921 begann er das Theologiestudium an der Universität Freiburg. Einen Großteil der Studienkosten übernahm sein Onkel Pfarrer Hugo Weiler. Am 19. 3. 1926 wurde er von Erzbischof Carl Fritz zum Priester geweiht.

An seinen Vikarstellen galt Weiler als eifriger Seelsorger. In den Berichten wird besonders seine Sorge um die Kranken und Alten hervorgehoben und seine Frömmigkeit vermerkt. In einer Landpfarrei sei er am richtigen Ort. Obwohl cholerisch veranlagt, gebe er sich allen gegenüber freundlich, bescheiden und versöhnlich.

Wegen seiner Art der Seelsorge kommt Pfarrer Weiler immer wieder mit den nationalsozialistischen Behörden in Konflikt. Falsche Anklagen bringen ihm das Verbot, Religionsunterricht zu erteilen, auch in der Kirche.

Am 1. 6. 1942 wurde Pfarrer Weiler verhaftet. Er hatte einer Jüdin zur Flucht in die Schweiz verholfen. Ein Mitbruder hatte ihn gebeten, der Frau aus Berlin zu helfen, da ihre Verhaftung und Einlieferung ins KZ sicher sei. Seine Fluchthilfe war von einem Schweizer Zöllner den deutschen Behörden mitgeteilt worden.

Wegen Vergehens gegen die Paßvorschriften wurde W. zu einer Gefängnisstrafe von vier Monaten verurteilt. Diese Strafe verbüßte er im Landgerichtsgefängnis in Konstanz. Nach Verbüßung dieser Strafe und nach allem, was vorausgegangen war, wurde W. in Schutzhaft genommen und am 5. 10. 1942 ins KZ nach Dachau überführt. Dort wurde er unter der Nr. 37639 im Block 26, Stube 3 eingeteilt.

Nach seiner Entlassung am 11. 4. 1945 und dem Hinweis der SS, daß er nicht nach Wiechs zurückkehren solle, ging W. zunächst in das Städt. Krankenhaus in München-Schwabing, um seine großen Beschwerden (insb. Rheuma) behandeln zu lassen. Im Sommer des Jahres kehrte er dann nach Wiechs in seine Pfarrei zurück, um der Gemeinde als Seelsorger zu dienen.

Da die Pfarrgemeinde Wiechs großen Waldbesitz hat, übernahm er neben der Seelsorge den Verkauf des anfallenden Holzes in die Schweiz und nach Holland. Die Bevölkerung qualifizierte ihn infolgedessen als geschäftstüchtigen „Holzhändler“; sie verstand diese Aktivität ihres Pfarrers nicht immer.

Am 18. 12. 1972 hat Erzbischof Hermann Schäufele W. zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt „in Würdigung seiner über fünfunddreißigjährigen von Eifer, Hilfsbereitschaft und Unerschrockenheit erfüllten Wirksamkeit als Pfarrer und Seelsorger in der Gemeinde Wiechs am Randen“.

Große Verdienste erwarb sich Pfarrer Eugen Weiler durch die Erstellung eines vollständigen Namensregisters der aus verschiedenen Nationen im KZ Dachau inhaftierten Mitbrüder. Er hat es dann in einer zweibändigen (und einem Bildband) vielbeachteten und eindrucksvollen Publikation veröffentlicht zum Gedenken an die Leiden der Priester in diesem Lager des Grauens.

In Vertretung des Regierungspräsidenten von Freiburg überreichte am 13. 8. 1973 Vizepräsident Bittighofer das Bundesverdienstkreuz I. Klasse als Würdigung des dokumentarischen Berichtes über die Priester im KZ Dachau. Weiler nahm diese Ehrung „im Namen der Hunderten von Priestern deutscher Sprachzuge und all der Hunderttausenden von tapferen Männern und Frauen, die im 3. Reich der geistigen Tyrannei die Stirn boten“, entgegen.

Mit zunehmendem Alter wuchsen die Schwierigkeiten, die W. mit dem Vaticanum II und dessen Durchführung in der Seelsorge hatte. Ihm war jede Neuerung verdächtig, fragwürdig und mehr, womöglich Verrat an der Lehre der Kirche. Er blieb bei der Feier der Messe nach der tridentinischen Form, verschloß sich energisch der Einführung des Gotteslobs in die Gemeinde und konnte die Wahl eines Pfarrgemeinderats nicht zulassen.

Folgerichtig fühlte er sich immer mehr zu den Traditionalisten um Lefebvre hingezogen, denen er sich dann auch gern als Beichtvater zur Verfügung stellte. Bei ihnen sah er seine geistliche Heimat. Das führte naturgemäß zu Schwierigkeiten mit der Gemeinde. Er sah das anders und wollte ein Beispiel der Treue zum Evangelium geben und deshalb Pfarrer bleiben „bis zum letzten Atemzug“. Der Aufforderung durch Erzbischof Oskar Saier um der ordentlichen Seelsorge willen und seines hohen Alters (89 Jahre) wegen auf die Pfarrei zu verzichten, ist W. nur unter Druck und widerstrebend am 15. 12. 1988 nachgekommen, im 67. Jahr seines Priestertums.

Werke: Weiler Eugen, Die Geistlichen in Dachau sowie in anderen Konzentrationslagern und in Gefängnissen. Nachlaß von Emil Thoma. Erweitert und hrsg. von Eugen Weiler. Mödling. Missionsdruckerei St. Gabriel. Bd. 1 1971, Bd. 2 1982. Bildband. Nachtrag 1976.
E-W. Weiler

Willmann Karlheinz

Geb. 27. 2. 1931 in Baden-Baden, ord. 2. 6. 1957. Vikar in Rastatt (St. Alexander) 1. 7. 1957, Bermatingen 28. 8. 1957, in Wehr 6. 11. 1957, Oberkirch 8. 4. 1957, St. Trudpert 11. 7. 1961, Kaplaneiverw. in Tiengen 13. 11. 1963, Pfrvw. in Au a. Rhein 22. 4. 1970, Pfarrer in Au am Rhein 15. 2. 1973, Ruhestand in Kuppenheim 30. 6. 1976. Gest. in Kuppenheim 8. 10. 1992, beerd. in Kuppenheim 13. 10. 1992.

Karlheinz Willmann wurde am 27. Februar 1931 in Baden-Baden als Sohn des Hauptlehrers Karl Willmann und seiner Ehefrau Emma geb. Kohn geboren. Nach den ersten Klassen der Volksschule in Söllingen war er von 1941 an Schüler des Gymnasiums in Rastatt. Nach der bestandenen Reifeprüfung 1950 trat er in das Noviziat des Franziskanerordens ein und studierte an den Ordenshochschulen in Gorheim und Frauenberg b. Fulda Philosophie und Theologie. Im Jahre 1954 wurde er auf seine Bitte hin unter die Priesterkandidaten der Erzdiözese Freiburg aufgenommen. Nach der Aufnahme studierte er noch drei Semester Theologie an der Universität Freiburg und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 2. 6. 1957 zum Priester geweiht. Die schon im Collegium Borromaeum in Freiburg und im Priesterseminar St. Peter von den Vorstehern erkannten Anzeichen einer gewissen „Einseitigkeit und seelischen Enge“ verstärkten sich in der seelsorgerlichen Tätigkeit der folgenden Jahre und führten zu erheblichen Schwierigkeiten, die es notwendig machten, ihn im Jahre 1976 in den Ruhestand zu versetzen. Gezeichnet von Leiden und Belastungen lebte er in Kuppenheim und konnte befreundeten Mitbrüdern noch aushelfen. Er starb am 8. Oktober 1992 und wurde am 13. Oktober 1992 auf dem Friedhof in Kuppenheim beigesetzt.
M. Z.

Zeiser Ernst

Geb. 1. 8. 1911 in Radolfzell, ord. 27. 3. 1938, Vikar in Zell a. H. 20. 4. 1938, in Waldshut 30. 11. 1938, in Konstanz (Münster) 4. 9. 1940, in Konstanz (Dreifaltigkeit) 1. 7. 1942, in Sigmaringen 20. 11. 1942, in Singen (St. Peter und Paul) 1. 10. 1943, in Emmendingen 24. 5. 1946, in Freiburg i. Br. (Münster) und Rektor des Lehrlingsheimes 1. 8. 1946, Pfarrverweser in Pfullendorf 13. 12. 1949, Pfarrer in Pfullendorf 23. 12. 1951, Pfarrer in Hagnau 1. 7. 1959, Pfarrer in Konstanz (Münster) 23. 4. 1961, Dekan des Landkapitels Konstanz 12. 5. 1961, Kaplaneiverweser in Billafingen 1. 2. 1974, Ruhestand in Konstanz (Marienhaus) 1. 5. 1984, in Billafingen 1. 6. 1984. Gest. 15. 1. 1992, beerdigt in Billafingen am 20. 1. 1992.

Ernst Zeiser wurde am 1. 8. 1911 in Radolfzell als Sohn des Fotografen Anton Zeiser und dessen Ehefrau Anna geb. Fischer geboren. Sein Vater starb im Jahre 1917. Nach sechsjährigem Besuch der Volksschule kam er in das Seminar der Missionare vom Heiligen Geist in Donaueschingen und besuchte das dortige Gymnasium. Im September 1931 trat er in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Freiburg i. Br. ein und war dort Schüler des Friedrichgymnasiums. Durch seine hervorragenden Leistungen – er bestand die Reifeprüfung mit der Note 1 – war er nach dem Urteil des Rektors des Erzbischöflichen Gymnasialkonviktes „eine zuverlässige Stütze für die Interessen des Hauses am Friedrichgymnasium“. Zwei Jahre nach dem Beginn des theologischen Studiums in Freiburg i. Br. wurde er vom Erzbischöflichen Ordinariat zu einem dreijährigen theologischen Studium an die philosophisch-theologische Hochschule und an das damit verbundene Collegium St. Georgen in Frankfurt a. M. beurlaubt. Durch die Abänderung des sechsjährigen theologischen Studiums bat er nach einem Jahr um die Zugehörigkeit zur „ungeteilten und unteilbaren Kursgemeinschaft“. Der Regens des Priesterseminars kennzeichnete ihn „nach Führung, Begabung, Fleiß, Eifer (unermüdlicher Organist) als einen der besten, wenn nicht den besten des Kurses“. Am 27. 3. 1938 wurde er zum Priester geweiht. Überall, wo er in den folgenden Jahren als Vikar wirkte, entfaltete er trotz der zahlreichen Schwierigkeiten der damaligen Zeit eine reiche Tätigkeit, die sich über die Grenzen der Pfarreien hinaus erstreckte. In Waldshut war er vom 1. 9. 1939 bis September 1940, in Sigmaringen vom November 1942

bis September 1943 und in Singen bis zum Ende des Krieges Standort- und Lazarettpfarrer, in Konstanz vom 2. November 1942 an Gefängnispfarrer an dem dortigen Landesgefängnis. Als Kooperator am Münster in Freiburg war er unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg Rektor des Lehrlingsheimes, in dem damals auch die Schüler des Gymnasialkonviktes untergebracht waren. In dieser Zeit gehörte auch der Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Gymnasialkonvikt-Gebäudes zu seinen Aufgaben. Als Pfarrer in Pfullendorf mußte Ernst Zeiser infolge gesundheitlicher Schäden (chronisches Asthma) seine Tätigkeit 1959 beenden.

Zwei Jahre war er Pfarrer in Hagnau, ehe ihm 1961 die Münsterpfarre in Konstanz übertragen wurde. Dreizehn Jahre blieb ihm die Stadt mit den verschiedensten Aufgaben seine Wirkungsstätte: als Münsterpfarrer und Dekan, als Vorsitzender der Gesamtkirchengemeinde, als Aufsichtsratsmitglied der Vincentiuskrankenhaus AG. Nicht nur der ehemaligen Bischofskirche und den dazugehörigen Gebäuden, sondern auch vielen anderen kirchlichen Gebäuden und Einrichtungen (Kirchenneubauten, Kirchenumbauten, Kindergärten, Studentenwohnheim) galt seine umfassende Sorge. Auch in der Erzdiözese übernahm er zahlreiche Aufgaben als Mitglied der Kirchensteuervertretung und des Kirchensteueraussschusses, als Vorstandsmitglied im Veronikawerk und als Prosynodal-Konsultor. Erzbischof Hermann Schäufele ehrte das segensreiche Wirken durch die Ernennung zum „Geistlichen Rat ad honorem“ im Jahre 1968 und zum Ehrendomherrn an der Metropolitankirche zu Freiburg 1969. In der Begründung für die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Band im Jahre 1982 wurde unter seinen Verdiensten auch daran erinnert, daß er nach dem Krieg Mitbegründer der badischen christlichen Volkspartei war. Nach dreizehnjähriger Tätigkeit in Konstanz verstärkte sich die Emphysem-Bronchitis und die Trigeminus-Neuralgie. Er übernahm als Kaplaneiverweser die Kaplanei Billafingen. Im Jahre 1985 veränderte er sich nach Konstanz in das St. Marienheim. Nach wenigen Wochen zeigte sich, daß die klimatische Veränderung seiner Gesundheit so zusetzte, daß er wieder nach Billafingen zurückkehren mußte. Dort starb er am 15. Januar 1992 und wurde am 20. Januar 1992 beerdigt. Ernst Zeiser war ein engagierter, von seinem Auftrag in Kirche und Welt erfüllter Priester, ausgestattet mit reichen Gaben des Geistes, die es gestatteten, mühelos hebräisch, griechisch und lateinisch in großem Zusammenhängen zu zitieren, von den modernen Sprachen liebte er besonders französisch. Die Gewalt seiner Rede bei der Predigt, in Konferenzen, auch im Kreis von Freunden war ungewöhnlich, „Manchmal freilich konnte es auch geschehen, daß ihn seine Rhetorik über das Ziel hinausschießen ließ, wenn nicht nur er das Wort, sondern das Wort ihn ergriffen hatte“ (Dekan Fridolin Dutzi bei der Predigt am Tage der Beerdigung).

Die Todesnachricht ließ alle, die ihn kannten noch einmal aufhorchen. In seinem Testament hatte er es niedergeschrieben: keine Nachrufe, keine Titel in der Todesanzeige, nur das Wort „Priester“ und der Satz „Auch dieser war mit Jesus von Nazareth“. Das wollte er immer sein: Ein Jünger Jesu. M. Z.

Zwingmann Dr. Wolfgang

Geboren in Karlsruhe 20. 6. 1935; ord. in Rom 10. 10. 1960. Erzb. Sekretär in Freiburg, Erzb. Ordinariat 1. 2. 1964; Dr. theol. in Rom 21. 5. 1964; Ordinariatsassessor und Referent 1. 4. 1969; Ordinariatsrat 1. 12. 1972; Persönlicher Referent des Erzbischofs 1. 10. 1983; Domkapitular 1. 5. 1985. Gest. in Freiburg 22. 5. 1992; beerd. in Freiburg 27. 5. 1992.

Prälät Dr. Wolfgang Zwingmann wurde am 20. Juni 1935 in Karlsruhe als Sohn des Gewerkschaftssekretärs Hans Zwingmann und seiner Frau Martha geb. Binmöller geboren. Durch den Umzug seiner Eltern zunächst nach Heilbronn (1937) und dann nach Kirchheim/Teck (1938) besuchte er dort vier Jahre lang die Grundschule und zum Kriegsende die Oberschule für Jungen. Im Jahre 1946 zogen seine Eltern nach Mannheim. In dem von christlichem Geist geprägten Elternhaus reifte bereits in diesen Jahren der Wunsch, Priester zu werden, so daß Wolfgang Zwingmann von 1946 an das bischöflich-städtische Realgymnasium in Viernheim/Hessen besuchte, wo er im Frühjahr 1954 seine Reifeprüfung ablegte. Sogleich begann er in Freiburg mit dem Theologiestudium; doch wurde er schon ein Jahr später gebeten, auf Grund seiner herausragenden Begabung, am Collegium Germanicum in Rom sein Studium fortzusetzen, das er dann auch mit dem Licentiat in Philosophie und Theologie und schließlich mit der Promotion zum Dr. theol. abschloß. Während der Stu-

dienzeit wurde Wolfgang Zwingmann durch Kardinal Aloisius Micara am 10. Oktober 1960 in Rom zum Priester geweiht.

Gerade von Rom zurückgekehrt, berief ihn Erzbischof Hermann Schäufele am 1. Febr. 1964 zu seinem Sekretär. 13 Jahre lang, bis zum Tod des Erzbischofs, ist ihm Wolfgang Zwingmann treu und zuverlässig zur Seite gestanden. Ab 1969 übernahm er zusätzlich als Ordinariats-Assessor die Aufgabe eines Referenten für die Seelsorge an den katholischen, ausländischen Arbeitnehmern und ihrer Familien. Er bemühte sich um ausländische Seelsorger und förderte deren Arbeit, wobei ihm schon damals seine außergewöhnliche Sprachbegabung sehr hilfreich war. Vielleicht wäre er nach der erfolgreichen und langen Studienzeit gerne andere Wege gegangen. Doch darüber hat er – wie es seine Art war – nichts gesagt und schon gar nicht geklagt. Mit viel Geschick und Diskretion hat er die Arbeit eines Erzb. Sekretärs bewältigt; auf den vielen Reisen mit seinem Bischof lernte er die Sorgen und Schwierigkeiten der Menschen immer mehr kennen. Während sein Bischof bei den Empfängen und anderen Anlässen war, saß Zwingmann in einem Zimmer oder notfalls auch in einem Auto über Bergen von Akten, die er stets auf die Reisen mitnahm.

Ein Grundanliegen war Dr. Zwingmann immer die Förderung von geistlichen Berufen. Nicht unwesentlich hat er zur geistlichen Zielsetzung des Jubiläumjahres der Erzdiözese Freiburg 1977 beigetragen, das unter dem Thema „Damit sie auch morgen glauben können“ einen Neuaufbruch für die geistlichen Berufe in unserer Erzdiözese brachte.

Um religiös aufgeschlossene junge Menschen zusammenzuführen, initiierte er die Jugendwallfahrten nach Lourdes. Durch viele Jahre hindurch fanden sie großen Zuspruch. Er hat sie sehr intensiv vorbereitet und mit anderen Priestern und Ordensleuten zusammen begleitet. Diese Pilgerfahrten haben Verbindungen geschaffen, die auch während des Jahres weitergingen und vielen jungen Menschen bei ihrem Bemühen um ein Leben aus dem Glauben halfen. 1972 wurde Dr. Zwingmann zum Ordinariatsrat ernannt unter Beibehaltung seiner beiden Aufgaben. Seine Erfahrungen in der Ausländerseelsorge faßte er in dieser Zeit in einigen Aufsätzen zusammen: „Fremder – Gast – Bruder? Ausländer in der Pfarrgemeinde“; „Ich war fremd. Schwerpunkte der Ausländerseelsorge“; „Ausländer in unserer Gemeinde“. Im Januar 1977 wurde Dr. Zwingmann durch die Ernennung zum Päpstlichen Kaplan (Monsignore) für all dieses Schaffen geehrt.

Durch die wegweisende Arbeit in der Ausländerseelsorge war man auch außerhalb der Diözese auf Dr. Zwingmann aufmerksam geworden; so ersuchte man 1978 die Diözese, Dr. Zwingmann für das Referat für Ausländerfragen im Katholischen Auslandssekretariat in Bonn freizustellen; Jahre später erbat der Deutsche Caritasverband in Freiburg um Freistellung von Dr. Zwingmann für die Aufgabe eines Generalsekretärs für die Auslandshilfe und für die pastoral-sozialen Fragen der Ausländer in Deutschland. Nachdem 1978 Erzbischof Oskar Saier die Leitung der Erzdiözese übernommen hatte, ernannte er Dr. Zwingmann zu seinem persönlichen Referenten und wenig später zum Domkapitular. In dieser Stellung war er, wie Erzbischof Saier beim Requiem am 27. Mai 1992 ausführte, „mir ein kenntnisreicher, kluger und selbstloser Mitarbeiter buchstäblich bis in den letzten Tag seines irdischen Lebens hinein. Alle werden ihn vermissen; ich wohl am meisten“. Bald kam aber zusätzlich eine neue Aufgabe auf Dr. Zwingmann zu: dem Referat für Ausländerseelsorge wurde auch die Verantwortung für weltkirchliche Aufgaben zugeschlagen. Hier hat Dr. Zwingmann erstaunliche Aktivitäten entfaltet. Seine Sprachkenntnisse machten es ihm leicht, mit Bischöfen und Missionaren aus aller Welt Kontakt zu halten. In diesem Zusammenhang entstand sein Lebenswerk: die Partnerschaft mit Peru. Aus einer seit längerer Zeit bestehenden Patenschaft für Kandidaten des priesterlichen Dienstes in Peru und den Partnerschaften einzelner Gemeinden entstand 1986 die Partnerschaft unserer Erzdiözese mit der Kirche von Peru. Dr. Zwingmann war ihr Inspirator und Koordinator. In den Jahren zuvor war er in Begleitung und in Vertretung des Erzbischofs in Peru und hat das Land und seine Menschen kennen- und liebgelernt. In mühseliger Kleinarbeit baute er die zahlreichen Verbindungen auf in den Pfarreien und kirchlichen Verbänden, die einer wirklichen Partnerschaft erst Sinn und Leben geben. In seinem Bericht in den Informationen von 1986 sieht er die Zielsetzung so: „Die Partnerschaft des Erzbistums Freiburg mit der Kirche von Peru greift sich als Versuch einer Antwort auf einen Anruf unserer Zeit. Als ein solcher Versuch scheint sie in der zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmolzenen und so entsetzlich zerrissenen Welt von heute ein dringend notwendiges Zeichen, eine Herausforderung und eine Aufgabe zu sein. Wir lernen uns aus der Sicht der anderen zu sehen und

können dabei zur Einsicht kommen, daß sich unter einer glänzenden Oberfläche manche Armut verbirgt. Wir sind dabei, einen wechselseitigen Austausch einzuüben und beginnen so neu zu begreifen, daß Gott uns seine Gaben nicht zuletzt dazu anvertraut hat, daß wir damit einander dienen und bereichern.“ Obwohl Domkapitular Zwingmann nie Volkswirtschaft oder politische Wissenschaften studiert hatte, war ihm doch ein ungewöhnlich scharfer und kenntnisreicher Blick für die Wurzeln der Ungerechtigkeit bei uns, in Lateinamerika und in der Dritten Welt eigen. Als unbequemer Mahner prangerte er die Mitverantwortung der Kirche für die Unterdrückung Lateinamerikas an, aber auch die vielfältigen Verstrickungen und menschenrechtsfeindlichen Praktiken der USA sowie Versäumnisse Westeuropas und der Bundesrepublik beim Mühen um weltweite Gerechtigkeit. Bei der 2. Sitzungsperiode des Freiburger Diözesanforums im Oktober 1991 hielt Prälat Zwingmann, von seiner Krankheit bereits gezeichnet, eine begeisterte Rede, in der er einen neuen Lebensstil der reichen Länder forderte. Auch wenn er eindringlich von Schuld und Schulden sprach, war nichts von Hoffnungslosigkeit zu spüren (vgl. hierzu seine Schrift „Partnerschaft mit Peru. Pastorale Chance und Aufruf zum Zeugnis“, in: Freiburger Texte Nr. 4 (1991). Wie ein Vermächtnis an uns ist seine Untersuchung „Der Schrei nach Gerechtigkeit dauert an – 500 Jahre Lateinamerika – Anlaß zur Umkehr“, deren Veröffentlichung er nicht mehr erlebte; sie erschien 1992 in den Freiburger Texten Nr. 8. Kardinal Landázuri Ricketts ernannte seinen Freund und geistlichen Sohn Dr. Zwingmann zum Ehrendomherrn an seiner Kathedrale zu Lima; auch die Republik Peru verlieh ihm hohe Auszeichnungen. Papst Johannes Paul II. ernannte ihn am 24. März 1992 zum „Päpstlichen Ehrenprälaten“.

Nach schwerer Krankheit, die er einerseits gottergeben angenommen und der er andererseits mit erstaunlicher Willenskraft widerstanden hat, ist Prälat Dr. Zwingmann am 22. Mai 1992 gestorben. Im Pontifikalrequiem, das Erzbischof Oskar Saier mit den Mitbrüdern im Domkapitel zelebrierte, in Anwesenheit von Kardinal Landázuri Ricketts und Bischof Karl Lehmann von Mainz, nahm die Erzdiözese Abschied von dieser herausragenden Priesterpersönlichkeit. Eine überaus große Gemeinde von Angehörigen, Freunden und Bekannten geleitete ihn zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Hauptfriedhof in Freiburg.

In vielen, vielen Briefen, die der Bistumsleitung zum Tod von Prälat Zwingmann zugehen, kommt immer wieder zum Ausdruck, wie schmerzlich dieser frühe Tod ist und welche Lücken er hinterläßt; über allem aber steht die Hoffnung der Auferstehung, die nicht erst nach dem Tod beginnt. Kennzeichnend für viele dieser Beileidsbezeugungen ist der Brief der Sprechergruppe von „Pax Christi“ in unserer Diözese an Erzbischof Oskar Saier, in dem sie ihm dankt, „daß Sie ihm den Ort in der Bistumsleitung gaben, der ihm sein Wirken auf so gute Weise ermöglichte“. Und so heißt es in diesem Brief: „Wir möchten Ihnen mitteilen, daß Wolfgang Zwingmann in unserem Gedächtnis lebendig ist: seine leisen Töne und Schritte ebenso wie seine klaren Worte und Wege. Woran er in seinem letzten Lebensjahrzehnt beispielhaft durch die Arbeit mit der Kirche Perus gewirkt hat, das ist, was wir suchen: ein Weg für eine Kultur des gerechten Friedens. Wir danken Gott, daß wir ihn haben durften.“ r. i. p. H. H.

1993

Abberger Fridolin

Geb. 11. 9. 1914 in Dießen bei Horb, ord. 27. 3. 1938. Vikar in Reute 25. 4. 1938, in Burladingen 31. 5. 1938, in Pforzheim, St. Franziskus 15. 4. 1942. Präfekt am Fideliskonvikt in Sigmaringen 6. 1. 1946 (mit Krankheitsurlaub in Bad Reichenhall 1949); Pfrvw. in Veringensstadt 1. 12. 1950, investiert daselbst 27. 4. 1952; Pfarrer in Steinensdorf 16. 10. 1964 (Investitur 22. 11. 1964); Pfarrer in Bad Rippoldsau 16. 7. 1969 (Investitur 7. 9. 1969). Ruhestand 1. 9. 1979 in Rottenburg a. N. Gest. 15. 3. 1993 daselbst; beerd. 19. 3. 1993 in Dießen bei Horb.

Pfarrer Fridolin Abberger wurde am 11. 9. 1914 als achtens von zwölf Kindern des Landwirts Fridolin Abberger und seiner Frau Justina geb. Haibt in der kleinen Zollerngemeinde Dießen b. Horb geboren. Nach dem Besuch der Volksschule in Dießen wechselte er in die

Quarta des Gymnasiums in Sigmaringen, nachdem er zuvor durch seinen Heimatpfarrer Fecker Unterricht in Latein erhalten hatte. Die Jahre im Erzb. Gymnasialkonvikt St. Fidelis halfen ihm sehr in der Berufsfindung, so daß er nach der Reifeprüfung im Jahr 1933 sich um die Aufnahme im Collegium Borromaeum bewarb. Zwei Jahre zuvor war seine Mutter gestorben und kurz nach dem Abitur starb auch der Vater, so daß die finanziellen Sorgen schwer auf dem jungen Studenten lasteten. Nach Beseitigung der finanziellen Schwierigkeiten studierte er mit Begeisterung Philosophie und Theologie in Freiburg und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 27. März 1938 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre fallen noch in die unseligen Zeiten des Dritten Reiches; mit Umsicht und Freimut hat er stets die befreiende Botschaft des Evangeliums verkündet. Seine umgängliche Umgangsart mit der Jugend veranlaßte die Kirchenbehörde, ihn zum 1. 6. 1946 als Präfekt an das Fideliskonvikt in Sigmaringen anzuweisen, wo er mit ganzem Einsatz als Lehrer und Erzieher den Jugendlichen zur Seite stand. Einer seiner Schüler war Karl Lehmann, der jetzige Bischof von Mainz, der ihm sein Leben lang verbunden blieb. Seine Predigten in der Pfarrkirche St. Johann fanden in dieser Zeit starke Beachtung; „zuweilen sagt er sich etwas zu weit vor“, heißt es im Jahresbericht 1946 über seine Predigten; seine Hinweise auf die Ungerechtigkeiten der Besatzungsmächte brachten ihm nicht nur Lob, sondern auch Tadel ein, so daß sich die Kirchenbehörde für ihn bei der Besatzungsmacht einsetzen mußte.

Ende des Jahres 1950 wurde Fridolin Abberger als Pfrvw. nach Veringenstadt angewiesen, wo er als Pfarrer mehr als 14 Jahre segensreich wirkte. Mit Eifer und Liebe betreute er die Wallfahrt in Maria Deutstetten. Selbstverständlich mühte er sich um den Aufbau der Jugendarbeit und all den Sparten der sog. „Standesseelsorge“; er war einer der Pfarrer, die versuchten, die späteren Anliegen des Konzils bereits in diesen Jahren schrittweise in die Seelsorge umzusetzen, wodurch ihm allerdings die Arbeit nicht leicht gemacht wurde. Ein besonderes Anliegen waren ihm die damaligen Ostflüchtlinge, die in der Folge des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verloren hatten. Hier galt es, zwischen den Einheimischen und den Neubürgern das Band des Vertrauens zu schließen, um so den Heimatvertriebenen eine neue Heimat zu geben; diese oft undankbare Arbeit wurde noch anlässlich seines goldenen Priesterjubiläums sehr gerühmt. Lange Jahre war er auch als Dekanatsfrauenseelsorger tätig; ebenso wurde er, was auch damals selten war, als Mitglied in den Kreisrat gewählt. Weil die Familie von Bischof Karl Lehmann durch die Lehrertätigkeit des Vaters in Veringenstadt Wohnung genommen hatte, war es Fridolin Abberger eine besondere Freude, das Fest der Priesterweihe und der Primiz seines ehemaligen Schülers Karl Lehmann in Rom (1963) und die spätere Heimatprimiz mit Tatkraft und Phantasie ausrichten zu können. Neben der Seelsorge waren aber auch die Erneuerung der Pfarrkirche, der alten Petruskapelle und der Deutstetter Wallfahrtskirche sowie ein Pfarrhausneubau zum wichtigen Anliegen geworden.

Aus gesundheitlichen Gründen wechselte Pfarrer Abberger im Herbst 1964 in die kleinere Gemeinde Steinstadt im Markgräflerland und fünf Jahre später in das ihm bekömmlichere Klima von Bad Rippoldsau, wo ihm durch die Kursseelsorge und auch die Verwaltung des umfangreichen Waldgebietes völlig neue Aufgaben zugewachsen sind. Ohne große Rücksicht auf seine angeschlagene Gesundheit zu nehmen, wirkte er dort segensreich über zehn Jahre bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1979.

Nach seiner Zuruhesetzung wohnte Pfarrer Abberger in Rottenburg a. N. – in der Nähe seiner Verwandten. Von dort aus half er in vielen Orten wie Wurmlingen, Oberndorf, Bad Niedernau in der Seelsorge aus; im Heilig-Geist-Spital zu Rottenburg wie auch in Seebronn war er viele Jahre lang ein gern gesehener Zelebrant; er selbst war dafür dankbar, nachdem er 1982 nach einer gelungenen Herzoperation wieder neu zu Kräften gekommen war. Nur kurz vor seinem Tod zog Pfarrer Abberger in das Altenpflegeheim „Haus am Neckar“, wo er ganz auf die Hilfe anderer angewiesen war.

Bischof Karl Lehmann ließ es sich nicht nehmen, die Trauerliturgie für seinen „väterlichen Freund“ und früheren Heimatpfarrer selbst zu halten, als Pfarrer Abberger in Dießen beigesetzt wurde. Die vielen Menschen aus seinen ehemaligen Pfarrgemeinden bezeugten durch ihre Teilnahme an der Beerdigung die hohe Wertschätzung des Verstorbenen, der mit Leib und Seele Seelsorger war und sich nicht scheute, den Menschen die Augen zu öffnen für die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. r. i. p.

H. H.

Baur Joseph

Geb. in Offenburg 17. 8. 1908, ord. 6. 3. 1932. Vikar in Furtwangen 8. 4. 1932, in Önsbach 25. 10. 1935, in Weil am Rhein 7. 1. 1937, in Wyhl 26. 8. 1937, in Wiesloch 27. 4. 1938, in Blumberg 6. 12. 1938, in Ortenberg 14. 1. 1940, in Oberharmersbach 8. 10. 1940, in Ichenheim 8. 5. 1941. Pfrvw. in Güttingen und Möggingen 3. 6. 1942, in Gutenstein 15. 5. 1946, investiert daselbst 8. 8. 1948, Pfarrkurat in Offenburg, St. Joseph 3. 5. 1956; Pfrvw. in Ebersweier 15. 4. 1969. Ruhestand in Offenburg 1. 5. 1983. Gest. in Offenburg 19. 11. 1993, beerd. daselbst 24. 11. 1993.

Pfarrer Joseph Baur wuchs als Sohn des Schlossers Anton Baur und seiner Frau Marie geb. Rechberger in einer gut katholischen Familie in Offenburg auf. Dort besuchte er nach den Volksschuljahren das Gymnasium und legte 1927 die Reifeprüfung ab. Er engagierte sich stark in „Neudeutschland“, war als Gruppenleiter eingesetzt; von dieser Arbeit mitgeprägt, reifte in ihm der Wunsch, Priester zu werden, so er sich nach dem Abitur um die Aufnahme in das Collegium Borromaeum bewarb. Nach seinen philosophischen und theologischen Studien in Freiburg und im Seminar St. Peter wurde er am 6. März 1932 durch Weihbischof Wilhelm Burger in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

An seinen oben angeführten, zahlreichen Vikarsstellen kam er oft in Konflikte mit der NS-Partei, da er sich in der Kinder- und Jugendseelsorge sehr engagierte. Bereits 1934 kam es zu einem ersten Konflikt mit der Gestapo in Furtwangen, worauf er von einem Sondergericht in Mannheim zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde; anschließend bekam er Schulverbot, das dann 1940 wieder aufgehoben wurde.

1942 wurde er als Pfrvw. nach Güttingen und Möggingen angewiesen; trotz seiner schlechten Erfahrungen mit der NS-Partei ging er auch dort den Konflikten nicht aus dem Weg. Als „parochus rusticalis, den die Leute gern haben“, so im Jahresbericht des Dekanates Konstanz gekennzeichnet, hatte er es auch manchmal in seinen Gemeinden schwer, weil er offen und gerade seinen Weg ging. 1946 kam Joseph Baur als Pfrvw. nach Gutenstein im Donautal, wo er mit Eifer und Hingabe fast zehn Jahre, vor allem auch in der Kinder- und Jugendseelsorge wirkte.

Im Mai 1956 ging er als Pfarrkurat in die eben errichtete Pfarrkuratie St. Josef, die aus den Siedlungen Hilboldsweier und Albersbösch entstanden ist und nun zu seiner Heimatstadt Offenburg gehörte. In dieser Pfarrei, die jetzt Heilig-Geist-Pfarrei heißt, leistete er in der schnell wachsenden Gemeinde wichtige Aufbauarbeit. Vor allem ging es darum, die von ihrer Struktur her völlig unterschiedlichen Stadtteile mit vielen Neuzugezogenen zu einer Gemeinde zusammenzuschließen. Neben den vielfältigen seelsorgerlichen Aufgaben, wozu z. B. der Religionsunterricht mit bis zu 22 Stunden in der Woche gehörte, galt es, auch die nötigen Baumaßnahmen zu tätigen, um ein gelingendes Gemeindeleben zu ermöglichen. So wurde der Kindergarten in Hilboldsweier umgebaut und erweitert und im Zusammenwirken mit der kath. Gesamtkirchengemeinde Offenburg der Bau eines Gemeindezentrums mit Kindergarten, Gemeindesaal (Kirche), Schwestern- und Hausmeisterwohnung sowie Pfarrhaus in der Siedlung Albersbösch verwirklicht. Auf Dekanatssebene war Pfarrer Baur viele Jahre lang der Jugendseelsorger.

Mit 61 Jahren übernahm er nochmals eine neue Aufgabe: die Pfarrei Ebersweier bei Offenburg. Auch dort wirkte er in seiner gewohnten Weise und war vielen Menschen ein wichtiger Wegbegleiter. Im Ruhestand zog er wieder nach Offenburg, wo er zunächst im Pfarrgebiet der Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit wohnte und schließlich im Vinzentiushaus, wo er nach Kräften in der Seelsorge mithalf und nach der Feier der hl. Messe am 19. 11. 1993 einem Herzschlag erlegen ist. Dekan Schnappinger schrieb am selben Tag an das Erzb. Ordinariat: „Wir verlieren in Pfarrer Baur einen wirklich sehr eifrigen und guten Priester, der viel mitmachen mußte.“ r. i. p.

H. H.

Berthold Walter Emil Josef

Geb. 19. 3. 1908 in Weinheim, ord. 6. 3. 1932. Vikar in Bretten 7. 4. 1932, in Mannheim, St. Nikolaus 4. 1. 1933, in Hemsbach 28. 8. 1935, in Oberhausen bei Philippsburg 21. 11. 1935, in Mosbach 1. 4. 1937. Pfrvw. in Neckarshausen 23. 10. 1940, investiert daselbst 5. 5. 1946; Pfarrer in Heidelberg-Handschuhsheim, St. Vitus 17. 11. 1954, investiert daselbst 12. 12. 1954. Ruhestand 1. 3. 1977 in Oberlauda. Gest. 20. 6. 1993 in Oberlauda, beerd. 23. 6. 1993 in Tauberbischofsheim.

In Weinheim als Sohn des Finanzamtmannes August Berthold und seiner Frau Eugenia geb. Krauß geboren, wuchs Pfarrer Walter Berthold in Bruchsal und Stockach auf, wohin sein Vater von Dienst wegen versetzt worden war. Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Mutter mit ihren Kindern nach Tauberbischofsheim, wo der junge Walter Berthold 1919 das dortige Gymnasium besuchte und 1927 die Reifeprüfung ablegte. Walter Berthold muß in der Gemeinde wegen seiner Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit aufgefallen sein, so daß man von ihm allgemein erwartete, wie es im pfarramtlichen Zeugnis heißt, daß er Theologie studieren werde, um Priester zu werden. Er absolvierte dann auch das übliche Theologiestudium an den Universitäten in Freiburg und Würzburg und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 6. März 1932 von Weihbischof Wilhelm Burger in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

An den verschiedenen Vikarstellen – Bretten, Mannheim, St. Nikolaus, Hemsbach, Oberhausen bei Philippsburg und Mosbach – bescheinigen ihm alle Prinzipale großen Seeleneifer; er gilt als „idealveranlagter Priester“; was ihm am meisten am Herzen lag, war die Betreuung der Jugend; er war ebenso auch den Kranken zugetan; wenn ihm in einem Zeugnis vorgeworfen wurde, daß er sich zu viel mit „unnützer Literatur“ beschäftigen würde, so kam ihm dies sehr wohl zustatten in der Betreuung „Kath. öffentl. Büchereien“ bzw. der Pfarrbüchereien, wie sie damals hießen. Auf Grund der seiner Zeit herrschenden politischen Verhältnisse sah sich der Priester in besonderer Weise gefordert, der nationalsozialistischen Ideologie die befreiende Botschaft des Evangeliums entgegenzusetzen, was allerdings zur Folge hatte, daß gegen ihn im Jahre 1935 ein Schulverbot verhängt wurde, das glücklicherweise nur für Mannheim galt.

Mitten im Krieg – 1940 – wird Pfarrer Berthold als Pfarrverweser nach Neckarshausen angewiesen und nach dem Krieg – 1946 – dort als Pfarrer investiert. Nach vierzehnjährigem segensreichem Wirken in der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit wechselt Pfarrer Berthold auf die Pfarrei St. Vitus in Heidelberg-Handschuhsheim. Mit großer Hingabe und dem ihm eigenen Temperament formt er seine Gemeinde und versucht, die Anregungen und Impulse des Konzils in der Gemeinde umzusetzen, wobei er besonderes Gewicht legte auf eine vom Geist und Sinn geprägte Liturgie. Aus diesem Grund vor allem setzte er sich für die Innenrenovation der Pfarrkirche St. Vitus ein, der ältesten Pfarrkirche Heidelbergs, wobei es gerade in der Umgestaltung des Chorraumes darum ging, die äußeren Möglichkeiten für die Feier der erneuerten Liturgie zu schaffen. In der Sorge um die Jugend und ihrer Anliegen setzte er sich ein für die Schaffung einer modernen Sportstätte für die DJK. Im Geist des Konzils war ihm die Ökumene ein wichtiges Anliegen. Mehr und mehr wurde die Kranken- und Altenpastoral Schwerpunkt seiner Arbeit.

Bezeichnend für Pfarrer Berthold ist ein kleiner, unscheinbarer Vorgang, der nur in den Akten zu finden ist. Die Sekretärin des Generalvikars hatte ihn versehentlich mit dem Titel „Geistlicher Rat“ angeschrieben; postwendend schrieb er damals – 1976 – an seinen Freund, Generalvikar Dr. Schlund zurück und wies energisch diesen Titel zurück; er sei allergisch gegen sämtliche solche Titel und würde postwendend die Urkunde zurückschicken; auf seinem Grab möge auch nur „Pfarrer“ stehen und nicht „Stadtpfarrer“; er will damit über andere, denen ein solcher Titel Spaß macht, keineswegs urteilen wie auch nicht gegen die ganze kirchliche Praxis der Ordens- und Titelverleihungen. Interessant ist, wie Generalvikar Dr. Schlund dafür Verständnis zeigt, obwohl er ihn gerne beim Erzbischof zum „G. R.“ vorgeschlagen hätte.

Als Pfarrer Berthold dies schrieb, litt er zusehends an den Folgen eines 1975 erlittenen Schlaganfalls, so daß er sich schweren Herzens gezwungen sah, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen, die ihm zum 1. März 1977 gewährt wurde. Er wollte noch nach Kräften in der Seelsorge mitarbeiten und so wohnte er in Oberlauda, wo seine Seelsorgsarbeit dankbar angenommen wurde. Möge ihm der Herr seine Treue und Hingabe in seinem Dienst in der ewigen Vollendung vergelten. r. i. p.

H. H.

Börsig Josef

Geb. 16. 5. 1914 in Hesselbach bei Oberkirch, ord. 2. 4. 1940. 1940/45 Kriegsdienst, 1945/48 sowjetische Kriegsgefangenschaft, 8. 6. 1949 Vikar in Untergrombach, 3. 8. 1949 in Mosbach, 16. 9. 1953 Kaplaneiverweser in Endingen, 19. 10. 1955 Pfrw. in Bühl bei Offenburg, 30. 4. 1958 Pfarrkurat, später Pfarrer in Zusenhofen, 15. 1. 1961 investiert daselbst, 1. 9. 1983 Ruhestand in Oberkirch. Gest. 23. 3. 1993 in Oberkirch, 26. 3. 1993 beerd. daselbst.

Börsig gehört zu jener Priestergeneration, die in gehäufter Maß unter den schrecklichen Folgen zweier Weltkriege zu leiden hatte. Noch im Kindesalter verlor er mit zwei Brüdern den Vater, der als Soldat an der Front fiel. Aus der zweiten Ehe der Mutter gingen noch fünf Geschwister hervor. Es war hauptsächlich das Verdienst des damaligen Vikars und Religionslehrers Joseph Krämer in Oberkirch, daß Börsigs Wunsch, Priester zu werden, nachhaltige Unterstützung fand. Von diesem auf den Besuch der höheren Schule vorbereitet, bestand er 1929 am Rastatter Gymnasium die Aufnahmeprüfung in die Untertertia. Nach dem Abitur (1935) studierte er Theologie in Freiburg, Würzburg und St. Peter. Am 2. 4. 1940 erteilte ihm Erzbischof Conrad Gröber im Münster zu Freiburg die hl. Priesterweihe.

Buchstäblich von der Primizfeier weg wurde der junge Neupriester am 9. 4. 1940 als Sanitäter zum Heeresdienst eingezogen. Seit dem deutschen Einfall in der Sowjetunion stand er an der Ostfront, wo er im Juni 1944 am linken Arm verwundet wurde. Noch kurz vor Kriegsende geriet er in russische Gefangenschaft. Aufgrund von Verletzungen, die er sich bei Unglücksfällen unter Tage zugezogen hatte und durch die ohnehin harten Lagerbedingungen körperlich geschwächt, wurde er kurz vor Weihnachten 1948 in die Heimat entlassen.

Nach fast neunjähriger Abwesenheit war Börsig gleichsam ein zweites Mal an den Ausgangspunkt eines Neupriesters zurückgeworfen worden. Sein schlechter Gesundheitszustand erlaubte es ihm erst verspätet, im Priesterseminar St. Peter an den Seminarkursen des Weihejahrgangs 1949 teilzunehmen. Die erste Vikarsstelle erhielt er in Untergrombach, doch schon kurz danach kam er nach Mosbach, wo der seit Kriegsende als Pfarrer wirkende Joseph Krämer seinen vom Schicksal hart geprüften ehemaligen Schüler verständnisvoll förderte und ihn nachdrücklich in den verschiedenen Bereichen der Pastoration unterwies. Nach bestandenen Pfarrkonkurs wirkte Börsig in Eendingen als Kaplaneiverweser, war im Anschluß daran nahezu drei Jahre Pfarrverweser in Bühl bei Offenburg, bis er schließlich als Kurat nach Zusenhofen ging. Nachdem diese Kuratie im Dezember 1960 zur Pfarrei erhoben worden war, wurde Börsig zum ersten Pfarrer ernannt. Es sollte seine erste und letzte Pfarrstelle bleiben, der er bis zur Zuruhesetzung die Treue hielt.

Als Seelsorger hat Börsig unverkennbare Spuren einer segensreichen Pastoration hinterlassen. In erster Linie gilt dies für die ordentliche Seelsorge, die er stets eifrig und hingebungsvoll zum Segen der ihm anvertrauten Gemeinden verrichtete. Als Pfarrer in Zusenhofen bekleidete er zusätzlich das Amt des Kammerers im ehemaligen Landkapitel Renchtal; dort war er auch Dekanatsmänner- und Dekanatsmesnerseelsorger. Aber auch den in der Folge des Zweiten Weltkrieges anstehenden und im Zuge der durch das Zweite Vatikanum eingeleiteten Liturgiereform notwendig gewordenen Bauprojekte bzw. baulichen Veränderungen stellte sich Börsig mit großem persönlichen Einsatz. So leitete er schon in Bühl die Renovation der Pfarrkirche ein, die durch Kriegseinwirkungen erhebliche Schäden davongetragen hatte. In Zusenhofen schaffte er eine neue Orgel an, ließ den Kindergarten umbauen und erweitern und gleichfalls die Renovation der Pfarrkirche durchführen.

Auf dem ihm anvertrauten Seelsorgeposten hielt Börsig standhaft aus, solange es seine angeschlagene Gesundheit zuließ. Wenngleich schon stark gehindert, half er auch nach seiner Zuruhesetzung stets bereitwillig in der Seelsorge mit. Dem bereits durch viele körperliche Leiden gezeichneten Priester wurde die wohl härteste Prüfung auferlegt, als ihn ein Schlaganfall 15 Monate lang an das Bett fesselte. Doch auch dieses schwere Kreuz hat er mit Ergebung in Gottes Willen und gestärkt durch die beständige Zuwendung lieber Menschen geduldig ertragen, bis ihn Gott der Herr am 23. 3. 1993 in die ewige Heimat abrief. Im Priesterfeld des Oberkircher Friedhofes fand Börsig seine letzte Ruhestätte. Clemens Siebler

Boy Franz Xaver

Geb. 26. 5. 1909 in Bühlertal, ord. 7. 3. 1937. Vikar in Mingolsheim 1. 4. 1937, in Waldshut 27. 10. 1937, in Oberhausen 15. 3. 1939, Kriegsdienst 4. 3. 1941 bis 28. 6. 1945, Vikar in Kuppenheim 8. 8. 1945, Kaplaneiverweser 12. 11. 1947, Pfrvw. in Honau 7. 11. 1951, Pfarrer in Honau 6. 4. 1953, Pfarrer in Neusatz 18. 1. 1961, Ruhestand in Bühlertal 1. 9. 1982, in Bühl (Veronikaheim) 1. 12. 1986, in Bühl (Erich-Burger-Heim) 1. 1. 1993. Gest. 24. 3. 1993 in Bühl, beerd. 27. 3. 1993 in Bühlertal.

Franz Xaver Boy wurde am 26. Mai 1909 als Sohn des Sängers Josef Boy und dessen Ehefrau Maria Anna geb. Geiges in Bühlertal geboren. Zusammen mit einer Schwester und vier

Brüdern, von denen der älteste im 1. Weltkrieg fiel, verbrachte er seine Jugendzeit in Bühlertal, wo seine Eltern ein kleines landwirtschaftliches Anwesen besaßen. Aus finanziellen Gründen sahen die Eltern keine Möglichkeit, ihren Sohn studieren zu lassen. Der Heimatpfarrer Brutscher und Vikar Josef Zuber, der dem Schüler der 8. Klasse der Volksschule Lateinunterricht erteilte, fanden einen Weg für den Eintritt in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt in Rastatt und in die Quinta des dortigen Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums. Nach der Reifeprüfung 1932 begann er in Freiburg das theologische Studium. Nach dem Seminarjahr in St. Peter empfing er am 7. 3. 1937 die Priesterweihe. In schwerer Zeit begann er den seelsorgerlichen Dienst als Vikar in Mingolsheim am 1. 4. 1937, in Waldshut am 27. 10. 1937 und wurde am 15. 3. 1939 nach Oberhausen angewiesen. Am 4. März 1941 wurde er zur Sanitätssersatz-Abteilung 5 in Ulm einberufen und Ende April 1941 als Krankenträger zur 1. Sanitätskompanie der 78. Infanterie-Division (später 78. Sturmdivision) versetzt. Sie war im Bereich der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront eingesetzt. Nach dem Untergang der Division im Sommer 1944 kam er zur Neuaufstellung auf den Heuberg, im April 1945 kam er in Oberbayern in amerikanische Gefangenschaft, aus der er am 28. Juni 1945 entlassen wurde. Am 8. August 1945 wurde er als Vikar nach Kuppenheim angewiesen und am 12. 11. 1947 zum Kaplanverweser bestellt. Am 7. November 1951 erhielt er die Diasporapfarrei Honau im Hanauerland. Die in acht Gemeinden wohnenden Katholiken gehörten zu seiner Pfarrei. Hier wirkte er über zehn Jahre „freundlich im Umgang, konsequent in den Forderungen und opferbereit“ (Visitationsbericht 1958). Am 18. Januar 1961 wurde er Pfarrer von Neusatz. Mehrere anstehende Bauaufgaben erwarteten ihn dort: Bau eines neuen Pfarrhauses, eines Kindergartens mit Jugendräumen und eines Schwesternhauses, grundlegende Renovation der Pfarrkirche. Nach seiner Zuruhesetzung am 1. September 1982 wohnte er in seiner Heimat Bühlertal und half dort als Subsidiar mit. Seit Dezember 1986 wohnte er im Veronikaheim in Bühl, seit dem 1. Januar 1993 im Erich-Burger-Heim in Bühl. Dort hatte er noch die Aufgabe des Heimseelsorgers übernommen. Er starb am 24. März 1993 und wurde am 27. März auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde beigesetzt. M. Z.

Dischinger Alfons

Geb. 24. 7. 1913 in Mannheim, ord. 2. 4. 1940. Kriegsdienst 9. 4. 1940 und anschließend russische Gefangenschaft bis zur Rückkehr 4. 11. 1948. Vikar in Lauda 30. 3. 1949, in Karlsruhe, St. Bonifaz 18. 10. 1950; Pfarrvikar in Zeutern 30. 7. 1954, investiert daselbst 22. 4. 1956. Ruhestand 1. 9. 1984 in Zeutern. Gest. 23. 6. 1993 und beerd. daselbst 28. 6. 1993.

Als Sohn des Mechanikers Hermann Dischinger und seiner Frau Emma geb. Raudenbusch wuchs Alfons Dischinger zusammen mit einer Schwester und einem Bruder in einem vom christlichen Geist geprägten Elternhaus in Mannheim auf. Nach dem Besuch der Volksschule ging Alfons Dischinger auf das dortige Gymnasium, wechselte 1932 in die Untersekunda der Lender'schen Anstalt in Sasbach; dort legte er 1935 die Reifeprüfung ab. Sein Berufsziel, Priester zu werden, war ihm schon lange klar vor Augen und zeigte dies auch durch die Übernahme freiwilliger Dienste in seiner Gemeinschaft. Durch die überstarken Jahrgänge (über 100 in einem Kurs!) konnte er nicht sofort nach dem Abitur mit dem Theologiestudium beginnen. Nach Ableistung des Arbeitsdienstes wurde er dann in das Collegium Borromaeum zum Sommersemester 1936 aufgenommen. Nach den philosophischen und theologischen Studien an der Universität Freiburg und Würzburg sowie im Priesterseminar St. Peter wurde er – nach der vorgezogenen theologischen Abschlußprüfung – am 2. 4. 1940 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Bereits eine Woche später – am 9. 4. 1940 – wurde er zusammen mit vielen seiner Kursgenossen zum Wehrdienst eingezogen; ein kleines Glück dabei war, daß er mit einigen seiner Mitbrüder in der gleichen Einheit seinen Dienst als Sanitäter leisten konnte, zunächst in Jugoslawien und später an der Ostfront. Wie vielen verwundeten und sterbenden Kameraden mußte er beistehen; am Ende des Krieges geriet er in russische Gefangenschaft, war lange Zeit als Holzfäller eingesetzt und kehrte nach Jahren großer Entbehrungen erst am 4. November 1948 in die Heimat zurück. Interessant ist, wie die Diözesanleitung damals versucht hat, mit den kriegsgefangenen Mitbrüdern den Kontakt aufrechtzuerhalten; so hat Erzbischof Wendelin Rauch bereits am Tag nach seiner Bischofsweihe den kriegsgefangenen Priestern einen Brief zukommen lassen.

Nach einer Zeit der Erholung im Priesterseminar St. Peter wurde Pfarrer Dischinger zum 30. März 1949 als Vikar nach Lauda angewiesen; hier wie auch an seiner 2. Vikarstelle in St. Bonifaz zu Karlsruhe fand er durch seine offene und leutselige Art raschen Zugang zu den Menschen; wie immer war der Kontakt zur Jugend das besondere Arbeitsfeld eines Vikars; bei Alfred Dischinger kam eine besondere Sorge zu den Kranken in der Klinik hinzu.

Über 30 Jahre wirkte Alfons Dischinger als Pfarrer in Zeutern im Kraichgau. Ihm war die Sorge um den Menschen ein Herzensanliegen, was ihm das Vertrauen und die Hochschätzung seiner Gemeinde brachte. Er scheute sich nicht vor dem Bau einer neuen Kirche, des Pfarrhauses, neuer Gemeinderäume bis hin zum Neubau eines Kindergartens.

Da die Pfarrei Zeutern nicht mehr mit einem aktiven Pfarrer besetzt werden konnte, blieb er im Pfarrhaus wohnen und wirkte als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge mit, soweit es seine Kräfte zuließen. Alfons Dischinger war ein Priester, der vielen durch seinen gläubig gelebten Dienst zum Zeugen für die Menschenfreundlichkeit Gottes geworden ist. So hat er auch in Dankbarkeit und Freude erleben dürfen, daß zahlreiche Priester- und Ordensberufe aus seiner Gemeinde hervorgegangen sind. r. i. p. H. H.

Fiederlein Reinhold

Geb. 7. 11. 1943 in Kilsheim, ord. 7. 5. 1970. Vikar in Steinsfurt 8. 6. 1970, in Wertheim, St. Venantius 12. 4. 1972. Militärpfarrer in Bremgarten 16. 11. 1974. Pfarradministrator in Freudenberg-Rauenberg 25. 4. 1983. Ruhestand in Distelhausen 15. 11. 1987. Gest. in Tauberbischofsheim 13. 5. 1993, beerd. 18. 5. 1993 in Distelhausen.

Als Sohn des Postoberschaffners Josef Fiederlein und seiner Frau Franziska geb. Müller wurde Pfarrer Reinhold Fiederlein in Kilsheim geboren und wuchs mit drei Geschwistern in einer christlich geprägten Familie auf. Nach dem Besuch der Volksschule in Kilsheim ging er 1956 – bereits um sein Berufsziel wissend – auf das Gymnasium Wertheim, wo er 1965 die Reifeprüfung ablegte. Die philosophischen und theologischen Studien absolvierte er an den Universitäten Freiburg und Würzburg und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 7. Mai 1970 von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

In seiner vierjährigen Vikarszeit in Steinsfurt, Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit, Sinzheim und Wertheim, St. Venantius, fand Pfarrer Fiederlein durch sein offenes und kontaktfreudiges Wesen leichten Zugang zu den Menschen aller Altersgruppen; für die jungen Menschen war er in besonderer Weise ein engagierter Seelsorger. In dieser Zeit zeigte er auch Interesse an der Seelsorge in der Bundeswehr und nahm an den entsprechenden Einführungskursen teil, so daß er zum 16. November 1974 von der Erzdiözese für den Dienst als hauptamtlicher Militärpfarrer freigestellt wurde und den Seelsorgsbezirk Bremgarten mit den Standorten Achern und Fahl übernahm. Hier wirkte er mit großem Engagement und Erfolg bis 1982, was auch der damalige Commodore und spätere General Adam bestätigte. Durch seine umgängliche Art stand er bei den Soldaten wie bei den Offizieren in hohem Ansehen. Doch zeichnete sich dort schon seine Krankheit ab; nach einem längeren Kuraufenthalt wurde Pfarrer Fiederlein 1983 als Pfarradministrator nach Freudenberg-Rauenberg angewiesen, wo ihm Ende des Jahres 1986 noch die Pfarrei Freudenberg-Boxtal anvertraut wurde. In beiden Pfarreien wirkte er mit großer Hingabe, wobei er es in besonderer Weise verstand, das Wort Gottes zeitgemäß zu verkünden. Allerdings verschlechterte sich zusehends sein Gesundheitszustand, so daß er schon 1987 die Verantwortung für die beiden Pfarreien aufgeben und in den Ruhestand treten mußte. Er wohnte anschließend im Pfarrhaus Distelhausen und half, so weit es seine Kräfte zuließen, als Subsidiar an seinem Wohnort und in Dittigheim, Dittwar und im Kreiskrankenhaus zu Tauberbischofsheim in der Seelsorge mit.

Er stand bewußt unter dem Kreuz seiner Krankheit, wovon er in einem ergreifenden Brief an seine Gemeinde Zeugnis gibt; so hatte er auch ein offenes Ohr für die Kranken, und Bedürftige fanden in ihm einen verständnisvollen Helfer. Der Herr des Lebens möge ihm seine Hingabe und Treue vergelten. Es war der letzte Wunsch von Pfarrer Fiederlein, daß er in seiner letzten Gemeinde Distelhausen beerdigt wurde. r. i. p. H. H.

Fitz Hans Albert

Geb. 4. 8. 1933 in Mannheim, ord. 4. 6. 1961. Vikar in Grötzingen 30. 6. 1961, in Malsch b. E. 1. 8. 1961, in Ersingen 10. 7. 1963, in Karlsruhe-Mühlburg 3. 8. 1964, Pfrvw. in Rheinsheim 27. 5. 1970, Pfarrkurat in Niefern-Öschelbronn 15. 4. 1985. Gest. in Pforzheim 31. 7. 1993, beerd. in Niefern 6. 8. 1993.

Hans Albert Fitz wurde am 4. August 1933 als Sohn des Polizeibeamten Karl Fitz und dessen Ehefrau Eva geb. Ullrich in Mannheim geboren. Von 1940 an besuchte er die Volksschule in der Heimat seines Vaters Bretzingen. Nach der Rückkehr nach Mannheim 1947 besuchte er das Tulla-Gymnasium und trat nach der Untersekunda auf das humanistische Karl-Friedrich-Gymnasium über. Dort legte er im März 1956 die Reifeprüfung ab. In Freiburg nahm er im Sommersemester 1956 das Theologiestudium auf, zwei Semester studierte er in München. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 4. Juni 1964 im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren war er als Vikar in Grötzingen am 30. Juni 1961, in Malsch b. Ettligen am 1. August 1961, in Ersingen am 10. Juli 1963 und in Karlsruhe-Mühlburg am 3. August 1964 eingesetzt. Am 27. Mai 1970 kam er als Pfarrverweser nach Philippsburg-Rheinsheim, am 2. August 1978 wurde ihm zusätzlich noch die Mitverwaltung der Pfarrei Philippsburg-Huttenheim übertragen. Eine schwere Erkrankung machte im September 1984 eine mehrere Monate dauernde Heilkur notwendig. Am 15. April 1985 wurde ihm als Pfarrkurat die Verantwortung für die Kuratie Niefern-Öschelbronn übertragen. Mit der Erhebung der Kuratie zur Pfarrei wurde er am 14. September 1986 als Pfarrer investiert. Hier wirkte er bis zu seinem Tod mit Eifer und Hingabe. Er starb am 31. Juli 1993 in Pforzheim und wurde am 6. August 1993 auf dem Friedhof in Niefern beigesetzt.

M. Z.

Gaudermann Albert Konrad Anton

Geb. 31. 1. 1909 in Konstanz, ord. 31. 3. 1935. Vikar in Oberharmersbach 23. 4. 1935, in Öflingen 1. 2. 1938, in Schwörstadt 15. 4. 1940, Pfrvw. daselbst 1. 9. 1943, Pfrvw. in Weier b. Offenburg 31. 7. 1947, in Dauchingen 28. 4. 1949; Pfarrer daselbst 30. 4. 1950, Pfarrer in Konstanz, Hl. Dreifaltigkeit 1. 8. 1959, pensioniert 1. 10. 1978, Subsidiar am Münster in Konstanz bis 1. 2. 1988. Gest. 2. 10. 1993, beerd. 7. 10. 1993 in Konstanz.

Als ältestes Kind des Eisenbahners Albert Gaudermann und seiner Ehefrau Maria geb. Knäble wuchs Albert Gaudermann in seiner geliebten Heimatstadt Konstanz auf, besuchte dort das Gymnasium, wo er im Jahre 1929 die Reifeprüfung ablegte. Sein philos. und theol. Studium absolvierte er in Freiburg und in Innsbruck, das er allerdings wegen seiner Krankheit ein Jahr lang unterbrechen mußte. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er durch Erzbischof Gröber am 31. 3. 1935 im Münster zu Freiburg zum Priester geweiht. Während seiner Vikarsjahre wird er in den Jahresberichten der Dekanate allgemein gelobt wegen seiner besonderen Begabung im Umgang mit Kindern sowie seinem Engagement in der Buß- und Altenpastoral und der allgemeinen Standeseelsorge. Seine große musikalische Begabung kam den jeweiligen Kirchenchören zugute, die er nach Kräften förderte bzw. in Schwörstadt selbst leitete; deswegen hat ihm die Kirchenbehörde auch über die schwierigen Jahre des Kriegsendes die Pfarrei Schwörstadt anvertraut. Sein Weggang 1947 wurde allgemein bedauert. Nach kurzem Wirken in Weier bei Offenburg kam er 1949 als Pfarrverweser nach Dauchingen, wo er als Pfarrer zehn Jahre segensreich wirkte. Erzbischof Saier bescheinigt ihm eine aufgeschlossene Dorfseelsorge. Es drängte ihn wieder an den Bodensee, so daß er 1959 bis 1978 die nicht leichte Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Konstanz übernimmt. Wiederum erwähnen die Jahresberichte die würdige Gestaltung der Gottesdienste; so wird ihm wie bereits im Dekanat Villingen, so auch in Konstanz das Amt des Bezirkspräses für die Kirchenchöre übertragen; 1969 übernimmt er das Amt des Kammerers im Dekanat, als Vertreter für die Region Bodensee geht er in den damaligen Seelsorgerat. In seine Zeit fällt auch die Renovation der Pfarrkirche wie auch die Errichtung eines neuen Kindergartens. In Anerkennung seiner sorgfältigen seelsorgerlichen Arbeit in der Pfarrei und im Dekanat ernennet ihn Erzbischof Hermann Schäufele am 19. 11. 1974 zum Geistl. Rat a. h. Aus gesundheitlichen Gründen reicht Albert Gaudermann die Bitte um Zuruhesetzung ein, die ihm zum 1. 10. 1978 gewährt wird; in Konstanz wohnend übernimmt er als Subsidiar die Seelsorge im St. Vincentius-Krankenhaus, bis er diese – äußerlich geschwächt – 1988 aufgeben

muß. Doch nimmt er bis zu seinem Tod, der am 2. 10. 1993 plötzlich eintrat, regen Anteil an den gesellschaftlichen Vorgängen wie am Leben der Kirche. In Erinnerung bleibt in seinen Gemeinden ein engagierter und tiefgläubiger Seelsorger, der ohne großes Aufsehen und spektakuläres Gehabe seinen Dienst im Geiste Jesu Christi versah. H. H.

Graf Gustav

Geb. 23. 11. 1913 in Worblingen, ord. 2. 4. 1940 in Freiburg, Münster U. L. F. 9. 4. 1940 bis 29. 8. 1946 Wehrdienst und russische Gefangenschaft. 22. 7. 1947 Hausgeistlicher im Sanatorium Marienheim in Obersasbach-Erlenbad. 27. 2. 1948 Vikar in Steisslingen, 27. 1. 1951 in Rot bei Wiesloch. 21. 10. 1953 Pfarrkurat, 9. 12. 1961 Pfarrer in Haltingen. 26. 11. 1983 Bundesverdienstkreuz am Bande. 13. 12. 1983 Geistl. Rat ad honorem. 1. 6. 1988 Ruhestand in Radolfzell. Gest. 16. 12. 1993 in Radolfzell, beerd. 21. 10. 1993 in Worblingen.

Das Landwirtehepaar Paul Graf und Maria Anna geb. Auer hatte zwei Söhne. Gustav besuchte 1920 bis 1925 die Volksschule in Worblingen und anschließend das Langemark-Realgymnasium in Singen, an dem er Ostern 1934 die Reifeprüfung ablegte. Hebräisch holte er in Sasbach nach. Theologie studierte er in Freiburg und Würzburg. Nach kriegsbedingt vorgezogener theologischer Abschlußprüfung wurde er am 2. April 1940 zusammen mit 75 Mitbrüdern im Münster Unserer Lieben Frau in Freiburg von Erzbischof Gröber zum Priester geweiht. Eine Woche nach seiner Priesterweihe wurde er zum Wehrdienst einberufen. Er gehörte als Sanitätsobergefreiter der 4. Gebirgsdivision der II. Sanitätskompanie Armee Schwöner an. Im Kreuzzug gegen den Kommunismus verdiente er im Kaukasus das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse und die Ostmedaille. Seine Armee kämpfte als letzte noch in der Tschechoslowakei in der Gegend von Prag, wo er in russische Gefangenschaft geriet, aus der er am 29. August 1946 schwer krank entlassen wurde.

Ein ganzes Jahr Rekonvaleszenz brauchte G., bis er wieder in der Seelsorge arbeiten konnte. Auf die verschiedenen Stellenanweisungen des Ordinariats schrieb der Worblingler Pfarrer Eduard Reichgauer: „Ich darf wohl darauf aufmerksam machen, daß es sehr zu empfehlen ist, solchen durch den Krieg und die Gefangenschaft so schwer mitgenommenen Menschen auch etwas menschliche Teilnahme zu bekunden und sich nach ihrem Befinden zu befragen und nicht nur Kommandos an sie zu erteilen. Was ich hier in diesem Fall beobachte, wird wohl auch in den anderen Fällen der Brauch sein. Und doch erwartet der Priester, besonders so ein junger, leidgeprüfter Priester, bei seiner Behörde etwas Heimat und Liebe.“

Von offener und gerader Art, gütig und leutselig und doch auch gern wieder zurückgezogen lebend, daher seeleneifrig ohne „betriebssüchtig“ zu sein, wirkte Pfarrer Graf in 35 Jahren in der Diasporapfarrei Haltingen mit acht Filialen sehr segensreich. Er intensivierte die Tätigkeit des Katholischen Frauenvereins hinsichtlich der Gemeinde- und Sozialarbeit. Er setzte sich für die Arbeit der Kolpingsfamilie mit Veranstaltungen, Bildungsvorträgen und Seminaren für die ganze Gemeinde ein. Der Kirchenchor wurde durch eigene Schallplattenaufnahmen über den kirchlichen Rahmen hinaus bekannt. Er förderte die Jugend- und Altenarbeit, die Betreuung der Aussiedler und Vietnamesen. Der erste ökumenische Gottesdienst im Landkreis wurde 1967 in Haltingen gefeiert. Ab 1962 baute er ein Katholisches Bildungswerk auf. Seine Pfarrbibliothek gehörte bald zur größten Bücherei im Dekanat.

Auch auf dem Bausektor war er nicht untätig. Die katholische Kranken- und Schwesternstation erfuhr eine gründliche Außen- und Innenrenovation und wurde neu eingerichtet. Er war Mitinitiator der späteren städtischen Sozialstation. 1960/61 wurde der Kolpingsaal als Gemeindehaus gebaut und 1968/69 der Kindergarten St. Josef. Schließlich wurde unter seiner Leitung Kirche und Pfarrhaus außen renoviert und eine neue Orgel angeschafft.

Seine Leistungen fanden Anerkennung vom Staat durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande und von Erzbischof Oskar Saier durch den Titel Geistlicher Rat ad honorem.

Aus Alters- und Gesundheitsgründen verzichtete Pfarrer Graf auf die Pfarrei Haltingen und kehrte in die Nähe seiner Heimat, nach Radolfzell am Bodensee, zurück. Auch dort half er in der Münsterpfarre und in der Nachbarschaft aus.

Durch Krieg, Kriegsgefangenschaft und Krankheit gereift, war er in 48 Jahren priesterlicher Tätigkeit vielen Menschen ein Segen. Hu.

Hemmer Friedrich

Geb. 13. 7. 1903 in Grombach, ord. 10. 3. 1929. Vikar in Obrigheim 18. 4. 1929, in Wertheim 1. 6. 1933, in Agfasterhausen 9. 5. 1935, in Weilersbach 6. 11. 1935, in Mörsch 7. 4. 1937; Pfarrvikar in Röhrenbach 12. 10. 1938, in Wiesenbach 23. 10. 1940; Inhaftierung in Heidelberg und Dachau 20. 8. 1941–11. 2. 1942; als Pfarrer investiert in Wiesenbach 2. 7. 1944; Pfarrer in Eiersheim 8. 4. 1964, investiert daselbst 10. 5. 1964. Ruhestand in Eiersheim 1. 8. 1977. Gest. 20. 11. 1993 in Eiersheim, daselbst beerd. 24. 11. 1993.

In Grombach als Sohn des Landwirts August Hemmer und seiner Ehefrau Rosa geb. Dick geboren, wuchs Pfarrer Friedrich Hemmer mit mehreren Geschwistern in einem vom christlichen Geist geprägten Elternhaus auf. Nach acht Jahren Volksschule bereitete er sich ein Jahr lang mit Hilfe seines Ortspfarrers Oskar Noe auf den Übertritt in die Quarta des Gymnasiums Tauberbischofsheim vor, wo er im April 1924 die Reifeprüfung ablegte. In diesen Jahren war ihm sein Berufsziel, Priester zu werden, immer klarer geworden, so daß er im Anschluß an das Abitur das Theologiestudium in Freiburg aufnahm. Nach dem abschließenden Studienjahr im Seminar zu St. Peter wurde er, zusammen mit 39 Mitbrüdern, am 10. 3. 1929 durch Erzbischof Carl Fritz in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

Es war eine schwierige Zeit voll von sozialen Spannungen, hoher Arbeitslosigkeit und der daraus resultierenden Armut, in der Friedrich Hemmer in seine Seelsorgetätigkeit hineinwuchs. Nach den Dienstzeugnissen engagierte er sich sehr in den verschiedenen Pfarreien; seine Sorgen um die Armen und die Kranken werden immer besonders erwähnt, ebenso auch sein Einsatz in der Betreuung der Jugendverbände.

In Röhrenbach im Linzgau bekam er 1938 seine erste selbständige Seelsorgestelle als Pfarrverweser. Dort kam er auch erstmals in Konflikt mit der Gestapo auf Grund von Äußerungen über die polnischen Fremdarbeiter, die am Gemeindegottesdienst teilnahmen; er wurde deswegen zu einer viermonatigen Gefängnisstrafe verurteilt, und gleichzeitig wurde ihm die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen. Um weiteren Schwierigkeiten am Ort aus dem Weg zu gehen, übernahm er im Herbst 1940 als Pfarrverweser die Diasporagemeinde Wiesenbach bei Heidelberg. Auch hier lernten die Menschen ihn als unerschrockenen Verteidiger des katholischen Glaubens gegenüber dem nationalsozialistischen Gewaltregime kennen. Pfarrer Hemmer ließ verbotenerweise polnische Fremdarbeiter am Gemeindegottesdienst teilnehmen, hielt an Fronleichnam 1941 morgens den Festgottesdienst mit Prozession, obwohl das Fest als kirchlicher Feiertag aufgehoben worden war; außerdem ließ er bei einer Schulentlassfeier das alte Christenlied „Katholisch bin und bleibe ich“ vortragen. Für die NS-Partei war das zuviel, so daß Pfarrer Hemmer am 20. 8. 1941 in „Schutzhaft“ genommen und zunächst in das Gefängnis in Heidelberg eingeliefert wurde. Im Herbst wurde er in das KZ Dachau überführt, von wo er am 10. 2. 1942 nach viermonatiger Haft entlassen wurde. Nach einem kurzen Erholungsurlaub konnte Pfarrer Hemmer seinen Dienst in Wiesenbach wieder aufnehmen und leitete insgesamt 23 Jahre lang selbstlos und opferbereit seine Gemeinde, wobei er auch die Wertschätzung und das Vertrauen der evangelischen Mitchristen besaß. Wegen seines Bekennermutes und seines Glaubenszeugnisses wurde ihm am 14. 12. 1980 die Konradsp plakette der Erzdiözese verliehen.

Im Jahre 1964 wechselte Pfarrer Hemmer nach Eiersheim, wo er mit demselben Eifer engagiert fruchtbare Seelsorgearbeit leistete. Auf Dekanatsstufe war er jahrelang Moderator für das Exerzitienwerk. Zur heutigen Seelsorge gehört auch, daß die sog. Infrastruktur stimmt. So richtete er nach dem Krieg in Wiesenbach im 1. Obergeschoß des Pfarrhauses einen Kindergarten mit 50 Plätzen ein und leitete Ende der 50er Jahre einen Kindergartenneubau mit Schwesternhaus in die Wege. In seiner Verbundenheit mit der Schönstatt-Gemeinde baute er 1956 eine Schönstattkapelle als Kriegergedächtnis- und Marienkapelle. In Eiersheim sorgte Pfarrer Hemmer für die Renovierung des Kindergartens und der Pfarrkirche sowie der Kapelle auf dem Kirchberg. Nach seiner Zuruhesetzung blieb Pfarrer Hemmer in Eiersheim wohnen und wirkte als Subsidiar, soweit es seine Kräfte zuließen, weiterhin in der Seelsorge mit. Erzbischof Oskar Saier schrieb ihm zu seinem diamantenen Priesterjubiläum u. a.: „Für die Gemeinde sind Sie in den 25 Jahren, die Sie in Eiersheim leben und wirken, eine Vaterfigur geworden.“ Die politische Gemeinde hatte ihn in Anerkennung seines vorbildlichen priesterlichen Wirkens zu ihrem Ehrenbürger ernannt. Eine

große Zahl aus allen Kilsheimer Pfarreien, aus seiner Heimat Grombach und aus Wiesenschbach nahmen an seiner Beerdigung teil, um sichtbar zu machen, welche Wertschätzung der treue Priester und gültige Mensch Friedrich Hemmer besaß. r. i. p. H. H.

Hennegriff Franz

Geb. 23. 10. 1904 in Erlenbach, ord. 30. 3. 1929. Vikar in St. Märgen 18. 4. 1929, in Bad Dürrenheim 15. 10. 1930, in Freiburg, Herz Jesu 21. 9. 1932; Pfarrer in Ottersdorf 1. 9. 1938, investiert daselbst 8. 12. 1940, Pfarrer in Bruchsal, U. L. F. 15. 4. 1953, investiert daselbst 10. 5. 1953; Pfarrer in Bruchsal St. Joseph 15. 10. 1965, investiert daselbst 20. 3. 1966. Ruhestand 1. 9. 1974 in Gundelfingen, 1978 in Freiburg. Gest. in Freiburg 23. 11. 1993, beerd. 29. 11. 1993 in Ravenstein-Erlenbach.

Als Sohn des Landwirts Rudolf Hennegriff und seiner Frau Maria Paulina geb. Schmiegl in Erlenbach, Pfarrei Ballenberg geboren, wuchs Pfarrer Hennegriff zusammen mit drei Brüdern in einem vom christlichen Geist geprägten Elternhaus auf. Er besuchte die heimische Volksschule bis zur achten Klasse und bereitete sich mit Hilfe des Ortspfarrers Wilhelm Wegert ein Jahr lang auf den Eintritt in die Quarta des Gymnasiums Tauberbischofsheim vor. Sein kindlicher Wunsch, Priester zu werden, wurde ihm in dieser Zeit, wo er auch im Erzb. Gymnasialkonvikt wohnte, mehr und mehr zur sicheren Gewißheit. Nach seinem Abitur im Jahre 1924 absolvierte er an den Universitäten Freiburg und Würzburg die philosophischen und theologischen Studien und wurde nach dem Seminarjahr am 10. März 1929 von Erzbischof Carl Fritz in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht. In der schwierigen Zeit der Weltwirtschaftskrise nahm Pfarrer Franz Hennegriff seinen Dienst als Vikar auf. Wegen Gehbehinderungen mußte er die weitverzweigte Pfarrei St. Märgen bereits nach einem Jahr verlassen; an allen Orten bescheinigen die Prinzipale dem Vikar in ihren Dienstzeugnissen, daß er „mit der Begeisterung eines Neupriesters“ wirkte, „aufgeschlossen für die Zeit, nicht engherzig, ruhig und überlegt.“ Die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre erlebte er als Pfarrer in Ottersdorf, wo er durch seine „natürliche Liebenswürdigkeit“ das Vertrauen der Menschen gewann. Sobald es möglich war, wurde die Pfarrkirche renoviert, ein Jugendheim erstellt wie auch das Pfarrhaus instandgesetzt.

1953 wechselte er in das vom Krieg hart mitgenommene Bruchsal, wo er in der Pfarrei U. L. Frau die restlichen Bauarbeiten vorantrieb. So notwendig die Instandsetzung der kirchlichen Gebäude war, ging es Pfarrer Hennegriff mehr um den inneren Aufbau der Gemeinde; durch systematische Hausbesuche bei den Gemeindemitgliedern, wozu viele Neubürger zählten, versuchte er, die Menschen zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammenzuführen. Als Vorsitzender des Aufbauwerkes Bruchsal hatte er wesentlichen Anteil am Wiederaufbau der kirchlichen Gebäude. Die völlig zerstörte Stadtkirche mußte neu errichtet werden, ebenso das Vinzentiushaus und das Pfarrhaus. Durch den Zuzug der Vertriebenen entstand in Bruchsal-West ein neuer Stadtteil, in welchem die spätere Pfarrei St. Joseph errichtet wurde. Aus kleinen Anfängen entstand dort ein Kindergarten mit einer Notkirche, wozu dann anfangs der 60er Jahre die Filialkirche St. Josef nebst einem Pfarrhaus erbaut wurde. „In Anerkennung seiner besonderen Verdienste um den Wiederaufbau der durch Kriegseinwirkung zerstörten kirchlichen Gebäude und seiner Bemühungen um die Erstellung der St.-Josefs-Kirche sowie in Würdigung seiner unermüdlichen und erfolgreichen Wirksamkeit zur Neuordnung der Seelsorge in der Stadt Bruchsal“, wurde Pfarrer Hennegriff am 14. 6. 1965 von Erzbischof Hermann Schäufele zu dessen Geistl. Rat a. h. ernannt. Nachdem die Filialkirche St. Josef zur Pfarrkuratie erhoben wurde, bat Pfarrer Hennegriff um Entpflichtung von der Verantwortung der Hauptpfarrei und um Übertragung der Verantwortung für die neue Pfarrkuratie, die dann auch sogleich zur Pfarrei erhoben wurde. Hier wirkte Pfarrer Hennegriff mit dem bekannten seelsorgerlichen Eifer bis zu seiner Zuhesetzung am 1. 9. 1974.

Auch über die Pfarrei hinaus war Franz Hennegriff für weitere Aufgaben bereit; über viele Jahre war er als Kammerer der Stellvertreter des Dekans und leitete mehrere Jahre auch die Gesamtkirchengemeinde Bruchsal. Als Vertreter der Erzdiözese war er jahrelang auch Aufsichtsratsmitglied der Pax-Krankenkasse.

Den Ruhestand verbrachte Pfarrer Hennegriff zunächst in Gundelfingen und später in Freiburg, wo er in der Pfarrei St. Urban als Subsidiar in der Seelsorge mithalf, soweit seine

Kräfte es zuließen. Viele Menschen gedenken in Dankbarkeit dieses liebenswürdigen und tiefgläubigen Priesters und blicken auf sein außergewöhnlich engagiertes und fruchtbares Wirken zurück. Pfarrer Hennegriff wurde am 29. Nov. 1993 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Ravenstein-Erlenbach zur letzten Ruhe gebettet. r. i. p. H. H.

Hermann Franz Sales, Dr. rer. pol., Prälat

Geb. 25. 1. 1904 in Großschönach, ord. 16. 3. 1930 in St. Peter. 1. 5. 1930 Vikar in Säckingen. 15. 4. 1932 Studienurlaub zum Studium der Staats- und Caritaswissenschaften. 31. 1. 1933 Diözesanpräses des Borromäusvereins. Sommersemester 1934 Diplomprüfung für Volkswirte. 1. 11. 1935 Diözesanmissionar. 1. 1. 1937 Dozent des Caritasinstituts und Präfekt des Lehrlingsheimes. 5. 2. 1937 Promotion zum Dr. rer. pol. an der Universität Freiburg. 9. 5. 1943 Dompräbendar. 1944–1951 Stadtcaritasdirektor. 15. 12. 1948 Domkustos. 9. 3. 1952 Landtagsabgeordneter der CDU des Wahlkreises Freiburg-Stadt im Landtag Baden-Württemberg. 19. 8. 1952 Geistl. Rat ad honorem. 1954 Fraktionsvorsitzender der CDU. 1. 10. 1960 Leiter der Hauptvertretung des Deutschen Caritasverbandes in Bonn. 1. 4. 1961 Direktor des Borromäusvereins in Bonn. September 1962 Leiter der „Kirchlichen Hauptstelle für katholische Rundfunkarbeit in Deutschland“ (KRD) und Vorsitzender des Direktoriiums der KRD. 23. 1. 1967 Päpstl. Geheimkämmerer. 25. 2. 1969 Prälat. 1. 1. 1981 Ruhestand in Großschönach. Gest. 2. 12. 1993 in Herdwangen-Großschönach, beerd. 8. 12. 1993 in Großschönach.

Der letzte „politische Prälat“ ist aus ganz bescheidenen häuslichen Verhältnissen hervorgegangen. Sein Vater Julius war Schreiner. Er gab die Schreinerei nach der Verheiratung seines Bruders auf und betrieb seine kleine Landwirtschaft von etwa sieben Hektar. Nebenher versah er den Mesnerdienst. Elf Kinder brachte seine Frau Maria geb. Lohner zur Welt, wovon zwei im zarten Alter starben. Mit einem Bruder und sieben Schwestern wuchs Franz auf. Früh zeigte sich seine rednerische Begabung. In der Schule war er in der Regel Preisträger. Nur mit seiner Schrift machten sich die Lehrer vergebliche Mühe.

An das Studieren war aber zunächst nicht zu denken, denn der Vater stand den ganzen Ersten Weltkrieg im Felde und Franz mußte als der Älteste mit der Mutter die Landwirtschaft umtreiben. Nach Latein- und Französischstunden beim Pfarrer, konnte er im September 1919 in das Konradihaus in Konstanz eintreten und das Gymnasium ab Untertertia besuchen. 1925 machte er das Abitur und studierte in Freiburg und St. Peter Theologie. Mit 33 Mitbrüdern, darunter der Weihbischof Gnädinger, empfing er von Erzbischof Dr. Carl Fritz die Priesterweihe.

Nach zwei Vikarsjahren am Fridolinmünster in Säckingen wurde H. ab 15. April 1932 zum Studium der Staats- und Caritaswissenschaften an der Freiburger Universität beurlaubt. Während dieser Zeit betreute er als Präfekt das Kath. Lehrlingsheim in Freiburg. Zum 31. Januar 1933 wurde er zusätzlich mit der Aufgabe des Diözesanpräses des Borromäusvereins betraut. Nachdem er im Juli 1934 mit großem Erfolg die Diplomprüfung für Volkswirte bestanden hatte, promovierte er am 5. Februar 1937 bei dem bedeutenden Freiburger Nationalökonom Prof. Walter Eucken zum Dr. rer. pol. mit dem Thema: „Beziehungen zwischen ‚moderner Theorie‘ und Katholischer Wirtschaftsethik dargestellt am Lohnproblem.“

Hermann schien prädestiniert für die wissenschaftliche Laufbahn. Seiner zweijährigen Lehrträchtigkeit am Freiburger Institut für Caritaswissenschaften machte der Nationalsozialismus ein Ende mit der Schließung des Instituts 1939. Ab Mai desselben Jahres übernahm er deshalb den außerschulischen Religionsunterricht für die Höheren Handelsschüler in Freiburg, war zugleich in der Gemeindeseelsorge und am damaligen Seminar für Seelsorgehilfe tätig und wurde am 9. Mai 1943 als Dompräbendar eingesetzt.

Am 13. Dezember 1944 ernannte ihn Erzbischof Gröber zum Direktor des Caritasverbandes der vom Krieg verwüsteten Stadt Freiburg. Hermann selbst war zweimal ausgebombt und einmal verschüttet worden. Diese praktische Caritasarbeit verband er ab 1945 bis 1954 mit der akademischen Lehrträchtigkeit am Institut für Caritaswissenschaft, da es nach dem Krieg galt, neue Mitarbeiter für den Bereich kirchlichen Sozialengagements heranzubilden. Am 15. Dezember 1948 wurde H. zum Domkustos am Münster zu Freiburg ernannt.

Im Jahre 1952 führte ihn sein gesellschaftspolitisches Engagement in die Landespolitik. Bei den Wahlen am 9. März 1952 wurde H. als Abgeordneter des Wahlkreises Freiburg-

Stadt in die Verfassunggebende Landesversammlung des vereinigten Bundeslandes Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern gewählt. Hier hat er maßgeblich an der Landesverfassung mitgearbeitet. Während zweier Sitzungsperioden des baden-württembergischen Landtages übernahm er, dem in hohem Maße die Gabe des Ausgleichens und Vermitteln gegeben war, den Posten des Fraktionsvorsitzenden der CDU-Fraktion. Ihm gelang es, die wegen der damals hochbrisanten Baden-Frage widerstrebenden Geister innerhalb der CDU-Fraktion zusammenzuhalten. Aufgrund seiner fundierten sozial- und wirtschaftspolitischen Kenntnisse besaß er in den politischen Kreisen des Landes großes Ansehen. Der jetzige Ministerpräsident Erwin Teufel nannte ihn anlässlich seines 80. Geburtstages im Jahre 1984 ein „Vorbild in höchster Vollendung für uns junge Politiker“.

Als im Jahre 1960 die Deutsche Bischofskonferenz auf dem Rückzug der Priester aus der unmittelbaren parteipolitischen Arbeit, insbesondere aus den staatlichen Legislativen und Exekutiven, bestand, verzichtete H. auf eine Kandidatur für eine dritte Sitzungsperiode. Für seine politische Arbeit wurde er von Bundespräsident Heinrich Lübke im Jahre 1960 mit dem Großen Verdienstkreuz mit Stern ausgezeichnet.

Aus der Landespolitik zurückgekehrt, wurde H. zum 1. Oktober 1960 zum Leiter der Hauptvertretung des Deutschen Caritasverbandes in Bonn bestellt. Ein halbes Jahr später ernannte Kardinal Frings den Vielbelesenen zum Direktor des Borromäumsvereins in Bonn. Im September 1962 wurde er zusätzlich mit der Leitung der „Kirchlichen Hauptstelle für katholische Rundfunkarbeit in Deutschland“ (KRD) beauftragt und zum Vorsitzenden des Direktoriums der KRD ernannt. Als Mitglied es Rundfunkrates beim Deutschlandfunk wurde er 1973 in dessen Programmausschuß gewählt. Seit 1968/69 war er für zwei Perioden Vorsitzender des Trägervereins des Katholischen Instituts für Medieninformation e. V. in Köln. Er gehörte ferner dem Exekutivkomitee der Internationalen Katholischen Rundfunk- und Fernsehorganisation UNDA an und hatte über Jahre hinweg den Vorsitz der Bundesarbeitsgemeinschaft der katholisch-kirchlichen Büchereiarbeit inne. In all den Bonner Jahren war er in der Pfarrei St. Michael als „Vikar“ tätig und entfaltete eine fruchtbare Seelsorgearbeit.

Im Alter von 76 Jahren, nach 20jähriger segensreicher Arbeit in Bonn, trat er zum 1. Januar 1981 in den Ruhestand. Aus diesem Anlaß überreichte ihm Kardinal Höffner die Bonifatiusplakette der Deutschen Bischofskonferenz. Bereits am 23. Januar 1967 hatte ihn Papst Paul VI. durch die Ernennung zum Päpstlichen Geheimkammerer und am 25. Februar 1969 durch die Ernennung zum Päpstlichen Hausprälaten geehrt. Am 20. Januar 1984 verlieh ihm Erzbischof Oskar Saier die Konradsplakette des Erzbistums Freiburg.

Nach seiner Zuruhesetzung kehrte H. wieder in seine Heimatgemeinde Großschönach zurück, deren Ehrenbürger er war. Dort half er als Subsidiar bis zu seinem Tod eifrig in der Seelsorge mit.

H. war ein Mann, der seine Kirche vorbehaltlos liebte, der sich an menschlichen Schwächen nicht wundgerieben hat, sondern lieber das seine dazu beitragen wollte, Spannungen auszugleichen. H.s Erfolge waren nicht so sehr in der intellektuellen Wendigkeit begründet, die er in hohem Maße besaß, sondern in seiner priesterlichen Persönlichkeit. Er hat durch seine beruflichen Verpflichtungen auf vieles verzichtet, nicht aber auf die seelsorgliche Mitarbeit in den Pfarreien, in denen er wohnte. Für ihn bestand nie das Problem, neben all den administratorischen und organisatorischen Aufgaben „auch noch“ Priester zu sein. Er hat als Priester eher alle anderen Tätigkeiten, die er nicht suchte, sondern die ihm aufgegeben wurden, „nebenher“ getan, mit großem Erfolg und gewinnender Liebenswürdigkeit. Er war ein Mann, der nicht umsonst viele Freunde hatte. Hu.

Hönig Anton

Geb. in Ostern (Rumänien) 30. 4. 1918, ord. (Diözese Temesvar) 3. 5. 1942. Vikar in Neu-Sankt-Anna (Kreis Arad) 1. 9. 1942, in Lippa 1. 8. 1948. Pfarrer in Dolatz 10. 12. 1949, in Ostern 1. 10. 1963. Ruhestand 31. 12. 1986. Kommorant in Offenburg 20. 1. 1987. Gest. in Heilbronn 12. 4. 1993, beerd. in Offenburg 16. 4. 1993.

Pfarrer Anton Hönig stammt aus dem Banat (Rumänien), wo er am 30. April 1919 in Ostern als Sohn des Johann Hönig und seiner Frau Eba geb. Szenteff geboren wurde. Dort besuchte er die Grundschule und erhielt seine gymnasiale Ausbildung im katholischen Kna-

benseminar in Temesvar, wo er auch anschließend sein Theologiestudium absolvierte. In seiner Heimatgemeinde Ostern wurde er am 3. 5. 1942 durch Bischof Augustin Pacha zum Priester geweiht. Als Vikar wirkte er in der Gemeinde Neu-Sankt-Anna im Kreis Arad aufopferungsvoll in der Seelsorge; vor dem Kriegsende gab er sogar, weil es an Fachkräften mangelte, Französisch-Unterricht am Gymnasium. Nach dem Kriegsende war er kurze Zeit in einem Sammellager, konnte aber nach seiner Entlassung in der Heimat bleiben; durch die Auflösung der Klosterschulen und das Verbot des schulischen Religionsunterrichts blieb ihm Zeit für eine intensive Seelsorge im Rahmen des ihm Möglichen. Als Pfarrer von Dolatz hatte er mehrere Gemeinden zu betreuen, und es fügte sich, daß er von 1963 an in seiner Heimatgemeinde Ostern deren Pfarrer wurde.

Infolge der Aussiedlung waren die katholischen Gemeinden im Banat immer kleiner geworden, so daß sich Pfarrer Hönig mit Eintritt in den Ruhestand entschloß, nach Deutschland überzusiedeln. Auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen kam er 1987 nach Offenburg und war von Anfang an bereit, in den Wohnpfarreien Hl. Geist und St. Martin seelsorgerlich mitzuwirken. Als Subsidiar leistete er wertvolle Arbeit und war als Aushilfspriester im ganzen Dekanat gerne gesehen. Über die Mithilfe in der Pfarrseelsorge hinaus war er wiederholt geistlicher Leiter der Männer-Gebetswache des Dekanates Offenburg auf dem Lindenberg. Für ihn war es eine Selbstverständlichkeit, daß er auch für seine Landsleute im Banat erreichbar und tätig war, vor allem bei den Aussiedlertagungen in Stuttgart. Er führte auch mit den Banatern Wallfahrten nach Maria-Zell durch, organisierte Hilfssendungen für die deutschen Gemeinden in Rumänien, die er z. T. selbst, wenn seine Gesundheit es erlaubte, dorthin begleitete. Im verstärkten Maß half er vor allem auch den mit Rom unierten Gemeinden in Rumänien durch Kleider- und Medikamentensammlungen.

Sein plötzlicher Tod in Heilbronn hinterließ in Offenburg tiefe Betroffenheit. In Dankbarkeit geleiteten die Offenburger den beliebten Seelsorger zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Stadtfriedhof Weingarten. r. i. p. H. H.

Huck Artur

Geb. 19. 3. 1913 in Baden-Lichtental, ord. 19. 3. 1939. Vikar in Rielasingen 18. 4. 1939; Kriegsdienst 2. 2. 1941; Rückkehr aus russischer Gefangenschaft 22. 4. 1949. Vikar in Untergrombach 3. 8. 1949, in Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit 13. 6. 1950; Pfarrvikar in Siegelau 3. 12. 1952; Kurat in Villingen, St. Konrad 30. 11. 1955; Pfarrvikar in Waldulm 15. 10. 1958, investiert daselbst 12. 4. 1959; Ruhestand in Bombach 15. 1. 1962; Pfarrer in Liel 19. 5. 1963; Ruhestand in Waldkirch 1. 10. 1975, in Bühl 1985. Gest. in Bühl 7. 11. 1993, beerd. in Weitenung 11. 11. 1993.

Pfarrer Artur Huck wurde am 19. März 1913 als Sohn des Straßenbahnschaffners Josef Huck und seiner Ehefrau Frieda geb. Walz in Baden-Lichtental geboren. Als sein Vater nach der Inflation den elterlichen Hof in Weitenung übernehmen mußte, zog die Familie dorthin. In der dörflichen Volksschule entdeckte der Ortspfarrer Gleissle bald die überdurchschnittliche Begabung des jungen Huck und bereitete ihn, zusammen mit seinem Schulkameraden und späteren Professor für das AT Alfons Deissler, auf den Besuch des Gymnasiums in Rastatt vor. Durch den umfassenden Unterricht in Latein, Französisch, Aufsatz und deutsche Grammatik, Geschichte und Rechnen konnte der Pfarrer seine beiden Zöglinge so vorbereiten, daß sie 1928 in die Untertertia eintraten und künftig im Erzb. Gymnasialkonvikt St. Bernhard wohnten. Die Eltern Huck mußten große finanzielle Opfer bringen, um ihrem Sohn diese Ausbildung zu ermöglichen, wobei es wohl erwähnenswert ist, daß die Mutter evangelisch war; sie wollte aber dem Berufsziele ihres Sohnes nicht im Wege stehen. Damals herrschten sehr strenge Sitten; so mußte der Erzbischof Gröber seinem Alumnus „Dispens vom Weihehindernis der Abstammung von akatholischer Mutter für alle Weihen bis zur Priesterweihe einschließlic“ erteilen. Nach seinem Abitur im Frühjahr 1934 absolvierte Artur Huck seine philosophischen und theologischen Studien an der Universität Freiburg und wurde nach dem Seminarjahr am 19. März 1939, an seinem 27. Geburtstag, im Münster U. L. Frau zu Freiburg durch Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Bald nach der Weihe trat Artur Huck seinen Dienst als Vikar in Rielasingen an, wo er bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht mit Eifer und Verständnis für die Anliegen der Menschen wirkte. Als Sanitätssoldat war er in Polen, in der Ukraine eingesetzt. Nach der Gene-

sung von einer Malariakrankheit kam er nach Kurland und geriet dort am Ende des Krieges in russische Gefangenschaft. Er war in einem Lager in Riga und beim Wiederaufbau des dortigen Hafens eingesetzt.

Ein Heimkehrer berichtete schon 1946 von ihm: „Er ist der einzige kath. Geistliche im Lager und hält seit letzter Weihnacht jeden Sonntag hl. Messe und Kommunionfeier. Er erfreut sich im Kameradenkreis allgemeiner Beliebtheit. Er hätte auch schon im Krankenrevier als Sanitäter tätig werden können. Doch will er wie seine Kameraden tätig sein, damit niemand sagen kann: er würde, weil er Geistlicher ist, daraus Nutzen ziehen; es soll keiner ihm sagen können, er hätte gut predigen, da er ja nicht im allgemeinen Arbeitsprozeß stehe.“

Im April 1949 kehrte er, gesundheitlich angeschlagen, aus der russischen Gefangenschaft in die Heimat zurück. Nach einem längeren Erholungsurlaub wurde er Vikar in Untergrombach und kurze Zeit später nach Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit versetzt, obwohl viele Leute aus Untergrombach versuchten, die Versetzung rückgängig zu machen. Man lobte seine zeitnahen Predigten wie auch seinen unkomplizierten Umgang mit der Jugend. Als Spätheimkehrer tat er sich schwer in der Unterordnung unter einen strengen Prinzipal, so daß er bald auch seine erste selbständige Stelle als Pfarrverweser in Siegelau bekam. Nach drei Jahren – gesundheitlich wieder auf der Höhe – übernimmt er als Kurat die neu errichtete Pfarrkuratie St. Konrad in Villingen; doch hier mußte er einsehen, daß er gesundheitlich nicht in der Lage war, den Anforderungen der ständig wachsenden Gemeinde gerecht zu werden. So bat er um Versetzung in eine kleinere Pfarrei, die ihm mit der Übernahme der Pfarrei Waldulm gewährt wurde. Doch stabilisierte sich sein Gesundheitszustand nicht, so daß er 1962 in den einstweiligen Ruhestand trat. Nachdem es ihm gesundheitlich besser ging, trat er als Pfarrer von Liel wieder in den aktiven Dienst; mit Eifer und Hingabe wirkte er über 13 Jahre segensreich in Liel, bis er dann 1975 endgültig in den Ruhestand ging. In Waldkirch i. Br. half er als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge, soweit seine Kräfte dies zuließen, wo er vor allem das Altenheim St. Nikolaus betreute. 1985 zog er sich in das Veronikaheim in Bühl zurück, wo er seelsorgerlich im Haus wirkte. Dort starb er bei der Predigt, über das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen, was hiermit zu seinem Vermächtnis wurde: „Nun wird alles Zeitliche für uns alle einmal aufhören, nämlich im Tod. Aber mit ihm hört nicht das Leben auf, nein, dann beginnt das Leben erst, das Leben in Fülle, wie es Jesus nannte. Das Leben ist dann nichts Dunkles und es gibt auch keine Trauer, kein Leid und keinen Schmerz mehr. Sollte es sich nicht lohnen, mit ganzer Hingabe zu warten? Mit brennenden Lampen in den Händen, d. h. mit einem christlichen Leben voller Glaube, Hoffnung und Liebe.“ Neben seinem Freund und Landsmann Prälat Hermann Klein fand er seine irdische Ruhestätte auf dem Friedhof in Weitenung. r. i. p. H. H.

Kaiser Kurt Karl

Geb. 15. 1. 1911 in Hettingen bei Buchen, ord. 31. 3. 1935. 2. 5. 1935 Vikar in Tiefenbronn, 3. 7. 1935 in Müllheim, 11. 5. 1938 in Baden-Baden (St. Bernhard), 10. 10. 1946 Pfarrer in Reicholzheim bei Wertheim, 1. 12. 1946 investiert daselbst, 15. 11. 1961 Pfarrer in Pforzheim (Herz Jesu), 3. 12. 1961 investiert daselbst, 13. 7. 1965 Kammerer des Dekanats Pforzheim, 1. 7. 1973 Superior der Schwestern vom hl. Joseph (Kloster St. Trudpert, Müstertal), 26. 3. 1975 Geistlicher Rat ad honorem, 29. 11. 1984 Monsignore, 1. 10. 1986 Ruhestand im Kloster St. Trudpert. Gest. 17. 1. 1993 in Freiburg, beerd. 20. 1. 1993 auf dem Klosterfriedhof St. Trudpert.

Zusammen mit drei Schwestern wuchs Kaiser in einem gläubigen Elternhaus auf. Schon während der Gymnasialzeit in Buchen zeigte sich seine religiöse Veranlagung durch häufigen Besuch der hl. Messe und Teilnahme an Exerzitien. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und St. Peter wurde er am 31. März 1935 im Freiburger Münster von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Kaisers Vikarsjahre fielen nahezu gänzlich in die Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges. Hart traf ihn die ungerechte Behandlung seines Vaters, der erst 58jährig aus politischen Gründen seine Stelle als Oberlehrer verlor und in den Zwangsruhestand versetzt wurde. In Müllheim wie in Baden-Baden erfuhr Vikar Kaiser wegen seiner pastoralen Vorbildlichkeit und unbedingten Pflichttreue nicht nur die Wertschätzung seiner geistlichen Vorgesetzten, sondern auch die herzliche Zuneigung der Gläubigen.

Seit Oktober 1946 wirkte Kaiser auf seiner ersten Pfarrstelle in Reicholzheim. Den in mehr als zehn Jahren gesammelten Erfahrungsschatz konnte er nun eigenverantwortlich zum Wohle seiner Pfarrkinder segensreich entfalten. Als Bezirkspräses bewährte er sich auch als geistlicher Betreuer der in der Arbeitsgemeinschaft katholischer Erzieher zusammengeschlossenen Lehrer, und mit großer Umsicht nahm er eine Reihe nach dem Krieg unumgänglich gewordener Bauprojekte (Kirchenrenovation und Bau eines Kindergartens) in Angriff.

Aufgaben ganz ähnlicher Art harrten seiner auch in Pforzheim (Herz Jesu). Doch hier in der nordbadischen Industriestadt waren von ihm in noch stärkerem Maße pastorale Kompetenz und Kooperationsgeist – nicht zuletzt mit Blick auf den nichtkatholischen Bevölkerungsteil – verlangt. Der Dienst als Stadtpfarrer zog automatisch eine verstärkte Einbindung in die Standesseelsorge nach sich. Kaiser war Dekanatsmännerseelsorger und zeitweilig auch Krankenseelsorger im Städtischen Krankenhaus. Wichtige Voraussetzungen für ein lebendiges Gemeindeleben in der Pfarrei schuf Kaiser auch in Pforzheim durch den Bau eines Gemeindezentrums mit Kindergarten, Gemeinderäumen, Altenheim und Schwesternwohnungen; und wiederum oblag ihm auch hier die Innenrenovation der Pfarrkirche. Seit 1965 war er Kammerer des Dekanats Pforzheim.

Eine ganz neue Aufgabe übernahm Kaiser, nachdem ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum Superior der Schwestern vom hl. Joseph in St. Trudpert ernannt und ihn gleichzeitig zu seinem persönlichen Beauftragten für diese Ordensgemeinschaft bestellt hatte. Aufgrund der in langjähriger Pfarrseelsorge gesammelten Erfahrungen galt er für ein solches Amt in besonderer Weise befähigt. Als geistlicher Leiter der Ordensschwestern war er und wollte er wiederum in erster Linie Seelsorger und Priester sein. Ein großes Anliegen war ihm die würdige Gestaltung und Feier der vom Konzil erneuerten Liturgie, und nicht weniger ernst nahm er den Dienst des Seelenführers und Beichtvaters. Dann aber erwies er sich auch auf diesem Posten als weitblickender Organisator und Planer bei der zeitgemäßen Erweiterung bzw. Modernisierung der ordenseigenen Krankenhäuser in Freiburg (Loretto-Krankenhaus), Heidelberg (St.-Elisabeth-Krankenhaus), Pforzheim (St.-Trudpert-Krankenhaus) sowie in Basel (Josefsklinik). Aus unmittelbarer Nähe mit dem starken Rückgang weiblicher Ordensberufungen konfrontiert, setzte er sich mit Nachdruck für die Gewinnung und Ausbildung indischer Schwestern ein. Ebenso nachdrücklich war er daran beteiligt, daß die Kongregation der Schwestern vom hl. Joseph drei Ordensstationen in Indien gründete (1975 Convent Deepalay in Sanawad/Zentralindien; 1979 St. Joseph's Convent in Palghat/Kerala; 1981 Convent Maria Bhawan in Bhikkengaone). Mit großer Freude erfüllte ihn die segensreiche Wirkung dieser Einrichtungen, denn immer wieder kamen von dort junge Kräfte nach Deutschland, die in den Krankenhäusern oder auf verschiedenen Krankenstationen der Ordensgemeinschaft wertvolle Dienste leisteten.

Das fortgeschrittene Alter sowie ein zusehends sich verschlimmerndes Augenleiden zwangen Kaiser, zum 1. Oktober 1986 in den Ruhestand zu treten. Schon 1975 wegen seiner vielseitigen Verdienste als Pfarrseelsorger zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt, war ihm 1984 die Würde eines päpstlichen Ehrenkaplans (Monsignore) verliehen worden. Seinen Lebensabend verbrachte Kaiser im Kloster St. Trudpert. Soweit es seine Kräfte zuließen, half er weiterhin in der Seelsorge mit. Im Freiburger Loretto-Krankenhaus verstarb er am 17. 1. 1993. Bei seiner Beisetzung auf dem Klosterfriedhof von St. Trudpert ehrte ihn eine große Trauergemeinde, darunter die Weihbischöfe Gnädinger und Kirchgässner sowie zahlreiche geistliche Mitbrüder und Ordensschwestern. Clemens Siebler

Kaufhold Dr. Walter

Geb. 16. 7. 1908 in Ottenhausen/Eifel, ord. 10. 8. 1935 in Trier; Kaplan in Bitburg; 1939 Weiterstudium in Freiburg; 1942 Promotion zum Dr. phil. Kriegseinsatz als Lazarettfahrer. 1945 Krankheitsurlaub im Markgräfler Land. Hausgeistlicher auf Schloß Werenwag (Donautal) 1946; Custos und Bibliothekar im Fürstl. Schloß Sigmaringen 1951 bis Juni 1964. Wohnsitz in Hausen i. T. Juli 1961; Subsidiar daselbst 1. 1. 1981. Ruhestand in Schwenningen (Heuberg) 1. 10. 1981, im Altenheim Hüfingen 1991. Gest. in Hüfingen 13. 8. 1993, beerd. in Schwenningen (Heuberg) 18. 8. 1993.

Msg. Dr. Kaufhold wurde in Ottenhausen in der Eifel am 16. Juli 1908 geboren. In Innsbruck studierte er von 1930 bis 1934 Theologie und wurde nach dem Seminarjahr in Trier

im dortigen Dom am 10. August 1935 zum Priester geweiht. Nach einigen Kaplansjahren in Bitburg wurde er zum Weiterstudium in Kunstgeschichte und Archäologie bei Prof. Dr. Saucr in Freiburg beurlaubt. Nach seiner Promotion zum Dr. phil. folgte ein Kriegseinsatz als Lazarettfahrer, der für ihn bereits 1944 endete, als er nach einem Bombenangriff sein Augenleiden bekam, das ihn sein Leben lang begleitet hat. Nach seinem Klinikaufenthalt in Freiburg wohnte er bei seinen Eltern in Bad Krozingen und half dort wie auch im Untermünstertal in der Seelsorge aus, soweit es seine Kräfte zuließen. Durch Vermittlung von Prälat Dr. Kreuz bekam er Kontakt mit dem Fürstlichen Hof in Donaueschingen; durch einen Erholungsurlaub 1946 auf Schloß Werenwag im Donautal erkannte der Arzt in Tuttlingen das für Dr. Kaufhold günstige Klima, so daß er dort als Hausgeistlicher Wohnung nehmen konnte. Die benachbarten Fürstenhäuser von Hohenzollern und Fürstenberg erkannten alsbald die besondere Begabung des Hausgeistlichen. Das Haus Fürstenberg „lieh“ seinen Hofkaplan bald an das Haus Hohenzollern aus und so übernahm Dr. Kaufhold als Museumsdirektor auch die Leitung der 200 000 Bände umfassenden Hofbibliothek. Durch Einrichtung eines Leseraumes machte er diese bereits 1951 der breiten Öffentlichkeit zugänglich. Hier wuchs er in seine Lebensaufgabe hinein und bewährte sich als ausgewiesener Kunsthistoriker. Für diese Verdienste wurde ihm durch Papst Johannes XXIII. der Titel Monsignore verliehen.

Nachdem die Pfarrei Hausen i. T. vom Pfarrer in Schwenningen mitverwaltet wurde, nahm Dr. Kaufhold seinen Wohnsitz im Pfarrhaus in Hausen i. T. und war nun praktisch der Seelsorger im Dorf. In diesen vielen Jahren war er aber auch für manchen Pfarrer und die Verantwortlichen in nicht wenigen Pfarrgemeinden ein gesuchter Ratgeber, wenn es um fachkundige Hilfe ging bei Renovationen von Kirchen und anderen Gebäuden.

Mit zunehmendem Alter meldeten sich auch vermehrt seine alten Krankheiten, so daß er sich 1981 in sein Eigenheim in Schwenningen (Heuberg) zurückzog; die beiden letzten Lebensjahre verbrachte er im Fürstl. Fürstenbergischen Landesheim zu Hüfingen.

Bei seiner Beerdigung erwiesen die beiden Fürstenhäuser Hohenzollern und Fürstenberg Msgr. Dr. Kaufhold die letzte Ehre und dankten ihm für den fast 30jährigen Dienst, den der Verstorbene ihnen geleistet hat. Auch die Menschen seiner Wohngemeinden schlossen sich diesem Dank an, weil er ihnen immer als der bescheidene, freundliche und gütige Mensch begegnet ist. r. i. p. H. H.

Klausmann Eduard

Geb. 23. 2. 1928 in Konstanz, ord. 31. 5. 1953 in St. Peter, Vikar in Karlsruhe (St. Bernhard) 24. 7. 1953, in Vöhrenbach 1. 8. 1959, in Bräunlingen 26. 10. 1960, Pfarrvikar in Wolterdingen 27. 11. 1960, Spiritual für das Mutterhaus der Vinzentinerinnen in Freiburg 17. 2. 1961, Spiritual für das Mutterhaus der Franziskanerinnen in Obersasbach-Erlenbad 1. 8. 1968, zusätzlich Kurat für die Pfarrkuratie Obersasbach 1. 9. 1970; Entpflichtung als Spiritual zum 31. 12. 1978. Vorsitzender des Pfarrverbandes Lauf-Sasbach 27. 10. 1976 bis Mai 1987. Gest. 7. 7. 1993 durch Bergunfall in Ried-Mörel (Nähe Aletschglätscher), beerd. 15. 7. 1993 in Obersasbach.

Schon früh reifte in Eduard Klausmann der Wunsch, Priester zu werden. „Immer deutlicher erkannte ich, daß Gott mich zu seinem Dienst am hl. Altar berufen habe und war stets bemüht, mein Leben und Trachten als Vorbereitung auf dieses Ziel einzustellen“, schreibt er in seinem Lebenslauf. In Konstanz besuchte er die Volksschule, das Gymnasium, unterbrochen durch den Kriegseinsatz als Flakhelfer in Friedrichshafen und anschl. amerik. Gefangenschaft in Heilbronn bis August 1945. Nach dem Abitur 1948 begann er als Alumnus im Collegium Borromaeum die philosophischen und theologischen Studien an der Universität Freiburg; am Ende des Seminarjahres in St. Peter wurde er dort am 31. 5. 1953 durch Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht.

Pfarrer Klausmann war an allen Vikarsstellen beliebt; seine liebenswürdige Art und seine Zuverlässigkeit ließen ihn die Herzen der Jugend wie auch der älteren Generation rasch gewinnen. Trotz seiner bereits 1959 aufgetretenen Krankheit übernahm er jede Art von pastoraler Arbeit. So wurde ihm 1961 die verantwortungsvolle Tätigkeit als Spiritual der Vinzentinerinnen in Freiburg übertragen, zusätzlich wurde er zum Diözesanbeauftragten beim Südwestfunk für den Südtel der Erzdiözese Freiburg ernannt. Von 1968 bis 1978 war er als

Spiritual der Franziskanerinnen in Erlenbad ein einfühlsamer, verständnisvoller und richtungsweisender Seelsorger.

Zusätzlich wurde ihm die Leitung der Pfarrkuratie Obersasbach 1970 übertragen, die er bis zu seinem plötzlichen Tod mit großer Hingabe betreute. Ihm lag der Dienst an den Kindern und den Jugendlichen sehr am Herzen, genauso aber galt seine Zuwendung den Kranken und den alten Menschen wie überhaupt den Familien. Mehrere Krankenhaus- und Klinikaufenthalte ließen ihn immer wieder die Grenzen seiner Kraft spüren, zum anderen machten ihn die eigenen Erfahrungen fähig, mehr als sonst einfühlsam auf die Menschen einzugehen und ihnen ein guter Ratgeber zu sein.

Das alles hatte seinen tiefen Grund in seiner Verbundenheit mit Gott, aus der er die Gottesdienste mit seiner Gemeinde gestaltete, die das zum Ausdruck brachten, was er lebte.

Seine musikalische Begabung brachte ihm wie selbstverständlich die Aufgabe des Dekanatspräses für die Kirchenchöre ins Haus; darüber hinaus war er trotz der angeschlagenen Gesundheit bereit, auch andere überpfarrliche Aufgaben zu übernehmen wie das Präsesamt für die Pfarrhaushälterinnen und den Vorsitz des Pfarrverbandes Lauf/Sasbachtal von 1984 bis 1987.

Sein plötzlicher Tod, verursacht durch einen Bergunfall, ließ viele betroffen machen. War es ein Schwächeanfall, war es ein Ausrutscher auf dem Wanderweg, der ihn den Hang oberhalb des Aletschgletschers abstürzen ließ? Wir wissen es nicht; er nahm dieses Geheimnis mit in seinen Tod; nur das wissen wir: in Eduard Klausmann verlieren wir einen guten Freund und einen verständnisvollen Seelsorger; glaubend dürfen wir sagen; er ruht in Gottes Hand.

H. H.

Landhäuser Alfred

Geb. 3. 10. 1906 in Forchheim, ord. 16. 3. 1930, Vikar in Osterburken 1. 5. 1930, in Offenburg (Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit) 16. 11. 1932, in Staufen 5. 3. 1936, in Bellingen 21. 4. 1936, in Karlsruhe (Pfarrei St. Bonifatius) 29. 7. 1936, Pfrvw. in Roggenbeuern 6. 10. 1939, Pfrvw. in Münchweier 21. 10. 1942, Pfarrer in Reichental 13. 10. 1943, Ruhestand 1. 9. 1973 in Forchheim. Gest. in Forchheim 28. 1. 1993, beerd. in Forchheim 2. 2. 1993.

Am 28. Januar 1993 starb in Forchheim Pfarrer i. R. Alfred Landhäuser im Alter von 86 Jahren. Er wurde am 3. Oktober 1906 als Sohn des Kaufmanns Engelbert Landhäuser und dessen Ehefrau Wilhelmine Luise geb. Schmidt in Forchheim geboren. Nach vierjährigem Besuch der Volksschule besuchte er von 1916 an die Goetheschule in Karlsruhe und legte dort im Jahre 1925 die Reifeprüfung ab. In Freiburg studierte er Theologie und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 16. 3. 1930 in der dortigen Seminar- und Pfarrkirche am 16. 3. 1930 zum Priester geweiht. Als Vikar in Osterburken, Offenburg (Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit), Staufen, Bellingen, Karlsruhe (St.-Bonifatius-Pfarrei) war er besonders mit der Standes- und Jugendseelsorge betraut. Vom 6. 10. 1939 bis 21. 10. 1942 war er Pfarrverweser in Roggenbeuern, bis zum 13. 10. 1943 Pfarrverweser in Münchweier. In der Folgezeit war er 30 Jahre Pfarrer in der Murgtalgemeinde Reichental. Gesundheitliche Gründe zwangen ihn, am 1. 9. 1973 in den Ruhestand zu treten. In seiner Heimatgemeinde Forchheim half er als Subsidiarius noch viele Jahre nach Kräften in der Seelsorge mit. Er starb am 28. Januar 1993 und wurde am 2. Februar 1993 auf dem Friedhof in Forchheim beigesetzt.

M. Z.

Markert Otto

Geb. 13. 3. 1900 in Tauberbischofsheim, ord. 6. 7. 1924. Vikar in Mühlhausen b. W. 29. 7. 1924, in Karlsruhe, U. L. Frau 28. 4. 1927; Pfarrkurat in Karlsruhe-Rüppurr 26. 10. 1933, investiert daselbst 27. 3. 1941. Ruhestand in Königshofen 1. 5. 1966. Pfarrvikar in Hettigenbeuren 1. 10. 1967, investiert daselbst 28. 12. 1967. Ruhestand daselbst 1. 3. 1986, in Lauda-Königshofen 15. 4. 1988. Gest. in Königshofen 19. 10. 1993, daselbst beerd. 24. 10. 1993.

Pfarrer Otto Markert wurde am 13. März 1900 als Sohn des Malermeisters Karl Markert und seiner Frau Elisabeth geb. Imhof, in Tauberbischofsheim geboren, wo er, zusammen

mit einem Bruder und einer Schwester aufwuchs. Nach fünf Klassen Volksschule ging er in die dortige Realschule; nach dem „Einjährigen“ wechselte er in das heimatliche Gymnasium, nachdem er in Privatstudien Griechisch und Latein erlernt hatte. Während seiner Realschulzeit hat er all diese Schwierigkeiten auf sich genommen, weil ihm sein Wunsch, Priester zu werden, immer deutlicher und sicherer geworden war. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges mußte er zwar den Schulbesuch unterbrechen, weil er noch zum Heeresdienst eingezogen wurde; doch konnte er nach Beendigung des Krieges im Frühjahr 1919 sein Abitur ablegen. In Freiburg studierte er darauf Philosophie und Theologie und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche am 6. Juli 1924 von Weihbischof Johann Baptist Sproll aus Rottenburg zum Priester geweiht. In dieser unruhigen Zeit, die durch die vorausgegangene Inflation und die daraus resultierende Armut gekennzeichnet war, begann er seinen Dienst als Vikar in Mühlhausen b. W. und anschließend in der Liebfrauenpfarre zu Karlsruhe. Er engagierte sich in diesen Jahren mit viel Geschick in der Schule und für die kirchlichen Vereine wie auch in der Krankenseelsorge.

Im Herbst 1933 wurde Otto Markert die noch junge Pfarrkuratie Karlsruhe-Rüppurr übertragen, die noch im Krieg zur Pfarrei erhoben wurde, worauf dann der Kurat Otto Markert als Pfarrer investiert wurde. 32 Jahre wirkte er in der schnell wachsenden Stadt-randgemeinde, die zu einer blühenden Gemeinde heranwuchs. In der schwierigen Zeit des Dritten Reiches legte er das Fundament für das blühende Vereins- und Gruppenleben, das sich nach dem Krieg voll entfalten konnte; es waren damals noch die alten Namen wie Männer- und Jungmännerkongregation, Mütter- und Jungfrauenverein; diese Gruppen prägten weithin das Leben der Gemeinde. Da die bisherige Nikolauskirche bei dem raschen Anstieg der Bevölkerung zu klein geworden war, begann Pfarrer Markert bereits 1935 mit dem Bau einer neuen Pfarrkirche, trotz der äußerst ungünstigen Bedingungen. Durch den engagierten Einsatz des Pfarrers und die große Opferbereitschaft der Gemeinde konnte bereits zwei Jahre später die neue Kirche als Christ-Königs-Kirche von Weihbischof Burger eingeweiht werden. Noch vor der Währungsreform konnte Pfarrer Markert die ehemalige Kuratiekirche St. Nikolaus renovieren; das pfarrliche Gemeinschaftsleben erfuhr eine wesentliche Förderung durch den Bau eines Gemeindehauses, das durch den Kauf und anschließenden Umbau einer ehemaligen Zigarrenfabrik möglich wurde. So bekam die Gemeinde 1953 mit diesem Haus einen ausreichenden Saal, genügend Jugendräume sowie für die kath. öffentl. Bücherei einen geeigneten Raum. 1960/61 wurde ein neuer Kindergarten und ein neues Pfarrhaus gebaut; ein Jahr danach wurde im alten Pfarrhaus ein Kindergarten und eine Schwesternwohnung eingerichtet.

Aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit mußte Pfarrer Markert 1966 um Zuruhe-setzung bitten. Für kurze Zeit wohnte er in Königshofen; doch bald sah er sich wieder in der Lage, die Verantwortung für eine kleine Pfarrei zu übernehmen und wurde so zum Pfarrverweser von Hettigenbeuren ernannt und alsbald dort als Pfarrer investiert. Auch hier erwarb er sich sehr rasch das Vertrauen und Ansehen der Gemeinde, die in ihm einen eifrigen Förderer des religiösen Lebens fand. Bis zur Auflösung der örtlichen Schule durch die Schul- und Gemeindereform erteilte er dort noch den Religionsunterricht; aber auch die anderen Bereiche der Seelsorge waren ihm ein großes Anliegen. So sorgte er auch für die Erhaltung der kirchlichen Gebäude; sehr bald wurde die Pfarrkirche einer umfassenden Sanierung unterzogen. Nach der Renovation der Maria-Hilf-Kapelle mühte er sich um die Errichtung eines Kindergartens im ehemaligen Schulgebäude.

Erzbischof Hermann Schäufele ernannte Pfarrer Markert am 22. Febr. 1975 „in Anerkennung seiner von hingebendem Eifer und tiefem Verantwortungsbewußtsein erfüllten Wirksamkeit als Seelsorger und Pfarrer in der Pfarrei Karlsruhe-Rüppurr Christ-König und in Würdigung seiner besonderen Bemühungen um die Erschließung der Heiligen Schrift für die Gläubigen wie seiner erneuten Bereitschaft, im hohen Alter noch die seelsorgerliche Betreuung der Pfarrei Hettigenbeuren zu übernehmen“ zu seinem Geistlichen Rat ad honorem.

Nach 62 Jahren fruchtbarer Seelsorgearbeit ging Pfarrer Markert in den Ruhestand und blieb zunächst noch im Pfarrhaus in Hettigenbeuren wohnen und übersiedelte 1988 nach Königshofen, wo er auch weiterhin in der Seelsorge mithalf, soweit es ihm seine Kräfte zu-ließen. Viele Menschen, denen er Wegbegleiter sein durfte, blicken in Dankbarkeit auf das ungewöhnlich engagierte und fruchtbare Wirken von Pfarrer Markert und nehmen so Abschied von diesem verdienten Seelsorger. r. i. p.

H. H.

Maurath Ferdinand

Geb. in Bühl 28. 6. 1908, ord. 30. 4. 1933. Vikar in Malsch bei Ettlingen 1. 6. 1933, in Engen 25. 11. 1933, in Leutershausen 25. 7. 1935, in Oberwinden 12. 3. 1936, in Achern 9. 9. 1936, in Karlsruhe-Knielingen 8. 6. 1937, in Karlsruhe-Mühlburg 20. 7. 1937. Schutzhaft 2. 5. 1941; Haft im KZ Dachau vom 4. 8. 1941–9. 4. 1945. Vikar in Inzlingen im Okt. 1946; Pfrvw. in Feldkirch 18. 4. 1947, investiert daselbst 18. 4. 1949. Ruhestand in Bad Krozingen 1. 7. 1984. Gest. in Freiburg 5. 7. 1993, beerd. in Feldkirch 10. 3. 1993.

Pfarrer Ferdinand Maurath wurde am 28. Juni 1908 als erstes von fünf Kindern des Buchhändlers Wilhelm Maurath und seiner Frau Beate geb. Kimm in Bühl geboren. Nach dem Umzug der Familie nach Lörrach, wo der Vater eine Buchhandlung erworben hatte, besuchte er dort die Volksschule und das Gymnasium. Nach seinem Abitur im Jahr 1927 entschloß sich Ferdinand Maurath zunächst für das Studium der Medizin, das er nach zwei Semestern abbrach, um sich dann dem Studium der Theologie zuzuwenden, das er an den Universitäten Freiburg und Münster i. W. absolvierte. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 30. April 1933 von Erzbischof Conrad Gröber in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

Stationen seiner Vikarszeit waren Malsch b. Ettlingen, Engen, Leutershausen, Oberwinden, Achern, Karlsruhe-Knielingen und Karlsruhe-Mühlburg. Der häufige Wechsel war teilweise durch eigene Krankheit und Erholungsurlaub bedingt, teilweise auch dadurch, daß er selbst kranke Pfarrer bis zu deren Genesung zu vertreten hatte. Die Dienstzeugnisse weisen ihn aus als äußerst engagierten und gewissenhaften Seelsorger, der wie üblich schwerpunktmäßig in der Erteilung des Religionsunterrichts und der Jugendarbeit eingesetzt war; auch die Krankenpastoration lag ihm schon damals am Herzen. Sehr schwer war es für ihn, sich in den engen Grenzen zu bewegen, die die damaligen Machthaber den Pfarrern setzten; so war es nicht verwunderlich, daß er schon in Engen in Konflikt mit der Geheimen Staatspolizei kam, nachdem er sich in einer Predigt in Bittelbrunn kritisch über die Hitlerjugend und den BDM äußerte; in Leutershausen und Achern war es ähnlich. In Karlsruhe führten seine „staatsgefährdenden“ Äußerungen im Religionsunterricht zum Schulverbot und am 2. Mai 1941 seine „staatsfeindliche Gesinnung und staatsfeindliche Betätigung“ zur Verhaftung. Am 4. August 1941 wurde Ferdinand Maurath in das KZ Dachau überführt, u. a. mit der Begründung: „Er hat sich dadurch, daß er nicht alle weltliche Literatur aus der von ihm geleiteten Pfarrbibliothek entfernte, ja sogar religiöse Schriften an Angehörige der Deutschen Wehrmacht weitergab, außerhalb der Deutschen Volksgemeinschaft gestellt und läßt erkennen, daß er nicht gewillt ist, staatliche Anordnungen zu beachten.“ In Dachau durchlitt er mit vielen anderen Opfern des Naziterrors eine Zeit unvorstellbarer Not, war den Schikanen der Wachleute ausgesetzt und hatte täglich den gewaltsamen Tod, den Hunger- und Erschöpfungstod der Mithäftlinge vor Augen. Ab 1943 war er als Pfleger im Krankenrevier eingesetzt und konnte so, obgleich verboten, auch als Seelsorger den Kranken und Sterbenden beistehen. Es war ein guter Gedanke von Pfarrer Eugen Weiler sen., auch ein Häftling in Dachau, nach dem Krieg seine ehemaligen Mitgefangenen aufzufordern, ihre Erlebnisse niederzuschreiben; in dessen Buch „Die Geistlichen in Dachau“ ist der Bericht von Ferdinand Maurath auf S. 905–920 veröffentlicht, ebenso im „Freiburger Diözesanarchiv“ 1970 (S. 125–153). Gerade da, wo die Verfasser sich weigern, alles zu schreiben, was sie zu erleiden hatten, steigt eine Ahnung von der Unermeßlichkeit des Elends auf. Wie in dieser „Hölle“ religiöses Leben möglich war, auch durch Hilfe von außen (vgl. Josefa Maria Imma Mack, „Warum ich Azaleen liebe“, EOS Verlag, St. Ottilien 1988) grenzt oft an ein „Wunder“, ob es die heimlichen Gottesdienste waren oder die Spendung der Sakramente; unvergessen blieb allen Beteiligten die Priesterweihe von Karl Leisner am 17. 12. 1944. Wider Erwarten wurde Ferdinand Maurath kurz vor der Befreiung am 9. 4. 1945 aus dem Lager entlassen und konnte sogar noch vor Beendigung des Krieges zu seinen Eltern, die in Riedböhringen evakuiert waren, zurückkehren.

Nach einer Zeit der Erholung wieder zu Kräften gekommen, trat Ferdinand Maurath im Okt. 1946 in Inzlingen seine letzte Vikarstelle an, bevor er dann im Frühjahr 1947 als Pfarrerverweser nach Feldkirch b. Bad Krozingen mit Filiale Hausen a. d. M. angewiesen wurde. Zwei Jahre später dort investiert übte er bis zu seiner Pensionierung seinen Seelsorgedienst mit Eifer und Gewissenhaftigkeit aus; im Jahr 1968 wurde er zum Kammerer des Dekana-

tes Neuenburg gewählt, zur gleichen Zeit auch der Geistliche Beirat für die Pfarrhaushalterinnen; eine Zeitlang, 1969–1975, war ihm auch die Verantwortung für die Pfarrei Hartheim übertragen worden. Neben der Seelsorge war ihm auch die Erhaltung der kirchlichen Gebäude ein Anliegen; so wurde die Pfarrkirche in Feldkirch wie auch die Filiationkirche in Hausen einer gründlichen Innen- und Außenrenovation unterzogen und zwei neue Glocken sowie eine Orgel für die Filiationkirche in Hausen erworben.

Erzbischof Hermann Schäufele verlieh Pfarrer Maurath am 19. Okt. 1975 den Titel „Geistlicher Rat ad honorem“ in Anerkennung seiner seelsorgerlichen Tätigkeit als Pfarrer in Feldkirch und „in besonderer Würdigung seines unerschrockenen Bekennermutes und seiner Treue zur Kirche, wegen der er in der Zeit der nationalsozialistischen Bedrückung eine mehrjährige KZ-Haft in Dachau erleiden und durchstehen mußte“.

Seinen Ruhestand verbrachte Pfarrer Maurath in Bad Krozingen, wo er als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge mithalf, soweit es ihm sein starkes Augenleiden und seine angeschlagene Gesundheit zuließen. Pfarrer Maurath war ein Priester, der in unerschütterlicher Treue und im Vertrauen auf Gottes gütige Führung in guten wie in schwersten Zeiten zu seinem Jawort gestanden ist. So konnte Erzbischof Oskar Saier ihm zu seinem diamantenen Priesterjubiläum schreiben: „Unzählige waren es, deren Leben Sie in den zurückliegenden sechs Jahrzehnten durch die Verkündigung des Wortes Gottes erhellt und denen Sie an den verschiedenen Stationen Ihres priesterlichen Weges Helfer und Wegweiser zum Heil sein durften.“ r. i. p. H. H.

Meisner Dr. Helmut

Geb. in Altheikendorf bei Kiel 5. 12. 1905, ord. 28. 8. 1935. Studien bei den Jesuiten bis 1938; schriftstellerische Tätigkeit 1939; Soldat in Frankreich und Rußland 1940–1942; Austritt aus dem Orden 1942; Inkardination in der Erzdiözese Köln und Vikar in Düsseldorf 1942–1945; Tätigkeit im Verlagswesen und Redaktionen 1945–1951; Aufbau und Leitung der Thomas-Morus-Akademie in Bad Honnef 1952–1957; Missionarische Sonderseelsorge in Düsseldorf 1958–1963. Pfrvw. in Eschbach, Dekanat Breisach 1. 4. 1965; Geistl. Schriftleiter des Konradsblattes am 19. 4. 1967; Inkardination in die Erzdiözese Freiburg 20. 12. 1968; Ruhestand in Waldkirch 31. 8. 1978, in Kirchzarten 1980, in Ravensburg 24. 10. 1985, in Weingarten 30. 3. 1987, in Waldkirch i. Br. 17. 3. 1989, in Freiburg, Marienhaus 1993. Gest. in Freiburg 27. 7. 1993, beerd. in Waldkirch i. Br. 2. 8. 1993.

Dr. Helmut Meisner wurde am 5. Dez. 1905 in Altheikendorf bei Kiel geboren und trat nach dem Abitur in die Gesellschaft Jesu ein. In dieser absolvierte er die philosophischen und theologischen Studien – teilweise in Frankreich – und wurde am 28. August 1935 zum Priester geweiht. Weil er zur Mitarbeit an den „Stimmen der Zeit“ vorgesehen war, widmete er sich zunächst dem Studium der Pädagogik. Sein großes pastorales Anliegen war es schon immer, Glaubensfragen zeitgemäß zu behandeln. So verfaßte er einige Bücher und Kleinschriften und kam deswegen in Konflikt mit der Gestapo, die zwei seiner Bücher und mehrere Kleinschriften verbot und einstampfen ließ. 1940 wurde er zum Wehrdienst eingezogen und in Frankreich und Rußland eingesetzt, bis er im Jahre 1942 aufgrund seiner Zugehörigkeit zum Jesuitenorden aus der Wehrmacht ausgeschlossen wurde. Aus gesundheitlichen Gründen mußte er jedoch im selben Jahr aus dem Orden austreten und wurde in der Erzdiözese Köln inkardiniert.

Weil im Krieg das Verlagswesen und damit auch die Schriftstellerei darniederlag, wurde Dr. Meisner zunächst als Vikar in Düsseldorf bis 1945 eingesetzt. Doch gleich nach dem Krieg arbeitete er im Verlagswesen in verschiedenen Redaktionen in Köln und Koblenz mit, wobei er sich mit seinen Aufsätzen zu pastoraltheologischen Fragen und zur Zeitsituation einen Namen machte. Aus diesem Grund betraute ihn die Erzdiözese Köln im Jahre 1952, also zu einer Zeit, in der die Akademiearbeit noch in ihren Anfängen stand, mit dem Aufbau und der Leitung der Thomas-Morus-Akademie in Bad Honnef. Hier leistete er geradezu Pionierarbeit in der theologischen Auseinandersetzung mit den Zeitfragen; was heute wie selbstverständlich erscheint, mußte damals mühsam in kleinen Schritten erarbeitet werden; die offenen Tagungen für verschiedene Berufsgruppen wurden eingeführt; seine Vortragstätigkeit im In- und Ausland, Aufsätze und Bücher zu Fragen der Erwachsenenbildung kennzeichnen seine damalige Schaffensperiode. Daneben arbeitete er weiterhin in der Pfarr-

seelsorge mit, um die Anliegen und Sorgen der Menschen nicht aus dem Auge zu verlieren. 1957 gab er die Leitung der Akademie ab und baute in Düsseldorf die missionarische Seelsorge auf, wo ihm vor allem die Telefonseelsorge übertragen wurde. Aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit sah sich Dr. Meisner genötigt, in eine klimatisch günstigere Gegend zu wechseln. Durch seine pastoraltheologischen Aufsätze im „Oberheinschen Pastorablatt“, im damaligen „Christlichen Sonntag“ und vor allem im „Anzeiger für die katholische Geistlichkeit“ hatte er gute Kontakte nach „Freiburg“; nicht nur daß unter Domkapitular W. Reinhard diese Arbeiten für Pastorkonferenzen und -vorträge empfohlen wurden, vor allem war es Pfarrer Maier, der Redakteur vom „Anzeiger“, der ihm die Nähe von Freiburg empfahl; und so wurde es möglich, daß er nach zweijährigem Suchen im Jahre 1965 die Pfarrei Eschbach bei Stegen als Seelsorger zugewiesen bekam. Zwei Jahre später, nach dem Tod von Msgr. Albert Krautheimer, wurde er am 19. April 1967 in die Schriftleitung des „Konradsblattes“ beim Badenia Verlag in Karlsruhe berufen und zu dessen Geistlichen Redakteur bestellt. In einer Tätigkeitsbeschreibung aus jener Zeit – das II. Vatik. Konzil war soeben beendet worden – wurde die dringende Notwendigkeit theologischer und zeitkritischer Beiträge für die religiöse Erwachsenenbildung als dessen Hauptaufgabe festgehalten; die Auslegung der Konzilsdokumente war eine wichtige Aufgabe und große Herausforderung. Erwähnt seien seine Gedanken über das Apostolat der Laien, die 1970 unter dem Titel „Von der Sendung der Laien“ in Köln auch als Buch veröffentlicht wurden. Mit ihnen wollte Dr. Meisner den Laien deutlich machen, wie sehr sie eingebunden sind in die Sendung, in den Heilsauftrag der Kirche. Seine Darlegungen haben bis heute nichts von ihrem Wert und ihrer Aktualität verloren. In diesem Sinn wollte er immer wieder das aktuelle Diözesangeschehen darstellen und die Arbeit der Kath. Akademie und des Seelsorgeamtes herausstellen. So arbeitete Dr. Meisner, der am 20. Dez. 1968 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert worden war, unermüdlich an der zeitgemäßen Gestaltung der Bistumszeitung und gab den Lesern jede Woche Hilfe für ihren Glauben. Auf diese Weise entstand die neue Artikelreihe „Über den Glauben nachgedacht“, in der er besonders den Fragenden und Suchenden Orientierung aus dem Glauben geben wollte. Ein besonderes Anliegen war ihm die Briefseelsorge, die er, wie bereits sein Vorgänger Albert Krautheimer, in aller Stille leitete und damit eine eigene „Lesergemeinde“ aufbaute. Zu seinen Aufgaben als Redakteur gehörte auch die Gewinnung von Autoren für religiös-kulturelle Fragen und Anliegen der christlichen Glaubensgestaltung und so die Kommentierung der Zeitsituation, die sich im Gefolge von Konzil und Synode in starker Veränderung befand.

Gesundheitlich stark angegriffen mußte Dr. Meisner um die Versetzung in den Ruhestand bitten, die ihm zum 1. Sept. 1978 gewährt wurde. Anlässlich der Vollendung seines 75. Lebensjahres verlieh ihm Erzbischof Oskar Saier als Zeichen des Dankes und der Anerkennung seines unermüdlichen priesterlichen Wirkens die Konradsplakette des Erzbistums Freiburg. Dr. Meisner wohnte zunächst in Waldkirch i. Br. und Kirchzarten, zog dann in die Nähe seiner Angehörigen nach Ravensburg und Weingarten und kehrte 1989 wieder nach Waldkirch zurück, wo er als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge mithalf, soweit es seine Kräfte zuließen. Die letzten Monate war er schließlich im Marienhaus zu Freiburg auf die Pflege durch andere angewiesen.

Dr. Meisner war ein Priester und Seelsorger, der manchen Leuten in der Kirche unbequem war, weil er nicht in den ausgetretenen Pfaden im „gleichen Schritt und Tritt“ weitermachen wollte; es ging ihm vielmehr darum, die Menschen dort abzuholen, wo sie geistig stehen, und von ihren Fragen und Anliegen auszugehen und ihnen eine Antwort zu vermitteln. So schrieb ihm auch Erzbischof Saier zu seinem gold. Priesterjubiläum am 20. August 1985: „Es ist Ihnen wirklich gelungen, die Ansichten der heutigen Theologie für die einfachen Gläubigen verständlich darzulegen.“ Und Generalvikar Dr. Schlund zitierte in einem Brief zehn Jahre zuvor den hl. Augustinus: „Immer wieder predigen, disputieren, erbauen, für jeden bereitstehen – das ist eine schwere Last, ein harter Druck, ein mühseliges Werk.“

Was der Priesterrat, dem er in der Zeit als Geistl. Redakteur angehörte, ihm zum Abschied schrieb, gilt für das gesamte Lebenswerk: „Sie arbeiteten sehr segensreich beim ‚Konradsblatt‘. Ihre regelmäßigen Beiträge waren für die Leser ein wichtiger Dienst. Sie haben jugendliche und erwachsene Christen im Glauben gestärkt und zum Engagement ermutigt.“ r. i. p.

H. H.

Morel Josef SJ

Geb. 14. 9. 1901 in Nymwegen (NL), ord. 15. 8. 1936. Kurseelsorger in Baden-Baden 1. 1. 1967; entpflichtet im Oktober 1977. Subsidiar an der Pfarrei Liebfrauen in Baden-Baden. Gest. 11. 3. 1993 in Baden-Baden, beerd. Priestergrab d. Hauptfriedhofs daselbst.

Aus den vorhandenen Akten ist über das Leben von P. Josef Morel SJ nicht viel zu erfahren. 1901 in Nymwegen (Niederlande) geboren, schloß er sich 1923 dem Jesuitenorden an und wurde 1936 zum Priester geweiht. Dreißig Jahre lang wirkte er als Religionspädagoge, Studentenseelsorger und Geistlicher Leiter des St. Vinzentiusvereins und anderer christlicher Gruppen in Maastricht, Rotterdam, Nymwegen und Den Haag.

Am 1. Januar 1967 trat er in unserer Diözese seinen Dienst als Kurseelsorger in Baden-Baden an. Mit großer Aufgeschlossenheit für die Nöte und Probleme der Menschen stand er den Kurgästen zur Verfügung; seine Vortragsabende, die er selbst oder auch Gastreferenten hielten, standen auf einem hohen Niveau. Krankheitshalber mußte er 1977 seinen Dienst aufgeben; doch half er weiterhin in der Seelsorge an der Stiftskirche mit, soweit es seine Kräfte zuließen.

Josef Morel war geschätzt wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner Aufgeschlossenheit. Beeindruckend für die Menschen seiner Umgebung war die Gelassenheit, mit der er dem Sterben entgegenging. Für Josef Morel gab es keinen Bruch zwischen dem Leben hier und dem Leben bei Gott, das er in Glauben und Hoffnung erwartete. r. i. p. H. H.

Moser Walter Konrad

Geb. in Mannheim 5. 12. 1902, ord. 19. 3. 1927. Vikar in Pfaffenweiler b. Freiburg 27. 4. 1927, in Heidelberg-Handschuhsheim 26. 6. 1928, in Rettigheim 1. 5. 1929, in Nußbach b. O. 24. 7. 1930, in Neudorf 8. 6. 1932, in Vöhrenbach 16. 9. 1932, in Münchweiler 12. 4. 1934; Kaplaneiverweser in Bingen/Hz. 9. 6. 1937; Pfrvw. in Rast 26. 8. 1938, investiert daselbst 22. 11. 1942; Pfarrer in Langenbrand 6. 11. 1949 (Investitur), Ruhestand in Neustadt/Weinstr. 15. 4. 1969, in Gernsbach im Jahre 1989. Gest. in Gernsbach 10. 6. 1993; beerd. in Forbach-Langenbrand 16. 6. 1993.

Pfarrer Walter Konrad Moser wurde am 5. Dezember 1902 als Sohn des Oberpostsekretärs Konrad Moser und seiner Frau Frieda geb. Keller in Mannheim geboren. Nach dem Umzug der Familie nach Freiburg-Haslach besuchte er dort ab 1909 die Knabenbürgerschule, wechselte dann in die Oberrealschule und später in das Realgymnasium, wo er 1921 die Reifeprüfung ablegte. Nachdem er an der Philosophischen Fakultät in Freiburg das Graecum abgelegt hatte, immatrikulierte er sich in der Theol. Fakultät, um hier seine Studien fortzusetzen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 19. März 1927 von Erzbischof Carl Fritz in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

Pfarrer Moser hatte zeit lebens mit einer Augenkrankheit zu kämpfen, was ihn während seiner Studien (zwischen 1918 und 1922 allein 10 Augenoperationen) und in seiner Berufstätigkeit sehr behinderte. Manchmal von seinen Prinzipalen falsch verstanden und in verschiedener Weise verdächtigt, war Pfarrer Moser Vikar in Pfaffenweiler b. Freiburg, in Heidelberg-Handschuhsheim, Rettigheim, Nußbach b. Oberkirch, Neudorf, Vöhrenbach und Münchweiler. Aufs Ganze gesehen trifft wohl mehr zu, was Pfarrer Jonitz in Neudorf in seinem Dienstzeugnis des Jahres 1932 über Walter Moser schrieb: „Kaplan Moser erschien uns als lebensfroher Herr mit Vorliebe für Scherz und Humor, aber doch innerlich fromm und rechtschaffen. Er ist ein gern gehörter Prediger, der die Zuhörer fesselt. In den Vereinsbetrieb und das Bibliothekswesen hat er erfreulichen Schwung gebracht.“

Im Frühsommer 1937 kam Pfarrer Moser als Kaplaneiverweser nach Bingen bei Sigmaringen und ein Jahr später als Pfarrverweser nach Rast bei Meßkirch; dort auch investiert mußte er zeitweise den alt- und krankgewordenen Pfarrer Dr. Wolf vertreten und dessen Gemeinde Sauldorf mitpastorieren. Mit großem Eifer betreute er seine kleine Gemeinde und sorgte sich insbesondere nach dem Krieg um die Flüchtlinge und die Heimkehrer.

Im Herbst 1949 übernahm Pfarrer Moser die Murgtalgemeinde Langenbrand, wo er bis zu seiner Pensionierung zum Segen der Gemeinde wirkte. Sein Wort galt etwas und er besaß dort hohes Ansehen. „Pfarrer Moser ist streng mit den Leuten, aber gerecht“, urteilte Dekan Haßler in seinem Visitationsbericht aus dem Jahre 1962. Neben der Seelsorge war ihm die Wiederherstellung und Erhaltung der im Krieg schwer beschädigten Kirche und des Pfarrhauses zur

Aufgabe geworden. Aus gesundheitlichen Gründen mußte Pfarrer Moser seinen Verzicht auf diese Pfarrei erklären und Erzbischof Hermann Schäufele entließ ihn zum 15. April 1969 in den verdienten Ruhestand. Sein Altersruhesitz wurde Neustadt an der Weinstraße und ab 1989 Gernsbach, wo er auch starb. Seinem Wunsch entsprechend wurde Pfarrer Moser in seiner ihm lieb gewordenen Pfarrei Langenbrand zur letzten Ruhe gebettet. r. i. p. H. H.

Nied Wolfgang

Geb. in Heidelberg 12. 2. 1928, ord. 5. 6. 1955. Vikar in Heidelberg, St. Bonifatius im Juli 1955, in Büchenau 3. 8. 1955, in Heuweiler 24. 8. 1955, in Freiburg, St. Martin 17. 9. 1955, in Mannheim-Feudenheim 8. 4. 1959; Pfrvw. in Eutlingen 12. 10. 1962, in Obergrombach 9. 5. 1967, investiert daselbst 2. 6. 1968. Ruhestand in Obersasbach 1. 9. 1990. Gest. in St. Trudpert 7. 9. 1993, beerd. in Obergrombach 10. 9. 1993.

Pfarrer Wolfgang Nied wurde am 12. Febr. 1928 als Sohn des Reichsbahnobersekretärs Eduard Nied und seiner Frau Barbara geb. Schreck in Heidelberg geboren. Nach vier Jahren Volksschule ging er auf das humanistische Gymnasium, bis er im Januar 1944 bis zum Kriegsende als Luftwaffenhelfer seinen Kriegsdienst in Ludwigshafen und Mannheim ableisten mußte. Nach der Wiedereröffnung des Gymnasiums im Dezember 1945 setzte er seine Schulbildung fort und bestand im Juli 1947 die Reifeprüfung. In diesen Jahren war in Wolfgang Nied die Berufung zum Priestertum gewachsen, und er wollte auch mit dem Theologiestudium in Freiburg beginnen, doch die Eltern baten ihren einzigen Sohn in Anbetracht der Zeitumstände (Zonengrenze, Ernährungslage), von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen; so begann Wolfgang Nied in seiner Heimatstadt im Wintersemester 1947/48 mit dem Studium der Althilologie, ohne jedoch sein Berufsziel, Priester zu werden, aus dem Auge zu verlieren. In dieser Zeit war er in der kath. Studentengemeinde aktiv und war mit dem damaligen Studentenpfarrer Hauser sehr verbunden. Nach acht Semestern nahm Wolfgang Nied dann das Theologiestudium in Freiburg und München auf und schloß es 1954 ab. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 5. Juni 1955 in der dortigen Pfarr- und Seminarikirche von Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Als Neupriester war Pfarrer Nied für kurze Zeit beim „fliegenden Einsatz“ und hatte kurzfristige Aushilfen in Heidelberg, St. Bonifatius, Büchenau und Heuweiler abzuleisten, bis er dann im Herbst 1955 als Kooperator nach Freiburg, St. Martin, versetzt wurde. Hier bewährte er sich insbesondere in der Krankenpastoral, als Beichtvater und war ein gern gehörter Prediger. Nach vier Jahren kam er als Vikar nach Mannheim-Feudenheim, wo er ebenfalls seine besondere Befähigung in der praktischen Seelsorge bewies.

Im Herbst 1962 wurde Pfarrer Nied auf die noch junge, ausgedehnte Diasporagemeinde Eutlingen angewiesen. Trotz widriger, gesundheitsschädigender Wohnverhältnisse konnte er viel zum inneren Aufbau der Gemeinde beitragen, bis er schließlich nach über vier Jahren als Pfarrer nach Obergrombach angewiesen wurde. Mit Hingabe nahm er dort trotz mancher krankheitsbedingter Beeinträchtigung seinen seelsorgerlichen Dienst wahr. Er sorgte sich selbstverständlich auch um die Erhaltung der kirchlichen Gebäude; so wurde die Pfarrkirche einer gründlichen Außenrenovation unterzogen und vor allem wurde ein Gemeindezentrum mit Kindergarten und Schwesternhaus errichtet. Nach einem im Spätjahr 1989 erlittenen Herzinfarkt mußte Pfarrer Nied um seine Pensionierung bitten, die ihm zum 1. 9. 1990 gewährt wurde. Mit Zuverlässigkeit und Gediegenheit hatte Pfarrer Nied seinen Dienst wahrgenommen und durch sein Wirken tiefe Spuren hinterlassen, was ihm Erzbischof Saier in einem Brief bestätigte. Im Marienheim in Obersasbach-Erlenbad nahm Pfarrer Nied seinen Ruhestandswohnsitz; bei einem Aufenthalt in St. Trudpert wurde er vom Tode überrascht. r. i. p. H. H.

Reichenbach Josef

Geb. in Siegelau 30. 3. 1903, ord. 10. 3. 1929; Vikar in Ettlingen 11. 4. 1929, in Karlsruhe St. Stephan 12. 5. 1930; Missionar Erzb. Seelsorgeamt Freiburg 15. 5. 1934; Pfarrvikar in Sasbachwalden 10. 10. 1946, investiert daselbst 15. 6. 1947; Pfarrer in Ettlingen, Herz Jesu 24. 3. 1954, investiert daselbst 9. 5. 1954. Ruhestand in Bombach 1. 2. 1963. Pfarrer in Rippoldsau 24. 4. 1963; investiert daselbst 19. 5. 1963. Ruhestand in Siegelau 15. 5. 1969. Gest. in Furtwangen 19. 10. 1993, beerd. in Gutach-Siegelau 26. 10. 1993.

Am 10. März 1903 als Sohn des Arbeiters Franz Anton Reichenbach und seiner Frau Maria geb. Schneider in Siegelau geboren, wuchs Josef Reichenbach zusammen mit vier Brüdern in einem von christlichem Geist geprägten Elternhaus auf. Bereits in jungen Jahren verlor er seine Mutter. Während seiner Volksschulzeit entdeckte sein Pfarrer Emil Trenkle die besondere Begabung des Schülers; zugleich verspürte Josef Reichenbach den Ruf zum Priesterberuf. So war es für den Ortspfarrer selbstverständlich, daß er den Bub durch Lateinunterricht soweit förderte, daß dieser 1917 in die Quarta des Friedrichsgymnasiums zu Freiburg eintreten konnte. 1924 legte er dort die Reifeprüfung ab und nahm im Anschluß daran das Theologiestudium in Freiburg und Münster i. W. auf. Seine Familie mußte schwere Opfer bringen, um in den schweren Jahren der Rezession das Studium zu ermöglichen.

Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde Josef Reichenbach am 10. März 1929 von Erzbischof Carl Fritz in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

In einer sehr unruhigen Zeit, die durch die Weltwirtschaftskrise und die daraus resultierende hohe Arbeitslosigkeit und Armut gekennzeichnet war, trat Josef Reichenbach seinen Dienst als Vikar in Ettligen an und kurze Zeit später in Karlsruhe, St. Stephan. Mit einem Gespür für die Probleme der Zeit und die Nöte der Menschen lag ihm die Betreuung der kath. Arbeitervereine und der männlichen Jugendvereine besonders am Herzen. Seine Predigten fanden allseits Beachtung, weil er sich wohl nicht an bloße Vorlagen hielt, sondern seine reichen literarischen Kenntnisse in der Seelsorge „verwertete“. Dies alles und sein Eifer für die Diaspora-Hilfe waren wohl der Grund, daß Josef Reichenbach am 15. Mai 1934 als Missionar und am 27. Sept. 1934 als Diözesansekretär des Bonifatiusvereins an das damalige Erzb. Missionsinstitut, das heutige Erzb. Seelsorgeamt, berufen wurde. In diesen harten Jahren des Naziregimes versuchte er in Missionswochen, Exerzitien u. ä. die Menschen in ihrem Glauben zu stärken und gegen die menschenverachtende Ideologie des Dritten Reiches die befreiende Botschaft des menschenfreundlichen Gottes zu verkünden.

Zugleich übernahm er zeitweise auch die Seelsorge in den Müttervereinen. Nach dem Krieg drängte es Pfarrer Reichenbach wieder in die Gemeindegeseelsorge, so daß er im Herbst 1946 die Pfarrei Sasbachwalden übernahm. Dort wirkte er mehr als sieben Jahre am Aufbau der Gemeinde, wobei ihm die Vertiefung des religiösen Lebens ein besonderes Anliegen war. Im Frühjahr 1954 wechselte er in die Pfarrei Herz Jesu, Ettligen, wo er in der nicht einfachen Pfarrei mit großem Engagement wirkte; aus gesundheitlichen Gründen mußte er allerdings schon neun Jahre später auf die Pfarrei verzichten und in den einstweiligen Ruhestand treten. Doch in kurzer Zeit stabilisierte sich sein Gesundheitszustand, so daß er schon im April desselben Jahres die Schwarzwaldgemeinde Bad Rippoldsau übernehmen konnte. Sechs Jahre wirkte er hier und setzte seine letzten Kräfte ein.

Zwei Wochen vor seinem Ruhestand, am 29. April 1969, ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zu seinem Geistlichen Rat ad honorem, „in Anerkennung seiner seelsorgerlichen Wirksamkeit als Diözesan-Missionar am Erzb. Missionsinstitut und seines großen persönlichen Einsatzes in Exerzitien, religiösen Wochen, insbesondere für Frauen und Mütter, sowie in Würdigung seiner von treu kirchlicher Gesinnung und Eifer erfüllten Wirksamkeit in der Pfarrseelsorge, vor allem in der Pfarrei Ettligen, Herz Jesu“.

Pfarrer Reichenbach kehrte in seinem Ruhestand in seine Heimatgemeinde Siegelau zurück; er, der mit Leib und Seele ein Seelsorger war, half dort gerne mit, wo immer er gebraucht wurde; wie früher als Volksmissionar hielt er Glaubenstage ab und engagierte sich vor allem für das Männer- und Altenwerk. Seine besondere Vorliebe galt der Betreuung der von ihm organisierten Wallfahrten nach Lourdes, Fatima etc. Als Siegelau den Pfarrer verlor, pastorierte er dort, bis eine Krankheit es ihm unmöglich machte.

Als Pfarrer Reichenbach ganz erblindete und auf die Hilfe anderer angewiesen war, übersiedelte er im Oktober 1992 in das Altenpflegeheim St. Cyriak zu Furtwangen. Dort starb er in den Abendstunden des 19. Oktobers 1993 und wurde am 26. Oktober 1993 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung in seiner Heimat Siegelau beigesetzt. r. i. p. H. H.

Sagi Alexander, Prof. Dr. theol. habil., Priester der Diözese Limburg

Geb. 16. 5. 1929 in Kispest (heute: Budapest XIX), ord. 29. 6. 1952 in Wien. 1. 8. 1952 Kaplan in Frankfurt/Main, St. Leonhard. 9. 9. 1952 Verleihung der österreichischen Staatsbür-

gerschaft. 2. 6. 1953 Promotion zum Dr. theol. an der Universität Wien. 1956 bis 1958 Psychologie- und Medizinstudium an der Universität Freiburg, 1958 bis 1960 Ungarnseelsorger in Frankfurt. 1960 bis 1965 Leiter des Antoniushauses in Hochheim/Main. 29. 5. 1963 Diplom-Hauptprüfung für Psychologen. 1963 bis 1964 Assistent im Heilpädagogischen Heim in Hofheim/Taunus. 1965 bis 1971 Aufbau und Leitung des Heilpädagogischen Seminars beim Deutschen Caritasverband in Freiburg. 1968 Lehrauftrag für Heilpädagogik an der Universität Freiburg. 1972 Kommissarischer Rektor der Fachhochschule. 1973 Gewählter Rektor der Fachhochschule. 14. 7. 1973 Habilitation an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg. 18. 7. 1973 Verleihung der *venia legendi*. 2. 1. 1975 Verleihung des Professorentitels. 3. 1. 1976 Theoretische Prüfung für Verhaltenstherapie. 1. 1. 1977 Direktor der St. Josefsanstalt in Herten und halbes Deputat an der Fachhochschule. Gest. 22. 7. 1993 in Herten, beerd. 29. 7. 1993 ebd.

Prof. Sagi wurde in Kispest in Ungarn als Sohn des Eisenbahnbeamten Stefan Sagi und seiner Ehefrau Valeria geb. Frank geboren. 1935 bis 1939 besuchte er die Grundschule in Kispest und 1939 bis 1947 das staatl. Gymnasium „Szecheny“ in Budapest X. Am 19. 6. 1947 machte er das Abitur. 1947 bis 1952 studierte er Theologie an der Universität Wien. Da eine Rückkehr nach Ungarn nicht möglich war, bemühte er sich um die österreichische Staatsbürgerschaft. Nach der Priesterweihe in Wien trat er in den Dienst der Diözese Limburg. Als Kaplan an St. Leonhard in Frankfurt war er in erster Linie Mitarbeiter des Caritasverbandes Groß-Frankfurt e. V. Ab 1957 war er Seelsorger für die aus Ungarn geflüchteten Studenten an den Hochschulen in Freiburg, Karlsruhe, Heidelberg und Mannheim. 1958 bis 1960 war er Seelsorger für die ungarischen Flüchtlinge in den Bistümern Limburg, Fulda und Mainz mit Sitz in Frankfurt am Main. Danach leitete er fünf Jahre das Antoniushaus in Hochheim am Main, ein Heim für die Berufsausbildung körperbehinderter Mädchen. In diesen Jahren studierte er Psychologie und absolvierte ein Assistentenjahr am Institut für Erziehungshilfe in Wiesbaden, am Arbeitsamt Frankfurt und am Heilpädagogischen Heim des Caritasverbandes Frankfurt in Hofheim/Taunus. 1965 begann er mit dem Aufbau des Heilpädagogischen Seminars beim Deutschen Caritasverband in Freiburg im Breisgau. 1968 erhielt er einen Lehrauftrag für Heilpädagogik am Institut für Caritaswissenschaft an der Theol. Fakultät der Universität Freiburg. 1972 wurde das Heilpädagogische Seminar in die neu gegründete Fachhochschule für Sozialwesen und Religionspädagogik beim Deutschen Caritasverband in Freiburg als Fachbereich Heilpädagogik S. wurde Fachbereichsleiter und Rektor der Fachhochschule. Anfang des Jahres 1977 übernahm er die Leitung des St. Josefsshauses in Herten, ein Heim für geistig Behinderte, das 670 Behinderte verschiedenster Behindertengrade betreut.

In den 16 Jahren seines Wirkens im St. Josephshaus in Herten hat er viele Fördermaßnahmen und Finanzierungspläne verwirklicht sowie bauliche Aufbauarbeit geleistet. Während seiner Amtszeit entstanden unter anderem eine neue moderne Werkstatt für Behinderte, eine neue Gärtnerei mit großen Gewächshäusern sowie ein neues Therapiezentrum. Das ehemalige Kloster Himmelspforte in Wyhlen wurde unter seiner Federführung in Erbpacht übernommen und renoviert. Außerdem wurde ein Psychologischer Dienst und eine Erziehungsleitung eingerichtet sowie ein Heilpädagogisches Seminar im Heim gegründet. Sagi war unermüdlich darum besorgt, das Heim optimal für die Versorgung der Bewohner auszustatten. Als Experte im Bereich Heilpädagogik und Psychologie verschaffte er dem Haus einen vielbeachteten Ruf. Mit Vehemenz trat er für die Rechte des behinderten Menschen ein.

Im Laufe der Jahre erschienen aus seiner Feder zahlreiche Veröffentlichungen von Fachliteratur, Aufsätzen und Handbüchern als Autor oder Mitherausgeber. Die Themen umfassen geistige Behinderung, heilpädagogische Übungsbehandlung, Lernpsychologie, Pädagogische Führungsstile, Begabungsförderung, Erziehungshilfen, vorschulische Erziehung und ähnliches. Auch zu Vortragsabenden über diese Themen wurde er eingeladen. Das Ministerium für Wissenschaft und Kunst in Baden-Württemberg zeichnet ihn durch die Ernennung zum Honorarprofessor aus.

Sagi starb überraschend infolge schwerer Kopfverletzungen, die er sich bei einem Sturz von der Treppe in seinem Haus zugezogen hat.

Ein Verzeichnis seiner zahlreichen Publikationen befindet sich in seiner Personalakte.

Hu.

Saum Linus

Geb. 10. 11. 1930 in Freiburg, ord. 31. 5. 1959 in Freiburg, Vikar in Schonach 24. 6. 1959, in Überlingen a. S. 1. 8. 1961, in Emmendingen 16. 9. 1963, Pfrvw. in Gottenheim 16. ?. 1967, Pfarrer daselbst 26. 5. 1968; Verzicht wegen Krankheitsurlaub 18. 6. 1979; Pfrvw. in Mannheim, St. Hildegard 19. 5. 1981, Pfarrer daselbst 1. 8. 1985. Gest. 23. 2. 1993, beerd. in Mannheim-Käfertal-Nord 2. 3. 1993.

Pfarrer Linus Saum wuchs in Neustadt als einziges Kind des Landwirts und Mesners Linus Saum und seiner Frau Maria geb. Fischer auf, besuchte dort die Volksschule und trat 1947 in das St. Paulusheim der Pallottiner in Bruchsal ein, wo er am dortigen Gymnasium 1952 das Reifezeugnis erhielt. Von den Idealen des hl. Vinzenz Pallotti beseelt, trat er anschließend bei den Pallottinern in Untermerzbad in das Noviziat ein, wo er im Mai 1954 die 1. Profieß ablegte; von 1953–1955 studierte er an der dortigen Ordenshochschule Philosophie und in Vallendar in den Jahren 1955 bis 1957 Theologie. Am 1. Mai 1957 legte er die ewige Profieß ab. Um seinen kranken Eltern beizustehen, bat er die Ordensleitung um Dispens von den Gelübden, die ihm auch gewährt wurde. Im S. S. 1958 trat er ins CB in Freiburg ein; nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 31. 5. 1959 in Freiburg durch Erzbischof Schäußele zum Priester geweiht. In seinen Vikarsjahren lag sein Hauptarbeitsfeld im Religionsunterricht, in der Jugendarbeit, in der Führung der kirchlichen Vereine; in Überlingen und Emmendingen bewies er seine besondere Befähigung in der Betreuung der Kranken und Gefangenen. Ab 1964 stellten sich bei Pfarrer Saum ernsthaftere gesundheitliche Beschwerden ein, die ihn sein ganzes Leben begleiten sollten. Nach einer ersten Besserung kam er als Pfarrverweser nach Gottenheim, wo er auch als Pfarrer investiert wurde. Mit großer Einsatzbereitschaft versah er seinen Dienst in der Gemeinde, wenn auch immer belastet durch seine Krankheit, die ihn aber sensibel werden ließ für jede menschliche Not. Nach einer zweijährigen Unterbrechung der Arbeit wegen seiner Krankheit übernahm Linus Saum 1981 die Pfarrei St. Hildegard in Mannheim-Käfertal, wo er 1985 als Pfarrer investiert wurde. In der jungen Gemeinde setzte er seine ganze Kraft ein, das Gemeindeleben von innen her aufzubauen, wo er es mit seinem Charisma verstand, in Krankheit und Not, in Sorge und Schmerz zu trösten, Hoffnung und Mut zu geben. Überraschend für alle erlag er im Mannheimer Theresienkrankenhaus einem akuten Nierenversagen. H. H.

Schanzenbach Hugo

Geb. 21. 5. 1911 in Mingolsheim, ord. 7. 3. 1937. 1. 4. 1937 Vikar in Sasbachwalden, 4. 11. 1937 in Schutterwald, 28. 11. 1939 in Ballenberg, ab. Dezember 1939 zugl. Pfarrvikar in Hünghheim, 1. 12. 1942 Vikar in Weingarten bei Bruchsal, 10. 11. 1948 Kaplaneiverweser in Tiengen/Hochrh., 5. 3. 1952 Pfarrer in Haueneberstein, 16. 3. 1952 inv. daselbst, 21. 4. 1971 Pfarrer in Völkersbach, 19. 3. 1976 Geistlicher Rat ad honorem, 1. 9. 1983 Ruhestand, zugl. Subsidiar in Zusenhofen, 2. 3. 1992 Bühl (Erich-Burger-Pflegeheim), 1. 7. 1992 Subsidiar daselbst. Gest. 25. 3. 1993 in Bühl, beerd. 30. 3. 1993 in Mingolsheim.

Nach der 6. Volksschulklasse trat der einer kinderreichen Familie entstammende Schanzenbach 1924 in das noch von seinem Großonkel, Prälat Dr. theol. h. c. Leonhard Schanzenbach (1852–1938), geleitete Gymnasialkonvikt in Freiburg ein. Dieser bereitete ihn auf den Eintritt in die Quinta am dortigen Friedrichsgymnasium vor; ab 1927 war er Schüler am Bertholdsgymnasium.

Schon früh hatte Schanzenbach den inneren Wunsch verspürt, in den geistlichen Stand zu treten. Nachhaltig wurde er durch den Tod der Eltern (Mutter † 1927, Vater † 1929) in dieser Absicht bestärkt. Nach dem Abitur (1932) studierte er Theologie in Freiburg und St. Peter. Erzbischof Conrad Gröber erteilte ihm am 7. 3. 1937 im Münster Unserer Lieben Frau zu Freiburg die hl. Priesterweihe.

Daß Schanzenbach erst nach 15jähriger Seelsorgetätigkeit als Vikar, Pfarrvikar und Kaplaneiverweser eine eigene Pfarrei übertragen wurde, ist wohl auch für eine Zeit erfreulich zahlreicher Priesterberufungen eher ungewöhnlich. Seine labile Gesundheit sowie der in der Folge des Zweiten Weltkrieges zu entrichtende hohe Blutzoll gerade aus den Reihen des jüngeren Klerus liefern hierfür nur teilweise eine Erklärung. Nicht unwesentlich dürfte eine bei ihm früh festgestellte seelische Unausgeglichenheit, die sich vornehmlich in mangelnder Umgänglichkeit äußerte, dazu beigetragen haben. Obwohl ihm seine geistlichen Vorgesetz-

ten immer wieder Gutmütigkeit, Fleiß, Bereitwilligkeit und Ausdauer bescheinigten, wurden nichtsdestoweniger seine choleriche Art, seine Uneinsichtigkeit und eine auffallende Neigung zum Einzelgängertum beanstandet.

Angesichts solcher charakterlichen Schwächen verdient die Tatsache Beachtung, daß Schanzenbach nach Übernahme einer Pfarrei und in der nunmehr in weit stärkerem Maße eigenverantwortlichen Seelsorgetätigkeit eine auffallende Hinwendung zu mehr Flexibilität und Kooperationsbereitschaft vollzogen hat. Mit großer Hingabe und Einsatzfreude ging er in Haueneberstein den ihm in vielfältiger Weise aufgetragenen pastoralen Aufgaben nach. Durch regelmäßige Einkehrtage und Vortragsabende setzte er im Bereich der Standesseelsorge deutliche Schwerpunkte. Seine besondere Zuwendung schenkte er dabei der Jugendseelsorge. Nicht zufällig hat er neben der Erweiterung der Pfarrkirche und dem Neubau eines Kindergartens mit Schwesternhaus den Bau eines Jugendheimes betrieben. Dankbare Erwähnung verdient auch die schulische Förderung junger Menschen, denen er als unmittelbare Vorbereitung auf das Studium durch Privatunterricht den Weg zu ihrer geistlichen Berufung öffnete.

Wie in Haueneberstein hatte Schanzenbach auch in der ihm 1971 übertragenen kleineren Pfarrei Völkersbach den Aufbau einer lebendigen Gemeinde vor Augen. Auch hier ging er gänzlich in den vielseitigen pastoralen Diensten eines Gemeindepfarrers auf, zu denen abermals eine notwendig gewordene Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche gehörte. Für sein verdienstvolles und segensreiches seelsorgerliches Wirken wurde er 1976 von Erzbischof Hermann Schäufele zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt. Die Ernennungsurkunde, die neben der stets vorbildlichen priesterlichen Pflichterfüllung sowie der treuen kirchlichen Gesinnung vor allem Schanzenbachs persönliche Bemühungen hervorhebt, nicht nur geistliche Berufungen zu wecken, sondern auch konkrete Hilfen zur Erreichung dieses Ziels anzubieten, zeigt einmal mehr, wie sehr er sich gerade der jüngeren Generation verbunden wußte.

Mit Rücksicht auf seinen schlechten Gesundheitszustand entband ihn Erzbischof Oskar Saier 1983 von den Verpflichtungen als Pfarrer. Da er sich weiterhin seelsorgerlich betätigen wollte, wurde ihm auf eigenen Wunsch das Pfarrhaus der nicht mehr besetzten Pfarrei Oberkirch-Zusenhofen als Ruhesitz angewiesen und er dortselbst zum Subsidiar bestellt. Soweit es seine Kräfte zuließen, unterstützte er den geistlichen Mitbruder in Oberkirch tatkräftig in der Seelsorge.

Die schwere Erkrankung seiner Schwester, die ihm 44 Jahre lang den Haushalt geführt hatte, machte 1992 den Umzug in das Erich-Burger-Pflegeheim in Bühl notwendig; aber auch an diesem letzten Wohnsitz übernahm Schanzenbach bereitwillig als Subsidiar die Aufgaben des Hausgeistlichen. Schon ein Jahr später, am Fest der Verkündigung des Herrn, wurde er in die Ewigkeit abgerufen. Seine Beisetzung fand in der Heimatgemeinde Minsloch statt.

Clemens Siebler

Schlageter Emil

Geb. in Donaueschingen 16. 8. 1914; ord. 2. 4. 1940. Vikar in Herbolzheim 4. 9. 1940. Militärdienst von 1941–1944. Hausgeistlicher im Krankenhaus zu Heiligenberg 19. 1. 1945; Vikar in Wilflingen/Hz. 30. 12. 1947, in Wehr 12. 5. 1947, in Kollnau 27. 4. 1949, in Untergrombach 13. 6. 1950. Pfrvw. in Hemmenhofen 1. 10. 1953; Pfarrer in Horn mit Investitur 18. 11. 1956. Ruhestand in Öhningen 1. 9. 1979, in Freiburg, Marienhaus 12. 4. 1988. Gest. in Freiburg 26. 12. 1993, beerd. in Schluchsee 30. 12. 1993.

Als Sohn des Bahnsteigschaffners August Schlageter und seiner Frau Maria geb. Berger in Donaueschingen am 16. August 1914 geboren, wuchs Emil Schlageter in einer vom religiösen Geist geprägten Familie auf. Im Jahre 1921 zogen seine Eltern in das nahe Allmendshofen, wo Emil Schlageter die Volksschule besuchte; vom 6. Schuljahr an erhielt er vom Vikar Emil Hofmann Lateinstunden, so daß er im Jahre 1927 in die Quinta des Gymnasiums in Donaueschingen eintreten konnte. Weil in ihm sich der Wunsch nach dem Priesterberuf festigte, wechselte er auf Anraten seines Pfarrers Dr. Feurstein als Zögling in das Konradhaus Konstanz. Nach der Reifeprüfung im Frühjahr 1935 und der Ableistung des freiwilligen Arbeitsdiensthalbjahres begann er mit seinem Theologiestudium in Freiburg; die zwei externen Semester verbrachte er in Würzburg. Nach der kriegsbedingt vorgezoge-

nen Theologischen Abschlußprüfung wurde er am 2. April 1940 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

An seiner ersten Vikarsstelle in Herbolzheim konnte er nur ein halbes Jahr wirken. Wie viele seiner Mitbrüder wurde er als Sanitätssoldat zur Wehrmacht eingezogen, war an der Südfrent in Rußland eingesetzt, wo er im September 1942 schwer verwundet wurde. Es folgten lange Lazarettaufenthalte in Krakau und im Loretto-Krankenhaus in Freiburg, bis er schließlich, immer auf medizinische Versorgung angewiesen, am 19. Jan. 1945 als Hausgeistlicher an das Bezirkskrankenhaus Heiligenberg angewiesen wurde.

Als 1947 seine Gesundheit einigermaßen hergestellt war, konnte er seinen Dienst als Vikar in Wilflingen (Hz.) antreten; weitere Vikarsstellen waren die Pfarreien Wehr, Kollnau und Untergrombach. Am 1. Okt. 1953 wurde er als Pfarrvikar nach Horn versetzt und bald darauf, am 10. Dez. desselben Jahres, wurde ihm die Pastoration und Verwaltung der Pfarrei Hemmenhofen übertragen. Am 18. Nov. 1956 wurde er als Pfarrer auf die Pfarrei Horn mit den Filialen Gaienhofen und Gundholzen investiert.

Pfarrer Schlageter erfüllte treu und gewissenhaft seine Aufgaben in der Seelsorge, obwohl er dauernd unter den Folgen seiner Kriegsverwundung zu leiden hatte. Durch seine ruhige Art, die von einer inneren Wärme belebt war, fand er guten Zugang zu jung und alt und war als Seelsorger geschätzt und geachtet. Neben den seelsorgerlichen Aufgaben besorgte Pfarrer Schlageter für den baulichen Erhalt der Pfarrkirchen; so führte er die Innenrenovation der Pfarrkirchen in Hemmenhofen und Horn durch und sorgte auch für die Renovation des Pfarrhauses in Horn; mit dem Einbau eines Gruppenraumes in der bisherigen Pfarrscheuer schuf er die äußeren Voraussetzungen für die aktive Gemeindegarbeit.

Aus gesundheitlichen Gründen mußte sich Pfarrer Schlageter zum 1. Sept. 1979 pensionieren lassen, versah aber bis zum Dienstantritt seines Nachfolgers bis Mitte Januar 1980 den Dienst in beiden Pfarreien. Er wohnte anschließend im ehemaligen Kloster Öhningen und zog im April 1988 in das Haus Notburga (Marienhaus) in Freiburg, wo er, wie in Öhningen, als Subsidiar nach Kräften in der Seelsorge mithalf. „Er leistete eine Altenseelsorge, die uns getragen hat“, so äußerte sich ein Mitbewohner des Altenheims in Freiburg zum Tod von Pfarrer Schlageter. Auch verschiedene caritative Einrichtungen verloren mit ihm einen großzügigen Gönner. r. i. p. H. H.

Schreiber Georg

Geb. in Villingen 24.2.1929; ord. 5.6.1955. Vikar in St. Trudpert 1.7.1955, in Neustadt/Schw. 27.6.1956, in Mannheim, U. L. F. 8.4.1959; Rektor im Jugendzentrum Mannheim 15.11.1961; Pfrvw. in Friesenheim 1.10.1964, investiert daselbst 21.5.1967. Gest. in Lahr 1.3.1993, beerd. in Friesenheim 6.3.1993.

Als Sohn des Zimmermanns Ludwig Schreiber und seiner Frau Balbina geb. King in Villingen geboren, wuchs Georg Schreiber mit vier Geschwistern in einem vom christlichen Geist geprägten Elternhaus heran. Gerade 13 Jahre alt, starb seine Mutter an einem Herzleiden, was für den Jungen ein tiefer Einschnitt in seinem Leben bedeutete. Weil er sich schon in frühen Jahren zum Priesterberuf hingezogen fühlte, erhielt er von einem Kaplan Lateinstunden, um sich auf den Übertritt in die Quinta des Suso-Gymnasiums in Konstanz vorzubereiten, was zum 1. April 1943 erfolgte; trotz seines jugendlichen Alters wurde er gegen Ende des Krieges noch eingezogen und war in Frankreich und zuletzt bei Rastatt eingesetzt, wo er die Not und die Bedrohtheit der menschlichen Existenz in fundamentaler Weise kennenlernte. Nach dem Krieg ging er wieder ins Konradihaus, wo er durch seine humorvolle und kameradschaftliche Weise sehr zum Wohl des Hauses beitrug. Er war und blieb ein „Villinger Original“ wie ihn Rektor Hogg beschrieb, unter seinen Freunden und Mitbrüdern war „Cheggo“ ein Markenzeichen für Sportlichkeit und Kameradschaftlichkeit. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1950 studierte er Philosophie und Theologie an den Universitäten Freiburg und Tübingen, wobei er während der Semesterferien als Betreuer von Ferienlagern seine Begabung im Umgang mit jungen Menschen unter Beweis stellte. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 5. Juni 1955 in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche von Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester geweiht.

Als Vikar in St. Trudpert, Neustadt/Schw. und Mannheim war Pfarrer Schreiber ein sehr geschätzter Jugendseelsorger; in Mannheim hatte er neben der „normalen“ Seelsorgearbeit

bis zu 20 Stunden Religionsunterricht an der neu eingerichteten Gewerbeschule IV zu halten; er hätte hauptamtlicher Religionslehrer werden können, doch ihm lag die allgemeine Seelsorge mehr am Herzen.

Auf Grund seiner besonderen Sensibilität für die Jugend wurde Pfarrer Schreiber am 15. Nov. 1961 als Stadtjugendseelsorger mit dem Titel „Rektor“ an das „Haus der Jugend“ in Mannheim angewiesen. Mit großem Eifer und dem besonderen Gespür für die Bedürfnisse und Anliegen junger Menschen versah er diesen Dienst, bis er am 1. Okt. 1964 die Pfarrei Friesenheim als Seelsorger übernahm. War ihm auch hier die Jugendarbeit ein Herzensanliegen, so galt seine Aufmerksamkeit und Zeit genauso den kranken und alten Menschen; neben dem Religionsunterricht galt sein Engagement der Erwachsenenbildung, die in diesen Jahren auch von der Diözesanleitung sehr gefördert wurde. Ab 5. Dezember 1973 übernahm er zusätzlich die Verantwortung für die Pfarrei Herz Jesu in Heiligenzell und ab 1. Sept. 1987 auch die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Schuttern. Mit dem Bau eines Gemeindezentrums mit Jugendräumen und Kindergarten sowie der Außen- und Innenrenovierung der Pfarrkirche St. Laurentius wurden in Friesenheim wichtige Voraussetzungen für ein gelingendes Gemeindeleben geschaffen.

Am 18. Dez. 1989 ernannte Erzbischof Oskar Saier Pfarrer Schreiber zu seinem Geistlichen Rat ad honorem in Anerkennung seiner steten Einsatzbereitschaft und seinem von großem Pflichtbewußtsein geprägten Wirken; in der Ernennungsurkunde wird eigens sein Einsatz als Jugendseelsorger in Mannheim und die 25jährige Seelsorgearbeit in Friesenheim erwähnt. Pfarrer Schreiber wußte wohl um seine Krankheit und schrieb ein geistliches Testament, das im Beerdigungsgottesdienst vorgelesen wurde. Mit dem Dank an alle, die seine Arbeit durch ihr Mitwirken begleitet haben, schloß er sein Testament mit den Worten: „So verabschiede ich mich von Euch allen mit dem Friedensgruß, der mir in jedem Gottesdienst so viel bedeutet hat: Der Friede des Herrn sei mit Euch allen.“

Bezeichnend für Pfarrer Schreiber und ein letzter Hinweis für seine Fürsorge waren jene beiden Körbe voller Süßigkeiten, die bei diesem Gottesdienst am Ausgang der Kirche für die Kinder bereitgestellt waren. Beim Bekanntwerden seines Todes besuchten die Schüler der nahe gelegenen Schule ohne Aufforderung in großer Zahl die nahe Pfarrkirche. „Gott ist gut“, lautete der Primizspruch des toten Pfarrers; es war auch sein stetes Bemühen, auf seine Art anderen die Güte Gottes zu vermitteln. r. i. p. H. H.

Spangenberg Helmut

Geb. in Mannheim 27. 8. 1906, ord. 15. 3. 1931. Vikar in Forst 15. 4. 1931, in Kuppenheim 1. 6. 1933; Pfarrvikar in Michelbach 18. 10. 1939, investiert daselbst 15. 11. 1942. Ruhestand in Kuppenheim 1. 10. 1976. Gest. in Kuppenheim 24. 3. 1993, beerd. in Michelbach 29. 3. 1993.

Nekrologe wollen nicht nur das Leben einzelner Persönlichkeiten beschreiben, sondern in etwa auch die Zeitumstände, in der die betreffenden Menschen gelebt haben. Pfarrer Helmut Spangenberg war in einer Mischehe aufgewachsen; sein Vater August Spangenberg war Kaufmann von Beruf, ev. Konfession, die Mutter Elise geb. Hellmann war katholisch; wie vorsichtig war man damals in jener vorökumenischen Zeit, wenn ein junger Mann aus einer sog. Mischehe sich zum Theologiestudium meldete! Nicht nur, daß der Erzbischof von diesem Weitehinderung befreien mußte; auch der Pfarrer mußte im pfarramtlichen Zeugnis betonen, daß „die religiöse Erziehung der Kinder zum größten Teil in den Händen der kath. Mutter lag, die ihren Kindern christlichen Geist und christliche Grundsätze einzupflanzen verstand“. In der schweren Zeit während und nach der Inflation hätte der junge Spangenberg ohne die innere Zustimmung seines Vaters bestimmt nicht Theologie studieren können! Es ist wohl gut, dies auch einmal in einem Nekrolog festzuhalten. Helmut Spangenberg besuchte nach der Volksschule das Lessing-Realgymnasium, an welchem er 1925 die Reifeprüfung ablegte, wobei er zwischen 1920 und 1922 auf ein privates Studienheim in Rottweil a. N. gewechselt war. Schon früh von der Frohbotschaft des Evangelium betroffen, folgte er seiner inneren Berufung und strebte den Priesterberuf an; er war damals Mitglied des kath. Jugendvereins und der Jünglingskongregation seiner Heimatpfarre St. Sebastian.

Im Sommersemester 1926 immatrikulierte sich Helmut Spangenberg zunächst an der Philos. Fakultät der Universität Heidelberg und bereitete sich nebenher auf die Ergän-

zungsprüfung in Griechisch vor, die er 1926 ablegte. Jetzt konnte er das Theologiestudium in Freiburg aufnehmen, mußte allerdings auch noch das Hebraicum ablegen. Nach Abschluß der Studien und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er dann am 15. März 1931 von Erzbischof Carl Fritz in der Pfarr- und Seminarikirche St. Peter zum Priester geweiht.

In Forst und in Kuppenheim war er als Vikar eingesetzt, wo ihn die Menschen als einen engagierten und gewissenhaften Seelsorger kennenlernten; in der schwierigen Zeit des Naziregimes war ihm die Jugendseelsorge ein besonderes Anliegen; so übernahm er auch die Aufgabe eines Bezirkspräses des Jungmännerverbandes.

In Michelbach, wo er die nächsten Jahrzehnte als Pfarrer wirken sollte, war ihm das gelebte Zeugnis für Christus das zentrale Anliegen als Antwort auf die nationalsozialistische Ideologie. In den schweren Kriegsjahren konnte er vielen Trost und Ermutigung zusprechen. Als es nach dem Krieg galt, für die vielen Flüchtlinge genügend Wohnraum zu schaffen, engagierte er sich besonders für den sozialen Wohnungsbau. Bekannt und geschätzt waren lange Jahre hindurch seine monatlichen Filmvorführungen – er besaß dafür eine eigene Ausrüstung –; er leistete dadurch wertvolle Bildungsarbeit über die Grenzen der Pfarrei hinaus. Jahrelang wirkte er auch als Dekanatsfrauenseelsorger. Durch die weiteren Industriensammlungen in Gaggenau wurde Michelbach mehr und mehr zu einem Dorf von Pendlern, was für die Seelsorge eine neue Herausforderung war, die der Pfarrer ernst genommen hat.

Mit der Instandsetzung der durch Kriegseinwirkungen beschädigten Pfarrkirche und deren umfassender Innenrenovation, wobei der große Kunstsachverständ des Pfarrers eine große Hilfe war, mit der Anschaffung eines neuen Geläutes, dem Bau eines neuen Kindergartens, wurden wichtige äußere Voraussetzungen für ein vielfältiges Gemeindeleben geschaffen. Auf Grund seiner angeschlagenen Gesundheit mußte Pfarrer Spangenberg zum 1. Okt. 1976 um Pensionierung bitten; er zog nach Kuppenheim und half dort als Subdiar weiterhin gerne in der Seelsorge der Pfarrei und im Kreisaltenheim und sogar im Dekanat mit. Zeitlebens war ihm der Priesternachwuchs eine Sorge, die sich darin zeigte, daß er sehr viele Schüler durch „Stundengeben“ auf das Gymnasium vorbereitete. Er war ein Priester, der durch seine Liebe und Güte und sein treues Zeugnis Wichtiges in den Menschen in Bewegung brachte und sie hinführen konnte auf den Weg Jesu. r. i. p. H. H.

Stegle Paul Clemens

Geb. in Freiburg 13. 8. 1910, ord. 22. 3. 1936. Vikar in Herrisried 16. 4. 1936, in Bettmaringen 15. 11. 1938, in Ottenau 25. 10. 1939, in Sinzheim 12. 12. 1939, in Kappelrodeck 10. 4. 1940; Kriegsdienst 1941–1945; Krankheitsurlaub 1945; Vikar in Schliengen 27. 2. 1946, in Langenrain 1. 11. 1946, in Jestetten 20. 8. 1947. Pfrvw. in Wasenweiler 19. 11. 1947, in Schweighausen 1. 12. 1948, in Ottenheim 27. 4. 1949, in Bonndorf bei Stockach 18. 10. 1950. Ruhestand in Aulfinger 11. 4. 1956, seit 1959 in Freiburg. Gest. in Freiburg 29. 6. 1993, daselbst beerd. 6. 7. 1993.

Pfarrer Paul Clemens Stegler wurde am 13. August 1910 als 2. Kind des Eisenbahnerschaffners Otto Stegler und seiner Frau Barbara geb. Schweizer in Freiburg geboren. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er 1921 auf das Berthold-Gymnasium und legte dort 1930 die Reifeprüfung ab. Bereits in der frühen Schulzeit erwachte in ihm der Wunsch nach dem priesterlichen Dienst, der auch durch die Eltern und die Religionslehrer gefördert wurde; entscheidende Impulse bekam er auch im Bund Neudeutschland durch den damaligen Jugendpfarrer Alfred Beer. So entschloß er sich zum Studium der Theologie, das er in Freiburg, Innsbruck und Tübingen absolvierte. Nach dem Seminarjahr von St. Peter wurde er am 22. März 1936 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach seinen Vikarsjahren in Herrisried, Bettmaringen, Ottenau, Sinzheim b. Bühl und Kappelrodeck wurde er, wie viele seiner Generation, am 7. Oktober 1941 zum Wehrdienst einberufen. Als Sanitätssoldat war er zunächst in der Ukraine eingesetzt; nach einer Erkrankung kam er in ein Lazarett nach Hagenau i. Elsaß, später nach Mauerkirchen, war in mehreren Lazaretten in der Heimat tätig und erlebte hier die Schrecken des Krieges, wo er den verwundeten und sterbenden Kameraden beizustehen hatte. Nach kurzer amerikanischer Gefangenschaft kam er im Frühsommer 1945 nach Hause und wurde nach einem Er-

holungs- und Genesungsurlaub im Februar 1946 als Vikar nach Schliengen angewiesen. Nach weiteren Vikarsstellen in Langenrain und Jestetten wurde er als Pfarrverweser nach Wasenweiler angewiesen. Schweighausen, Ottenheim und Bonndorf b. Stockach mit Nesselwangen waren die nächsten Stationen seines seelsorgerlichen Wirkens.

Pfarrer Stegle hat sich nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft nie mehr von den seelischen und körperlichen Strapazen des Kriegseinsatzes in Rußland erholt. Deshalb war er den Anforderungen und Belastungen, die die Leitung einer Pfarrei mit sich bringt, nicht gewachsen. Aus diesem Grund wurde er schon zum 11. 4. 1956 in den einseitigen Ruhestand versetzt, den er zunächst in Aulfingen verbrachte, um dann 1959 nach Freiburg zu übersiedeln, wo er für eine geraume Zeit in der Pfarrei St. Barbara als Subsidiar in der Seelsorge mithalf.

Das Wort aus Joh 16, 33 bestimmte er als Leitwort für seine Todesanzeige: „In der Welt habt ihr Drangsal, aber habt Mut: Ich habe die Welt besiegt.“ Dieses Wort kann auch über seinem Leben stehen, denn der Herr sieht ins Verborgene und mißt mit anderen Maßstäben als wir. r. i. p.

H. H.

Stengele Conrad

Geb. in Konstanz 20. 2. 1913, ord. 27. 3. 1938. Vikar in Schriesheim 20. 4. 1938, in Ödsbach 14. 7. 1938, in Zell a. H. 30. 11. 1938, in Donaueschingen 11. 6. 1941, in Mannheim-Rheinau 22. 12. 1942, in Mannheim, St. Josef 1. 7. 1947; Pfrvw. daselbst 11. 5. 1947, investiert 30. 4. 1950. Pfrvw. in Salem 19. 4. 1961; Pfarrer in Konstanz-Allmannsdorf 1. 8. 1966, investiert daselbst 25. 9. 1966. Ruhestand in Konstanz 1. 9. 1980. Gest. in Konstanz 28. 10. 1993, beerd. in Konstanz-Allmannsdorf 3. 11. 1993.

Als Sohn des Bahnbeamten Otto Stengele und seiner Frau Anna geb. Hörenberg in Konstanz geboren, besuchte Conrad Stengele nach der Volksschule die Zeppelin-Oberrealschule und legte dort 1932 die Reifeprüfung ab. Der frühe Tod seiner Mutter hatte entscheidenden Einfluß auf sein Leben und seinen Entschluß, Priester zu werden, wie er selbst in seinem Lebenslauf schreibt. Ebenfalls prägenden Einfluß auf seine Entwicklung hatte die Jugendbewegung Bund Neudeutschland, in der er sich jahrelang engagierte. So begann er nach dem Abitur mit sechs weiteren Kameraden – allesamt Söhne von Bahnbeamten – mit dem Theologiestudium in Freiburg. Das externe Jahr verbrachte er in Tübingen. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 27. März 1938 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

In den schweren Jahren des Dritten Reiches trat Pfarrer Stengele seinen Dienst an. In seinen Vikarsstellen Schriesheim, Ödsbach und Zell a. H. wird er als Jugendseelsorger gerühmt; sein Sinn und sein Gespür für Liturgie halfen ihm viel in dieser Zeit, in der kirchliche Vereinstätigkeit verboten war. In Donaueschingen erlebte er unter seinem Prinzipal Dr. Heinrich Feurstein die kritische Zeit, die mit der Verhaftung von Dr. Feurstein durch die Gestapo ihren Höhepunkt erreichte. Nach dessen Verhaftung und Deportation in das KZ Dachau wurde Conrad Stengele für kurze Zeit zum Pfarrverweser bestellt. In dieser Zeit half er mehrfach flüchtigen jüdischen Bürgern und französischen Kriegsgefangenen die Grenze zur nahen Schweiz zu erreichen; auch saßen weiterhin die Protokollanten der Gestapo unter seiner Kanzel und schrieben seine Predigten genau mit. Nach diesen ungenuten Erfahrungen kam C. Stengele als Vikar nach Mannheim-Rheinau und kurze Zeit später nach Mannheim, St. Josef. Es war die Zeit der schweren Luftangriffe auf Mannheim, in der auch die Pfarrei St. Josef stark getroffen wurde; so wurden am 6. 9. 1943 Kirche, Pfarrhaus und Schwesternhaus zerstört, so daß der Vikar sein Notlager im Kirchturm aufschlagen mußte. Seine täglichen Mahlzeiten erhielt er in dieser Zeit, wie viele andere mit ihm, bei der Volksküche. In dieser harten Zeit ließ er seine Gemeinde nicht im Stich.

Nach dem Kriegsende begann der mühsame Neuaufbau der Gemeinde, dem sich Conrad Stengele mit großer Zielstrebigkeit, Geduld und viel Engagement widmete. Bereits 1945 wird eine Notkirche errichtet. Seit 1947 als Pfarrverweser und seit 1950 Pfarrer von St. Josef betrieb er den Wiederaufbau des Pfarr- und Schwesternhauses und der Pfarrkirche. Nach wenigen Jahren konnte diese Arbeit abgeschlossen werden. Vorrang vor der äußeren Aufbauarbeit hatte aber der innere Aufbau der Gemeinde. In zäher Kleinarbeit, vor allem durch seine vorbildliche Gottesdienstgestaltung, durch Haus- und Krankenbesuche gelang

es Pfarrer Stengele eine lebendige Gemeinde zu formen. Er gab vielfältige Impulse zur Neugründung von Gruppen aller Altersstufen. Er nutzte in den fünfziger Jahren die Gunst der Stunde und besorgte für seine Kirche eine Klais-Orgel, dazu kamen Mosaikbilder von dem Künstler Dr. Willy Oeser, der Kreuzweg von Bildhauermeister Siegfried Fricker und eine neue Krippe.

Bereitwillig stellte er sich auch für überpfarrliche Aufgaben zur Verfügung; er war jahrelang Definitor im Dekanat und redigierte das Mannheimer Gemeindeblatt. Als 1960 das „Magnifikat“ neu eingeführt wurde, half er durch Vorträge und Übungen zum besseren Verständnis des neuen Gesangbuches und leistete durch entsprechende Artikel im Gemeindeblatt wertvolle Dienste für das ganze kirchliche Leben in der Stadt.

Aus gesundheitlichen Gründen mußte Pfarrer Stengele 1961 die Gemeinde verlassen und übernahm die Münsterpfarrei Salem, wo er in den folgenden Jahren auch Religionsunterricht an der dortigen Schloßschule erteilte. Die Pfarrei Mimmehausen betreute er in diesen Jahren in Unterstützung seines kranken Mitbruders teilweise mit.

1966 übernahm Pfarrer Conrad Stengele mit der Pfarrei St. Georg in Konstanz-Allmannsdorf nochmals eine große Pfarrei für über 14 Jahre. Als gebürtigem Konstanzer waren ihm die Mentalität der Bevölkerung und die seelsorgerlichen Verhältnisse in dieser soziologisch vielschichtig strukturierten Pfarrei vertraut. Mit Eifer und Hingabe leitete er die Gemeinde; ihm war nach dem II. Vatik. Konzil die Erneuerung der Liturgie ein wichtiges Anliegen, ebenso auch die Betreuung der Kranken und die Einzelseelsorge. Mit Bibel- und Vortragsabenden suchte er das religiöse Leben der Gemeinde zu bereichern. Lange Jahre hatte Pfarrer Stengele auch den Vorsitz der Gesamtkirchengemeinde Konstanz inne und leistete hier wichtige Arbeit.

In Anerkennung dieser vielfältigen Arbeit ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zu seinem Geistlichen Rat ad honorem.

Nach seiner Pensionierung übernahm Conrad Stengele als Subsidiar die Seelsorge in den Altenheimen Talgarten und Rosenau und half in der Pfarrseelsorge mit, soweit es seine Kräfte zuließen.

Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung, darunter auch einer Abordnung aus seiner Mannheimer Pfarrei St. Josef, wurde Pfarrer Stengele auf dem Friedhof in Konstanz-Allmannsdorf beigesetzt. r. i. p. H. H.

Volk Johann

Geb. in Steinach 3. 3. 1913, ord. 2. 4. 1940. Vikar in Glottertal 4. 9. 1940, in Rickenbach 10. 7. 1941, in Hechingen 7. 10. 1946. Pfarrer in Gruol/Hz. 6. 7. 1950, investiert daselbst 23. 7. 1950; Pfarrer in Sasbach 7. 9. 1965, investiert daselbst 31. 10. 1965. Ruhestand 1. 10. 1973 in Haslach-Bollenbach. Gest. daselbst 12. 8. 1993, beerd. in Steinach 26. 8. 1993.

Pfarrer Johann Volk wurde am 3. März 1913 als Sohn des Landwirts Josef Volk und seiner Frau Theresia geb. Hansmann in Steinach im Kinzigtal geboren und wuchs auf seinem elterlichen Anwesen im abgelegenen Zinken Runzengraben auf. Doch schon im Alter von vier Jahren verlor er seinen Vater durch den Tod, so daß die ganze Familie zusammenstehen mußte, um das Hofgut zu betreiben. In seiner achtjährigen Volksschulzeit reift in ihm der Wunsch, Priester zu werden; in der tiefreligiösen Atmosphäre des Elternhauses (zwei Schwestern entschieden sich für den Ordensberuf) wurde dieser Wunsch mitgetragen, so daß sich Johann Volk bei seinem Heimatpfarrer Fischer durch Lateinstunden usw. auf die Quarta des Gymnasiums in Rastatt vorbereitete. Er trat 1928 in das Gymnasialkonvikt in Rastatt ein, doch ein Magenleiden zwang ihn, nach zwei Jahren wieder in die Heimat zurückzukehren, um dann weiterhin als Fahrschüler das Gymnasium in Offenburg zu besuchen. Dort bestand er 1935 die Reifeprüfung. Nach dem Abitur studierte Johann Volk Philosophie und Theologie an den Universitäten Freiburg und Tübingen. Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges mußte mit der baldigen Einberufung der Theologiestudenten gerechnet werden; aus diesem Grund wurde das übliche Seminarjahr in St. Peter abgekürzt und Johann Volk mit seinen 75 Mitbrüdern am 2. April 1940 durch Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht. Bereits an seinem Primiztag erhielt Johann Volk seinen Stellungsbefehl, der überraschenderweise wieder zurückgezogen wurde, so daß er mit anderen Kursgenossen sein Studium in St. Peter fortsetzen und abschließen konnte.

An seinen Vikarsstellen Glottertal und Rickenbach setzte er sich mit großem Eifer in der Kinder- und Jugendseelsorge ein, soweit dies in den politischen Verhältnissen der Nazi-herrschaft überhaupt möglich war. In Rickenbach hatte er unter schwierigen Verhältnissen Religionsunterricht zu halten, was ihm schließlich das Schulverbot einbrachte. Trotzdem hielt er in der weitestretenden Pfarrei Rickenbach und seinen vielen Teilorten außerhalb der Schulzeit Seelsorgestunden, was ihn immer wieder in Konflikt mit der Gestapo brachte; doch alles nahm ein glimpfliches Ende.

An seiner 3. Vikarsstelle in Hechingen fand er nach dem Krieg ein reiches Betätigungsfeld. Neben der allgemeinen Seelsorgstätigkeit stellte die Seelsorge an den Flüchtlingen im dortigen Flüchtlingslager wie auch an den kranken Kriegsgefangenen im Lazarett auf dem Linden eine große Herausforderung für ihn dar, der er sich gerne und mit großer Hingabe stellte, so daß Pfarrer Baur in einem Brief an das Erzb. Ordinariat schrieb, den Vikar „auf lange Zeit hier in Hechingen zu belassen“.

Als im Jahre 1950 durch eine Brandkatastrophe das elterliche Anwesen zerstört wurde, bat Pfr. Volk die Erzb. Behörde um eine selbständige Stelle, um seine Mutter und eine Schwester bei sich aufnehmen zu können. Daraufhin wurde ihm die hohenzollerische Pfarrei Gruol zugewiesen und wenig später wurde er dort als Pfarrer investiert. Auch hier wirkte er mit Eifer und Hingabe und betreute auf Dekanatebene die Mannesjugend. Es war die Zeit, in der die sog. Standesvereine für jung und alt wieder aufblühten; in diesem Sinn hielt Dekan Reindl in seinem Visitationsbericht fest: „Pfarrer Volk wirkt eifrig in Schule und den Vereinen, in den Gruppen der Mannes- und Frauenjugend... Seine Predigten sind schlicht, aber überzeugend und warm. Im Verkehr mit den Pfarrkindern ist er leutselig und deshalb beliebt.“ Es war auch die Zeit, in der es wieder möglich wurde, die kirchlichen Gebäude wieder instand zu setzen; in Gruol war damals die Außenrenovation der Pfarrkirche und vor allem der Bau eines neuen Pfarrhauses notwendig geworden und alles wurde auch durchgeführt.

Nach 15jährigem Wirken wollte Pfarrer Volk wieder in die badische Heimat zurück und wurde Pfarrer in Önsbach. Auch hier wirkte er mit gewohntem Eifer, bis er, schwer erkrankt, zum 1. Oktober 1973 in den Ruhestand treten mußte. Er suchte zunächst Erholung in Zuwald, einem Heim der Erlenbacher Schwestern, um dann bald in der Nähe seiner Heimat, in Haslach-Bollenbach, seinen Ruhestandswohnsitz zu nehmen. Auch hier wirkte er als Subsidiar engagiert in der Seesorge mit und half, wo er gebraucht wurde, soweit es seine Kräfte zuließen.

Mit Pfarrer Volk starb ein eifriger und gewissenhafter Priester, der sich bis in sein hohes Alter nicht geschont hatte. Er tat sich allerdings schwer mit dem Konzil, und manche seiner Anstöße konnte er nicht nachvollziehen. Manchem der unerschrockenen „Kämpfer“ im Dritten Reich war die „acies ordinata“, die „wohlgeordnete Reihe“ das hohe Idealbild der Kirche, so daß sie mit der Vielfalt in der Einheit der Kirche nicht viel anfangen konnten. Pfarrer Volk hat wohl darunter gelitten, doch konnte dies alles seine Treue zur Kirche nicht erschüttern. So hatte er auch die Achtung und den Respekt jener, die seinen Standpunkt nicht teilen konnten. Sein Tod kam plötzlich: am Sonntag, dem 22. August 1993, nach dem Gottesdienst; möge der Herr ihm all seine Hingabe und Treue vergelten. r. i. p. H. H.

Weber Josef Arthur

Geb. in Mannheim 5. 4. 1911; ord. 31. 3. 1935. Vikar in Karlsdorf 25. 4. 1935, in Plankstadt 18. 5. 1935, in Ichenheim 10. 2. 1937, in Freiburg, St. Martin 1. 6. 1937. 1938 Krankheitsurlaub. Vikar in Buchenbach 7. 6. 1938. Krankheitsurlaub in St. Peter 19. 5. 1944. Sekretär im Erzb. Ordinariat 1. 3. 1945. Pfrvw. in Geißlingen 2. 5. 1946, in Konstanz-Dettingen 24. 7. 1949, in Altdorf 20. 4. 1950 Pfarrer in Altdorf 24. 4. 1955. Ruhestand in Altdorf 1. 3. 1984, seit 1991 in Lahr. Gest. in Lahr 7. 3. 1993, beerd. in Altdorf 13. 3. 1993.

Pfarrer Arthur Weber wurde am 5. April 1911 als Sohn des Lokomotivführers Josef Weber und seiner Frau Luise geb. Hardt in Mannheim geboren. Zusammen mit einem älteren Bruder wuchs er in einer durch den Ersten Weltkrieg und die daran anschließende Wirtschaftskrise bedingten schwierigen Zeit heran. Nach dem Besuch der Volksschule wechselte er auf das Friedrichs-Gymnasium, wo er 1930 die Reifeprüfung bestand. In die religiösen Grundvollzüge von klein auf hineingewachsen, war in Arthur Weber schon früh der

Wunsch gereift, Priester zu werden. Zum Wintersemester 1930 nahm er das Studium der Theologie auf, das er in Freiburg und Innsbruck absolvierte. Nach dem Seminarjahr von St. Peter wurde er am 31. März 1935 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seine Vikarszeit in Karlsdorf Plankstadt, Ichenheim, Freiburg, St. Martin und Buchenbach waren geprägt durch die Herausforderung, die das Dritten Reich an die Gemeinden mit ihren Priestern stellte. Erzbischof Oskar Saier, der als Bub den jungen Vikar schätzen- und liebenlernte und von ihm als erster auf den Priesterberuf angesprochen wurde und von ihm die Lateinstunden zur Aufnahme ins Gymnasium erhielt, schreibt in einem seiner Briefe an Pfarrer Weber: „Mutig haben Sie das Wort Gottes im Gottesdienst, im Religionsunterricht und in der ganzen Pfarrei verkündet und so die Einflüsse des nationalsozialistischen Ungeistes von der Pfarrei, vor allem von der Jugend, ferngehalten... Ihr priesterliches Vorbild und Ihr gütiges Wesen haben mich immer sehr beeindruckt und beeinflusst.“

In dieser Zeit machte sich bei Pfarrer Weber immer mehr ein schweres gesundheitliches Leiden bemerkbar, das ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. So wurde er nach einigen Krankheitsurlauben als Sekretär in die Registratur des Erzb. Ordinariates angewiesen, um in der Folgezeit die notwendige fachärztliche Behandlung in Freiburg erhalten zu können. Nachdem sich seine gesundheitliche Situation stabilisiert hatte, übernahm Pfarrer Weber als Pfarrverweser die Gemeinde Geißlingen, wo er mit großem Engagement, mit Liebe und Einfühlungsvermögen wirkte. In dieser Nachkriegssituation gelang es ihm schnell, die der Kirche entfremdete Jugend für die „Sache Jesu“ zu begeistern, so daß es in der Gemeinde nicht verstanden wurde, daß ihm die Pfarrei nicht gänzlich übertragen wurde, sondern er nach Konstanz-Deitingen als Pfarrverweser versetzt wurde. Protestbriefe des Elternbeirates der dortigen Schule bezeugen die unermüdete Arbeit und sein leutseliges Wesen, wodurch sich Pfarrer Weber nicht nur die Verehrung der Kinder, sondern auch die Achtung und Dankbarkeit der Elternschaft erworben hatte. Bereits ein Jahr später geht Pfarrer Weber nach Altdorf, wo er endlich fünf Jahre später (1955) als Pfarrer investiert wird. Hier arbeitet er bis zu seiner Pensionierung 1984 und darüber hinaus mit Liebe und Hingabe. Er, der selbst das Kreuz seiner Krankheit trug, stand jung und alt, Gesunden und Kranken, in Freud und Leid zur Seite. Er strahlte Ruhe und Gelassenheit aus, er war ein Mann des Glaubens. Er sorgte sich auch stets um die gute bauliche Erhaltung der Pfarrkirche und die Restaurierung der historischen Mathias-Martin-Orgel. Weil die Pfarrei Altdorf nicht mehr besetzt wurde, blieb Pfarrer Weber in seinem Ruhestand zunächst im Pfarrhaus wohnen und half weiter in der Seelsorge mit, soweit es seine Kräfte zuließen. Im Sommer 1991 siedelte er in das Caritas-Alten- und Pflegeheim Sancta Maria in Lahr über, wo er schließlich ganz auf den Dienst anderer angewiesen war. Mit Pfarrer Weber starb ein Seelsorger, der durch sein Leben bezeugt hat, was er glaubte; und dieses Zeugnis war um so glaubwürdiger, als er selbst durch seine Krankheit unter dem Kreuz stand, das er annahm und so für die Gemeinde fruchtbar werden ließ.

Pfarrer Weber wurde am 13. März 1993 auf dem Friedhof in Ettenheim-Altdorf unter großer Beteiligung der Bevölkerung beigesetzt. r. i. p. H. H.

Welsch Helmut

Geb. in Weißenthurm bei Koblenz 26. 11. 1933, ord. in Karlsruhe 7. 11. 1959. Vikar in Pforzheim, Herz Jesu 1. 7. 1959, in Freiburg, Münster 15. 11. 1960. Rektor des Lehrlingsheims in Freiburg 1. 4. 1965. Studentenpfarrer in Freiburg 1. 3. 1968. Pfarrer in Karlsruhe-Durlach-Aue 6. 4. 1974; zusätzlich Administrator der Pfarrei St. Pius X., in Pfinztal-Söllingen 22. 11. 1989 bis 30. 8. 1990; Pfarrer von Karlsruhe-Durlach, St. Peter und Paul, in Mitverwaltung der Pfarreien Karlsruhe-Stupferich und Karlsruhe-Durlach-Aue 18. 8. 1992, investiert daselbst 8. 11. 1992. Gest. in Karlsruhe 19. 5. 1993, beerd. in Karlsruhe, Hauptfriedhof 25. 5. 1993.

Am 26. November 1933 in Weißenthurm bei Koblenz als Sohn des Handlungsbevollmächtigten Willi Welsch und seiner Frau Maria geb. Oster geboren und dort bis zum Umzug seiner Eltern nach Karlsruhe aufgewachsen, besuchte Helmut Welsch die Gutenberg-Volksschule und wechselte 1944 in die Sexta des humanistischen Gymnasiums; wegen der

Kriegseinwirkungen wurde er nach Herrenalb evakuiert, wo er bis nach Kriegsende die Volksschule wieder besuchen mußte bis zur Rückkehr nach Karlsruhe. Nach der Wiederaufnahme des Schulbetriebs besuchte er weiterhin das Gymnasium und bestand 1953 die Reifeprüfung. Zunächst nahm Helmut Welsch das Chemiestudium an der Technischen Hochschule in Karlsruhe auf. Nach reiflicher Überlegung entschied er sich nach drei Semestern Chemie für das Studium der Theologie. „Sein Entschluß, Priester zu werden, ist das Ergebnis einer langen, organischen und gesunden Entwicklung“, so das Zeugnis seines priesterlichen Religionslehrers, des Studienrates und späteren Stadtdekans K. J. Fluck. Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und Solothurn und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 7. Juni 1959 von Erzbischof Hermann Schüpfle zusammen mit neun Mitbrüdern in der Pfarrkirche St. Stephan von Karlsruhe zum Priester geweiht. Schon während des Studiums zeigte er ein besonderes Interesse an der Liturgie und gründete in seiner Heimatpfarre eine Schola, weshalb er auch im Collegium Borromaeum und im Priesterseminar das Amt des Choralmagisters mit Begeisterung ausübte. Als Vikar in Pforzheim Herz Jesu und als Cooperator am Münster in Freiburg konnte er diese seine besondere Begabung für die Gestaltung der Liturgie unter Beweis stellen; so wurde ihm auch in Freiburg die Leitung der Choralstunden im Collegium Borromaeum übertragen. Im Umgang mit den Menschen zeigte er ein ausgeprägtes Gespür für deren Bedürfnisse und Nöte.

Als Pfarrer Welsch 1965 zum Rektor des Katholischen Lehrlingsheimes in Freiburg ernannt und ihm die Leitung des Heimes übertragen wurde, blieb er dennoch Cooperator am Münster und hatte weiterhin an den Kapitelsgottesdiensten in der Kathedrale sowie beim Predigen und im Beichtstuhl dort mitzuwirken.

Drei Jahre später, am 1. März 1968 wird Pfarrer Welsch als mitverantwortlicher Studentenfarrer mit der Studentenseelsorge in Freiburg betraut. Es war die Zeit, in der die hochschulpolitischen Auseinandersetzungen an den Universitäten zu ihrem Höhepunkt gekommen waren und die Studentenunruhen große gesellschaftliche und politische Veränderungen eingeleitet hatten. Pfarrer Welsch stellte sich bereitwillig den anstehenden Problemen und Aufgaben. Fragen, die ihn besonders bewegten, waren: „Hochschulgemeinden als Experiment und Modell einer kirchlichen Gemeinde von morgen“ – „Reform und Demokratisierung kirchlicher Leitungs- und Entscheidungsstrukturen“ (verbunden mit ausgedehnten Überlegungen zu Satzungsfragen der KHG) – „Gesellschaftliche Diakonie und politisches Mandat der Gemeinde“ (konkretisiert in der Bildung von Projektgruppen sozialpolitischer Arbeit, die nicht nur in Einzelfällen Hilfe leisten wollten, was sie sehr wohl auch taten, die ihre Arbeit auch gesellschaftspolitisch verstanden haben wollten) – „Neuverständnis des Gottesdienstes mit Akzentuierung des dialogischen Charakters der Verkündigung und der Orthopraxie als Bewahrheitung des Glaubens und der gottesdienstlichen Feier“ – „Die ökumenische Dimension der Hochschulgemeinde“ u. a. m. Pfarrer Welsch scheute die kritische Auseinandersetzung mit neuen Fragestellungen nicht, die in der ersten Phase der nachkonziliaren Ära aufgebrochen waren, auch wenn er dabei selber heftiger Kritik ausgesetzt war. An den Gesprächen der kath. Deutschen Studentenvereinigung mit Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz über deren Schwerpunktprogramm war er als Delegierter der Studentenfarrerkonferenz intensiv beteiligt. Durch den zunehmenden Priestermangel wurde der Kath. Hochschulgemeinde Freiburg der 3. Pfarrer entzogen, so daß Helmut Welsch wieder in die allgemeine Seelsorge ging und die noch junge Gemeinde St. Johannes in Karlsruhe-Durlach-Aue übernahm. Der Abschied von der Studentengemeinde fiel ihm nach sechs Jahren nicht leicht, zumal er den Eindruck hatte, viele ungelöste Fragen zurückzulassen. Generalvikar Dr. Schlund wies in einem Dankschreiben an ihn auf eine Aussage der Pastoralkonstitution über die Kirche in der modernen Welt hin: „Der Gang der Geschichte erfährt eine so rasche Beschleunigung, daß der einzelne ihm schon kaum mehr zu folgen vermag. Die Menschheit vollzieht einen Übergang von einem mehr statischen Verständnis der Ordnung der Gesamtwirklichkeit zu einem mehr dynamischen und evolutiven Verständnis. Die Folge davon ist eine neue, denkbar große Komplexheit der Probleme, die wiederum nach neuen Analysen und Synthesen ruft“ (Nr. 5).

Die folgenden Jahre seiner Tätigkeit zeichneten ihn als einen Seelsorger aus, der es verstand, in der Verkündigung Glauben und Leben in engen Zusammenhang zu bringen und die Gemeindeglieder zu verantworteter Mitarbeit in der Pfarrei anzuregen. Hierbei war ihm ein großes Anliegen die Stärkung der Gemeinschaft der Glaubenden. Zur Vertiefung

des Gemeindebewußtseins initiierte er zahlreiche Begegnungsmöglichkeiten: Pfarrfeste, Ausflüge, Familiengottesdienste mit anschließendem Beisammensein, Einladungen an Ausländer und Aussiedler etc. Geprägt durch die Studentenseelsorge war ihm Geschwisterlichkeit aus dem Glauben – mit immer neuen Akzentsetzungen – ein wichtiges Anliegen. So sorgte er sich, in Zusammenarbeit mit der Stadt und der evangelischen Kirchengemeinde, um Kinder und Jugendliche (Jugendtreff Lohn-Lissen). Mit der Einrichtung eines Solidaritätsfonds sollten die Probleme Arbeitsloser, Einkommensschwacher, kinderreicher Familien, alter und kranker Menschen angegangen werden. Mit der Förderung einer Missionsstation in Indien wurde der Gemeinde ihr Verantwortung für die Mitchristen in der sog. Dritten Welt deutlich und konnte sich so als Glied der Weltkirche neu erfahren. Da die Pfarrei St. Johannes d. T. erst in den 60er Jahren in einem Neubaugebiet in einer ursprünglich rein evangelischen Gemeinde entstanden ist, war Pfarrer Welsch besonders sensibel für die Fragen der Ökumene. Er war nicht nur in der Gemeinde um ein von gegenseitigem Verstehen geprägtes ökumenisches Klima bemüht, sondern engagierte sich auch in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Karlsruhe, in der seine fruchtbarbare Mitarbeit geschätzt war. Wie wichtig ihm die Verbindung der Kirche zur Arbeiterschaft und die Fragen der Arbeitswelt waren, zeigt seine Mitarbeit im Ausschuß Arbeitswelt im Dekanatsrat.

Als Pfarrer Welsch 1983 – und wohl auch schon früher – unkonventionell sich mit anderen Gruppen als „Durlacher Arbeitsgemeinschaft gegen Nachrüstung“ an einen Tisch setzte, bekam er nicht nur neue Freunde, sondern auch politische Gegner aus der eigenen Gemeinde. Ihm war es ein Anliegen, daß Kirche sich auch in diesen Bereichen präsent zeigte und die Herausforderungen der Zeit annahm und sich nicht in einen Schmollwinkel zurückzog.

1984 wurde Pfarrer Welsch zum Schuldekan von Karlsruhe ernannt und hatte somit zusätzlich zur Seelsorgearbeit die ReligionslehrerInnen an 80 Schulen zu betreuen. In der Zivildienstschule sowie in der Ehe- und Firmvorbereitung hatte er – wie schon früher – weitere Verpflichtungen auf Dekanatsstufe auf sich genommen.

In den Jahren 1991/92 galt sein besonderes Engagement der Vorbereitung und Gestaltung des Katholikentages; beim Freiburger Diözesanforum gab er wertvolle Impulse.

Im Jahre 1992 erklärte sich Pfarrer Welsch bereit, den Versuch eines neuen Pastorkonzeptes mitzugestalten. So übernahm er zum 18. 8. 1992 unter Beibehaltung der Aufgabe als Pfarrer seiner bisherigen Pfarrei die Verantwortung für die Pfarreien St. Peter und Paul, Karlsruhe-Durlach, und St. Cyriak, Karlsruhe-Stupferich, und das ökumenische Zentrum Bergwald. Den Pfarreienvorstand betreute er mit einem Seelsorgeteam unter dem Titel „Gemeinschaftsseelsorge“; doch leider war ihm nur eine kurze Aufbauphase beschieden.

Mit Pfarrer Welsch, der am 18. Dezember 1989 „in Anerkennung seines dreißigjährigen engagierten und von steter Einsatzbereitschaft getragenen Wirkens als Priester und in Würdigung seines von hohem Pflichtbewußtsein und umsichtiger Sorge getragenen Einsatzes als Schuldekan“ von Erzbischof Oskar Saier zum Geistlichen Rat ad honorem – ein Ehrentitel, den er im Grund seines Herzens nicht mochte – ernannt worden war, verstarb eine Priesterpersönlichkeit mit großer Ausstrahlungskraft.

Seine große Liebe galt der Theologie, besonders der Liturgie, der Pädagogik, der Erneuerung der Sakramentalpastoral und der Pastoral der Gemeinde. In diesen Fächern konnte er seine Visionen und Ideen entwickeln; er hatte es verstanden, Brücken zu bauen und Menschen zusammenzuführen und überall etwas von Gottes Güte und Menschenfreundlichkeit sichtbar zu machen. Von ihm darf man sagen, daß er die Talente, die der Herr ihm gegeben hat, zum Segen der Gemeinden eingesetzt hat.

Nach kurzer Krankheit starb Pfarrer Welsch am Vorabend vom Fest Christi Himmelfahrt, was gut zu seinem Sterben paßt, das er als Heimgang zum Vater deutete. Möge der Herr ihm alles Gute reichlich vergelten. r. i. p. H. H.

Wernert Johannes

Geb. in Mannheim 26. 12. 1929, ord. 30. 5. 1954. Vikar in Karlsruhe, St. Stephan 30. 6. 1954, in Konstanz, Münster 29. 7. 1954, in Bühl, St. Peter und Paul 10. 10. 1954; Pfarrvikar in Hügelsheim 3. 4. 1957. Vikar und Religionslehrer in Hechingen 2. 1. 1959. Religionslehrer in Pforzheim 2. 11. 1961. Ruhestand als Oberstudienrat 1987. Pfarradministrator in

Kämpfelbach-Ersingen und Ispringen 25. 2. 1988; entpflichtet 31. 12. 1991. Gest. in Ispringen 17. 1. 1993, beerd. in Freiburg-St. Georgen 25. 1. 1993.

Oberstudienrat Johannes Wernert wurde am 26. Dez. 1929 als Sohn des Oberschullehrers Franz Wernert und seiner Frau Johanna geb. Weis in Mannheim geboren. Durch die Versetzung seines Vaters nach Freiburg wuchs Johannes Wernert in Freiburg-Haslach auf, besuchte dort die Volksschule und trat 1940 in das Gymnasium ein. Während der ganzen Schulzeit war er ein eifriger Ministrant in der Pfarrei St. Michael und engagierte sich sehr in der Jugendarbeit. Diese Erfahrungen und das religiöse Leben seiner Familie wie auch das Vorbild seines Onkels, der Pfarrer war, dürfte für den jungen Johannes Wernert ausschlaggebend gewesen sein, das Studium der Theologie zu wählen und Priester zu werden. Nach dem Abitur im Sommer 1949 begann er zunächst sein Studium in Pädagogik und Philosophie und wechselte im Sommersemester in die theol. Fakultät und wohnte künftig mit den anderen Kursgenossen im Collegium Borromaeum. Nach dem Universitätsstudium und dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 30. Mai 1954 von Weihbischof Dr. Eugen Seiterich im Münster U. L. Frau zum Priester geweiht.

Nach zwei kurzen Vertretungen in Karlsruhe St. Stephan und am Münster in Konstanz kam Johannes Wernert als Vikar nach Bühl, wo er schon sehr viele Religionsstunden (24!) am Gymnasium und an der Handelsschule übernahm und zugleich Dekanatsjugendseelsorger für die Frauenjugend war. Da bei ihm seine pädagogische Begabung immer mehr sichtbar wurde und er ein sehr großes Verständnis für die Jugend zeigte, wurde er zum Beginn des Jahres 1959 nach Hechingen versetzt, wo er, neben der Vikarstätigkeit ein volles Deputat Religionsunterricht am Gymnasium zu erteilen hatte. Bereits 1960 wurde Johannes Wernert in das Beamtenverhältnis übernommen und zum Studienassessor ernannt. Dennoch arbeitete er regelmäßig in der Seelsorge der Pfarrei Hechingen mit und übte in dieser Zeit auch das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers der Frauenjugend aus. Im November 1961 wurde Johannes Wernert dem Oberschulamtsbezirk Nordbaden zugewiesen und an die Handelslehranstalt in Pforzheim angewiesen. Zum gleichen Termin ernannte ihn das Erzb. Ordinariat zum Landeskuraten der Pfadfinderinnen St. Georg in der Erzdiözese Freiburg und bestellte ihn zum Gehörloseenseelsorger im Bezirk Pforzheim/Bretten. Ebenfalls hatte er die Pfadfinder im Dekanat Pforzheim zu betreuen. Mit Urkunde vom 19. Febr. 1965 ernannte der Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg den bei Schülern und Kollegen geschätzten Lehrer unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Studienrat; zwei Jahre später folgte die Ernennung zum Oberstudienrat. Großes pädagogisches Geschick, Sensibilität für die sachlichen Fragen und die persönlichen Anliegen der jungen Menschen, Aufgeschlossenheit und Hilfsbereitschaft kennzeichnen die Tätigkeit von Johannes Wernert, den Erzbischof Oskar Saier am 27. April 1982 „in Anerkennung seiner langjährigen von hohem Verantwortungsgefühl getragenen Tätigkeit als Religionslehrer an den kaufmännischen Schulen in Pforzheim und in Würdigung seiner Verdienste als Diözesankurat der kath. Pfadfinderschaft“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannte. Seine theologisch-pädagogische Fachkompetenz war bis in die höchsten Landes-Fachgremien für Religionsunterricht gefragt. In der Pforzheimer Franziskus-Gemeinde wie auch im Dekanat Pforzheim wirkte er als Seelsorger bei Gottesdienst, Predigt und Gespräch. Durch fundierte Vorträge bei Veranstaltungen im Dekanat und durch theologische Referate konnte er vielen zu neuen Erkenntnissen und zu einem vertieften Glauben verhelfen. Hinter der kurzen Aussage der Todesanzeige: „Die Studentengemeinde in Pforzheim hat er aufgebaut“ steckt ein enormer Arbeitseinsatz, den nur die wenigsten kennen.

Nachdem 1984 die Pfarrei Ispringen nicht mehr mit einem eigenen Pfarrer am Ort besetzt werden konnte, half Oberstudienrat Wernert in immer größerem Umfang in dieser Gemeinde mit, bis er 1988 als Pfarradministrator die ganze Verantwortung für diese Pfarrei übernahm. Die gesundheitliche Entwicklung ließ jedoch immer mehr zu wünschen übrig, so daß er 1987 aus dem Schuldienst ausscheiden und zum 31. Dez. 1991 auch als Pfarradministrator der Pfarrei Ispringen entpflichtet werden mußte. Seitdem half er dennoch – soweit es ihm möglich war – in der Pfarrseelsorge mit. Eine, nur wenige Tage vor seinem Tod diagnostizierte unheilbar scheinende Krankheit führte am 17. Januar 1993 zu seinem tragischen Ende.

In Dankbarkeit und Respekt vor seinem Lebenswerk nahmen viele Menschen aus Pforzheim und Ispringen Abschied von Johannes Wernert, der am 25. Januar 1993 auf dem Friedhof in Freiburg-St. Georgen beigesetzt wurde. r.i.p.

H. H.

Wunsch Emil

Geb. in Forbach 6. 9. 1909, ord. 15. 4. 1934. Vikar in Lörrach, St. Bonifatius 16. 5. 1934; Präfekt am Studienheim in Rastatt 1. 7. 1937; Vikar in Sasbach bei Achern 24. 10. 1939. Soldatendienst 1942–1945. Präfekt an der Lenderschen Anstalt in Sasbach im September 1945, Rektor daselbst 22. 9. 1955. Ruhestand in Sasbach 1. 8. 1979, in Forbach 1. 4. 1987. Gest. 30. 1. 1993 und beerd. 4. 2. 1993 in Forbach.

„Für Rektor Emil Wunsch war Gott der Gütige, der Allgütige. Für uns war Emil Wunsch als Lehrer, als Erzieher, als Vorgesetzter, als Kollege schlicht der Gute. Es war gut, mit ihm zusammensein zu dürfen.“ Mit diesen Worten verdeutlichte Studiendirektor Karlheinz Lamprecht während des Requiems für Rektor i. R. Emil Wunsch den entscheidenden Wesenszug des Verstorbenen.

Emil Wunsch wurde am 6. September 1909 als Sohn des Postschaffners Emil Wunsch und seiner Frau Emilie geb. Krämer in Forbach im Murgtal geboren. Dort wuchs er zusammen mit einer Schwester und drei Brüdern heran, wobei es für den Geist der Familie bezeichnend ist, daß auch der jüngere Bruder Ferdinand Priester wurde. Nach fünf Klassen in der Volksschule wechselte er im Jahre 1920 auf die Lendersche Anstalt in Sasbach und nach der Untertertia auf das Gymnasium in Rastatt. Nach der Reifeprüfung (1929) konnte er seinen langgehegten Wunsch erfüllen, das Studium der Theologie aufzunehmen, um als Priester Gott und den Menschen dienen zu können. Philosophie und Theologie studierte er in Freiburg und Innsbruck und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 15. April 1934 von Erzbischof Conrad Gröber in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

Nach dem kurzen Urlaub nahm Emil Wunsch seinen Dienst als Vikar in Lörrach, St. Bonifatius im Mai 1934 mit jugendlichem Elan und Freude auf. Mit seiner musischen Begabung, seiner Sportlichkeit und Unkompliziertheit sprach er besonders die Jugend an, so daß er nach drei Jahren als Präfekt an das Studienheim in Rastatt versetzt wurde. Kurz nach Kriegsbeginn wechselte er als Vikar nach Sasbach bei Achern, wobei er neben der „normalen“ Seelsorgstätigkeit auch in der dortigen Heimschule Religionsunterricht gab; hier wurde man auf ihn aufmerksam, daß er für die Schülerseelsorge eine besondere Begabung hatte.

Die damaligen politischen Verhältnisse stellten an die Seelsorger große Herausforderungen. Emil Wunsch sah sich bedroht und meldete sich, um sich dem Zugriff der Partei und einer sicheren Einlieferung in ein KZ zu entziehen, freiwillig zur Wehrmacht. Nach Einsätzen als Sanitäter in Polen, Ukraine, Rumänien, Bulgarien und Griechenland geriet er im Mai 1945 in Norddeutschland in englische Kriegsgefangenschaft, aus der er im Juli 1945 entlassen wurde.

Nachdem sich Rektor Wunsch bereits während seiner Vikarszeit in Sasbach als Lehrer und Seelsorger an der Heimschule Lender bewährt hatte, wurde er im September 1945 als Präfekt an dieses Internat angewiesen. Mit großer Hingabe versah er seinen Dienst als Religions-, Musik-, Latein- und Sportlehrer, als Erzieher und Seelsorger. Er verstand es, die jungen Menschen mitzureißen und für das Leben zu rüsten. Am 22. September 1955 wurde ihm der Titel „Rektor“ verliehen; als solcher hatte er großen Anteil an der Entwicklung der Heimschule Lender.

Erzbischof Hermann Schäufele ernannte ihn am 14. Nov. 1966 zum Erzb. Geistlichen Rat ad honorem, um damit „seine langjährige, selbstlose, von großem pädagogischem Geschick getragene und von hingebendem Eifer erfüllte, segensreiche Wirksamkeit als Erzieher der studierenden Jugend im Internat der Heimschule Lender in Sasbach“ anzuerkennen und „seine erfolgreiche Tätigkeit als Religionslehrer an dieser Schule“ zu würdigen.

Aus gesundheitlichen Gründen mußte Rektor Wunsch im Jahre 1979 um seine Versetzung in den Ruhestand bitten. Sein Gesuch nahm Erzbischof Oskar Saier, der wie viele andere Priester und hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter Schüler von Emil Wunsch war, zum 1. August 1979 an; doch blieb Rektor Wunsch bis zum 31. Dez. 1979 im Dienst, bis sein Nachfolger seine Stelle antreten konnte; sein Amt als Präfekt des Primanerheims versah er noch bis in den August des folgenden Jahres.

Seinen Ruhestand verbrachte Emil Wunsch zunächst in Sasbach. Nachdem sich sein gesundheitlicher Zustand so verschlechtert hatte, daß er einer ständigen Betreuung bedurfte, holte ihn sein Bruder, Pfarrer i. R. Ferdinand Wunsch am 1. April 1987 zu sich in die Heimatgemeinde Forbach.

Aus der Predigt von Studiendirektor Lamprecht beim Requiem am 4. Februar 1993 seien nochmals ein paar Sätze zitiert, um das Bild dieser Priesterpersönlichkeit abzurunden: „Die Liebe lebt vom Tun und nicht vom großen Daherreden... Das Große lag im Menschen- und Gottesbild, das Rektor Emil Wunsch in sich trug, das Große lag in der Beschäftigung mit der Sprache, der Musik, der bildenden Kunst, im Bewundernswerten seiner Persönlichkeit.“ So war Rektor Wunsch der „hochbegabte Lateinlehrer, der in Freude strahlende Musiklehrer, der durch sein Können überzeugende Sportlehrer, der glaubwürdige Religionslehrer, der tiefgläubige Erzieher und bescheidene Freund“ . r. i. p. H. H.

Wunsch Ferdinand

Geb. in Forbach 3. 1. 1911, ord. 27. 3. 1938. Vikar in Buchen 3. 5. 1938, in Konstanz, St. Gebhard 15. 4. 1942, in Karlsruhe, U. L. F. 26. 8. 1947. Pfrvw. in Burladingen 21. 6. 1950, investiert daselbst 11. 11. 1951; Pfarrer in Achern-Mösbach 12. 8. 1976. Ruhestand 1. 8. 1984 in Forbach. Gest. 22. 2. 1993 und beerd. 26. 2. 1993 in Forbach.

Ferdinand Wunsch wurde am 3. Januar 1911 als Sohn des Postschaffners Emil Wunsch und seiner Frau Emilie geb. Krämer in Forbach im Murgtal geboren, wo er auch seine Jugend verbrachte. Mit einer Schwester und drei Brüdern wuchs er in einer tiefgläubigen Familie auf und strebte nach seiner achtjährigen Volksschulzeit den Priesterberuf an, wie es sein älterer Bruder Emil bereits getan hat. Neben dem Besuch der Fortbildungsschule nahm er Privatunterricht in Latein und konnte schließlich in die Quarta des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt (1926) aufgenommen werden, wobei er im Erzb. Gymnasialkonvikt wohnte. Das Leben im Konvikt festigte seinen Berufswunsch, indem er sich stark im Gemeinschaftsleben des Hauses einsetzte und dieses durch seine musische wie auch sportliche Begabung mitprägte. Nach bestandener Reifeprüfung studierte er Theologie in Freiburg und in Würzburg und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter am 27. März 1938 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. Frau zu Freiburg zum Priester geweiht.

Mit großer Begeisterung nahm er seinen Dienst als Vikar in Buchen auf und war in dieser schwierigen Zeit des Dritten Reiches in allen Bereichen der Seelsorge, besonders aber in der Jugendarbeit tätig und verstand es, die froh- und freimachende Botschaft des Evangeliums zu verkünden. Auch in Konstanz, wo er in St. Gebhard seine 2. Vikarsstelle fand, setzte er dieses Wirken fort, wozu vor allem noch die Betreuung der verwundeten Soldaten im Lazarett hinzukam. Hier bekam er es auch mit den damaligen Machthabern zu tun, denen sein Wirken ein Dorn im Auge war; so wurde ihm 1943 für ein halbes Jahr die Befugnis zur Erteilung des Religionsunterrichts entzogen. Sein Einfluß auf die Jugend blieb auch weiterhin groß, und gerade in den ersten Nachkriegsjahren hat er es verstanden, diese um sich zu sammeln und ihnen Werte zu vermitteln und Halt zu geben. Sein Predigtstil wurde in einem Bericht des Erzb. Dekanates Konstanz aus dem Jahre 1946 als „volkstümlich, zeitgemäß und mutig“ charakterisiert. Durch seine Offenheit fiel er auch bei der damaligen Besatzungsmacht in Konstanz wegen einiger Bagatellen in Unnade und wurde, weil er die französische Besatzungszone verlassen mußte, nach Karlsruhe versetzt.

Auch wenn dies in der Bevölkerung nicht widerspruchslos hingenommen wurde, so war doch nichts zu machen, weil eine strenge Besatzungsmacht das Sagen hatte. Nach drei weiteren Vikarsjahren in Karlsruhe, Liebfrauen, erhielt Pfarrer Wunsch 1950 seine erste selbständige Stelle als Pfarrverweser in Burladingen mit der Filiale Gauselfingen zugewiesen. In kurzer Zeit gelang es ihm, die nach dem frühen Tod von Pfarrer Biener in sich zerstrittene Gemeinde zu versöhnen, so daß seine Investitur im Spätjahr 1951 zu einem „Familienfest herzlicher Einmütigkeit“ wurde, wie es in einem Pressebericht hieß. Aufgeschlossen für die Probleme der Zeit, schenkte Pfarrer Wunsch 26 Jahre der Gemeinde seine Kraft. Ein großes Anliegen war ihm die Förderung der geistlichen Berufe sowohl in der Gemeinde wie auch in den von der Gemeinde großzügig unterstützten Missionsstationen. Mit dem Neubau einer Kirche in der stark angewachsenen Gemeinde Gauselfingen, dem Neubau einer Orgel in der Pfarrkirche St. Fidelis und der Renovation der alten St. Georgskirche wurden die äußeren Voraussetzungen für ein gelingendes Gemeindeleben geschaffen bzw. verbessert.

Mitte der siebziger Jahre wurde der Pastoralplan für die Region Hohenzollern-Meißkirch erstellt; da Burladingen als Sitz eines Pfarrverbandes vorgesehen war, bat Pfarrer Wunsch um Versetzung in eine kleinere Pfarrei, weil er sich mit 65 Jahren diese neue Herausforde-

rung kräftemäßig nicht mehr zumuten konnte. So bekam er 1976 die Pfarrei Achern-Mösbach zugewiesen, die er noch acht Jahre wie ein „umsichtiger Hausvater“ betreute; neben seiner Seelsorgstätigkeit führte er die Innenrenovation der Pfarrkirche zu einem guten Ende und begleitete mit seinem Sachverstand den Neubau einer Orgel.

Nach seiner Zuruhesetzung wohnte er in seiner Heimatgemeinde Forbach und half dort gerne in der Seelsorge mit. Anfang April 1987 holte er seinen kranken, pflegebedürftigen Bruder, Rektor i. R., Emil Wunsch zu sich und pflegte ihn, solange er konnte; nur wenige Wochen nach dessen Tod wurde auch Ferdinand Wunsch in die Ewigkeit abberufen. In Dankbarkeit gedenken wir Pfarrer Wunsch als einem tatkräftigen und geliebten Seelsorger, der in allen Bereichen der Seelsorge segensreich gewirkt hat, wobei er sich in besonderer Weise der Jugend und der Familien annahm und durch sein Leben glaubwürdig bezeugt hat, was er verkündigte. Auf dem Friedhof in Forbach fand er neben seinem Bruder Emil Wunsch seine letzte Ruhestätte. r. i. p. H. H.

1994

Auer Heinrich

Geb. 16.7.1903 in Oftersheim, ord. 10.3.1929. 11.4.1929 Vikar in Königheim, 18.3.1930 in Lörrach (St. Bonifatius), 16.5.1934 in Baden-Baden-Lichtental, 27.4.1938 Pfrvw. in Strümpfelbrunn (Dekanat Mosbach), 23.4.1939 inv. daselbst, 16.6.1948 Pfarrer in Moosbronn, 27.6.1948 inv. daselbst, 10.9.1958 Pfarrer in Gissigheim, 21.9.1958 inv. daselbst, 15.6.1972 Ruhestand in Oftersheim, 1.1.1981 Subsidiar daselbst. Gest. 21.3.1994 in Oftersheim, beerd. 25.3.1994 daselbst.

Auers Kindheit war geprägt von der religiösen Atmosphäre eines gläubigen Elternhauses, in dem er zusammen mit fünf Geschwistern aufwuchs. Schon mit zwölf Jahren verlor er die Mutter. Nach der 4. Volksschulklasse hatte er zunächst die Realschule in Schwetzingen besucht. Seit der Quarta war er Zögling des Erzbischöflichen Konvikts und Schüler des Gymnasiums in Tauberbischofsheim, wo er 1924 das Abitur bestand.

Bereits früh hatte er den Wunsch verspürt, in den geistlichen Stand zu treten. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und St. Peter erteilte ihm in der dortigen Seminarkirche Erzbischof Carl Fritz am Sonntag Laetare (10. März 1929) die hl. Priesterweihe. Mit ihm sprachen an jenem Tag 39 weitere Diakone ihr Adsum.

In die Freude seines Primiztages, der auf den Passionssonntag fiel, mischte sich die Trauer um seinen Vater, der tags zuvor verstorben war. Seine erste Vikarstelle trat der Neupriester im badischen Frankenland (Königheim) an. Danach wirkte er in Lörrach und Baden-Baden-Lichtental. In der räumlich langgestreckten Erzdiözese konnte er sich so nicht nur bei den Gläubigen verschiedener Stammeszugehörigkeit, sondern auch in Gemeinden mit unterschiedlicher sozialer und konfessioneller Zusammensetzung einarbeiten und bewähren.

Pflichtbewußt und von priesterlichem Eifer erfüllt, war Auer ein Mensch, der an sich selbst hohe Forderungen stellte. Nichts destoweniger galt er als sehr zurückhaltend, bisweilen als wenig entschlusfreudig. Auch seine instabile Gesundheit dürfte in nicht geringem Maße seinen bedächtigen Charakter beeinflusst haben. Allein von seiner physischen Konstitution war er schon nach wenigen Jahren als der geeignete Seelsorger für den ländlichen Raum erkannt worden. Seit 1938 fand er als Pfarrer der Diasporagemeinde Strümpfelbrunn ein vielseitiges Aufgabenfeld, zumal ihm hier auch die Pastoration für einige Filialkirchen übertragen worden war. Durch Kriegsevakuierungen aus den Städten und den Zuzug zahlreicher Heimatvertriebenen wuchs die Pfarrei erheblich an. Damit war er kräftemäßig überfordert und suchte 1948 um eine kleinere Seelsorgestelle nach. Er kam nach Moosbronn, wo ihm neben der Betreuung der Pfarrgemeinde mit zwei weiteren Filialen die Förderung der Marienwallfahrt ein besonderes Anliegen war. Als ein sichtbares Zeichen seiner Verehrung der Mutter Gottes kann die durch ihn initiierte Renovierung der barocken Wallfahrtskirche angesehen werden.

Nach einem weiteren Dezennum wechselte Auer auf die Pfarrei Gissigheim über; damit kehrte er als Pfarrer in die räumliche Nähe jener Gemeinde zurück, wo sein segensreicher priesterlicher Dienst seinen Ausgang genommen hatte. Auch hier war ihm der Gottesdienst in einem umfassenden Sinn und der Dienst an den Menschen vordringliches Anliegen. Die

Renovierung der Pfarrkirche und der Schutzengelkapelle zeigte, daß dieser auffallend kontemplative Priester auch den durch die Zeitumstände gestellten organisatorischen Aufgaben gerecht wurde. Gesundheitliche Gründe bewirkten, daß Auer, nach 43 Jahren seelsorgerlichen Wirkens, 1972 um Versetzung in den Ruhestand bat. Pfarrer Auer war nie ein Mensch der großen Worte. Angesichts seiner bedächtigen Natur war ihm jede Form der Betriebsamkeit gänzlich abhold. Er vertraute vielmehr der Kraft des Gebets. Fast bis an die Schwelle seines Todes hat er täglich das Breviergebet in der Sprache der Kirche verrichtet; erst in den letzten Lebensmonaten hinderte ihn sein fortschreitendes Augenleiden daran. Und noch bis ins hohe Alter hatte er an seinem Ruhe sitzt Oftersheim, daselbst 1981 zum Subdiar ernannt, mit der Gemeinde täglich die hl. Messe gefeiert.

Noch war es Auer vergönnt, 1989 das seltene Fest des Diamantenen Priesterjubiläums zu begehen, bevor ihn Gott der Herr im 90. Lebensjahr in die Ewigkeit abberief. Auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Oftersheim wurde der große Verehrer der Gottesmutter an einem ihrer höchsten Festtage (25. März) zur letzten Ruhe gebettet.

Clemens Siebler

Berberich Manfred

Geb. in Karlsruhe 13. 10. 1921, ord. 5. 6. 1955. Vikar in Brühl 5. 7. 1955, in Mudau 1. 2. 1957, in Untergrombach 11. 6. 1958; Pfarrvikar in Mundelfingen 15. 9. 1959, in Aasen 22. 9. 1959; Vikar in Kenzingen 2. 12. 1959; Pfrvw. in Minseln 1. 9. 1961, investiert daselbst 6. 5. 1962; Pfarrer in Merdingen 27. 10. 1978; in Bruchsal Obergrombach 18. 7. 1990. Gest. in Karlsruhe 9. 10. 1994, beerd. in Obergrombach 14. 10. 1994.

Am 23. Okt. 1921 als Sohn des Kaufmanns Otto Berberich und seiner Frau Helene geb. Fräßle in Karlsruhe geboren, wuchs Pfarrer Manfred Berberich zusammen mit einer Schwester in einer vom christlichen Geist geprägten Familie auf. Nach dem Besuch der Volksschule und der Pflichthandelschule übernahm er 1936 die Stelle einer Hilfskraft bei einer Bank, weil der Vater arbeitslos war und er als einziger Sohn deshalb für den Unterhalt der Familie aufkommen mußte. Die kaufmännische Lehre, die er 1939 begann, wurde durch den Kriegseinsatz ab 1941 unterbrochen, bei welchem er 1941/42 in Rußland und 1944/45 in Holland und Belgien eingesetzt war. Nach kurzer englischer Kriegsgefangenschaft konnte er bereits im September 1945 heimkehren. In diesen Jahren verfestigte sich in Manfred Berberich immer mehr der Wunsch, als Priester Gott und den Menschen dienen zu dürfen. So beteiligte er sich rege am Leben der Pfarrei Karlsruhe-Mühlburg unter Pfarrer Carl Degler und trat 1947 in die Heimschule Lender ein, um sich dort auf das Abitur vorzubereiten, das er bereits 1950 ablegen konnte. Sein Theologiestudium absolvierte er an den Universitäten Freiburg und Tübingen und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter durch Erzbischof Eugen Seiterich am 5. 6. 1955 in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

Als Vikar Manfred Berberich in Brühl, Mudau, Untergrombach, Mundelfingen, Aasen und Kenzingen eingesetzt, wo er sich besonders der Jugend annahm, aber auch in all den anderen Bereichen seine seelsorgerliche Begabung unter Beweis stellte.

Minseln mit der Filiale Nordschwaben wurde ab 1961 seine erste selbständige Stelle, wo er mit viel Eifer versuchte, in den Konzils- und Nachkonzilsjahren Altes mit dem Neuen zu verbinden. Die würdige Gestaltung der Gottesdienste war ihm immer ein besonderes Anliegen, wobei ihm seine eigene musikalische Begabung zugute kam. Mehrere Jahre leitete er auch eine Priester-Arbeitsgemeinschaft im Dekanat. Neben der Seelsorge trug Pfarrer Berberich auch Sorge für die Erhaltung der kirchlichen Gebäude; so wurde ein neues Pfarrhaus ausgebaut, die alte barocke Pfarrkirche einer umfassenden Innenrenovation unterzogen und dabei auch die Orgel umgebaut.

Nach 17 Jahren wechselte Pfarrer Berberich nach Merdingen am Tuniberg, wo er sich ebenfalls unter großem persönlichen Einsatz dem seelsorgerlichen Dienst und den anstehenden baulichen Aufgaben widmete. So wurde das ehemalige Ökonomiegebäude beim Pfarrhaus saniert, das Geläute der Pfarrkirche um zwei Glocken erweitert, das Pfarrhaus einer Außenrenovation unterzogen und Instandsetzungen im Kindergarten durchgeführt.

Aus pastoralen Gründen wollte Pfarrer Berberich nochmals eine neue Pfarrei übernehmen, was allerdings erst 1990 mit der Übernahme der Pfarrei Bruchsal-Obergrombach

möglich wurde. Trotz seiner angeschlagenen Gesundheit, die eine direkte Kriegsfolge war und die ihm – bereits in seinen Vikarsjahren – deutliche Grenzen seiner Leistungskraft setzte, schonte er sich nicht, bis ihn eine letzte schwere Krankheit mitten aus seinem vorbildlichen seelsorgerlichen Arbeiten und Wirken herausgerissen hat. Die große Teilnahme der Gläubigen wie auch seiner Mitbrüder bei der Beerdigung in Obergrombach machte deutlich, in welcher Dankbarkeit und Wertschätzung die Menschen zu Pfarrer Berberich standen. r. i. p. H. H.

Eberle Paul

Geb. in Pfullendorf 31.7.1902, ord. 19.3.1927. Vikar in Weingarten bei Offenburg 28.4.1927, in Emmendingen 6.4.1929, in Oberschopfheim 14.9.1929, in Kirrlach 21.2.1930, in Karlsruhe-Bulach 16.4.1931, in Karlsruhe-Beiertheim 8.10.1931, in Karlsruhe-Mühlburg 17.4.1934. Pfrvw. in Schönwald 9.7.1937, investiert daselbst 7.4.1940; Pfarrer in Urnau 18.8.1948, investiert daselbst 12.9.1948. Ruhestand in Pfullendorf 16.5.1970. Gest. in Pfullendorf 3.3.1994, beerd. daselbst 8.3.1994.

In Pfullendorf 31. Juli 1902 als Sohn des Kürschners Anton Eberle und seiner Frau Philippine geb. Wicker geboren und dort aufgewachsen, besuchte Pfarrer Paul Eberle die Volksschule bis zum 11. Lebensjahr, wechselte zunächst für zwei Jahre auf die Bürgerschule, um dann, vorbereitet durch Lateinstunden, von 1915 an das Gymnasium in Konstanz zu besuchen. Er spürte schon seit früher Jugend in sich den Wunsch, Priester zu werden und nahm das Studium der Theologie auf sich, trotz seiner durch eine Operation geschwächten Gesundheit. Nach dem Abschluß des Studiums in Freiburg und des Seminarjahres in St. Peter wurde er am 19. März 1927 durch Erzbischof Carl Fritz in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

War schon seine Kindheit und Jugend durch den frühen Tod der Mutter und die sozialen Bedingungen der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht einfach, so stellten bald auch die politischen Verhältnisse der späten zwanziger und der dreißiger Jahre eine Herausforderung für den jungen Priester dar. An seinen Vikarsstellen in Weingarten bei Offenburg, Emmendingen, Oberschopfheim, Kirrlach, Karlsruhe-Bulach, Karlsruhe-Beiertheim und Karlsruhe-Mühlburg wirkte er mit großem Engagement im Predigtendienst, in der Katechese und der Krankenseelsorge. Während dieser Jahre hatte er mehrere Operationen zu bestehen, hinzu kam eine schwere Herzerkrankung, die seinem vielfältigen Wirken immer neue Grenzen setzte. So merkte einer seiner Prinzipale in seinem Zeugnis (1930) an: „...Es wäre zu bedauern, wenn diese edle Priesterseele allzufrüh ins Grab sinken müßte.“ In den Zeiten der Rekonvaleszenz las er viel, auch moderne Literatur, was seiner praktischen Stärke bei der Führung des Borromäusvereins zugute kam.

Im Sommer 1937 erhielt Pfarrer Eberle seine erste selbständige Stelle als Pfarrverweser in Schönwald. Diese weit verstreute Pfarrei stellte an den stets kränkelnden Pfarrer besondere Anforderungen, wenn man bedenkt, daß er damals noch nicht motorisiert war. So mußte er denn auch nach elf Jahren um die Versetzung in eine kleinere, geschlossene Pfarrei bitten, was ihm auch gewährt wurde, indem er im Sommer 1948 zum Pfarrer der Linzgaugemeinde Urnau ernannt wurde. Hier wirkte er bis zu seiner Pensionierung überaus segensreich; von allen geschätzt und geachtet wurde er zum Ehrenbürger der Gemeinde ernannt. Aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit mußte Pfarrer Eberle im Sommer 1970 um seine Pensionierung bitten; er verbrachte seinen Ruhestand in seiner geliebten Heimatstadt Pfullendorf und half dort als Subsidiar, so weit es seine Kräfte zuließen, in der Seelsorge mit. Nur wenige wußten um seine Spenden für die neue Krankenhauskapelle, die Renovation der Wallfahrtskirche Maria Schray und vor allem für die Weltmission. Pfarrer Eberle gehörte zu den Stillen im Land, die einfach da waren, aber gerade deswegen zum Segen für viele wurde. In tiefer Dankbarkeit gab ihm eine große Trauergemeinde das letzte Geleit. r. i. p. H. H.

Enderle Pius

Geb. 15.9.1915 in Freiburg i. Br., ord. 1.9.1946. 17.9.1946 Vikar in Emmendingen (St. Bonifatius), 1.2.1950 in Konstanz Wollmatingen, 21.3.1951 in Überlingen a. S., 17.9.1952 Hausgeistlicher in Maria Lindenberg bei St. Peter, 5.11.1952 Vikar in Kenzingen, 1.1.1954

nebenamtl. Religionslehrer in Karlsruhe (Gewerbeschule III), zugl. Vikar St. Stephan, 1. 5. 1954 hauptamtl. Religionslehrer Gewerbeschule III, 1. 5. 1957 i. g. E. Freiburg (Handelschule I mit Wirtschaftsoberschule, später Walter-Eucken-Gymnasium), 15. 5. 1959 Studienrat, 20. 8. 1962 Oberstudienrat, 30. 7. 1971 Studienprofessor, 20. 12. 1976 Geistl. Rat ad honorem, 4. 8. 1977 Ruhestand. Gest. 1. 8. 1994 in Schluchsee, beerd. 4. 8. 1994 in Freiburg (Hauptfriedhof).

In einer kinderreichen, vom katholischen Glauben nachhaltig geprägten Handwerkerfamilie wuchs Enderle im Freiburger Stadtteil Stühlinger auf, wo er auch zur Volksschule ging. Schon während seiner neunjährigen Schülerzeit am Berthold-Gymnasium ließ er in zunehmendem Maße Zielstrebigkeit und Willensstärke erkennen. Angesichts der wirtschaftlichen Notlage im Elternhaus gab er häufig Nachhilfestunden, um so einen persönlichen finanziellen Beitrag zu seiner Ausbildung zu leisten. Einsatzfreudig stellte er sich in den Dienst des Bundes Neudeutschland; zeitweilig übernahm er die Leitung der Freiburger Gruppe. Zum Zeitpunkt des Abiturs (1937) war Enderle fest entschlossen, in den geistlichen Stand zu treten. Kurz nach Kriegsausbruch erhielt er seine Einberufung zum Heeresdienst. Doch wurde er als Leutnant im November 1944 wieder „demobilisiert“, da Studierende der katholischen Theologie als Offiziere „unerwünscht“ waren. Nach fünfjähriger Unterbrechung konnte er seine geistliche Ausbildung fortsetzen und bereits zwei Jahre später, zusammen mit neun weiteren Kursgenossen, in der Seminarkirche St. Peter von Erzbischof Conrad Gröber die hl. Priesterweihe empfangen.

Als Vikar machte er sich rasch mit den vielseitigen Aufgaben der Pfarrseelsorge vertraut; doch schon nach kurzer Zeit stellten sich bei ihm kriegsbedingte gesundheitliche Probleme ein, die sich auf seine Tätigkeit überaus hinderlich auswirkten. Nahezu ein ganzes Jahr war er im Krankenurlaub; bis zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit wirkte er noch einige Wochen als Hausgeistlicher auf dem Lindenberg.

Vor allem in den Kreisen der jüngeren Generation galt Enderle als ein geschätzter Prediger, und auch im Religionsunterricht fand er das richtige Wort für die heranwachsende Jugend. Fast folgerichtig betrat er mit seiner Anstellung als nebenamtlicher Religionslehrer an der Gewerbeschule III in Karlsruhe ein neues priesterliches Betätigungsfeld, dem er bis zum Eintritt in den Ruhestand verbunden blieb, nach seiner Übernahme als hauptamtlicher Religionslehrer bis 1957 in Karlsruhe und danach dauerhaft in Freiburg (Handelslehranstalt I und Walter-Eucken-Gymnasium).

Nach seiner Verbeamtung (1959) und Ernennung zum Oberstudienrat (1962) wurde Enderle unter Verleihung des Dienstranges „Studienprofessor“ das Amt eines Fachberaters für katholische Religionslehre an Berufsschulen beim Oberschulamt Südbaden (Freiburg) übertragen (1971). In dieser Funktion war er während der Siebzigerjahre auch Mitglied der Lehrplankommission. Bleibende Verdienste als Religionspädagoge erwarb er sich vornehmlich durch seine Art im Umgang mit den ihm anvertrauten Schülern. Gerade in den turbulenten Jahren des geistigen und religiösen Umbruchs vermochte er, der sich gegenüber den Interessen und Neigungen der jungen Menschen stets verständnisvoll zeigte, vielen eine echte Lebensorientierung aus dem christlichen Glauben zu geben. Auch im Lehrerkollegium wurde seine Ausstrahlungskraft geschätzt. Angesichts der dort vorherrschenden heterogenen Erziehungs- und Wertvorstellungen galt er in besonderem Maße als Integrationsfigur.

Während seiner hauptamtlichen Lehrtätigkeit blieb Enderle auch der Seelsorge eng verbunden. Seit 1958 war er nebenamtlicher Militärpfarrer für die Standorte Freiburg, Herbolzheim und Kirchzarten; zeitweilig wirkte er in der Polizeiseelsorge, in der Seelsorge in der Burse Markgraf von Baden, später, nach seiner Zuruhesetzung, bei den Bewohnern des Marienhauses.

Aus gesundheitlichen Gründen trat er vorzeitig in den Ruhestand. Er widmete sich nun verstärkt seinen historischen und kunstgeschichtlichen Neigungen. Als guter Kenner der Weimarer Schul- und Kulturpolitik veröffentlichte er schon 1957 eine Biographie des badischen Zentrumsführers Dr. Josef Schofer, und der Beitrag „Josef Schofer“ war ihm für die 2. Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche übertragen worden. Im Bereich der Sakralkunst galt seine besondere Liebe dem Freiburger Münster. Unvergessene Eindrücke hinterließen bei vielen Teilnehmern seine Münsterführungen; seine fundierten Kenntnisse über dieses Bauwerk spiegeln sich in seinen Münster-Bänden wider. Im Münster Unserer Lieben Frau feierte er am 7. September 1986 sein 40jähriges Priesterjubiläum.

Enderles vielseitiges Wirken hat durch eine Reihe kirchlicher und staatlicher Auszeichnungen Anerkennung gefunden. Mit seiner Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem wollte Erzbischof Hermann Schäufler den verdienten Seelsorger und Pädagogen ehren. Die ihm von Erzbischof Oskar Saier verliehene Konradspkette (1987) sollte den Dank für seine wissenschaftlich-theologische Beschäftigung mit der Kathedrale Kirche zum Ausdruck bringen. 1988 erhielt er das Bundesverdienstkreuz am Bande, und schon 1983 waren ihm die Ehrennadel des Wehrbereichskommandos V sowie die Ehrenmedaille der katholischen Militärseelsorge verliehen worden.

Kurz vor seinem 79. Geburtstag verstarb Enderle unerwartet an seinem Urlaubsort Schluchsee. Auf dem Freiburger Hauptfriedhof hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Veröffentlichungen (in Auswahl):

- Dr. Josef Schofer. „Der ungekrönte Großherzog von Baden“, Karlsruhe 1957.
 - Der Neue David und das Neue Jerusalem. Versuch einer theologischen Interpretation der Bausymbolik der ehemaligen Nikolauskapelle des Freiburger Münsters, Freiburg 1983.
 - Der Hochaltar des Münsters in Freiburg i. Br., Freiburg 1986.
 - Zahl, Klang, Licht. Zur Harmonie-Symbolik am Freiburger Münster, Freiburg 1993.
- Clemens Siebler

Fehring Ernst

Geb. 8. 3. 1913 in Bittelbrunn/Hegau, ord. 19. 3. 1939. Vikar in Sasbach b. Achern 11. 4. 1939, in Konstanz, St. Gebhard am 13. 9. 1945. Pfrvw. in Bohlingen 9. 8. 1951, investiert daselbst 8. 5. 1955. Dekan vom 6. 6. 1959 bis März 1977. Ruhestand in Bittelbrunn 15. 10. 1983. Gest. in Bittelbrunn 3. 2. 1994, beerd. daselbst 9. 2. 1994.

„Christus, göttlicher Herr, dich liebt, wer nur Kraft hat zu lieben; unbewußt, wer dich nicht kennt, sehnsuchtsvoll, wer um dich weiß.“ Dieses Gebet ist mit den Jahren das Lieblingsgebet von Pfarrer Ernst Fehring geworden und hat auch sein Leben und Wirken geprägt.

Ernst Fehring war am 3. März 1913 als Sohn des Landwirts und Ratschreibers Johann Fehring und seiner Frau Sofie geb. Reiter in Bittelbrunn bei Engen geboren worden. Dort wuchs er mit mehreren Geschwistern heran. Wegen den wirtschaftlichen Schwierigkeiten war es seinen Eltern nicht leichtgefallen, dem Wunsch des Sohnes zu entsprechen, ihn studieren zu lassen. Doch wurde sein Wunsch, Priester zu werden, am Ende der Volksschulzeit so deutlich, daß sie dem Wunsch des Sohnes zustimmten; durch den privaten Unterricht vom dortigen Vikar Ruh und von Hauptlehrer Knecht bereitete sich Ernst Fehring auf das Gymnasium in Konstanz vor, das er – wohnend im Konradhaus – von der dortigen Quarta bis zum Abitur besuchte. Nach dem Abitur 1934 begann Ernst Fehring sogleich mit den philosophischen und theologischen Studien, die er in Freiburg und Würzburg absolvierte. Nach dem üblichen Seminarjahr in St. Peter wurde er im Münster U. L. F. zu Freiburg von Erzbischof Conrad Gröber am 19. März 1939 zum Priester geweiht.

Sasbach bei Achern wurde seine erste Vikarsstelle; trotz der äußerst schwierigen politischen Verhältnisse der Nazizeit konnte er weiterhin die Gruppenarbeit in der Jugend durchführen, hielt Bibel- und Liturgiekreise, wobei ihm seine musikalische Begabung sehr zugute kam; nach dem Zeugnis seines Prinzipals leitete er auch in diesen harten Zeiten Gruppen und Vereine von Frauen und Männern. Nach dem Krieg nach Konstanz, St. Gebhard versetzt, setzte er sein Wirken vor allem in der Jugend fort; hinzu kam eine intensive Aufbauarbeit in der Pfarrbücherei des Borromäusvereins.

Im August 1951 als Pfarrverweser nach Bohlingen im Hegau angewiesen und dort vier Jahre später als Pfarrer investiert, übernahm er neben der allgemeinen Seelsorge auch die Aufgabe des Dekanatsseelsorgers für die männliche Jugend. Bohlingen blieb seine einzige Pfarrei, in der Ernst Fehring über 32 Jahre lang als eifriger und aufgeschlossener Seelsorger wirkte. Mit Aufmerksamkeit hat er in diesen Jahren den in der Gemeinde sich vollziehenden gesellschaftlichen Wandel beobachtet und sich mit Erfolg um eine entsprechende kirchliche Antwort bemüht. Er versuchte, die Anstöße des Zweiten Vatikanischen Konzils in das Gemeindeleben umzusetzen, auch wenn er nicht zu den eiligen Vorwärtsdrängern gehörte. Nach der Errichtung eines neuen Kindergartens mit einem Schwesternhaus war es ihm in den letzten Jahren seines Bohlinger Wirkens gelungen, die lang geplante Erweiterung der Pfarrkirche zu verwirklichen, die mit ihren herrlichen Farbfenstern, die die Sakramente der Kirche darstellen, bleibend an diesen Pfarrer erinnern werden.

Im Dekanat gleichermaßen beliebt und geachtet nahm Pfarrer Fehringer als Dekan des alten Dekanates Hegau die Verantwortung von 1959 bis 1976 auf sich und blieb nach der Dekanatsreform der kommissarische Leiter des neu gegründeten Dekanates Westlicher Hegau in den Jahren 1976/77.

Erzbischof Hermann Schäufele ernannte Pfarrer Fehringer am 18. Dezember 1972 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem und würdigte damit den pastoralen Eifer und die Gewissenhaftigkeit als Pfarrer wie auch sein Verantwortungsbewußtsein und seine mitbrüderliche Sorge als Dekan. Im Herbst 1983 trat Pfarrer Fehringer in den Ruhestand und wohnte in seiner Heimatgemeinde Bittelbrunn, wo er als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge mitarbeitete und auch in den Nachbarpararreien gerne zur Aushilfe bereit war.

Es war eine gute Fügung, daß Pfarrer Fehringer am Fest der Darstellung des Herrn 1994 ein letztes Mal Eucharistie feierte und, vielleicht seinen nahen Tod ahnend, der Gemeinde das Wort des alten Simeon auslegte: „Nun läßt du, Herr, deinen Knecht in Frieden scheiden. Denn meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast.“ Die große Gemeinde, die sich zum Requiem und zur Beerdigung versammelt hatte, durfte erahnen, daß sich diese seine letzten Worte nun erfüllt haben. r. i. p. H. H.

Fuchs Herbert

Geb. in Pforzheim 22. 1. 1925, ord. 25. 5. 1952. Vikar in Karlsruhe, St. Stephan 23. 6. 1952, in Karlsdorf 23. 7. 1952, in Murg 17. 9. 1952, in Schopfheim 22. 9. 1955. Pfrvw. in Götzingen bei Buchen 5. 2. 1958; investiert daselbst 29. 6. 1958. Pfrvw. in Lauda-Königshofen-Unterbaldach 1. 10. 1977. Ruhestand in Neuhausen-Schellbronn 1. 7. 1990. Gest. in Pforzheim 3. 7. 1994, beerd. 7. 7. 1994 in Schellbronn.

Am 22. Januar 1925 in Pforzheim als Sohn des Mechanikerwerkmeisters Karl Friedrich Fuchs und seiner Frau Veronika geb. Caldonazzi geboren, verbrachte Pfarrer Herbert Fuchs, zusammen mit seinem Bruder, dort seine Kindheit und Jugend und ging dort auch bis zur 6. Klasse in die Volksschule. Weil er schon zu dieser Zeit an den Priesterberuf dachte, trat er 1937 in das Missionskonvikt St. Heinrich in Donaueschingen ein, von wo aus er ab 1938 das Gymnasium besuchte. Ein Jahr später wechselte er an das Reuchlin-Gymnasium in Pforzheim. Bereits 1941 starb sein Vater nach einer Operation. Wie damals üblich, wurde er 1943 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen und im selben Jahr zur Wehrmacht. Nach kurzer amerikanischer Gefangenschaft und einer Verwundung am rechten Arm kam er im August 1945 nach Hause; bereits im Oktober 1945 ging er in das Erzb. Gymnasialkonvikt Tauberbischofsheim, um am dortigen Gymnasium zwei Jahre später sein Abitur zu machen. Im selben Jahr begann er in Freiburg mit dem Theologiestudium; nach dessen Abschluß und dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 25. Mai 1952 zusammen mit 51 Mitbrüdern von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

An die zwei ersten Vikarstellen in Karlsruhe St. Stephan und Karlsdorf wurde er jeweils für einige Wochen zur Vertretung angewiesen; Murg und Schopfheim waren seine „richtigen“ Vikarstellen, wo er nach den Jahresberichten eine lebensnahe, heitere und offene Seelsorge den Gemeinden darbot.

Im Februar 1958 wurde er für den plötzlich verstorbenen Pfarrer Max Henn als Pfarrvikar nach Götzingen bei Buchen mit den Filialen Rinschheim und Bofsheim angewiesen und vier Monate später als Pfarrer investiert. Über neunzehn Jahre versah er gewissenhaft und eifrig seinen Dienst und übernahm neben den vielfältigen Aufgaben der pfarrlichen Seelsorge bis 1974 auch das Amt des Dekanatsseelsorgers für die weibliche Jugend; ab 1974 war er der Dekanatsbeauftragte für die Frauenseelsorge; 1976 wurde ihm zusätzlich die Pfarrei Hettingen anvertraut. Daneben trug er engagiert Sorge für den baulichen Erhalt der kirchlichen Gebäude; so wurden die Pfarrkirche in Götzingen und die Filialkirche in Rinschheim einer umfassenden Renovation unterzogen.

Im Herbst 1977 wechselte Pfarrer Fuchs als Pfarrverweser nach Unterbaldach mit gleichzeitiger Pastoration der Pfarrei Oberbaldach. Wie schon im bisherigen Dekanat Buchen blieb er auch im neuen Dekanat Lauda Seelsorger für die Gehörlosen in der Region Odental/Tauber, einen Dienst, den er über 30 Jahre ausübte. Auch hier hatte er die allgemein üblichen „Bausorgen“ angetroffen: die Generalsanierung der Pfarrkirche, die sogleich in Angriff genommen wurde.

Gesundheitlich angeschlagen ging er im Sommer 1990 in Ruhestand, den er in Neuhausen-Schellbronn verbrachte. Auch dort und in den umliegenden Pfarreien half er als Subdiakon in der Seelsorge. „Pflichttreu“ hatte er, wie Erzbischof Saier ihm schrieb, seinen priesterlichen Dienst wahrgenommen, bis ein Herzinfarkt und eine nachfolgende Darmoperation seinen plötzlichen Tod herbeiführte. r. i. p. H. H.

Grdjan Antun OFM

Geb. in Cakovec/ Jug. 11. 1. 1922, ord. 29. 6. 1947. Vikar coop. in Rastatt, St. Alexander 15. 2. 1978, in Oberbieberbach 1. 10. 1978. Entpflichtung 31. 12. 1993. Gest. in Lauda am 30. 10. 1994, beerd. in Cakovic/Kroatien 3. 11. 1994.

Pater Antun Grdjan wurde als Sohn des Isidor Grdjan am 11. Januar 1922 in Cakovec/ Jugoslawien geboren. Nach dem Besuch des franz.-klass. Gymnasiums in Varazdin hat er im Mai 1941 die Reifeprüfung abgelegt. Er studierte darauf an der Universität Zagreb kath. Theologie und legte die Abschlussprüfung am 19. 6. 1948 ab. Wann er in den Franziskanerorden eingetreten ist, ist aus den vorhandenen Personalakten nicht zu ersehen. Im Lauf der Jahre wurde er in seiner Provinz zum Definitor bestellt und war Magister der Theologie im Konvent Bjelovar.

Mit Erlaubnis seines Provinzials begab sich Pater Antun im Herbst 1977 in unsere Erzdiözese, um hier eine Anstellung in der Seelsorge zu übernehmen. Nachdem er zunächst seine Deutschkenntnisse vertieft und als Vikar der Pfarrei St. Alexander in Rastatt erste Erfahrungen mit der deutschen Gemeindepastoral gesammelt hatte, wurde er zum 1. Okt. 1978 als Kooperator an die Pfarrei Mansuetus in Oberbiederbach im Elztal angewiesen. Mit großer Freude nahm Pater Antun seinen priesterlichen Dienst wahr; sein liebenswürdiges Wesen ließen ihn rasch Zugang zu den Gläubigen seiner Gemeinde finden. Über 15 Jahre wirkte er in Oberbiederbach und half auch in den Nachbargemeinden und in der Wallfahrtskapelle Unserer Lieben Frau auf dem Hörnleberg gerne aus und trug so bei zu einer spürbaren Entlastung der Mitbrüder im Dekanat.

Aus Alters- und gesundheitlichen Gründen bat Pater Antun um Entpflichtung zum Ende des Jahres 1993 und wohnte seither im Franziskanerkloster zu Landau/Pfalz. Dort ist er plötzlich und unerwartet am 30. Oktober 1994 gestorben; seinem Wunsch entsprechend wurde er in die Heimat überführt und in Cakovec beigesetzt. r. i. p. H. H.

Hanewinkel Martin

Geb. 3. 1. 1959 in Gladbeck/Westfalen, ord. 24. 5. 1992. Vikar in Emmendingen, St. Bonifatius 23. 6. 1992, in Gengenbach 17. 7. 1992, in Bühl, St. Peter und Paul 14. 8. 1992, in Haslach i. K. am 1. 2. 1993, nach Kämpfelbach-Bilfingen angewiesen 18. 8. 1994. Gest. 14. 8. 1994 in Karlsruhe, beerd. in Karlsruhe-Palmbach 19. 8. 1994.

Vikar Martin Hanewinkel wurde am 3. Januar 1959 in Gladbeck/Westfalen als Sohn des Ingenieurs Winfried Hanewinkel und seiner Frau Erika geb. Grevels geboren. Aus beruflichen Gründen zog die Familie 1966 nach Karlsruhe, wo er nach der Volksschule das Kant-Gymnasium in Karlsruhe besuchte. In einem evangelischen Elternhaus aufgewachsen, wurde Martin Hanewinkel 1973 konfirmiert; doch ein Jahr später wechselte er aufgrund von Zweifeln an der Richtigkeit der Glaubenslehre am Kant-Gymnasium in den kath. Religionsunterricht über. Seit 1977 besuchte er das Christopherus-Internat in Altensteig, wo er 1979 sein Abitur machte. Im gleichen Jahr vollzog er auch den Wechsel zur kath. Kirche. In der Auseinandersetzung mit der Frage der Konfessionswahl reifte in Martin Hanewinkel der Wunsch, als Priester Gott und den Menschen zu dienen. So begann er nach dem Abitur mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und Salzburg. Nach dem Universitätsstudium war er in der Berufsfrage unsicher geworden und bemühte sich in den folgenden Jahren um eine Promotion im Kirchenrecht.

Nach Klärung seiner beruflichen Zielsetzung und aufgrund vielfältiger pastoraler Praxiserfahrung in seiner Heimatgemeinde wurde Martin Hanewinkel 1990 wieder als Priesterkandidat angenommen und praktizierte 1990/91 in Engen ein Gemeindepraktikum. Dieses Jahr festigte seine Entscheidung für den Priesterberuf, so daß er das Seminarjahr in St. Peter absolvierte und am 24. Mai 1992, zusammen mit sieben Mitbrüdern, im Münster U. L. F. zu Freiburg von Erzbischof Oskar Saier zum Priester geweiht wurde.

Bereits im Gemeindepraktikum erkannte er, daß er nicht Doktorand und zugleich Seelsorger sein konnte; so entschied er sich für die Seelsorge. Als Vikar wurde er zunächst zur Vertretung nach Emmendingen und Gengenbach angewiesen; seine festen Vikarsstellen waren Bühl, St. Peter und Paul und Haslach i. K., wo er auch die Pfarrei Fischerbach mitbetreute. In dieser Zeit entstanden viele persönliche Beziehungen und ein gutes Einvernehmen mit den Gemeinden. Eine schwere Krankheit setzte dem frohen, priesterlichen Wirken von Martin Hanewinckel ein jähes Ende. Der Trauergottesdienst in Karlsruhe-Grünwettersbach und auf dem Friedhof in Karlsruhe-Palmbach half den Teilnehmern, diesen frühen Tod aus dem Glauben anzunehmen, so wie Martin Hanewinckel selbst sein Ja dazu gesagt hat und sich von Gott führen ließ. Diese Krankheit und dieses Sterben machen wieder deutlich, daß nicht unser Planen und unser Einsatz das Erste sind, nach dem Gott fragt, sondern die Bereitschaft zur Hingabe, die jeder für sich in seiner Weise zu geben hat. In diesem Sinn steht am Schluß dieses Berichtes der Wunsch für ihn wie für alle Verstorbenen: r. i. p. H. H.

Hemmerle Klaus, Prof Dr. theol., Dr phil. h. c., Bischof von Aachen

Geb. 3. 4. 1929 in Freiburg i. Br., 25. 5. 1952 ord. in Freiburg i. Br., 23. 6. 1952 Vikar in Donauschingen, St. Marien, 23. 7. 1952 in Kollnau, 1. 10. 1952 in Rheinfeldern. 1. 5. 1954 Freistellung zum Studium. 17. 8. 1956 Direktor der Katholischen Akademie des Erzbistums Freiburg. 18. 12. 1957 Promotion zum Dr. theol. 1. 10. 1961, Wissenschaftlicher Assistent bei Bernhard Welte. 17. 7. 1967 Habilitation. 1. 4. 1968 Geistlicher Direktor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. 11. 6. 1969 Privatdozent an der Kath. Theol. Fakultät der Universität Bonn. 20. 10. 1970 Professor für Fundamentaltheologie in der Kath.-Theol. Abteilung der Universität Bochum. 1. 10. 1973 Professor für Christliche Religionsphilosophie in der Theol. Fakultät der Universität Freiburg. 18. 2. 1975 Geistlicher Assistent des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. 9. 9. 1975 Ernennung zum Bischof von Aachen. 8. 11. 1975 Konsekration im Hohen Dom zu Aachen. 30. 10. 1975 Ernennung zum Honorarprofessor der Universität Freiburg. 11. 9. 1984 Verdienstkreuz Erster Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. 20. 5. 1988 Phil. Ehrendoktorwürde der Rhein.-Westf. Technischen Hochschule Aachen. Gest. 23. 1. 1994 in Aachen, beerd. 29. 1. 1994 in der Allerheiligenkapelle des Hohen Doms zu Aachen.

Er wäre geeignet für Posten von „beliebiger Schwierigkeit, aber nicht zu großer Arbeitslast“, schrieb 1952 die Leitung des Priesterseminars St. Peter in die Abschlußbeurteilung des Alumnus Klaus Hemmerle. In der Tat hat dieser dann in den fast 42 Jahren seines priesterlichen Dienstes nicht wenige schwierige Aufgaben erfüllt – „mit einer außerordentlichen Zeugniskraft, ein seltenen Genialität des Geistes und einer ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit“ (K. Lehmann), aber auch durch eine immense Arbeitsleistung.

Nicht ohne eine Prise Stolz pflegte H. selbst die Gründung der Katholischen Akademie des Erzbistums Freiburg 1956 zu nennen, wodurch er zu Deutschlands jungstem Akademiedirektor avancierte, und humorvoll rühmte er sich seiner Ansprache zur Eröffnung des Essener Katholikentages 1968. Als nämlich seine Rede im Pfeifkonzert und in den Zwischenrufen einer lautstarken Gruppe von Protestierenden unterzugehen drohte, da hätte er sich der Technik des Psalmenrezitierens mit der Pause des Atemholens beim Asteriskus besonnen; und so wäre es ihm gelungen, einen Sprechrhythmus zu finden, mit dem er seine Rede zwischen den Störungen hätte unterbringen können.

Seine Freude an dieser Geschichte und seine bleibende Verbundenheit mit der Akademiearbeit waren bezeichnend. Denn die Akademiearbeit entsprach H.s Naturell und Begabung. Auf seine Frage, was das sei – eine katholische Akademie, die er aufbauen solle, hatte ihm 1956 der Freiburger Generalvikar die Antwort gegeben: „Das ist ganz einfach. Das ist die Begegnung zwischen Kirche und Welt!“ Und am Schnittpunkt von Kirche und Welt zu arbeiten, das war wirklich H.s Charisma.

H. war ein außergewöhnlicher Redner und Prediger, doch das Gespräch war das stets von ihm Gesuchte. Brücken zu schlagen zwischen dem, was zunächst und zumeist einander fremd und entfremdet ist, war sein Bemühen und Interesse; und dabei tat er sich leichter im Gespräch mit Künstlern als mit diözesanen Räten, er fand eher einen Draht zu Gewerkschaftlern als zu Dechanten. Er war ein „Welt-Geistlicher“ (P. Hünermann).

Dabei schien er lautstarkem Protest und vehement erhobener Forderung hilflos gegenüberzustehen; gegen Arroganz und breitbeinigen Machtsinn erwog er keine Gegenstrategien (H. Maier). Dennoch hat er es verstanden, gleichsam in das Atemholen des Lautstarken hinein das Seine zu sagen, mit der ihm eigenen Zähigkeit und Geduld, freundlich und einladend – Wesensmerkmale, die er von seiner Mutter, Maria H. geb. Hummel, geerbt hatte.

H.s Vater, Franz Valentin H. war Maler. Seinem künstlerischen Schaffen war jedoch nur mäßiger Erfolg beschieden; und die wirtschaftliche Lage der Familie war oft schwierig. Die für den Vater, der vornehmlich als Kirchenmaler tätig war, bisweilen demütigende Abhängigkeit von Pfarrherren und Kirchenbehörde hat sich H. tief eingepägt und sein Verhältnis zu kirchlicher Machtausübung grundlegend bestimmt. Anteile des Vaters in H. waren wohl neben seiner musischen Begabung und Sensibilität auch die Abneigung gegen gespreizte Gravität, der Humor und der treffsichere, manchmal beißende Wortwitz.

Von 1935 bis 1939 besuchte H. die Volksschule – in dieser Zeit begann er mit dem Klavierspiel – und von 1939 an das Freiburger Berthold-Gymnasium. Als der Fliegerangriff auf Freiburg am Abend des 27. 11. 1944 begann, war er unterwegs zur Brandwache in seiner Schule. Von dieser Nacht hat er mehrfach, in Einzelheiten abweichend, aber insgesamt als von einer Nacht berichtet, die „seinem Leben Richtung gab“.

In der Zerstörung Freiburgs, der Vernichtung seines Elternhauses wie nahezu der ganzen Habe der Familie als Folge des vom nationalsozialistischen Deutschland entfesselten Krieges und im wundersamen Stehenbleiben des Münsterturmes zentrierte sich ihm das Erleben jener Tage: auf der einen Seite der ihm im Alltag der Schule und der Stadt bedrängende Faschismus, der allem Feind war, was er im Raum der Familie als wertvoll erfuhr, und auf der anderen Seite die Begegnung mit Personen der inneren Emigration und eines passiven Widerstandes, die sich im Umkreis der Zentrale des Deutschen Caritasverbandes, des Lorenz-Werthmann-Hauses, gesammelt hatten. Insbesondere die Begegnung mit dem Schriftsteller Reinhold Schneider, zu dessen Lesungen der Vater ihn als 14jährigen mitgenommen hatte, sollte er nicht vergessen. Es wären die Geschehnisse dieser Nacht und in ihrem Umkreis gewesen – so bezeugte H. –, in denen der Wunsch, Priester zu werden, der schon früh in ihm wach gewesen sein muß, zur Entschiedenheit heranreifte: Eine „naive Sehnsucht“ schmolz um in den Willen, „Zeugnis zu geben“ für das, was in der Nacht anfähet, wie es im Jakob Böhme entlehnten Motto von R. Schneiders Buch „Die dunkle Nacht“ heißt, das H. in jener Bombennacht bei sich trug.

Nach der Wiedereröffnung des Gymnasiums wurde er zu Weihnachten 1945 während des Schuljahres aus der Obersekunda in die Unterprima versetzt und legte im Juli 1947 die Reifeprüfung ab. Zum Wintersemester 1947 zog er ins Collegium Borromaeum und begann sein Studium.

Prägend für seinen intellektuellen Weg wurde der Religionsphilosoph Bernhard Welte. Nach der Seminarzeit, der Priesterweihe 1952 und einer knapp zweijährigen Vikarstätigkeit in Donaueschingen, Kollnau und Rheinfeldern nahm H. 1954 seine Studien bei Welte wieder auf. Noch vor seiner Promotion zum Dr. theol. 1957 aufgrund der Dissertation über „Philosophische Grundlagen zu Franz von Baaders Gedanke der Schöpfung“ (1963 gekürzt veröffentlicht unter dem Titel „Franz von Baaders philosophischer Gedanke der Schöpfung“) wurde ihm 1956 die Aufgabe der Gründung und Leitung der Katholischen Akademie übertragen. Karl Rahner und natürlich Welte waren die ersten Tagungsreferenten. 1961 erging erneut eine Freistellung zum Weiterstudium. H. wurde Weltes Wissenschaftlicher Assistent; er fertigte seine Habilitationsschrift über F. W. J. von Schelling (1968 publiziert unter dem Titel „Gott und das Denken nach Schellings Spätphilosophie“) und erlangte 1967 die *venia legendi* im Fach Religionsphilosophie.

Als ein erstes Zeugnis des Dankes an seinen Lehrer Welte, dem noch viele weitere folgten, legte H. zu Weltes 60. Geburtstag 1966 zusammen mit den Mitschülern Bernhard Casper und Peter Hünermann den Sammelband „Besinnung auf das Heilige“ vor. In Hemmerles Beitrag zu einer „philosophischen Phänomenologie des Heiligen“ gewinnt sein eigener Gedanke grundlegende Gestalt: Eine Phänomenologie des Heiligen reicht weiter als bis zum Gedanken, in dem das Heilige gewußt ist, in dem aber, daß das Heilige mir heilig ist, ein „vom Denken distanzierter religiöser Vollzug“ bleibt. Ein Denken wird es Denken des Heiligen sein müssen, als phänomenologisches Denken, das das Heilige sich von sich selbst her zeigen läßt, wird dieses aber zugleich dem Denken heilig sein müssen. Darin verliert sich

freilich das Denken nicht, bzw. wenn es sich verliert, dann so, daß es sich um so mehr als selbst wiedergeschenkt erhält, indem es den Weg geführt wird vom „fassenden“ zum „lassenden“ Denken und es „verdankendes“ Denken wird. Deshalb reicht das Denken des Heiligen weiter auch als der nur religiöse Ausgriff: Das Heilige ist nicht mehr länger bloß Gegenstand, und selbst das Ich, dem das Heilige heilig ist, gerät an die Grenze, wo es sich anbetend-bittend öffnet der ungeschuldeten und unerahnten Gewähr des Heils.

Neben seinem Lehrer Welte und neben dem Philosophen Max Müller verdankte H. wichtige Anregung auch dem Exegeten Anton Vögtle. Immer wieder hat er auf die Bedeutung hingewiesen, welche Vögtles Auslegung der Reich-Gottes-Botschaft Jesu für ihn hatte. Durch sie wäre ihm aufgegangen, „daß die Ansage der Gottesherrschaft durch Jesus ein Gottesereignis, eine Neuheit im Bild Gottes schenkt, die ich noch gar nicht in meinem persönlichen Denken eingeholt hatte. War nicht der Gott, um den es mir bislang ging, insgeheim viel eher der Gott der Spitze, der Gott des Horizontes, der Gott der Anfänge und des Endes, aber nicht jener lebendige Gott, der alles in allem ist? Der Gott jedoch, der in Jesus Christus seine Herrschaft und so sich selber ansagt, ist jener, der mitten hineindringt in mein Leben, von der Peripherie in die Mitte ... Es war mir, als ob Gott von der Kirchturmspitze auf den Marktplatz, vom Altar ins Kirchenschiff, von den Konklusionen in die Prämissen meines Daseins gesprungen wäre. Es gab eine neue Unmittelbarkeit und Einfachheit im Verhältnis zu Ihm und Seinem Wort.“

1968 wechselte H. nach Bonn zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), dessen Geistlicher Direktor er wurde und dessen Geistlicher Assistent er von 1975 bis zu seinem Tode war. Mit der Tätigkeit beim Zentralkomitee, neben der er von 1969 an als Privatdozent an der Universität Bonn und von 1970 an als o. Professor für Fundamentaltheologie in Bochum tätig war, begann die Zeit breiterer öffentlicher Wirksamkeit, die ihn zu einer „Integrationsfigur“ (H. Maier) im krisengeschüttelten deutschen Katholizismus der Nachkonzilszeit werden ließ.

Durch seine konzeptionellen Überlegungen wurden maßgeblich mitbestimmt: elf Deutsche Katholikentage – von Essen 1968 bis Dresden 1994 (insbesondere der Aachener Katholikentag 1986, der parallel zur Aachener Heiligumsfahrt stattfand) –, das Ökumenische Pfingsttreffen 1971 in Augsburg, die Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland 1971–1975 (wesentlichen Anteil hatte H. an der Entstehung der Synodenbeschlüsse „Die pastoralen Dienste in der Gemeinde“ und „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften. Auftrag und pastorale Dienste heute“) und die Gemeinsame Studientagung von Deutscher Bischofskonferenz und ZdK über die Weitergabe des Glaubens 1988.

Von 1971 bis 1975 hatte er den Vorsitz inne im Gesprächskreis „Christen und Juden“ des ZdK. Er unterhielt intensive Kontakte zum Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages und zum „Klub der katholischen Intelligenz“ in Polen. Als Berater wie später als Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz und als Vorsitzender der Kommission IV „Geistliche Berufe und kirchliche Dienste“ hat er die Statuten und Rahmenordnungen der neuen pastoralen Dienste mitgeformt. Er war Berater der Römischen Bischofssynode 1971 und Mitglied der Synoden von 1987 und 1990, Mitglied der Bischofs- und der Kleruskongregation von 1978 bis 1983 und des Rates des Generalsekretariates des Römischen Bischofssynode von 1987 bis 1990 und vieles andere mehr.

Gleichwohl sah es zunächst so aus, als ob H. im Bereich des Akademischen angesiedelt bleiben würde. 1973 erhielt er den Ruf auf den Lehrstuhl für Christliche Religionsphilosophie an der Universität Freiburg in der Nachfolge seines Lehrers Welte.

In der Rezeption des „Strukturgedankens“ Heinrich Rombachs und in der Auseinandersetzung mit dem Franziskanertheologen Bonaventura war er bereits in der Bochumer Zeit seinen philosophischen und theologischen Weg konsequent weitergegangen: Wie einerseits die „Phänomenologie auf den Glauben hin“ zum Weg werden kann, daß der Glaube verantwortet seine Schritte setzt, sein eigenes Licht entbirgt, sich aber auch dem Licht der Vernunft sowohl aussetzt wie bezeugt, so mündet andererseits die „Umkehrung des Wegs der philosophischen Phänomenologie in die Unmittelbarkeit der Nachfolge, in die Direktheit des Glaubens ‚auf sein Wort hin‘ in den neuen Auftrag der Zuwendung zu dem, was ist“. Dem entsprang nun für H. das zugleich theologische und philosophische wie zeitgemäße, weil die nachneuzeitliche Situation ernst nehmende Postulat einer „neuen Ontologie“, das H. nicht zuletzt im Werk Hans Urs von Balthasars vernommen hatte. Die Refle-

xion darauf, was im Ende der Neuzeit zu Ende geht: der Systemgedanke, und darauf, was das Proprium des Christlichen ist: der Glaube an Gott als dreifaltige Liebe, das aber im christlichen Denken „bislang noch nicht führend, noch nicht epochemachend zum Tragen kam“: sie führte zum Ansatz einer „trinitarischen Ontologie“ – einer Ontologie, worin das Christliche nicht mehr länger nur einen „Gaststatus“ hat in „von anderswoher geprägten philosophischen Entwürfen und Systemen“.

Doch kaum, daß H. seinen eigenen philosophischen und theologischen Ansatz ausgebildet und in seiner Propädeutik-Vorlesung sowie in einem an Hans Urs von Balthasar zu dessen 70. Geburtstag gerichteten Brief formuliert hatte, traf ihn die Ernennung zum Bischof von Aachen. Seine Bonaventurainterpretation publizierte er noch 1975 in Freiburg („Theologie als Nachfolge. Bonaventura – ein Weg für heute“), seine Propädeutik („Vorspiel zur Theologie. Einübungen“) und seine Ontologie („Thesen zu einer trinitarischen Ontologie“) gab er bereits 1976 von Aachen aus in den Druck.

Durch den Katholikentag 1974 in Mönchengladbach war H. einer größeren Aachener Öffentlichkeit bekannt geworden und hatte er durch seine „verständliche und lebensnahe Glaubensverkündigung tiefen Eindruck“ hinterlassen (A. J. Wäckers, ehemals Generalvikar in Aachen). Als Bischof Johannes Pohlschneider im Dezember 1974 zurücktrat, zählte H. offensichtlich bald zu den Kandidaten für die Nachfolge. Durch das Domkapitel am 6. 8. 1975 gewählt (die Nachricht von seiner Wahl überbrachte ihm eine Delegation des Aachener Domkapitels in der Bahnhofsgaststätte von Neustadt i. S.) und am 9. 9. von Papst Paul VI. ernannt, übernahm H. am 30. 10. die Leitung des Bistums und empfing er am 8. 11. im Aachener Münster die Bischofsweihe. Als sein Leitwort wählte er: „Omnes unum ut mundus credat - Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir und ich in dir, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, daß du mich gesandt hast“ (Joh 17, 21).

Schon die ersten Worte, die er am Ende der Weiheliturgie an die Menschen im Bistum Aachen richtete, ließen aufhorchen: Da erklang nicht nur ein anderer als ein rheinischer oder westfälischer Tonfall, das war ein neuer und anderer Stil. Seine Eloquenz löste Erstaunen aus; seine Einfachheit, seine Freundlichkeit, sein außergewöhnliches Gedächtnis für Namen und Gesichter nahmen für ihn ein; und seine Bereitschaft, sich einnehmen und in Beschlag nehmen zu lassen, Zeit zu haben zum Gespräch, unendlich viele Briefe persönlich zu beantworten, bescherte ihm die Sympathie nicht nur der Katholiken und der Kirchgänger.

Was H.s pastorale Impulse, angefangen von der geistlichen Zentrierung der Aachener Heiligtumsfahrt im Leitwort der „Tuchföhlung“ mit dem Ursprung“ bis hin zum „Pastoralen Schwerpunkt ‚Kirche und Arbeiterschaft‘“, im Bistum Aachen bewirkt haben, vor allem aber, was er durch die persönliche Ermutigung und Unterstützung Unzähliger, neue Wege zu gehen, freigesetzt hat: dies ist heute noch gar nicht zu ermessen. Gleichwohl hat er selbst ein Stichwort gegeben, das sein Bemühen im einzelnen und die innere Form seines Bischofseins zusammenfaßt: „Weggemeinschaft.“

Unter dieser Überschrift lud er 1989 mit dem Fastenhirtenbrief ein zu einem bistumsweiten Gesprächsprozess über die pastorale Situation und die notwendigen Konsequenzen. H. wollte damit nicht eine Diözesansynode oder einen synodalen Prozeß im gängigen Sinne anstoßen; und seine Rede von „Weggemeinschaft“ meinte überhaupt nicht nur das Bistum Aachen. Möglicherweise stellt „Weggemeinschaft“ sogar die Zusammenfassung seiner Theologie und Philosophie, seiner Spiritualität und Pastoral dar.

Der Sache nach kann sie bis in früheste Äußerungen zurückverfolgt werden. Denn wenn einem „neuen Denken“ als einem nach- und nichtmetaphysischen Denken aufgegeben ist, die Andersheit des anderen und die Geschichte neu oder gar erst anfänglich zu denken, wird es selbst geschichtlich bzw. „weghaft“ und dialogisch bzw. „gemeinschaftlich“ sein müssen. Seine durchgängige Betonung des Wegcharakters des Glaubens, etwa in seinem meistgelesenen Buch „Glauben – wie geht das? Wege zur Mitte des Evangeliums“ (1978), und sein entschiedenes Eintreten für eine Communio-Theologie haben aber in der „Weggemeinschaft“ nochmals einen anderen Klang und vielleicht auch ein neues Gewicht erhalten. Nicht zufällig geschah dies, als er Anfang der achtziger Jahre vermehrt zur Jugendpastoral angefragt wurde. Im Rahmen seines Fragens, was denn die Jugend mit der Kirche und die Kirche mit der Jugend anfangen könne, bildet sich „Weggemeinschaft“ immer mehr heraus als das Stichwort für die Weise einer Gemeinschaft „gegenseitigen Zeugnisses und Dienstes, in deren Mitte der Herr selber uns in die Zukunft führt“. So wurde „Weggemeinschaft“ vielen, auch außerhalb des Bistums Aachen, zum Inbegriff der Weggefährtenschaft H.s mit ih-

nen und bleibt dieses Wort nichtsdestoweniger verbunden mit der konkreten Geschichte, die er mit den Menschen in seinem Bistum hatte und in der nicht zuletzt „Weggemeinschaft“ zu seinem vermächtnishaften Wort wurde.

So sehr H. seine Aufgabe als Bischof von Aachen durch alle Schwierigkeiten, Selbstzweifel und Dunkelheiten hindurch mit ganzem Herzen angenommen und er einen Platz in den Herzen der Menschen seines Bistums gewonnen hatte, so tief blieb er seiner Freiburger Heimat verbunden. Soweit es ihm nur möglich war, pflegte er die alten Kontakte. Bitten um Ansprachen und Vorträge aus dem Erzbistum Freiburg vermochte er nur schweren Herzens abzuschlagen. Gerne übernahm er die Aufgabe, zum Anlaß der Seligsprechung der Hegner Kreuzschwester Ulrika Nisch 1987 ein Lebensbild von ihr zu schreiben („Die leise Stimme. Ulrika Nisch – ihr Weg und ihre Botschaft“); und als er im Spätsommer 1993 nach langem Krankenstand sich zur Erholung zurückziehen wollte, da suchte er dazu das Priesterseminar St. Peter auf.

Für eine Zeit der Ruhe und Rekonvaleszens ging H. zurück an den Ort, der ihn wohl wie kein anderer mit seinem ehemaligen Spiritual und seinem Freund Rudolf Herrmann verband. Von seinen vielen Büchern hat H. nur zwei mit einer Widmung versehen. Seine phänomenologischen Untersuchungen, die er 1972 in dem Sammelband „Unterscheidungen“ herausgab, waren seinem Lehrer „Bernhard Welte zugebracht“, sein Bändchen „Dein Herz an Gottes Ohr. Einübung ins Gebet“ aber widmete er Herrmann.

Dieser war es gewesen, durch den H. 1958 den Weg in die Fokolar-Bewegung gefunden hatte und die ihm der Raum wurde, in welchem er selbst konkret die Erfahrung des gemeinsamen Unterwegsseins machte. In der Fokolar-Bewegung fand er jene Familiarität wieder, der er erwachsen war und in der festverwurzelt er fähig war zur Weite. In ihrer Spiritualität sah er eingelöst, was ihn seit der Begegnung mit Reinhold Schneider bewegt hatte: die Nähe Gottes inmitten der tiefsten Verlassenheit von ihm; in dem unmittelbaren Leben aus dem biblischen Wort fand er, wohin er seit dem Impuls Vögtles fragend unterwegs war: das Leben mit dem lebendigen Gott; und in der Prägung durch die johanneische Botschaft der Einheit erschloß sich ihm, worum es ihm in aller Philosophie und Theologie stets ging und was sein bischöfliches Leitwort sagt: Einheit, welche Liebe ist, die Gott selbst ist. Umgekehrt verdankt die Fokolar-Bewegung H.s theologischer Begleitung und seiner in spirierenden Tätigkeit so viel, daß ihre Gründerin, C. Lubich, ihn einen „Mitgründer“ nannte.

Seine jahrelangen intensiven Kontakte aber, die H. im Rahmen der Fokolar-Bewegung mit Bischöfen der ganzen Welt sowie mit Bischöfen und Präsidien unterschiedlicher Konfessionen pflegte, ließen H. mehr, als dies offizielle Berufungen und Funktionen widerspiegeln und es in ihnen möglich gewesen wäre, zu einer Persönlichkeit der „Welt-Kirche“ werden. Seine unermüdliche Anwaltschaft dessen, in allem immer wieder über die engen Grenzen des Eigenen, der eigenen Kirche, der eigenen Kultur und auch der eigenen Not hinauszusehen, faßte der griechisch-orthodoxe Metropolit Augustinos prägnant zusammen; er nannte H. einen „Bischof der einen und nicht nur der seinen Kirche“.

Reinhard Feiter

Hofmann Rudolf, Dr. theol., Prälat, Universitätsprofessor, Priester der Erzdiözese München-Freising

Geb. 15. 3. 1904 in Straubing, ord. 29. 6. 1927 in Freising. Gest. 28. 2. 1994 in Freiburg, beerd. 3. 3. 1994 ebda. auf dem Hauptfriedhof.

Der Sohn des Oberstudiendirektors Johann H. absolvierte das philosophisch-theologische Studium an der Universität München. Nach der Priesterweihe wirkte er zwei Jahre als Kaplan in München St. Franziskus und dann in Pasing. Während der anschließenden fünf Jahre Tätigkeit als Religionslehrer an einem Lyzeum studierte er weiter im Fach Moraltheologie. Mit der Dissertation über das Thema „Die heroische Tugend. Geschichte und Inhalt eines theologischen Begriffes“ promovierte er am 6. 12. 1933 zum Dr. theol. 1934 wurde er vom Bayr. Staatsministerium für Unterricht und Kultus zum Subregens am Gregorianum ernannt und gleichzeitig zum Assistenten des Homiletischen Seminars an der Universität. Das Studium der Moraltheologie setzte er auch als Subregens fort. Mit der Arbeit über „Die Gewissenslehre des Walter von Brügge OFM und die Entwicklung der Gewissenslehre in der Hochscholastik“ habilitierte er sich am 22. 3. 1939. Nach der Aufhebung der Münchener Theologischen Fakultät hielt er die zur Vollendung der Habilitation erforderliche Pro-

bevorlesung vor der Theologischen Fakultät in Würzburg, worauf er am 6. 12. 1939 zum Dozenten der Moraltheologie ernannt wurde.

Zunächst übernahm er das Amt des Predigers an der Hl.-Geist-Kirche in München. Anfang 1940 wurde H. mit der Vertretung des Lehrstuhls für Moraltheologie an der Deutschen Karls-Universität in Prag beauftragt. Im Februar 1943 wurde er zum Militärdienst eingezogen. Nach der Entlassung aus amerikanischer Gefangenschaft wurde er am 1. 4. 1946 ao. Prof. an der Phil.-Theol. Hochschule Passau, ab 1. 6. 1948 o. Prof. daselbst. Ab 1. 9. 1955 bekleidete er das Amt des Rektors der Hochschule. 1956 folgte er dem Ruf an die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1969 Moraltheologie lehrte.

H. war ein Schüler von Franz Walter und wurde besonders auch von seinen Lehrern Martin Grabmann und Theodor Steinbüchel bestimmt. Neben der vorzüglichen historischen Schulung erwies sich H. gleichzeitig als hervorragender Systematiker, der in streng theologischer Methode das quellenmäßig erarbeitete und geschichtlich verstandene Traditionsgut der Moraltheologie der Behandlung der Gegenwartsfragen unter Verbindung mit der ethischen Geistesarbeit der heutigen Zeit zugrunde legte. Mit scharfer Denkkraft verband er eine sehr gute Lehrbefähigung und klare Darstellungsgabe.

Rudolf Hofmann, ein würdiger Freund Th. Steinbüchels und F. Tillmanns, wird mit Recht zum Kreis der Erneuerer der deutschen Moraltheologie in diesem Jahrhundert gezählt. Als Mitarbeiter an dem von M. Reding herausgegebenen vielbändigen „Handbuch der Moraltheologie“ hat er zur Überwindung der damaligen Krise der christlichen Moraltheologie einen wesentlichen Beitrag geleistet. Seine dort als Band VII erschienene „Moraltheologische Erkenntnis- und Methodenlehre“ (München 1963) war richtungweisend.

Im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Forschung stand das Gewissen. Themen seiner Publikationen wie „Gewissensfreiheit in theologischer Sicht“, „Wesensdeutung des Gewissens“, „Moraltheologie und christliches Gesinnungsethos“ bezeugen dies. Doch wandte er seine Aufmerksamkeit auch benachbarten Gebieten wie der Wirtschaftsethik, der Moralpsychologie und der Humanmedizin zu.

Einen für die deutsche Moraltheologie nicht hoch genug einzuschätzenden Dienst hat er als Mitinitiator und langjähriger Promotor der internationalen Kongresse deutschsprachiger Moraltheologen und Sozialethiker getan. Wenn in 30 Jahren dieser Tagungen der wissenschaftliche Austausch, das kollegiale Gespräch und die freundschaftliche Verbundenheit bei aller persönlichen Eigenprägung dieser Theologen so weltweit als beispielhaft gelten, ist das nicht zuletzt Rudolf Hofmann zu verdanken.

Er, der in jüngeren Jahren ein eifriger Bergsteiger war, war kein Eigenbrödlerr. Als junger Student wurde er Mitglied der KdStV Aenania im CV zu München und wegen seiner Treue zur Gemeinschaft nahmen ihn auch zwei Freiburger Verbindungen in ihre Reihen auf. Er gehörte dem Beirat der „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft“ an, deren Wirksamkeit er förderte.

Aufrecht und gerade wie seine Gestalt und sein Gang war seine Forschung und Lehre und seine Art zu prüfen. Der fromme Priester und Lehrer wird als stets sehr freundlicher und zuvorkommender Mensch in Erinnerung bleiben. Hu.

Keller Heinz Michael

Geb. in Andreashütte/Oberschlesien 29. 9. 1942, ord. 18. 5. 1974. Vikar in Karlsruhe, St. Hedwig 26. 6. 1974, in Wertheim St. Venantius 1. 9. 1975, in Gengenbach 28. 1. 1976; Pfrvw. in Meßkirch-Rohrdorf 10. 8. 1977, in Efringen-Kirchen (Istein) 24. 11. 1977; Pfrvw. daselbst, investiert daselbst 22. 3. 1984. Gest. in Basel 18. 11. 1994, beerd. in Istein 23. 11. 1994.

Pfarrer Heinz Keller wurde am 29. Sept. 1942 als Sohn des Schlossers Viktor Wawrzinek und seiner Frau Maria geb. Malik in Andreashütte/Oberschlesien geboren. In einem von christlichem Geist und starkem Familiensinn geprägten Elternhaus wuchs er mit zwei Brüdern in Waldenburg auf, besuchte das dortige Allgemeine Lyzeum (Mittelschule) und legte 1964 die Reifeprüfung ab. Nach der Übersiedelung in die Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1965 mußte Heinz Keller zunächst ein Jahr lang ein Gymnasium in Westfalen besuchen, um seine deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern, da ja im damaligen Polen die Pflege der Muttersprache nicht möglich war. Danach nahm er an der Theologisch-Philosophischen Hochschule in Königstein/Taunus das Theologiestudium auf.

Inzwischen war seine Familie nach Lörrach gezogen, so daß der junge Theologe Verbindungen zu unserer Diözese knüpfte. 1968 nahm er den Familiennamen Keller an. Nach dem Abschluß des Theologiestudiums in Königstein unterbrach er die Studien, um seine berufliche Zukunft zu klären; auf Grund seiner finanziell schwierigen Situation arbeitete Heinz Keller die folgenden eineinhalb Jahre in der Universitätsbibliothek in Stuttgart. Im September 1972 setzte er sein Studium im Priesterseminar St. Peter fort, absolvierte in der Pfarrei Herz Jesu zu Etlingen sein Diakonatsjahr und wurde dann am 18. Mai 1974 von Erzbischof Hermann Schäufele, zusammen mit zwei Mitbrüdern, in der Pfarrkirche St. Peter zu Lörrach zum Priester geweiht.

Als Vikar war Pfarrer Keller in Karlsruhe, St. Hedwig, in Wertheim, St. Venantius und Gengenbach eingesetzt, wo er sich, nach den jeweiligen Dienstzeugnissen, als sensibler Seelsorger erwies. In Rohrdorf bei Meßkirch hatte er 1977 eine dreimonatige Vertretung zu übernehmen; in gleicher Eigenschaft als Pfarrvikar kam er anschließend nach Efringen-Kirchen-Istein, wo er dann etwas später als Pfarrverweser bestellt wurde und am 22. März 1984 auf diese Pfarrei investiert wurde. In dieser großen, weiträumigen Pfarrei mit der Filiale Huttingen und den überwiegend evangelischen Orten Efringen, Kirchen, Blansingen, Egringen, Kleinkems, Mappach, Welmlingen und Wintersweiler wirkte er zum Segen der Menschen, wobei ihm die würdige Gestaltung der Gottesdienste und der Predigtendienst ein besonderes Anliegen waren. Mit der umfassenden Renovation und dem Ausbau des Pfarrhauses, der Sanierung der Sakristei, der Außenrenovation der Pfarrkirche trug er zur Erhaltung der äußeren Voraussetzungen des Gemeindelebens bei.

In den letzten Monaten war sein Lebensweg beschwerlich und voll Leiden; nach einer schwierigen Darmoperation im Kantonshospital Basel starb Pfarrer Heinz Keller plötzlich und unerwartet. Im bewußten Blick auf den Tod trug ihn sein lebendiger Glaube und das Wissen, von Gott berufen und gerufen zu sein. r. i. p. H. H.

Klamet Emil

Geb. in Neustadt im Schw. 6. 9. 1908, ord. in Wien 21. 7. 1935; Kaplansjahre in Ebenfurth, Poysdorf, Purkersdorf; Pfarrer in Gschaidt und Pottenstein (alle Orte in der Erzdiözese Wien). Pfrvw. in Welschingen 21. 9. 1955; inkardiniert 24. 11. 1958; investiert in Welschingen 26. 7. 1959; Pfarrer in Kappel/Dreisamtal 1. 8. 1964, investiert daselbst 20. 9. 1964. Zuruhesetzung in Ellbögen/Tirol 15. 10. 1970, in Häusern 1. 4. 1981. Gest. in Bad Krozingen 1. 3. 1994, beerd. in Häusern 4. 3. 1994.

Pfarrer Emil Klamet wurde am 6. September 1908 als Sohn des Postbeamten Emil Karl Klamet und seiner Frau Franziska geb. Kocheisen in Neustadt i. Schw. geboren und wuchs, zusammen mit zwei Schwestern, in einem von christlichem Geist geprägten Elternhaus auf. Sein Vater wurde im Verlauf seiner Kindheits- und Jugendjahre zunächst nach Furtwangen, dann nach Konstanz versetzt, wo Emil Klamet ab 1921 das Gymnasium besuchte und im Frühjahr 1929 die Reifeprüfung ablegte. In der Jugendbewegung „Bund Neudeutschland“ sehr engagiert und von ihr geprägt, entschloß er sich, auch unter dem Einfluß von Pfarrer Anton Fränznick (gestorben 1944 im KZ Dachau) zum Theologiestudium. In der Frage der Berufung noch nicht ganz entschieden, trat er im Frühjahr 1929 als Postulant in das Kloster Beuron ein, um das klösterliche Leben kennenzulernen, um dann wie andere seiner Mitschüler als Mönch nach Brasilien zu gehen. Doch in Zeiten, in denen die Berufungen zum geistlichen Stand zahlreicher waren, wurde eine strenge Auswahl getroffen; so wurde dem jungen Postulanten bedeutet, daß er zum mönchischen Leben keine Berufung habe. Er nahm im Herbst 1929 das Theologiestudium in Freiburg auf; in der Berufsfrage verunsichert, pausierte Emil Klamet ein Semester, nahm das Studium wieder auf, um schließlich 1932 in das Priesterseminar nach Wien überzuwechseln. Dort wurde er nach Abschluß des Studiums durch Kardinal Innitzer am 21. Juli 1935 im Stephansdom zum Priester geweiht.

Nach Vikarsjahren in Ebenfurth (ab Herbst 1935), Poysdorf (Herbst 1936) und Purkersdorf bei Wien (Herbst 1937–Juli 1940), wurde Pfarrer Klamet Pfarrverweser in dem kleinen Gebirgsdorf Gschaidt und im Jahre 1948 als Pfarrer nach Pottenstein angewiesen. Um seiner alt und kränklich gewordenen Mutter besser beistehen zu können, stellte er im Jahre 1955 den Antrag um Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg, dem im selben Jahr entsprechen wurde.

In Anerkennung seines 20jährigen engagierten seelsorgerlichen Wirkens in der Wiener Erzdiözese verlieh Kardinal König dem scheidenden Pfarrer den Ehrentitel „Geistlicher Rat“. Pfarrer Klamet nahm im Herbst 1955 als Pfarrverweser in Welschingen im Hegau seinen Dienst in unserer Erzdiözese auf. Nach der gesetzlichen Wartezeit wurde er 1958 inkardinert und dann als Pfarrer in Welschingen investiert. In den Jahresberichten des Dekanates wird immer sein Eifer in der Jugendseelsorge erwähnt, ebenso, daß er ein „guter Prediger mit frommen Herzen“ sei. Neben den Aufgaben seiner Pfarrei, zu der ja auch die Betreuung der dortigen Wallfahrtsstätte gehört, übernahm er auch die Mitverwaltung der Pfarrei Watterdingen und die Seelsorge in der Filiale Barga; ebenso war er immer gerne zu kürzeren und längeren Aushilfen in den Nachbarpfarreien bereit, wenn die dortigen Pfarrer krank waren. Auf Dekanatssebene engagierte er sich seit 1960 als Dekanatsfrauenseelsorger.

Im Sommer 1964 wechselte Pfarrer Klamet auf die Pfarrei Kappel bei Freiburg. Als er spürte, daß seine seelischen Kräfte immer mehr nachließen, bat er um seine Zuruhesetzung und wohnte zunächst mit seiner Schwester in Ellbögen/Tirol. Doch zog es ihn wieder in die Heimat zurück und er fand im leerstehenden Pfarrhaus in Häusern nicht nur eine schöne Wohnung, sondern auch eine Gemeinde, die froh über seine seelsorgerlichen Dienste war. Als Subsidiar hat er auch in vielen umliegenden Gemeinden gerne Aushilfsdienste angenommen. Im April 1986 zog er – ebenfalls in Häusern – in eine Mietwohnung, um das Pfarrhaus einem jüngeren Pensionär zur Verfügung zu stellen. Zwischen zahlreicher werdenden Krankheitsschüben übernahm er immer wieder Vertretungen in den Nachbargemeinden. In Bad Krozingen, wo er Linderung in seiner schweren Krankheit suchte, erlöste ihn der Tod von seinem Leiden. Eine große Trauergemeinde mit Abordnungen aus seinen früheren Pfarreien versammelte sich zu seinem Begräbnis, wissend, daß sie einen guten, bescheidenen Seelsorger verloren hatten. In der Unruhe des Herzens möge er, nach dem Worte des hl. Augustinus, in Gott seine Ruhe finden. H. H.

Kurrrus Theodor, Dr. theol.

Geb. 13. 5. 1916 in Freiburg i. Br., ord. 27. 4. 1941. 27. 8. 1941 Vikar in Urloffen, 16. 4. 1947 in Rielasingen, 24. 6. 1947 wiederum in Urloffen, 2. 6. 1948 in Meßkirch, 20. 7. 1948 in Oberried, 27. 4. 1949 in Müllheim; 9. 1. 1950 Promotion zum Dr. theol. Universität Freiburg; 20. 2. 1951 Vikar in Donaueschingen (St. Johann), 1. 10. 1953 Pfrw. in Schlatt (Dekanat Neuenburg), 26. 4. 1954 gleichzeitig und i. g. E. in Tunsel, 8. 4. 1960 Pfarrer in Tunsel, 21. 12. 1971 Geistl. Rat ad honorem, 1. 2. 1989 Ruhestand in Heitersheim (Schwesternhaus St. Ludwig), 13. 10. 1993 Wohnstift Schloß Friedenweiler. Gest. 18. 4. 1994 in Friedenweiler, beerd. 22. 4. 1994 in Bad Krozingen-Tunsel.

Kurrrus wurde in Freiburg geboren, wo er mit zwei Brüdern aufwuchs. Als Fünfjähriger mußte er das Zerwürfnis und die Ehescheidung seiner Eltern miterleben. Noch im Alter sprach er in diesem Zusammenhang von seinem „schrecklichsten Kindheitserlebnis“.

Nach dem Besuch der Volksschule war er Schüler am Realgymnasium (heute Kepler-Gymnasium), wo er 1936 das Abitur bestand. Danach studierte er in Freiburg und St. Peter Theologie. Mitten im Krieg wurde er am 27. 4. 1941 in der Konviktskirche von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht. Unmißverständlich machten sich damals die unseligen Folgen des Krieges bemerkbar, denn nur insgesamt fünf Diakone wurden ausgeweiht. Kurrrus, der bereits 1939 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen worden war, wurde aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes vom Heeresdienst freigestellt. Seine erste Stelle trat er in Urloffen an, wo er auch das Kriegsende erlebte. Als Vikar hat er während zwölf Jahren in sechs Pfarreien gewirkt; jedesmal ging er mit vorbildlichem Eifer und großer Einsatzfreude ans Werk. Nachdem er 1953 als Pfarrverweser nach Schlatt gekommen war, wurde ihm im folgenden Jahr auch die Pfarrei St. Michael in Tunsel anvertraut, und überdies war er an der Jahreswende 1955/56 für kurze Zeit auch Seelsorger im benachbarten Eschbach.

Allzubald waren jedoch für Kurrrus, der sich selbst viel abzuverlangen gewohnt war, die Grenzen der physischen Belastbarkeit erkennbar. Zur gesundheitlichen Labilität traten – und sicher zu einem Teil auch durch sie bedingt – menschliche Unzulänglichkeiten, die sich vor allem in mangelnder Kontaktfreude und in einer auffallenden Neigung zur Introver-

tiertheit zeigten. Angesichts seiner intellektuellen Fähigkeiten ergab sich fast zwangsläufig, daß er in der wissenschaftlichen Betätigung und Forschung einen Ausgleich zu den oft physischen Strapazen, bisweilen auch menschlichen Enttäuschungen im Seelsorgebereich, suchte. Schon in seiner Vikarszeit arbeitete er über einen längeren Zeitraum an einer Dissertation¹, mit der er 1950 den theologischen Doktorgrad erwarb. Und als Pfarrverweser verfolgte er, angeregt durch seine Mitarbeit an den Forschungen der Freiburger Theologischen Fakultät anlässlich der 500-Jahr-Feier der Universität (1957), ernsthaft eine Habilitation für den Fachbereich Pastoraltheologie; zeitweilig erwog er auch die Übernahme einer Dozentur für katholische Religionswissenschaft an einer der Pädagogischen Hochschulen, deren Einrichtung das 1958 in Kraft getretene Lehrerbildungsgesetz vorsah. Sein zweiter Anlauf zur Habilitation im Jahre 1964 wurde von Erzbischof Hermann Schäufele nicht zuletzt wegen des bedrückenden Priestermangels abschlägig beschieden.

Seit 1960 als Pfarrer in Tunsel investiert, suchte Kurrus auch in der weiteren Zukunft immer wieder den für ihn unverzichtbaren Ausgleich von Pastoration und theologischer Forschung. Neben seinen zahlreichen Aufgaben als Gemeindepfarrer hatte er ein vielseitiges wissenschaftliches Betätigungsfeld. Zunächst seine Studien zur Freiburger Theologischen Fakultät, zu denen entgegen dem ursprünglichen Plan noch ein 2. Band erschien²; ferner Beiträge im Oberrheinischen Pastoralblatt, vor allem aber zahlreiche volkskundliche, kirchen- und kunstgeschichtliche Untersuchungen, von denen nicht wenige Eingang ins FDA gefunden haben.³ Aus der kontinuierlichen Hinwendung zur wissenschaftlichen Arbeit, die ihm ein echtes Bedürfnis war, hat er immer wieder neue Kraft für seinen pastoralen Dienst geschöpft. Diese Polarität von Seelsorge und Forschung, die sein Priesterleben nachhaltig befruchtet hat, fand auch in seiner Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem durch Erzbischof Hermann Schäufele ausdrückliche Würdigung und sichtbare Anerkennung.

Aus der großen Sorge heraus, die ihm die Entwicklung der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil bereitete, stand Kurrus auf der Seite der bewahrenden Kräfte. Er gehörte zu den Mitbegründern der Bewegung für Papst und Kirche und war mehrere Jahre deren Vorsitzender. Vor allem die Feier der hl. Messe im alten römischen Ritus war für ihn ein schützens- und erhaltenswertes Gut, ebenso die überlieferte Beichtpraxis der katholischen Kirche. Daher fand sein Name immer wieder Eingang in die bekannten, der kirchlichen Tradition verpflichteten Zeitschriften (z. B. „Der Fels“ und „Una Voce Korrespondenz“).

Auch im gesellschaftspolitisch-staatsbürgerlichen Bereich wußte Kurrus sein persönliches Engagement einzusetzen. Einige Jahre war er Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Katholischer Erzieher. Für seine wenig konformistische Sicht der Dinge zeugte auch seine Mitgliedschaft im Heimatbund Badenerland, der auf der Rechtsgrundlage eines Bundesverfassungsgerichtsurteils allzulange den Volksentscheid über die Wiederherstellung Badens apnahmen mußte.

Es gehört keineswegs zu den Alltäglichkeiten, daß ein Priester 35 Jahre lang ein und derselben Pfarrei verbunden bleibt. Diese ungewöhnlich lange Zeitspanne bekommt noch eine Dimension ganz eigener Art, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie als Folge des Konzils durch nachhaltige Umbrüche im kirchlichen Leben charakterisiert war. Da Kurrus selbst den Neuerungen mit großer Reserve begegnete, konnte es langfristig nicht ausbleiben, daß sich auch an seiner Person – trotz allen Respektes vor seinem Pflichteifer – die Geister mehr und mehr schieden. Die spürbare Verschlechterung seines Gesundheitszustandes und die fortschreitende Erlahmung seiner physischen Kräfte ließen es der Kirchenbehörde geboten erscheinen, dem nunmehr im 73. Lebensjahr stehenden Seelsorger den Rücktritt als Pfarrer nahezu legen. Noch konnte er an seinem Ruhesitz bei den betagten Vinzenterinnen in der Seelsorge mithelfen, bis er, im Spätjahr 1993 selbst zum Pflegefall geworden, in das Wohnstift Schloß Friedenweiler übersiedeln mußte. Bereits nach wenigen Monaten wurde er am 18. 4. 1994 von Gott in die Ewigkeit abberufen. Seinem Wunsch entsprechend wurde er am 22. 4. 1994 auf dem Friedhof der ihm zur Heimat gewordenen Gemeinde Bad Krozingen-Tunsel zur letzten Ruhe gebettet.

Clemens Siebler

¹ Die liturgiewissenschaftlichen Bestrebungen Jakob Gretzers S. J. (1562–1625) nach Umfang, Quellen und Motiven dargestellt. Diss. theol. (ma.), Freiburg 1950.

² Die Jesuiten an der Universität Freiburg i. Br. (1620–1773). In: Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, H. 21 (1963) und 37 (1977).

³ Vgl. FDA, Registerband (1986), S. 70/71.

Mayer Anton

Geb. in Stettfeld 20. 9. 1908, ord. 31. 3. 1935. Vikar in Königheim 25. 4. 1935, Wolterdingen 8. 5. 1936, in Oberweiler b. Lahr 3. 6. 1936, in Malsch bei Ettlingen 23. 9. 1937, in Mannheim, St. Josef 15. 12. 1939. Dienst bei der Wehrmacht 1940–1945. Vikar in Ersingen 3. 10. 1945, in Buchen 1. 6. 1946. Pfrvw. in Moosbronn 15. 10. 1946. Pfarrkurat in Eppelheim 12. 8. 1948. Pfarrer in Wagshurst 5. 7. 1955, investiert daselbst 24. 7. 1955. Pfrvw. in Oberbiederbach 15. 2. 1967, investiert daselbst 1. 9. 1968. Ruhestand in Stettfeld 1. 10. 1978, in Elzach-Prechtal 1986, in Freiburg 1992. Gest. in Freiburg 24. 9. 1994, beerd. in Stettfeld (Ubstadt-Weiher) 29. 9. 1994.

Am 20. Sept. 1908 als Sohn des Landwirts Heinrich Mayer und seiner Ehefrau Theresia geb. Bechtler in Stettfeld bei Bruchsal geboren, wuchs er zusammen mit drei Brüdern, in einer von christlichem Geist geprägten Familie heran. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule ging er 1920 auf das Gymnasium in Bruchsal, das er 1927 verließ, um eine Ausbildung bei einem Zahnarzt aufzunehmen. Doch schon im Frühjahr 1928 korrigierte er seine beruflichen Pläne, trat in die Heimschule Lender in Sasbach ein und legte dort 1930 die Reifeprüfung ab. In den folgenden Jahren studierte er in Freiburg und in der Externitas in Innsbruck Philosophie und Theologie. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 31. März 1935 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

An seinen Vikarstellen in Königheim, Wolterdingen, Oberweiler b. Lahr, Ottenhöfen, Malsch b. Ettlingen und Mannheim, St. Josef, war ihm vor allem die Jugend anvertraut, zu der er einen besonders guten Draht hatte. Der Kontakt mit den Menschen war dem jungen, leutseligen Priester ein wichtiges Anliegen, so daß es im Dekanatsbericht fast besorgniserregend festgehalten wurde: „In Krankenbesuchen und Hausbesuchen eifrig, ja zu eifrig, so daß das Pfarrhaus oft nicht weiß, wo der Herr Vikar wieder ist.“

Wie viele andere wurde im Jahr 1940 Pfarrer Mayer zum Wehrdienst eingezogen. Er war im Sanitätsdienst und als Lazarettpfarrer bis zum Kriegsende in Mannheim eingesetzt und wurde so in besonderer Weise mit der Not der verwundeten und sterbenden Kameraden konfrontiert. Dort erkrankte er selber schwer.

Am 3. Okt. 1945 konnte Pfarrer Mayer als Vikar in Ersingen wieder den seelsorgerlichen Dienst in einer Pfarrei aufnehmen; seine letzte Vikarsstelle war Buchen.

Seine erste selbständige Stelle konnte Pfarrer Mayer als Pfarrverweser von Moosbronn, dem vielbesuchten Wallfahrtsort, am 15. Okt. 1946 antreten. Nach zwei Jahren wurde er als Pfarrkurat nach Eppelheim versetzt. Sieben Jahre leistete er in dieser, damals jungen Gemeinde fruchtbare Seelsorgearbeit, wobei die Jahresberichte des Dekanates ihn als „selbstlos, gewissenhaft, bescheiden, hilfsbereit, sehr rühmig, innerlich“, als „vortrefflichen Seelsorger“ charakterisieren. Auf Dekanatsbene betreute er die Frauenjugend.

Pfarrer Mayer wollte aus pastoralen Gründen in keiner Gemeinde viel länger als zehn Jahre bleiben. Deshalb wechselte er im Frühjahr 1967 die Pfarrei Oberbiederbach. In „väterlicher Weise“, so ein Visitationsbericht aus dem Jahr 1975, leitete er die Gemeinde, erteilte zusätzlich Religionsunterricht in Unterbiederbach und übernahm einen Sonntagsgottesdienst in Oberspitzenbach. Mit Liebe und Einfühlungsvermögen trug er Sorge für die sorgfältige Außen- und Innenrenovation der Pfarrkirche, die zu einem Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde wurde. Im Dekanat bekleidete er das Amt des Seelsorgers für das Männerwerk.

Mit 70 Jahren trat Pfarrer Mayer in den Ruhestand, den er zunächst in seiner Heimatgemeinde Stettfeld verbrachte. Als Subsidiar half er dort gerne nach Kräften in der Seelsorge mit. Später zog er nach Oppenau und verlegte 1982 seinen Wohnsitz nach Elzach-Prechtal; nach einem zweiten Schlaganfall 1992 zog er in das Katharinenstift nach Freiburg, wo er zuletzt ganz auf die Pflege durch andere Menschen angewiesen war.

Der eifrige und geschätzte Seelsorger Mayer starb am 24. Sept. 1994 und fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde, wo er von seinen Mitbrüdern, von Gläubigen aus seinen Pfarreien und von seiner Heimatgemeinde zur letzten Ruhe geleitet wurde. r. i. p. H. H.

Munding Franz

Geb. in Überlingen a. S. 4. 1. 1915, ord. 17. 12. 1939. Vikar in Dossenheim 24. 1. 1940, in Mannheim, St. Peter 8. 5. 1941, in Konstanz, Hl. Dreifaltigkeit 19. 4. 1950, in Vöhrenbach

25. 7. 1953. Pfrvw. in Forst 10. 3. 1954. Kurat in Grenzach 20. 11. 1956, investiert als Pfarrer daselbst 12. 2. 1961; Pfarrer in Sipplingen 12. 10. 1972. Ruhestand in Überlingen 1. 8. 1988. Gest. in Überlingen 21. 8. 1994, beerd. daselbst 25. 8. 1994.

Am 4. Januar in Überlingen als Sohn des Kaufmanns Paul Munding und seiner Frau Maria geb. Keller geboren, wuchs Pfarrer Franz Munding zusammen mit vier Geschwistern in einer von christlichem Geist geprägten Familie auf. Nach der Volksschule ging Franz Munding zunächst zwei Jahre in die Realschule zu Überlingen und wechselte, nachdem er seinen Berufswunsch, Priester zu werden, geäußert hatte, auf das Gymnasium in Konstanz, wo er im Konradhaus wohnte. War es bei seinem Berufswunsch zunächst nur eine „kindliche Einfalt“, wie er in seinem Lebenslauf schrieb, so war die Entscheidung für den Priesterberuf nach dem Abitur im Jahre 1934 Ergebnis jahrelangen Reifens und Ringens, verbunden mit dem Wunsch, „recht viele Menschen durch die katholische Religion glücklich zu machen“. So begann er 1934 mit dem Theologiestudium an der Universität Freiburg, die Freisemester verlebte er an der Universität Würzburg. Im Herbst 1939 begann das Seminarjahr in St. Peter; da inzwischen der Zweite Weltkrieg ausgebrochen und die politische Lage unsicherer geworden war, entschloß sich Erzbischof Gröber, alle, die dazu bereit waren, vor dem regulären Ablauf des Seminarjahres, zu Priestern zu weihen. Deshalb wurde Pfarrer Munding bereits am 17. Dez. 1939, zusammen mit 26 Mitbrüdern, im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

In dieser schweren Zeit der Kriegsjahre nahm Pfarrer Munding seinen priesterlichen Dienst auf. Ein Einberufungsbefehl zur Wehrmacht konnte rückgängig gemacht werden, so daß er seine Vikarsjahre ununterbrochen durchstehen konnte: in Dossenheim, Mannheim/St. Peter, Achern, Konstanz, St. Stephan und Hl. Dreifaltigkeit und schließlich Vöhrenbach. Mit großem Eifer und Klugheit stellte er sich in diesen Jahren den Herausforderungen der Zeit und fand immer schnell Zugang zu den Menschen. In Mannheim, St. Peter, mußte er das Schicksal vieler teilen, die nach den Bombenangriffen das Dach über dem Kopf verloren. Sein Prinzipal in Mannheim, Stadtpfarrer Kaltenbrunn, konnte ihm bescheinigen: Munding „ist in diesen, auch für ihn sehr schweren Jahren ein reifer Mann geworden, der aus den schweren Erlebnissen inneren Gewinn zog. Seine Arbeit in der Gemeinde war allezeit gediegen. In allerschwersten Tagen hat er sich um die Pfarrkirche und die Gemeinde in einer Weise angenommen, daß es ihm diese nicht vergessen dürfte.“

Forst war seine erste selbständige Seelsorgestelle; nach zwei Jahren ging er in die Diasporagemeinde Grenzach. Dort leistete er 16 Jahre lang gediegene Seelsorgearbeit in der Gemeinde, die 1961 zur Pfarrei erhoben wurde. So wurde Pfarrer Munding der erste Pfarrer von Grenzach. In der aufstrebenden Industriegemeinde verstand er es vor allem, die arbeitende Bevölkerung anzusprechen, so daß der Dekan in seinem Bericht aus dem Jahre 1962 schreiben konnte: „Er widmet sich allen Ständen mit vorbildlichem Eifer, vor allem dem Männerwerk.“ Pfarrer Munding hatte frühzeitig erkannt, daß nicht nur die neue Kirche vollendet werden mußte, sondern auch ein Pfarrsaal, ein Kindergarten nötig war, um die kirchliche Infrastruktur zu verbessern; dazu kam letztlich auch noch ein neues Pfarrhaus. Der engagierte Einsatz all die Jahre hinweg zehrte an seinen Kräften, so daß er sich schon 1971 um eine andere Pfarrei bewarb, in der die Belastungen durch den schulischen Religionsunterricht nicht so stark sein würden. Doch erst im Herbst 1972 wurde ihm die Pfarrei Sipplingen verliehen und ihm gleichzeitig auch die Mitverwaltung der Pfarrei Überlingen-Hödingen übertragen. Widerum fast 16 Jahre lang wirkte er im aufstrebenden Urlaubs- und Touristenort engagiert und segensreich, wobei es ihm ein besonderes Anliegen war, gerade den Urlaubern Möglichkeiten der inneren Ruhe und Besinnung zu schaffen. Mit der Chorraumgestaltung, der Außenrenovation der Pfarrkirche in Sipplingen, der Sanierung der Kirchendecke und der Anschaffung einer neuen Orgel sowie der Renovierung des Pfarrhauses in Hödingen trug er zur Verbesserung der äußeren Voraussetzungen des kirchlichen Lebens in beiden Gemeinden bei.

Zum 1. August 1988 trat Pfarrer Munding in den Ruhestand und wohnte in seiner Heimatstadt Überlingen; wo er bereit war bis zur Wiederbesetzung der bisherigen Pfarrei für diese zu sorgen, so stand er auch in den folgenden Jahren gerne für Aushilfen und zum Dienst an alten und kranken Menschen zur Verfügung. Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb er am 21. August 1994 und wurde vier Tage später auf dem Überlinger Friedhof beigesetzt. r. i. p.

H. H.

Pffaff Joseph Samuel Wilhelm

Geb. in Lucens/Schweiz 23. 9. 1901, ord. 19. 3. 1926. Vikar in Karlsruhe, St. Bonifatius 6. 5. 1926, in Wiesloch 18. 4. 1929, in Forst 1. 5. 1930, in Triberg 23. 9. 1930, in Todtnau 1. 12. 1932, in Tiengen 6. 11. 1935. Pfrvw. in Winterspüren 1. 10. 1936, in Bleichheim 12. 10. 1938, investiert daselbst 5. 5. 1940. Ruhestand in Gengenbach 1. 8. 1979. Gest. in Gengenbach 9. 9. 1994, beerd. in Gengenbach 14. 9. 1994.

Pfarrer Pffaff wurde am 23. September 1901 als Sohn des Institutsdirektors und späteren Kaufmanns Joseph Thomas Pffaff und dessen Ehefrau Bertha geb. Porchet auf Schloß Lucens im Waadtland (Schweiz) geboren. Seine Muttersprache war deshalb französisch, so daß er nach der Übersiedlung der Familie in die Heimat des Vaters, nach Gengenbach, im Jahre 1910 zuerst die deutschen Sprachkenntnisse vervollständigen mußte. Seine gymnasiale Ausbildung erhielt er in verschiedenen öffentlichen und privaten Schulen und legte 1921 am Friedrich-Gymnasium in Freiburg seine Reifeprüfung ab. Weil er seit seiner Jugend den Wunsch spürte, „mich dem Dienste Gottes zu widmen, um auf diese Weise zum Wohle der Menschen zu wirken“ – so die Worte in seinem Lebenslauf – begann er nach dem Abitur mit dem Theologiestudium an der Universität Freiburg. Nach Abschluß des Studiums und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 19. März 1926 von Erzbischof Carl Fritz in der dortigen Pfarr- und Seminarikirche zum Priester geweiht. In sozial und politisch schwierigen Zeiten begann er seine priesterliche Tätigkeit, die ihn in seiner Vikarszeit durch die ganze Diözese führte: Karlsruhe/St. Bonifatius, Wiesloch, Forst, Triberg, Todtnau und Tiengen. Sein engagiertes Wirken galt vor allem der Jugendseelsorge, in der er neue Wege beschritt. Sein Umgang mit der Jugend war geprägt von dem Vorbild eines Don Bosco und Philipp Neri und den abstinenter Jugendbewegungen Jungborn und Quickborn, wobei er großen Zuspruch, aber auch Ablehnung erfuhr. Manchem seiner Pfarrherren mißfiel es, daß er Sympathien für die politischen Ziele der Christlichen Sozialen Partei (der späteren Arbeiter- und Bauernpartei Deutschlands) des Vitus Heller zeigte, der ein Gegner des Individualismus und des Kapitalismus in der damaligen politischen Landschaft war.

Aus seiner pazifistischen Grundeinstellung und mit dem Anliegen der Völkerverständigung engagierte sich Pfarrer Pffaff bereits in seinen Vikarsjahren in der christlichen Friedensbewegung. So wurde er im Jahre 1950 auf einem Landesfriedenskongreß in Freiburg auf Vorschlag der Versammlung in das Komitee der Friedenskämpfer aufgenommen.

Im Herbst 1936 wurde Pfarrer Pffaff als Pfarrverweser nach Winterspüren und zwei Jahre später in gleicher Eigenschaft nach Bleichheim angewiesen. Dort wurde er am 5. Mai 1940 als Pfarrer investiert. Fast 41 Jahre lang wirkte er in dieser Gemeinde eifrig und gewissenhaft, voll Güte und Höflichkeit, so daß Erzbischof Saier ihm zu seiner Pensionierung im Jahre 1979 schreiben konnte: „Durch Ihre Güte und Freundlichkeit im Umgang mit den Menschen und ihre persönliche priesterliche Haltung haben Sie in dieser Gemeinde aufbauend gewirkt...“ Mit seinen perfekten französischen Sprachkenntnissen setzte er sich für die Vertiefung der deutsch-französischen Partnerschaft ein. Vom 14. Januar 1954 bis zu seiner Zuruhesetzung war ihm auch die Mitverwaltung der Pfarrei Nordweil übertragen.

An erster Stelle stand für ihn immer die Seelsorge; er wußte aber auch, daß damit auch die Sorge um die kirchlichen Gebäude verbunden war. So wurde die Pfarrkirche in Bleichheim und die in Nordweil einer gründlichen Innen- und Außenrenovation unterzogen, das Pfarrhaus außen renoviert und ein neuer Kindergarten gebaut. In Nordweil setzte er sich auch ein für die Anschaffung einer neuen Orgel.

Im hohen Alter von 78 Jahren zog er sich in den Ruhestand zurück, den er in seinem Elternhaus in Gengenbach verbrachte. Lange half er noch, vor allem als Beichtvater, in der Seelsorge aus, bis er infolge seiner Seh- und Hörschwäche ganz an sein Haus gebunden war.

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb Pfarrer Pffaff im Krankenhaus Gengenbach und wurde am 14. Sept. 1994 auf dem dortigen Friedhof beigesetzt. r. i. p. H. H.

Rapp Paul

Geb. in Freudenweiler (Hz.) 20. 7. 1909, ord. 15. 4. 1934. Vikar in St. Leon 16. 5. 1934, in Grünsfeld 9. 6. 1934, in Mannheim-Feudenheim 17. 9. 1935, in Bingen (Hz.) 6. 3. 1940; Kaplaneiverweser daselbst 1. 11. 1940; Pfrvw. in Trocheltfingen 8. 7. 1941, investiert daselbst 19. 5. 1946; Pfrvw. in Gammertingen-Feldhausen 3. 9. 1975, investiert daselbst 15. 2. 1976.

Ruhestand daselbst 1. 9. 1983, in Sigmaringen, Josefinenstift 28. 10. 1992. Gest. in Sigmaringen, 4. 3. 1994, beerd. in Gammertingen-Feldhausen 9. 3. 1994.

Pfarrer Paul Rapp wurde am 20. Juli 1909 als Sohn des Lehrers Anton Rapp und seiner Frau Katharina geb. Gauggel in Freudenweiler bei Neufra (Hz.) geboren, wo er zusammen mit zwei Brüdern und drei Schwestern heranwuchs. In Kaiseringen, wo der Vater Lehrer war, besuchte er die Volksschule. Weil er den Wunsch spürte, Priester zu werden, bereitete ihn Vikar Birkle aus Straßberg mit Lateinstunden auf das Gymnasium in Sigmaringen vor, das er im Frühjahr 1922 von der Quarta an besuchte. Er wohnte im Fidelishaus; im Führungszeugnis schrieb der damalige Rektor Sauter über Paul Rapp: „ein ruhiger, offener Charakter, ein überaus solider Arbeiter... von solider Frömmigkeit“. Der frühe Tod seiner Mutter bedeutete einen tiefen Einschnitt in seinem Leben. Nach der Reifeprüfung im Frühjahr 1929 folgte er seinem Bruder Johann, der schon 1925 die Priesterweihe empfangen hatte, und nahm in Freiburg das Theologiestudium auf. Nach dessen Abschluß und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 15. April 1934 in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre verbrachte er in der schwierigen Zeit des Dritten Reiches in St. Leon, Grünsfeld, Mannheim-Feudenheim und Bingen, wo er bald zum Kaplaneiverweser der Pfarrei bestellt wurde. An all diesen Stellen wirkte er mit großem Engagement, wobei seine Hauptaufgaben im Predigtendienst, der Katechese sowie in der Krankenseelsorge lagen. Hierbei zeichnete er sich aus durch Frömmigkeit und Bescheidenheit.

Im Sommer 1941 wurde Paul Rapp als Pfarrverweser nach Trochtelfingen angewiesen und fünf Jahre später dort als Pfarrer investiert. Fast 30 Jahre lang wirkte er in dem Hohenzollerstädtchen gewissenhaft und eifrig als treusorgender, lebenswürdiger Seelsorger, wobei ihm auch die Nachbarpfarrei Steinhilben übertragen wurde. In den Jahren 1959/60 mußte er über ein Jahr in St. Blasien eine Tbc-Krankheit auskurieren, wobei er dort, sobald es seine Kräfte zuließen, Seelsorger im Fürstst-Geberth-Haus wurde. Neben der üblichen Seelsorgsarbeit und dem Religionsunterricht war ihm die Erhaltung der kirchlichen Gebäude ein wichtiges Anliegen. So wurden die Pfarrkirche und die Haid- und Burgkapelle renoviert und ein neues Pfarrhaus mit einem Pfarrsaal im Untergeschoß gebaut. Lange Zeit war Pfarrer Rapp auch Dekanatsseelsorger für die Frauenjugend. Als solcher erwarb er sich große Verdienste. Von seinen Mitbrüdern im Kapitel geschätzt und geachtet, wurde er von diesen zum Definitor gewählt und war zeitweise auch Kammerer im alten Dekanat Veringen. Mit 65 Jahren gab Pfarrer Papp die beiden Pfarreien in jüngere Hände und übernahm die Seelsorge in Gammertingen-Feldhausen, wo er sein segensreiches Wirken fortsetzte; zeitweise übernahm er noch die Verantwortung für die Nachbarpfarrei Kettenacker.

Wie schon früher war er nie begrenzt auf die Seelsorge der eigenen Pfarrei; so hatte er auch am neuen Ort über die Pfarreiarbeit hinaus die Schriftleitung des Kath. Kirchenblattes für den Pfarrverband Veringen und den Bereich Gammertingen inne.

Am 18. Dez. 1981 ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier zu seinem Geistlichen Rat ad honorem „in Anerkennung seiner über vierzigjährigen treuen, zuverlässigen, und gediegenen Seelsorgsarbeit in den Pfarreien Trochtelfingen und Gammertingen-Feldhausen sowie seiner früheren jahrelangen Tätigkeit als Kammerer des früheren Kapitels Veringen und als Dekanatsjugendseelsorgers sowie seines selbstlosen Dienstes, den er den Mitbrüdern bis über den Tod hinaus durch Ordnung des Nachlasses erwiesen hat“.

Nach seiner Zuruhesetzung blieb Pfarrer Rapp in Feldhausen wohnen und arbeitete als Subsidiar weiterhin in der Seelsorge mit, soweit es seine Kräfte zuließen. Im Herbst 1992 zog er schließlich in das Josefinenstift zu Sigmaringen, wo bereits seine Schwester versorgt wurde.

Bis zuletzt lebte er, was seine Seelsorgsarbeit ausmachte und prägte: das Miteinander von Mensch zu Mensch war seine Stärke; hier entfaltete er eine große Wärme. Er hatte die besondere Fähigkeit, den Menschen zuzuhören und sie aus dem Glauben zu trösten, ihnen Wege zu zeigen und sie in ihrem oft nicht leichten Schicksal zu begleiten.

Pfarrer Rapp wurde am 9. März 1994 auf dem Friedhof der ihm zur zweiten Heimat gewordenen Gemeinde Gammertingen-Feldhausen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Rauber Berthold

Geb. in Immenstaad 28. 11. 1928, ord. 19. 6. 1960. Vikar in Burladingen 13. 7. 1960, in Pforzheim, St. Franziskus 5. 6. 1963. Pfrvw. in Straßberg (Hz.) 21. 9. 1966, investiert daselbst

23. 4. 1967. Pfarrer in Singen, Liebfrauen 3. 4. 1974. Pfarrer in Sipplingen 31. 8. 1988, investiert daselbst 15. 1. 1989. Ruhestand in Singen 1. 9. 1990. Gest. in Singen 4. 7. 1994, beerd. in Immenstaad 8. 7. 1994.

Pfarrer Rauber wurde am 22. Nov. 1928 als Sohn des Landwirts Leo Rauber und seiner Frau Anna geb. Brügel in Immenstaad am Bodensee geboren. Aufgewachsen, zusammen mit mehreren Geschwistern, in einem von christlichem Geist geprägten Elternhaus besuchte er die heimatische Volksschule und ging anschließend auf die Zeppelein-Oberrealschule in Konstanz, wo er 1947 die Reifeprüfung ablegte. Er bewarb sich daraufhin bei den „Eisenbahnen der französisch besetzten Zone“ um Zulassung zur höheren Beamtenlaufbahn und wurde zum 1. November 1947 unter die Reichsbahn-Inspektorenwärter aufgenommen. Als Reichsbahninspektor war er schließlich in Friedrichshafen und ab 1953 in Stuttgart-Untertürkheim tätig. Ab dieser Zeit, so schrieb er in seinem Lebenslauf, beschäftigte ihn die Frage der Berufung zum Priester immer mehr. So bereitete er sich in der Folgezeit neben der dienstlichen Tätigkeit auf die Zusatzprüfungen in Latein und Griechisch vor, die er im April 1955 erfolgreich ablegen konnte.

Zum Sommersemester 1955 nahm Pfarrer Rauber in Freiburg das Theologiestudium auf; im externen Jahr studierte er in Solothurn. Nach Abschluß des Studiums und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 19. Juni 1960 von Erzbischof Hermann Schüefe in der Basilika U. L. F. zu Konstanz zum Priester geweiht.

Burladingen war seine erste Vikarsstelle, wo er vor allem für die große Filiale Gauselfingen verantwortlich war, die er liebevoll betreute. In Pforzheim, St. Franziskus, seiner 2. Vikarsstelle, wurde er mit den vielfältigen Aufgaben einer Großstadtpfarrei vertraut, erteilte u. a. 19 Wochenstunden Religionsunterricht und bewies besonders in der Krankenpastorale sein Gespür für die Anliegen der Menschen.

Im Herbst 1966 wurde Berthold Rauber als Pfarrverweser nach Straßberg angewiesen. Es war die erste Phase der nachkonziliaren Zeit, in der es galt, einfühlsam die pastoralen und liturgischen Neuerungen des II. Vaticanums in den Gemeinden umzusetzen. Mit dem Neubau eines Gemeindezentrums schuf Pfarrer Rauber wichtige kirchliche Infrastrukturen als Voraussetzungen für ein blühendes Gemeindeleben. Als die Kreis- und Gemeindeform für erhebliche Unruhe in den Gemeinden sorgte, besonders aber in der zur Pfarrei gehörenden Filiale Kaiseringen, verstand es Pfarrer Rauber, ausgleichend zu wirken. Seine Versetzung nach Singen wurde daher in der Gemeinde als schmerzlich empfunden, denn seine zurückhaltende und doch herzliche Art im Umgang mit den Menschen wurde von diesen sehr geachtet. Im Frühjahr 1974 wechselte Pfarrer Rauber in die große und anfordernde Pfarrei Liebfrauen in Singen, die erst kurz zuvor errichtet worden war und die weiterhin wuchs. Vierzehn Jahre lang betreute er diese Pfarrei mit großem Engagement. Durch seinen persönlichen Einsatz und durch die Herzlichkeit im Umgang mit den Menschen erwarb er sich auch hier hohes Ansehen.

Gesundheitliche Gründe zwangen Pfarrer Rauber, im Jahre 1988 die Verantwortung für die ihm ans Herz gewachsene Pfarrei abzugeben. Er wechselte in die kleine Pfarrei Sipplingen, wo er zugleich auch für die Pfarrei Überlingen-Hödingen zuständig war. Leider hatte sich der Wechsel auf seine gesundheitliche Entwicklung nicht positiv ausgewirkt, so daß er bereits zwei Jahre später aus dem aktiven Seelsorgedienst ausscheiden mußte und zum 1. Sept. 1990 in den Ruhestand trat. Er kehrte wieder in die ihm zur Heimat gewordenen Liebfrauenpfarre in Singen zurück, wo er bis zu seinem Lebensende in der Seelsorge mitwirkte, soweit es seine Kräfte zuließen.

In seinem Schreiben an Pfarrer Rauber anlässlich seiner Zuruhesetzung charakterisierte Erzbischof Oskar Saier dessen priesterlichen Einsatz: „Wo Sie gebraucht waren, waren Sie da und ließen sich gebrauchen, und wer sich an Sie wandte, durfte Ihre Hilfe und Ihren Rat erfahren und Ihre Zeit und Kraft in Anspruch nehmen. Die Menschen spürten, daß Sie für sie dasein wollten und immer ein offenes Ohr für sie hatten; dadurch war die Beanspruchung, der sie nicht ausgewichen sind, nie gering.“ So war es: ob es Bettler waren, Behinderte oder Kranke; alle erfuhren den Pfarrer als guten Menschen, der mit ihnen fühlte, ihnen half und jederzeit für sie da war.

Unter großer Beteiligung der Bevölkerung wurde Pfarrer Rauber am 8. Juli 1994 auf dem heimatischen Friedhof in Immenstaad beigesetzt. r. i. p. H. H.

Schneider Dr. Heinrich

Geb. 22. 2. 1908 in Merkenfritz (Oberhessen), ord. 6. 3. 1932. Vikar in Bruchsal, Hofpfarrei 6. 4. 1932, in Karlsruhe, St. Stephan 28. 9. 1932. Studienurlaub in Freiburg 23. 10. 1933; Promotion zum Dr. theol. 24. 10. 1935. Studienurlaub in Rom 1. 11. 1935. Vikar in Freiburg, Maria Hilf 15. 3. 1939; Pfarrvikar in Gottenheim 23. 10. 1940. Professor an der Universität Mainz 16. 8. 1946. Emeritiert 31. 3. 1975. Gest. in Mainz 23. 4. 1994, beerd. in Mannheim-Seckenheim 29. 4. 1994.

Als drittes von elf Kindern des Kaufmanns Heinrich Schneider und seiner Frau Elisabeth geb. van Venrooy wurde Prälat Heinrich Schneider am 22. Febr. 1908 in dem kleinen oberhessischen Merkenfritz geboren; seine Kindheit und Jugend erlebte er in Mannheim-Seckenheim, wohin seine Familie 1912 gezogen war. In diesem von christlichem Geist geprägten Elternhaus wuchs auch seine Neigung zum Priesterberuf. Der vielseitig begabte Heinrich Schneider entschloß sich nach dem Abitur am Karl-Friedrich-Gymnasium 1927 zum Studium der Theologie. Der damalige Professor für das Alte Testament Arthur Allgaier und der Lehrstuhlinhaber für Fragen des Neuen Testaments Alfred Wikenhauser wurden seine entscheidenden Lehrer. Nach dem externen Jahr in Innsbruck und dem Abschluß der theologischen Studien in Freiburg wurde er nach dem Seminarjahr in St. Peter am 6. März 1932 in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche von Weihbischof Wilhelm Burger zum Priester geweiht.

Als Vikar wurde Prälat Schneider an die Hofpfarrei in Bruchsal angewiesen und ein halbes Jahr später an die Stephanskirche in Karlsruhe. In einem Dienstzeugnis jener Zeit heißt es: „Seine Predigten waren klar, tief und erbauend, sein Religionsunterricht begeisterte die Kinder für ein religiös-sittliches Leben. Großes Geschick zeigte er in der Betreuung der studierenden Jugend, die in der Neudeutschlandgruppe sich ihm freudig unterstellte. Sein Dienst am Altar war eine Erbauung.“ Sein wissenschaftliches Interesse war natürlich längst aufgefallen, so daß Prälat Schneider 1933 zum weiteren Studium von der Seelsorgstätigkeit beurlaubt wurde; im Studium wurde ihm der Archäologe Dragendorff besonders wichtig. Schon nach zwei Jahren promovierte Prälat Schneider bei Allgaier mit einer Arbeit über „Altlateinische biblische Cantica“, die sich mit der Geschichte und Überlieferung des lateinischen Psalters befaßte. Diese Arbeit wurde richtungweisend für das von ihm mit besonderer Liebe gepflegte Spezialgebiet der Paläographie. Es folgten vier Jahre intensiver Arbeit am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom unter der Leitung des damaligen Rektors und späteren Kardinals P. Augustin Bea, wo er die sprachliche Ausbildung in Arabisch, Syrisch, Akkadisch, Aramäisch, Sumerisch und Koptisch erhielt, eine unerläßliche Voraussetzung für das Verständnis und die Interpretation des AT. Daran schlossen sich ausgedehnte Handschriftenstudien an zahlreichen italienischen und deutschen Bibliotheken. Als Student des Kollegs Santa Maria dell' Anima stand er der „Anima“ zeitweilig als Vizerektor vor. 1939 reichte er seine Habilitationsschrift über „Die biblischen Oden und die christliche Psalmodie bei den Griechen und Syrern“ an der Freiburger Fakultät ein, was aber durch den Ungeist des Nazireiches und die daraus resultierende Verachtung alles Jüdischen zunächst verhindert wurde; erst 1942 konnte er den Dr. habil. erwerben. In diesen Jahren stellte er sich sofort für die Seelsorge zur Verfügung und zwar zunächst als Vikar in Freiburg, Maria Hilf, um dann im Herbst 1940 als Pfarrverweser die Seelsorge in Gottenheim zu übernehmen. Im 1. Wintersemester nach dem Krieg erhielt er eine Dozentenstelle an der Universität Freiburg. Die wissenschaftliche Welt war auf Prälat Schneider aufmerksam geworden, so daß er im Sommer 1946 den Ruf als ordentlicher öffentlicher Professor für Exegese des Alten Testaments an die Johannes-Gutenberg-Universität Mainz erhielt. Deshalb bat er, bevor er seine Vorlesungen im Wintersemester 1946/47 begann, von der Seelsorge in Gottenheim zum 1. 10. 1946 entbunden zu werden und schrieb weiter: „Aber ich bitte, mich weiter zu den Priestern der Erzdiözese Freiburg zu rechnen, deren großzügiger Sorge ich meine ganze wissenschaftliche Ausbildung verdanke.“ Einen Ruf nach Bonn, den er 1959 nach Beendigung seiner zweijährigen Amtszeit als Dekan der Theologischen Fakultät erhielt, lehnte er ab.

Auf dem Lehrstuhl für alttestamentliche Literatur und Exegese hat Professor Schneider 29 Jahre hindurch bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1975 die jungen Theologen und künftigen Priester in die biblische Wissenschaft des AT eingeführt und in ihnen die Liebe und Begeisterung für die Heilige Schrift geweckt. Seine wissenschaftliche Tätigkeit erstreckte sich nicht nur auf den Universitätsbetrieb, sondern zeigte sich vor allem in seiner Biblio-

graphie, die 120 Veröffentlichungen aufweist. (zusammengestellt von Peter Maiberger im „Neuen Jahrbuch für das Bistum Mainz“ 1978). Hier sind vor allem seine Übersetzungen und Kommentare der verschiedenen Bücher des AT zu nennen, die in den Sammlungen der Echter Bibel, der Bonner Bibel und des Herderschen Bibelkommentars erschienen sind; für ihn war die Mitarbeit an der Einheitsübersetzung 1974 eine selbstverständliche Aufgabe, in der er die Bücher Esra, Nehemia, Hoheslied, Baruch und Daniel bearbeitete. In vielen Arbeiten setzte er sich mit den Psalmen auseinander; so war sein wissenschaftliches Arbeiten immer auch praxisbezogen, indem er wertvolle Impulse gab für das persönliche Studium wie auch für die Verkündigung in Predigt und Katechese.

In Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn der Bischof von Mainz Albert Stohr am 20. Dez. 1959 zu seinem „Geistlichen Rat“; eine weitere Anerkennung seines priesterlichen Wirkens und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war die Verleihung des Titels „Päpstlicher Ehrenprälat“ am 27. Januar 1981 durch Papst Johannes Paul II.

Erzbischof Oskar Saier schrieb Prälat Schneider zu seinem diamantenen Priesterjubiläum am 19. Febr. 1992: „Sie blieben als akademischer Lehrer Seelsorger, der vielen Menschen die Heilige Schrift erschloß und die Liebe zum Buch der Bücher weitergab. Was Sie taten, davon lebten Sie, und davon gaben Sie ein Leben lang Zeugnis.“

Seinem Wunsch entsprechend wurde Prälat Schneider auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Mannheim-Seckenheim am 29. April 1994 beigesetzt. r. i. p. H. H.

Schütt Herbert

Geb. in Rastatt 2. 6. 1919, ord. 23. 10. 1949. Vikar in Freiburg-Zähringen 17. 11. 1949, in Buchen 12. 9. 1951. Kurat in Rastatt, Maria Königin 5. 9. 1956; Pfarrer in Rastatt, St. Alexander 20. 7. 1959, investiert daselbst 4. 10. 1959; Pfarrer in Schenkenzell 15. 10. 1972; Dekan des Landkapitels Kinzigtal 14. 9. 1979. Ruhestand in Oberkirch-Oedsbach 1. 8. 1987. Gest. in Oppenau 4. 8. 1994, beerd. in Oberkirch-Oedsbach 9. 8. 1994.

Pfarrer Herbert Schütt wurde am 2. Oktober 1919 als Sohn des Steuersekretärs Andreas Schütt und seiner Frau Luise geb. Ams in Rastatt geboren. Wegen der beruflichen Versetzungen des Vaters besuchte er für jeweils zwei Jahre die Volksschule in Mannheim und Achern und wechselte im Jahre 1930 auf das Gymnasium der Heimschule Lender, wo er 1938 das Abitur ablegte. Nach Ableistung seiner Arbeitsdienstpflicht wurde er noch im selben Jahr zur Wehrmacht eingezogen, dann aber zum Wintersemester 1942/43 zum Studium der Elektrotechnik an den Hochschulen in Karlsruhe und Brünn (WS 1943/44) beurlaubt. Aufgrund der Kriegslage wurde er im Herbst 1944 zur Truppe zurückgerufen. Am 28. April 1945 kam er in amerikanische und später in englische Gefangenschaft, aus welcher er am 13. September 1945 entlassen wurde.

Der Wunsch, Priester zu werden, hatte sich in Herbert Schütt in den Kriegsjahren noch verstärkt. Deshalb nahm er gleich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft zum Wintersemester 1945/46 das Studium der Theologie in Freiburg auf. Nach Abschluß der philosophischen und theologischen Studien und dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 23. Oktober 1949 von Erzbischof Wendelin Rauch in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

Freiburg-Zähringen war seine erste Vikarsstelle, von wo aus er auch Gundelfingen und die Schule in Wildtal – damals noch mit dem Fahrrad – zu betreuen hatte. Hier wie auch an seiner 2. Vikarsstelle in Buchen fand er schnell Zugang zu den Menschen. Die Zeugnisse aus jener Zeit sprechen von seiner besonderen Befähigung für die Kinderseelsorge und Ministrantenarbeit wie auch von seinem Einsatz in den Kolpingsfamilien. Glanzvolle Fastnachtsabende der Buchener Kolpingsfamilie wurden in jenen Jahren als Höhepunkte der dortigen Fastnacht bezeichnet, was allerdings auch besorgte Anfragen der erzb. Behörde auslöste, die aber schnell ad acta gelegt werden konnten.

Im September 1956 als Kurat an die neu errichtete Pfarrkuratie Maria Königin in Rastatt angewiesen, setzte Pfarrer Schütt alle Kraft ein in den Aufbau der jungen Gemeinde. Sein Abschied nach nur drei Jahren wurde dort von vielen als schmerzlich empfunden.

Im Sommer 1959 wechselte Pfarrer Schütt in die Rastatter Hauptpfarre St. Alexander. Hier wirkte er 13 Jahre lang zielstrebig und tatkräftig, wobei ihm die würdige Gestaltung der Eucharistiefeier, die zeitgemäße und lebendige Verkündigung des Gotteswortes und der

persönliche Kontakt zu den Menschen seiner Gemeinde ein besonderes Anliegen waren. Neben den umfangreichen seelsorgerlichen Aufgaben wußte er auch um die Bedeutung der kirchlichen Infrastruktur; so mühte er sich um die Errichtung des Kindergartens St. Bernhard; die Pfarrkirche St. Alexander, eines der bedeutendsten Baudenkmäler Mittelbadens, wurde einer gründlichen Renovation unterzogen, die historische Stieffel-Orgel umfassend restauriert und die Planungen für den Bau eines Gemeindezentrums in Angriff genommen. Aus gesundheitlichen Gründen mußte er allerdings 1972 die Verantwortung für die große Pfarrei abgeben und übernahm darauf die Pfarrei Schenkenzell, wobei ihm auch zugleich die Verantwortung für die Pfarrei Wittichen übertragen wurde. Auch hier setzte er seine ganze Kraft ein für den Dienst an den Menschen seiner Gemeinden. Er erkannte die Gunst der Stunde und ließ in Schenkenzell die schon lang zu klein gewordene Kirche bis auf den Turm abreißen und erbaute eine harmonisch in die Landschaft eingegliederte neue Kirche im barocken Stil, die allgemeine Anerkennung fand; auch die Instandsetzung der Klostergebäude in Wittichen konnte er zu einem gelungenen Abschluß führen.

Über die Pfarreigrenzen hinaus war Pfarrer Schütt über Jahre hinweg der Präses der Mesner des Dekanates Kinzigtal. Am 14. Sept. 1979 wählten ihn seine Mitbrüder zum Dekan, ein Amt, das er für eine Wahlperiode mit großem Verantwortungsbewußtsein und steter Einsatzbereitschaft ausführte; er hielt die fälligen Visitationen und sorgte mit seinen Möglichkeiten um die Entwicklung des kirchlichen Lebens in den einzelnen Pfarreien.

Erzbischof Oskar Saier ernannte den verdienten Seelsorger am 7. April 1982 „in Anerkennung seiner verdienstvollen Aufbauarbeit als Pfarrkurat in der Kuratie Rastatt Maria Königin und seiner von seelsorgerlichem Eifer bestimmten Wirksamkeit in den Pfarreien Rastatt, St. Alexander und Schenkenzell sowie seines persönlichen Einsatzes bei der Renovation der kunstgeschichtlich bedeutsamen Barockkirche St. Alexander in Rastatt und seiner erfolgreichen Bemühungen bei der notwendig gewordenen Erweiterung der Pfarrkirche Schenkenzell und der geglückten Renovation in Wittichen sowie in Würdigung seiner Amtsführung als Dekan des Landkapitels Kinzigtal“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

Aus gesundheitlichen Gründen bat er um Pensionierung und zog im Herbst 1987 nach Oberkirch-Oedsbach, wo er weiterhin als Subsidiar in der Seelsorge der Raumschaft mithalf, so weit es ihm seine Gesundheit zuließ. Nach langer, schwerer Krankheit starb Herbert Schütt am 4. August 1994 in Oppenau und wurde am 9. August 1994 auf dem Friedhof in Oberkirch-Oedsbach unter großer Beteiligung der Bevölkerung beigesetzt. r. i. p. H. H.

Schuh Wilhelm

Geb. in Rheinfelden 31. 8. 1901, ord. 19. 3. 1926. Vikar in Seelbach 15. 4. 1926, in Untersimonswald 27. 7. 1927, in Steinach i. K., 5. 5. 1928, in Karlsruhe-Daxlanden 16. 4. 1931, in Mannheim, St. Josef 19. 10. 1932, in Bubenbach 10. 9. 1936; Pfrvw. daselbst 1. 11. 1936. Pfrvw. in Bachheim 12. 10. 1938, investiert daselbst 27. 4. 1941. Defensor vinculi beim Erzb. Offizialat 20. 12. 1950. Pfarrer in St. Blasien 24. 4. 1951 investiert daselbst 20. 5. 1951. Dekan des Landkapitels St. Blasien 11. 3. 1960. Zuruhesetzung in Meersburg 15. 9. 1971. Gest. in Überlingen 3. 3. 1994, beerd. in Meersburg 8. 3. 1994.

Monsignore Wilhelm Schuh wurde am 31. August 1901 als Sohn des Gendarms Ignaz Schuh und seiner Frau Amalia geb. Zöllner in Rheinfelden/Baden geboren. Durch die Versetzung seines Vaters nach Überlingen besuchte er dort die Volksschule und Realschule; schon dort wählte er Latein als Freifach, weil er sich bewußt war, Priester werden zu wollen. Als sein Vater 1913 die Stelle des Spitalverwalters in Meersburg annahm, wechselte Wilhelm Schuh auf das Gymnasium in Konstanz und wohnte im dortigen Konradhaus. Ein Einschnitt in seinem Leben war der frühe Tod der Mutter im Jahre 1918. Nach dem Abitur (1921) nahm er an der Universität Freiburg das Theologiestudium auf und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche von Erzbischof Carl Fritz am 19. März 1926 zum Priester geweiht.

In einer von großen sozialen und politischen Spannungen geprägten Zeit nahm Monsignore Schuh seinen Dienst auf. An seinen Vikarsstellen in Seelbach, Untersimonswald, Steinach i. K., Karlsruhe-Daxlanden, Mannheim, St. Josef und Bubenbach war er bei seinen Prinzipalen ein geschätzter Mitarbeiter und bei den Gläubigen wegen seiner Frömmigkeit und religiösen Art sehr angesehen. In Bubenbach wurde er alsbald Pfarrverweser und in

gleicher Eigenschaft im Herbst 1938 nach Bachheim angewiesen, wo er 13 Jahre als Seelsorger die Gemeinde formte.

Im Dezember 1950 übernahm Wilhelm Schuh zusätzlich das Amt eines Defensor vinculi beim Erzb. Offizialat, ein Dienst, den er bis zu seinem Lebensende mit Sachkenntnis und Engagement wahrnahm. Im Frühjahr 1951 übernahm Monsignore Schuh die Seelsorge in St. Blasien, wobei ihm während dieser 20jährigen Tätigkeit einige Male auch die Mitverwaltung von Nachbarpfarreien anvertraut wurde, wenn diese vakant wurden. Seine besondere Liebe galt dem „Dom“; so sorgte er gleich am Beginn seiner Tätigkeit für die Anschaffung eines neuen Geläutes, das 1961 vollendet wurde; im selben Jahr richtete er die rechte Turmkapelle zur Marienkapelle ein. Die baulich arg mitgenommene Michaelskapelle auf dem Friedhof ließ er vorbildlich renovieren.

Um der Raumnot in der Pfarrei entgegenzuwirken, baute er eine Scheune in einen Pfarrsaal um, erweiterte diesen in späteren Jahren für Gruppenzimmer der Jugend und einen Bibliotheksraum. Sein großes Ziel blieb aber die Renovation des „Domes“, wo er nicht nur eine Ölheizung einbauen ließ, sondern vor allem gelang es ihm in den Jahren 1969/71, den ehemaligen Chorraum als einen eigenen Gottesdienstraum zu gestalten. Wenn er auch den liturgischen Neuerungen des Konzils kritisch gegenüberstand, so ließ er doch den Hauptaltar in die Rotunde hineinbauen, was jedoch durch die Staatl. Behörden bei der großen Renovation 1981–83 wieder zurückgenommen wurde; Monsignore Schuh setzte aber Zeichen, die unübersehbar waren. In den Kliniken und dem Krankenhaus sorgte er sich um die Kranken und setzte sich für eine würdige Gestaltung der Hauskapellen ein. So schaffte er die äußere Voraussetzung für eine gelingende Krankenseelsorge. Sein gutes Verhältnis zu den Patres des Jesuitenkollegs schaffte ihm manch guten Mitarbeiter in den Sanatorien und der Seelsorge in der Gemeinde.

Als der Wunsch im „Hintergetöse“ des weitläufigen Dekanates Waldshut laut wurde, ein eigenes Dekanat St. Blasien zu bilden nach dem Vorbild des „Zwing und Bann“ des ehemaligen Klosters St. Blasien, wurde Wilhelm Schuh mit Wirkung vom 11. März 1960 zum ersten Dekan des neugeschaffenen Landkapitels gewählt. Auch dieser Dienst war ihm nicht zuviel, so daß Erzbischof Hermann Schäufele ihm zu seinem goldenen Priesterjubiläum 1976 schreiben konnte: „In Treue zum Bischof und in brüderlicher Sorge für die Geistlichen des Kapitels waren Sie unübertroffen.“

Im September 1971 trat Monsignore Schuh in den Ruhestand und wohnte seither in seiner Heimatstadt Meersburg; auch dort setzte er sein seelsorgerliches Wirken auf vielfältige Weise fort: in der Betreuung des Krankenhauses, der Übernahme von Gottesdiensten, vor allem in der Unterstadtkirche und in Baitenhausen und durch weitere Seelsorgsaushilfen, wo immer er gebraucht wurde. Ein Herzensanliegen war ihm die Renovierung der Unterstadtkirche und die Erneuerung der Orgel in der Wallfahrtskirche Baitenhausen.

Bereits im Dezember 1956 ernannte ihn Erzbischof Eugen Seiterich zu seinem Geistlichen Rat ad honorem; durch die Vermittlung von Erzbischof Hermann Schäufele wurde Wilhelm Schuh mit Urkunde vom 24. April 1976 durch Papst Paul VI. zum „Päpstlichen Kaplan“ (Monsignore) ernannt. Nachdem der beliebte Seelsorger bereits in früheren Jahren zum Ehrenbürger der Gemeinde St. Blasien ernannt worden war, verließ ihm auch die Heimatgemeinde Meersburg anlässlich der Feier seines 80. Geburtstages am 31. August 1981 die Ehrenbürgerwürde als Ausdruck ihrer Wertschätzung. Die zunehmende Schwäche seiner körperlichen Befindlichkeit ließ ihn 1994 sein nahes Ende ahnen; er verfaßte nicht nur seine Todesanzeige, sondern verfügte auch, daß außer der Predigt keine Nachrufe am Grab zu halten seien. So starb er, für seine Umgebung überraschend, im Krankenhaus Überlingen und wurde auf dem Friedhof in Meersburg am 8. März 1994 beigesetzt. r. i. p. H. H.

Speck Rudolf

Geb. in Bad Säckingen 21. 11. 1919, ord. 25. 3. 1949. Vikar in Grünsfeld 17. 4. 1949, in Freiburg, St. Urban 7. 12. 1950, in Singen, St. Peter und Paul 14. 7. 1953. Pfrw. in Brombach 1. 2. 1957, investiert daselbst 1. 6. 1958. Gest. in Lörrach 21. 11. 1994, beerd. in Bad Säckingen 25. 11. 1994.

Pfarrer Speck wurde am 21. Nov. 1919 als Sohn des Seidenbandwebers Friedrich Speck und seiner Ehefrau Hilde geb. Müller in Säckingen geboren. Seine Eltern ermöglichten ihm

in der wirtschaftlich schwierigen Zeit nach der Inflation 1923 den Besuch des Realgymnasiums in Säckingen; durch Vikar Guggel erhielt er Lateinstunden, so daß er im Frühjahr 1934 auf das Friedrich-Gymnasium in Freiburg wechseln konnte. 1938 starb sein Vater. Während der Jahre im Freiburger Gymnasialkonvikt wurde Pfarrer Speck seiner Berufung immer sicherer, so daß er nach seinem Abitur im Jahre 1939 im ersten Trimester 1940 das Studium der Philosophie und Theologie an der Universität Freiburg aufnahm. Durch die Einberufung zum Wehrdienst mußte er das Studium unterbrechen. In Rußland wurde er schwer verwundet; an der Westfront kam er in Gefangenschaft und konnte in das „Theologienlager“ in Chartres überführt werden, wo es ihm möglich war, vom Febr. 1946 bis zu seiner Entlassung im Mai 1947 das Theologiestudium fortzusetzen. Nach der Heimkehr absolvierte er die letzten Semester in Freiburg, denen sich 1948/49 das Seminarjahr in St. Peter anschloß. Dort wurde er von Erzbischof Wendelin Rauch am 25. März 1949 zum Priester geweiht.

Seine Vikarsjahre verbrachte Pfarrer Speck in Grünsfeld, Freiburg, St. Urban und Singen, St. Peter und Paul. Die Dienstzeugnisse aus jener Zeit heben immer wieder hervor, daß der freundliche und gesellige Vikar Speck gut und mit Freuden predigt, ansprechenden Religionsunterricht erteilt, eifrig die kirchlichen Vereine betreut und Kontakt zu den Menschen sucht. Im Februar 1957 wurde ihm die Seelsorge der Diasporapfarrei Brombach mit den Filialen Hauingen und Haagen übertragen. Hier entfaltete er ein äußerst fruchtbares seelsorgerliches Wirken. Sein herzliches Verhältnis zu seinen Mitarbeitern, der gute und persönliche Kontakt und sein Engagement für die Menschen seiner Pfarrei trugen zum Wachstum einer lebendigen Gemeinde bei. Seine harte Jugendzeit mit der Erinnerung an den herzkranken Vater und die Mutter, die als Fabrikarbeiterin zum Lebensunterhalt der Familie beitragen mußte, prägten Rudolf Speck, so daß er den arbeitenden Menschen hilfreich zur Seite stand. Die weitere Industrialisierung des unteren Wiesentales zog viele Gastarbeiter aus Italien und anderen Ländern an; seine Hilfsbereitschaft auch den Asylsuchenden gegenüber wird nicht so schnell vergessen werden. Wichtig war ihm dabei nicht nur die Einzelhilfe, sondern die Integration dieser Bevölkerungsgruppen in die Gemeinde. Ein besonderes Anliegen war Pfarrer Speck auch der gute Kontakt zu den evangelischen Mitchristen.

Um die äußeren Voraussetzungen für eine lebendige Gemeinde zu fördern, nahm Rudolf Speck gleich zu Beginn seiner Tätigkeit in Brombach den Bau eines Gemeindehauses in Angriff. In den folgenden Jahren wurde dann auch die Pfarrkirche innen und außen umfassend renoviert, eine neue Orgel, ein neuer Altar, ein Taufstein, Kirchenfenster usw. angeschafft und schließlich auch das ehemalige Altenheim St. Josef umgebaut, wobei im Erdgeschoß Räume für die Kirchengemeinde und in den weiteren Stockwerken familiengerechte Wohnungen entstanden.

Sein Blick ging stets über die Grenzen der eigenen Pfarrei hinaus, so daß er aufgeschlossen war für die Arbeit im Pfarrverband. Noch kurz vor seinem Tod konnte er seinen Mitbrüdern im Pfarrverband sagen: „Euer Zusammenhalt ist mir wichtig und er trägt mich.“ Außerdem war er über viele Jahre hinweg Dekanatspräses der Kirchenchöre und nahm auch die Aufgaben des Dekanatssekretärs wahr.

Erzbischof Oskar Saier ernannte den verdienstvollen Seelsorger am 12. Dezember 1988 „in Anerkennung seines nahezu vierzigjährigen von selbstverständlicher Dienstbereitschaft getragenen Einsatzes als Priester sowie in Würdigung seines dreißigjährigen fruchtbaren und allseits beachteten Wirkens als Seelsorger der Gemeinde St. Josef Lörrach-Brombach“ zum Geistlichen Rat ad honorem.

Sein plötzlicher Tod an seinem 75. Geburtstag machte die vielen Menschen die ihn kannten, sehr betroffen, so daß der Nachruf im „Konradsblatt“ schließen konnte: all die Menschen, die ihn kannten, „danken Gott für den Menschen und Priester Rudolf Speck“.

Pfarrer Rudolf Speck wurde am 25. Nov. 1994 auf dem Friedhof seiner Heimatstadt Bad Säckingen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Weis Otto

Geb. in Heimbach 14. 7. 1912, ord. 2. 4. 1940. Vikar in Gaggnau-Ottenau 4. 9. 1940, in Plankstadt 27. 11. 1940. Wehrdienst vom 25. 8. 1941 bis Juli 1945. Vikar in Kollnau 13. 10. 1945, in Steinach i. K. 15. 1. 1947, in Oberhausen bei Bruchsal 9. 4. 1948, in Konstanz, St.

Gebhard 1. 8. 1951. Pfrvw. in Niederrimsingen 7. 10. 1953. Pfarrer in Oberrimsingen mit Miterwaltung von Niederrimsingen 12. 4. 1959. Ruhestand in Oberrimsingen 31. 12. 1993. Gestorben in Freiburg 4. 8. 1994.

Pfarrer Otto Weis wurde am 14. Juli 1912 als viertes von sieben Kindern des Landwirts und Webers Andreas Weis und seiner Frau Viktoria geb. Schechinger in Heimbach geboren. In wirtschaftlich schwieriger Zeit wuchs er heran und mußte mit seinen Geschwistern von klein auf daheim viel mitarbeiten. Der Mutter war die christliche Erziehung der Kinder ein wichtiges Anliegen. Früh verlor Pfarrer Weis seinen Vater, und die wirtschaftliche Lage der Familie wurde noch schwieriger. Gerade in dieser Zeit erklärte sich sein Heimatpfarrer Josef Waidele bereit, seinem Schüler Otto Weis und noch einem weiteren Buben Privatunterricht zu erteilen, um die beiden so auf den Besuch des Gymnasiums vorzubereiten. Nach Ostern 1928 konnte Otto Weis in die Quarta des Friedrich-Gymnasiums in Freiburg aufgenommen werden, wobei er wie üblich im Erzb. Gymnasialkonvikt wohnte. Nach der Reifeprüfung im Jahr 1935 und der Ableistung der Arbeitsdienstpflicht begann er im Herbst des gleichen Jahres mit dem Theologiestudium in Freiburg. Als im Jahre 1939 für einen Teil seiner Kursgenossen die Einberufung zum Kriegsdienst unmittelbar bevorstand, entschloß sich Erzbischof Conrad Gröber, alle, die dazu bereit waren, vor dem regulären Ablauf des Seminarjahres zu Priestern zu weihen. So wurde Pfarrer Weis, der von seinen Vorgesetzten im Collegium Borromaeum als „von stillem, fast zu stillem, aber innerlich frommem Wesen, von gediegenem, gereiftem Charakter und sehr gewissenhaft und fromm“ charakterisiert worden war, bereits am 2. April 1940 zusammen mit 75 Mitbrüdern, von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht. Während ein Teil des Kurses bereits Tage nach der Priesterweihe die Einberufung zum Kriegsdienst erhielt, konnte Otto Weis mit den verbliebenen Kurskameraden die Ausbildung in St. Peter abschließen.

Gaggenau-Ottenau und Plankstadt waren seine ersten Vikarsstellen, bis er im Sommer 1941 den Stellungsbefehl erhielt. In verschiedenen Einheiten in Rußland (bis in den Kaukasus) und in Jugoslawien durchlebte Pfarrer Weis als Sanitäter bis zum Kriegsende vier schwere Kriegsjahre. Als seine Kosakeneinheit bei Kriegsende in Österreich die Waffen abgegeben hatte und in ein Lager eingewiesen wurde, entzog sich Otto Weis der Gefangensetzung und schlug sich in abenteuerlichen Märschen in die Heimat durch. So konnte er bereits im Herbst 1945 seinen seelsorgerlichen Dienst als Vikar in Kollnau aufnehmen; anschließend war er als Vikar in Steinach i. K., in Oberhausen bei Bruchsal und Konstanz, St. Gebhard eingesetzt. Zeugnisse aus jener Zeit charakterisieren ihn als reifen, gewissenhaften, entschiedenen, frommen Mann, seine Predigten als gut vorbereitet, lebendig, voll Eifer, überzeugend.

Im Spätjahr 1957 wurde Pfarrer Weis als Pfarrverweser nach Niederrimsingen angewiesen; im April 1959 wechselte er als Pfarrer in die Nachbargemeinde Oberrimsingen, wobei er die Verantwortung für die Pfarrei Niederrimsingen bis 1987 beibehielt. In beiden Gemeinden wirkte er gewissenhaft und treu. Mit den Neuerungen durch das II. Vatikanische Konzil tat er sich wohl schwer, so daß er lieber bei den hergebrachten Formen der Seelsorge blieb. So wird in einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1979 festgehalten, daß er noch jeden Sonntag die Christenlehre hielt. Über 34 Jahre versah er seinen Dienst in dieser Gemeinde. Neben der Seelsorge war ihm auch die bauliche Erhaltung der kirchlichen Gebäude zur Aufgabe geworden. So wurde die Pfarrkirche in Oberrimsingen einer Außen- und Innenrenovation unterzogen und die Pfarrkirche in Niederrimsingen erweitert und umfassend renoviert. Im 82. Lebensjahr bat Pfarrer Weis um seine Zuruhesetzung und trat zum Jahresbeginn 1994 in den Ruhestand. Er blieb im Pfarrhaus Oberrimsingen wohnen, wo ihn der Tod nach einer kurzen Krankheit ereilte.

Pfarrer Weis wurde am 6. August 1994 auf dem Friedhof der ihm zur Heimat gewordenen Gemeinde Oberrimsingen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Wessner Eugen

Geb. in Harthausen a. d. Scheer 30. 8. 1914, ord. 2. 4. 1940. Vikar in Hechingen 4. 9. 1940, in Neuhausen b. Villingen 3. 4. 1941, in Rheinfeldern 13. 1. 1942. Wehrdienst 11. 2. 1942; Heimkehr aus engl. Kriegsgefangenschaft 20. 2. 1948. Vikar in Sigmaringen 16. 2. 1948. Pfarrer

in Jungingen 26. 5. 1950, investiert 11. 6. 1950. Ruhestand in Winterlingen-Harthausen a. d. S. 1. 9. 1985. Gest. in Winterlingen-Harthausen a. d. S. 17. 3. 1994, beerd. daselbst 22. 3. 1994.

Pfarrer Wessner wurde am 30. August 1914 als drittes von vier Kindern des Landwirts Herman Wessner und seiner Frau Rosa geb. Gauggel in dem kleinen Albdorf Harthausen a. d. Scheer geboren. Nach dem achtjährigen Besuch der heimatlichen Volksschule, in deren Zeit sich der Wunsch Priester zu werden, immer mehr festigte, wechselte Eugen Wessner im Jahre 1928 auf das staatliche Gymnasium in Sigmaringen und wurde Zögling des Erzb. Konvikts. Wie damals oft üblich hatte der Heimatpfarrer dem Buben durch Lateinstunden geholfen, sogleich in die Quarta des Gymnasiums eintreten zu können. Nach dem Abitur im Jahr 1935 und der Ableistung der Arbeitsdienstpflicht konnte er im selben Jahr in Freiburg mit dem Theologiestudium beginnen. Nach dessen Abschluß und einem verkürzten Seminarjahr in St. Peter wurde er am 2. April 1940 zusammen mit 75 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. F. in Freiburg zum Priester geweiht. Es war dies der zahlenmäßig größte Weihejahrgang seit Bestehen der Erzdiözese. Während der größte Teil seiner Kursgenossen wenige Tage nach der Weihe zum Wehrdienst einberufen wurde, konnte Eugen Wessner den Rest des Seminarjahres in St. Peter beenden.

Seine 1. Vikarsstelle – Hechingen – trat er im Herbst 1940 an, wo er vor allem für die Seelsorge der Filiale Stetten zuständig war, doch auch in der Stadt war er äußerst rührig. An seiner 2. Stelle in Neuhausen b. Villingen kam er mit der Gestapo in Konflikt wegen einer Wallfahrt mit der Jungfrauenkongregation auf den Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen, weil er damit angeblich die verbotene kirchliche Jugendarbeit fortgesetzt habe. Eine dreimonatige Schutzhaft, die er in den Gefängnissen von Donaueschingen und Konstanz verbüßte, sowie der Entzug der Befugnis zur Erteilung von Religionsunterricht waren das Ergebnis. Im Januar 1942 wurde Vikar Wessner nach Rheinfelden/Baden versetzt, doch wenige Tage darauf erhielt er seine Einberufung zur Wehrmacht. Als Sanitätssoldat wurde er einer Afrika-Division zugeteilt und war bei Kriegsende auf der Insel Rhodos stationiert. Nach der Kapitulation kam er in ein englisches Kriegsgefangenenlager in El-Alamein (Ägypten) und später in ein Lager auf der Insel Zypern. In beiden Lagern engagierte er sich als Lagerpfarrer und blieb als Seelsorger der Gefangenen freiwillig ein Jahr länger im Lager auf Zypern. Erst am 20. Febr. 1948 kehrte er nach Hause zurück.

Ohne einen Erholungsurlaub zu nehmen, trat Pfarrer Wessner auf Bitten des schwer erkrankten Pfarrers Msgr. Beuter bereits sechs Tage später in Sigmaringen seine 3. Vikarsstelle an.

Im Mai 1950 wurde Pfarrer Wessner die Verantwortung für die Pfarrei Jungingen übertragen und alsbald als Pfarrer investiert. Mit Eifer und Begeisterung nahm der „lebhaft und aufgeschlossene“ Geistliche seinen Dienst auf. Wie sein Vorgänger, wurde auch er bald zu einem großen Förderer der Hohenzollerischen Wallfahrt. Die Wallfahrt zur „Schwarzen Madonna“ von Jungingen blühte; diese war erst 1935 entstanden, nachdem die hohenzollerischen Pilgerzüge nach Einsiedeln (seit 1926) durch die Machthaber des Dritten Reiches – wegen der Devisen – behindert wurden und schließlich nicht mehr durchgeführt werden konnten. Deswegen ließ man eine Nachbildung der „Schwarzen Madonna“ von Einsiedeln anfertigen und in der Pfarrkirche von Jungingen anbringen. Diese Wallfahrtstradition wurde von Pfarrer Wessner fortgesetzt und mit neuem Leben erfüllt; und nicht nur die Wallfahrt nach Jungingen. Über 138 Pilgerzüge begleitete Pfarrer Wessner in den folgenden Jahrzehnten nach Einsiedeln, Altötting und Beuron; dazu kamen noch Caritas-Pilgerzüge nach Rom und Lourdes, deren geistlicher Leiter er seit 1978 wurde.

Trotz dieser zeitraubenden Aufgaben wollte Pfarrer Wessner zuerst Seelsorger seiner Gemeinde sein, wobei ihm zusätzlich noch von 1966 bis 1973 die Verantwortung für die Gemeinde Schlatt übertragen worden war.

Viel Zeit und Kraft investierte Pfarrer Wessner in Baumaßnahmen, in erster Linie für die Pfarr- und Wallfahrtskirche Jungingen. Hart hat es ihn deshalb getroffen, als das schwere Erdbeben am 3. Sept. 1978 vieles wieder zunichte machte, was vorher unter großer Anstrengung geschaffen worden war. Sofort ging er an die Behebung der Schäden und an eine bessere Sicherung gegen künftige Erdbeben.

Pfarrer Wessner besaß in großem Maße das Vertrauen seiner Mitbrüder. Nachdem er bereits von 1964 bis 1977 Kammerer und im Jahre 1969 zum Schuldekan des Dekanates Hechingen ernannt worden war, wurde er am 28. März 1977 mit großer Mehrheit zum ersten Dekan des neugebildeten Dekanates Zollern gewählt, ein Amt, das er bis 1985 innehatte.

Auch in vielen anderen Gremien war Pfarrer Wessner tätig. So war er über viele Jahre hinweg als Vertreter der Dekanate Zollern, Sigmaringen und Meßkirch Mitglied der Kirchensteuervertretung der Erzdiözese Freiburg. Er war Mitglied der Verwaltungsgremien des St.-Elisabeth-Krankenhauses und des Marienheims in Hechingen, des allgemeinen Kath. Kirchenfonds für Hohenzollern mit Sitz in Sigmaringen, des Erzb. Kinderheims „Haus Nazareth“ in Sigmaringen und Vertreter des Dekanates und Mitglied im Kreisjugendwohlfahrtsausschuß des Zollernkreises und anderes. Erzbischof Hermann Schäufele würdigte das engagierte seelsorgerliche und gesellschaftliche Engagement von Pfarrer Wessner dadurch, daß er ihm mit Urkunde vom 20. Dezember 1976 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem ernannte „in Anerkennung seiner von seelsorgerlichem Eifer und zielbewußter Bestimmtheit geprägten über 25jährigen Arbeit als Pfarrer von Jungingen und in besonderer Würdigung seines großen persönlichen Einsatzes für die Organisation und geistliche Leitung der Hohenzollerischen Pilgerzüge an die Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln, Altötting und Beuron“. Die Gemeinde Jungingen ehrte den beliebten Seelsorger anlässlich seines 40-jährigen Priesterjubiläums mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechts; anlässlich seines 70. Geburtstages wurde sein Wirken auch von staatlicher Seite gewürdigt durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Band. Als erstem Geistlichen der Bundesrepublik war ihm bereits Jahre zuvor die Fördermedaille des Blasmusikverbandes in Gold verliehen worden und von Seiten der Deutschen Bundesbahn hatte er den Titel „Ehrenpilgerleiter“ erhalten.

Zum 1. Sept. 1985 trat Pfarrer Wessner in den wohlverdienten Ruhestand und zog wieder in seine Heimat Winterlingen-Harthausen, wo er seinen Mitbrüdern in der Umgebung hilfreich zur Seite stand. Ja, noch an seinem Todestag, moderierte er morgens den Kreis der Priesterspensionäre der Region; heimgekommen legte er sich, wie es im Nachruf des „Konradblattes“ hieß, „zum Mittagsschläfchen hin, um dann im Himmel auf neue Weise zu sich zu kommen“. Unter großer Beteiligung seiner Mitbrüder und seiner Gemeinde wurde Pfarrer Wessner am 22. März 1994 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Harthausen a. d. S. beigesetzt. r. i. p.

H. H.

Wilms Dr. Franz Elmar

Geb. in Brilon/Sauerland 1. 10. 1934, ord. 12. 6. 1960. Vikar in Pfohren 4. 7. 1960, in VS-Villingen, St. Fidelis 1. 8. 1960, in Freiburg, St. Johann 1. 9. 1961. Promotion zum Dr. theol. 22. 2. 1964. Vikar in Konstanz, St. Stephan 8. 4. 1964, in Karlsruhe, Liebfrauen 3. 9. 1965 (zugleich Religionslehrer); Ernennung zum Studierrat 20. 9. 1967, zum Professor an der PH Karlsruhe 23. 12. 1971. Ruhestand im Jahre 1991. Gest. in Karlsruhe 24. 6. 1994, beerd. in Überlingen 29. 6. 1994.

Prof. Dr. Franz Elmar Wilms wurde am 4. Okt. 1934 in Brilon/Sauerland als einziges Kind des kaufmännischen Angestellten Wilhelm Wilms und seiner Frau Maria geb. Hochgürtel geboren. Bochum, Straßburg und Überlingen, wohin seine Mutter aus familiären und kriegsbedingten Gründen gezogen war, waren die Stationen seiner Kindheitsjahre. Nach der Volksschule ging Franz Elmar Wilms zunächst auf das neusprachliche Gymnasium in Überlingen; da die Neigung zum Priesterberuf immer stärker wurde, wechselte er 1949 in das Späterberufenseminar der Pallotiner in Hersberg bei Immenstaad; die beiden letzten Jahre des Gymnasiums absolvierte er in Konstanz, wo er 1955 die Reifeprüfung ablegte, um dann im selben Jahr das Studium der Philosophie und der Theologie in Freiburg aufzunehmen. Während des Studiums kristallisierte sich immer mehr seine besondere Begabung für semitische und orientalische Sprachen heraus, denen er sich unter Prof. K. Krückmann schon damals mit großem Fleiß widmete. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde Prof. Wilms im Münster U. L. F. zu Freiburg von Erzbischof Hermann Schäufele zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretung in Pfohren war Prof. Wilms zunächst Vikar in Villingen, St. Fidelis und kam im September 1961 nach Freiburg, St. Johann, wo ihm neben der Seelsorgstätigkeit die Möglichkeit gegeben wurde, seine Konkursarbeit über den „christlichen Trinitätsglauben im Licht der islamischen Theologie“ zur Dissertation auszugeben. Am 22. Febr. 1964 wurde er bei Prof. Dr. Otto Stegmüller mit seiner Arbeit über „Al-Ghazalis Schrift wider die Gottheit Jesu“ mit dem Prädikat „magna cum laude“ zum Doktor der

Theologie promoviert. Seine weiteren Vikarsstellen waren Konstanz, St. Stephan (1964) und Karlsruhe, Liebfrauen (1965), wo er zugleich als hauptberuflicher Religionslehrer am Max-Planck-Gymnasium in Karlsruhe-Rüppurr tätig war. Dort wurde Prof. Wilms im Herbst 1967 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Oberstudienrat ernannt.

Neben der umfangreichen Schultätigkeit hielt Prof. Wilms Einkehrtage für Schüler und andere Organisationen, war Mitarbeiter im Primanerforum; er war tätig in der Schulpflegschaft und im Elternforum, hielt Bibelabende mit Erwachsenen und vieles mehr.

Prof. Dr. Herbert Haag, der Tübinger Alttestamentler, wurde durch die Veröffentlichung der Dissertation im Jahre 1966 im Verlag Brill zu Leiden (NL) auf F. E. Wilms aufmerksam und ermunterte ihn, sich im Fach Exegese des Alten Testaments zu habilitieren (1968). Bereits drei Jahre später verließ die Eberhard-Karls-Universität Tübingen Prof. Wilms die Lehrbefugnis für das Fach Exegese des AT, nachdem er sich dort mit der Schrift „Das jahwistische Bundesbuch in Ex 34“ im Fachbereich Kath. Theologie habilitiert hatte. Er blieb weiterhin Religionslehrer in Karlsruhe und wurde zusätzlich zum Wintersemester 1971 als Privatdozent in die Tübinger Fakultät aufgenommen. Am 23. Dez. 1971 wurde er vom Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg zum Professor an einer Pädagogischen Hochschule ernannt und in dieser Eigenschaft an die PH in Karlsruhe berufen. Dort lehrte der Verstorbene als engagierter Lehrer, Wissenschaftler und Priester. Er versuchte, in den Studenten Offenheit für Glauben und Denken des Volkes Israel zu wecken, führte sie ein in dessen Gebete und Bekenntnisse. Er deutete den Dekalog als Grundlage des Lebens der Gemeinde, er erläuterte die Ordnungen des Gottesdienstes und machte seine Hörer auch kundig für die sozialen Züge im mosaischen Gesetz, das die soziale Frage zur Ehrenfrage aufweist.

Umfangreiche wissenschaftliche Arbeiten zur Exegese des AT und religionspädagogische Fachbücher und Aufsätze zeugen von seinem engagierten Wirken. Die Liste der Publikationen ist als Anhang aufgeführt.

Erzbischof Oskar Saier ernannte Prof. Wilms in „Anerkennung seines fünfundzwanzigjährigen von großem Eifer getragenen priesterlichen Wirkens und in Würdigung seiner nahe fünfzehnjährigen, von hohem theologischem Wissen und ausgesprochen pädagogischen Einfühlungsvermögen geprägten, Tätigkeit als Professor an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe“ am 12. Dez. 1985 zum Geistlichen Rat ad honorem. Neben seiner umfangreichen Lehrtätigkeit war Prof. Wilms in verschiedenen Karlsruher Pfarreien immer gerne zur Aushilfe bereit.

Eine schwere Erkrankung traf ihn 1990, die ihn, als keine Besserung in Aussicht war, 1991 zwang, um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. In bemerkenswerter Geduld ertrug er in den letzten vier Jahren seines Lebens diese Krankheit, wobei ihm bis in die letzten Tage die Feier der Eucharistie Hilfe und Trost zugleich war.

Bei der Abschiedsfeier in Karlsruhe sagten ihm nicht nur die Pädagogische Hochschule, sondern auch die mitbetreuten Gemeinden ein herzliches Vergelt's Gott nach. Am 29. Juni 1994 wurde Prof. Wilms nach dem Offizium und Requiem im Münster von Überlingen auf dem dortigen Hauptfriedhof beerdigt. r. i. p.

H. H.

Publikationen von Franz-Elmar Wilms.

aus: Kurt Löhlein, Bibliographie der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Publikationen des Lehrkörpers der PH Karlsruhe 1962–1967. Karlsruhe 1987, 309 ff.

- the-277 Al-Ghazalis Streitschrift wider die Gottheit Jesu, Leiden 1965, 243 S.
* Diss., Freiburg i. Br. 1964 *
- the-278 Plädoyer wider einen dogmatischen Religionsunterricht, in: Katechetische Blätter, 95.1970, S.426–428
- the-279 Das jahwistische Bundesbuch in Exodus 34, München 1973, 253 S.
* Habilitationsschrift, Tübingen 1971 *
- the-280 Die Suche nach Maß. Zur Diskussion um christliche um humanistische Ethik, in: Beiträge Pädagogischer Arbeit, 18.1974, 3, S. 1–8
* auch Rundfunksendung im SWF II Baden-Baden *
- the-281 Das Gottesbild des Jahwisten, in: Zeitschrift für Religionspädagogik, 30.1975, 4, S. 220–226
- the-282 Reue. (Didaktisches Handwörterbuch zur biblischen Theologie), in: Zeitschrift für Religionspädagogik, 30.1975, 6, S. 364–367

- the-283 Versöhnung. (Didaktisches Handwörterbuch zur biblischen Theologie), in: Zeitschrift für Religionspädagogik, 30.1975, 5, S. 313–315
- the-284 Biblischer Unterricht, eine heilige Kuh? Zur Diskussion um die Bibel im katholischen Religionsunterricht, in: Zeitschrift für Religionspädagogik, 33.1978, 6, S. 190–192
- the-285 Didaktik des Alten Testaments. Ein Handbuch für die Sekundarstufe I, München 1978, 282 S.
- the-286 Nachfolge, in: R. Renner/R. Immig: Grundbegriffe der Bibel in Didaktik und Literatur, Hannover 1978, S. 163–167
- the-287 Offenbarung, in: R. Renner/R. Immig: Grundbegriffe der Bibel in Didaktik und Literatur, Hannover 1978, S. 106–110
- the-288 Reue, in: R. Renner/R. Immig: Grundbegriffe der Bibel in Didaktik und Literatur, Hannover 1978, S. 206–210
- the-289 Sprung in die Unmittelbarkeit. Ethische Ansätze bei Juden, Christen und Mohammedanern, in: Zeitschrift für Religionspädagogik, 33.1978, 3, S. 86–87
- the-290 Versöhnung, in: R. Renner/R. Immig: Grundbegriffe der Bibel in Didaktik und Literatur, Hannover 1978, S. 131–133
- teh-291 Wahrheit, in: R. Renner/R. Immig: Grundbegriffe der Bibel in Didaktik und Literatur, Hannover 1978, S. 98–102
- the-292 Die jahwistische Urgeschichte. Bilder vom Anfang der Menschheit und der Psychogenese jedes einzelnen? in: Lebendiges Zeugnis, 1979
- the-293 Wunder im Alten Testament, Regensburg 1979, 368 S.
- the-294 Der Gott Mekkas, der Gott der Welt, in: Beiträge Pädagogischer Arbeit, 24.1980, 2, S. 1–28
- the-295 Mitgeschöpflichkeit als Verantwortung für die Erde. Herauslösung der christlichen Moral aus ihrer anthropologischen Engführung, in: Karlsruher Pädagogische Beiträge, 1.1980, 2, S. 75–85
- the-296 Freude vor Gott. Kult und Fest in Israel, Regensburg 1981, 469 S.
- the-297 Neue Kommentare zur Bibel, in: Lebendiges Zeugnis, 1981, 1, S. 63–69
- the-298 Die Götzen der Heiden, oder: Von der Konfrontation zur Kooperation, in: Unterrichtsmodelle und Informationen für den Religionsunterricht an Realschulen. Schuljahr 1982/83, 2, S. 2–8
- the-299 Islam und Christentum, in: Christliches ABC heute und morgen 1982, 4, S. 9–29
- the-300 Religionsfreiheit, in: Beiträge Pädagogischer Arbeit, 26.1982, S. 1–47
- the-301 Blutige Opfer oder ein Opfer der Lippen? Die Alternative von Qumran, in: Archiv für Liturgiewissenschaft, 1983, 2, S. 121–137
* in: Catholic Quaterly, 1984, 1 (Kurzfassung) *
- the-302 Prophetische Texte in den Sekundarstufen I und II. Warum, wozu, wie? in: Der Evangelische Erzieher, 36.1984, S. 23–37
- the-303 Wie „Religionsfreiheit“ zum Problem wurde, in: Christliches ABC heute und morgen, 1984, 1, S. 1–17
- the-304 Der Dekalog oder das Zehngebot, in: Christliches ABC heute und morgen, 1987, 2, S. 11–83
- the-305 Das Tier: Mitgeschöpf, Gott oder Dämon? Frankfurt a. M. 1987, 130 S.

aus: Forschungsbericht 1987–1992. Pädagogische Hochschule Karlsruhe.

herausgeg. von PH Karlsruhe, Prof. Dr. Weskmann, Prof. Dr. E. Philipp. (S. 117)

1987 Gemeindeleitung – ein Aspekt kirchlicher Lebensform in der Bibel. KJG-Zeitung, Juni 1987. Bl. 2.

1987 Grundlagen christlicher Sexualerziehung. In: KPB 15. S. 79–119. In: Musterbeispiele Schulgottesdienst: Dialog mit unseren jüdischen Brüdern. Erg. Lieferung 6/W 11/4.2. S. 2–12

Wo der Geist weht, da ist Freiheit. In: AL 2. 1988. 7.4.2. S. 1–12.

In: Erfolgreiche Musterreden für Schulleiter. 1987. Erg. Lief. 3. AL.

Ein Botschafter der Liebe zu den Armen. St. Martin. 5.2. S. 45 f.

Zeit das Aufbruchs, Advent. a. a. O. S. 35–37

Ein Symbol der Frömmigkeit und Gebefreudigkeit, St. Nikolaus. a. a. O. S. 38–40

- 1987 Der Dekalog: Lieferung 2/87. In: Christliches ABC. S. 11–82.
- 1988 Der historische Jesus und der verkündigte Christus. Der Dekalog. Lieferung 1/88. S. 27–45
- 1988 Kirchliche Privatschulen als Alternative zum öffentlichen Schulwesen, dargestellt an einer katholischen Privatschule in freier Trägerschaft. In: Christliches ABC. 4/88, Gruppe 4. S. 239–250
- Allerheiligen heute noch aktuell? In: Musterbeispiele Schulgottesdienst. 5/Kap. 5.3. S. 1–13.
- Peter und Paul. In: Musterbeispiele Schulgottesdienst. 7/Kap. 6.1. S. 1–16
- 1988 Theologische Einführung in das Oratorium Rappresentazione di anima et di corpo von Emilio de Cavalieri. In: Programm des Hoptbühl-Gymnasiums Villingen. November. S. 5–7.

Wolf Friedrich

Geb. in Bühlertal 12. 11. 1914, ord. 1. 9. 1946. Vikar in Freiburg-Zähringen 16. 10. 1946, in Karlsruhe, St. Bonifatius 17. 11. 1950, in Heidelberg, St. Bonifatius 4. 5. 1950. Pfarrkurat in Mannheim, St. Pius 20. 4. 1955, Pfarrer daselbst 1. 1. 1969, investiert daselbst 12. 1. 1969. Pfarrer in Mühlhausen b. Wiesloch 26. 11. 1969, investiert daselbst 11. 1. 1970. Ruhestand in Bühlertal 1. 5. 1985. Gest. in Emmendingen 13. 11. 1994, beerd. in Bühlertal 19. 11. 1994.

Pfarrer Wolf wurde am 12. Nov. 1914 als zweiter von drei Söhnen des Fabrikarbeiters Wendelin Wolf und seiner Frau Maria geb. Braun in Bühlertal geboren. Sein Vater fiel 1917 im Ersten Weltkrieg, sein Stiefvater starb 1929 gerade zu der Zeit, als Friedrich Wolf in die Quarta des Gymnasiums Rastatt aufgenommen wurde und in das Erzb. Gymnasialkonvikt St. Bernhard eintrat. So hat er in früher Jugend schon viel Leid in seiner Familie erfahren müssen. Trotz der Armut, in der die Familie lebte, unterstützte die Mutter ihren Sohn in dem Wunsch, Priester zu werden. Nach dem Abitur 1936 und der Ableistung der Arbeitsdienstpflicht, nahm er im Herbst desselben Jahres in Freiburg das Theologiestudium auf. Für ein Semester studierte er an der Universität Würzburg. Sein Studium mußte er unterbrechen, als er am 10. Januar 1940 zur Wehrmacht eingezogen wurde; er konnte es aber nach einem Einsatz in Frankreich während eines Studienurlaubs vom Herbst 1940 bis April 1941 abschließen. Bei Kriegsende kam er in amerikanische und englische Gefangenschaft, aus welcher er im Oktober 1945 entlassen wurde. So konnte er bereits zum 3. Nov. 1945 in den Seminarkurs in St. Peter aufgenommen werden und dort seine theologische Studien fortsetzen. Am 1. Sept. 1946 wurde er von Erzbischof Conrad Gröber in der Pfarr- und Seminarkirche zu St. Peter zum Priester geweiht.

In den folgenden Jahren war Pfarrer Wolf als Vikar in Freiburg-Zähringen mit den Filialen Gundelfingen und Wildtal, in Karlsruhe, St. Bonifatius und in Heidelberg, St. Bonifatius eingesetzt. Er wirkte überall mit großem Einsatz, wobei die Erteilung des Religionsunterrichtes und die Jugendarbeit die Schwerpunkte seiner Tätigkeit waren. Die Dekanatsberichte aus jenen Jahren erwähnen immer wieder den guten Predigtendienst, den „großen Seeleneifer“ und die mit „ausgezeichnetem Fleiß“ vorbereiteten Katechesen des als bescheidenen, gewissenhaft und fromm charakterisierten Vikars.

Am 20. April 1955 wurde Pfarrer Wolf als erster Seelsorger auf die neu errichtete Pfarrkuratie Mannheim-Neustheim, St. Pius mit den Stadtteilen Neuhermsheim und Hochstätt angewiesen, wo er in den nächsten 14 Jahren als gewissenhafter und eifriger Priester wirkte und seine Kräfte dafür einsetzte, daß dort eine lebendige Gemeinde wachsen konnte. Erzbischof Oskar Saier schrieb ihm Jahre später anlässlich seiner Zuruhesetzung: „Sie haben dieser Kuratie nicht nur Ihre Arbeitskraft, sondern auch die Liebe Ihres Herzens geschenkt, so daß die Gemeinde nicht nur äußerlich wuchs, sondern auch im Innern immer mehr zusammenfand... Es gelang Ihnen, die Gemeinde aufzubauen und auch die beiden Stadtteile Neuhermsheim und Hochstätt in das pfarrliche Leben zu integrieren.“ Der bereits begonnene Kirchenneubau wurde ihm gleich zu einer wichtigen Aufgabe. Mit dem Bau eines Pfarrhauses mit Sakristei, Kindergarten und Schwesternstation wurden die weiteren Schritte getan für das Gelingen des Gemeindelebens. So waren auch die äußeren Voraussetzungen geschaffen, daß aus der Kuratie eine Pfarrei wurde und der Kurat am 12. Januar 1969 als Pfarrer investiert wurde.

Nach dieser ersten Aufbauphase entschied sich Pfarrer Wolf, eine neue Aufgabe zu übernehmen; es zog ihn nach den Jahren in der Großstadt wieder mehr in eine ländliche Gegend; so übernahm er im Spätjahr 1969 die Pfarrei Mühlhausen bei Wiesloch mit der Filiale Tairnbach. Auch hier setzte er mit Klugheit und reicher Erfahrung seine ganze Kraft für das Heil der Menschen ein. Ein wichtiges Anliegen war ihm der Erhalt bzw. die Verbesserung der äußeren Voraussetzungen für eine lebendige Gemeinde. So trug er Sorge für die Umgestaltung des Chorraumes der Filialkirche in Tairnbach, für die erforderlichen Renovationsarbeiten an Pfarrkirche, Pfarrhaus und Pfarrheim, für die Erneuerung der Orgel sowie für die Erweiterung des Kindergartens.

Seine nachlassende Gesundheit zwang ihn, um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten. In seiner Heimat Bühlertal verbrachte er seinen Ruhestand und half gerne und tatkräftig in der Seelsorge des Dorfes und der Umgebung mit.

Nach einer kurzen, schweren Krankheit verstarb Pfarrer Wolf im Kreiskrankenhaus zu Emmendingen und wurde im Familiengrab seines heimatlichen Friedhofes im Beisein von Gläubigen und Mitbrüdern bestattet. r. i. p. H. H.

1995

Albrecht Rudolf, Ostpriester

Geb. 27. 2. 1899 in Misslitz (Miroslav)/Mähren, ord. 5. 7. 1924 in Brünn, 1924–1932 Vikar in vier Pfarreien der Diözese Brünn, 1932 Pfr. in Malspitz, 1936 in Zlabings (Slavonice), 1939 in Prossmeritz (Prosiměřice) Krs. Znaim, 6. 8. 1946 Ausweisung, 14. 9. 1946 Pfrvik. in Altheim (Dekanat Walldürn), 15. 2. 1947 Expositus in St. Ilgen, 1. 12. 1949 Kurat daselbst, 1. 4. 1955 Verleihung des Titels „Pfarrer“, 6. 3. 1968 Ruhestand daselbst. Gest. 24. 1. 1995 in St. Ilgen, 30. 1. 1995 beigeasetzt daselbst.

Albrecht ist Schicksalsgefährte jener Millionen von Deutschen, die in der Folge des Zweiten Weltkrieges aus der angestammten Heimat vertrieben wurden. Wie so viele unter ihnen wagte auch er mit Zuversicht, Mut und Gottvertrauen einen neuen Anfang in einer gänzlich fremden Umwelt.

Geboren wurde er in Misslitz (Bez. Mährisch-Kromau). Der Vater war Landwirt und Schreinermeister; die Ehe war mit acht Kindern gesegnet. Am Ersten Deutschen Staatsgymnasium in Brünn bestand Albrecht das Abitur und bereitete sich danach in der Theologischen Lehranstalt der Diözese auf das Priestertum vor. Bischof Norbert Klein von Brünn erteilte ihm am 5. 7. 1924 im St.-Peter-und-Pauls-Dom das Sakrament der Priesterweihe. Die Namen der Pfarreien, in denen der junge Geistliche acht Jahre lang Vikar war, sind nicht aktenkundig gemacht. Seitdem war er Pfarrer in drei Gemeinden – seit Kriegsbeginn bis zur Ausweisung im Sommer 1946 in Prossmeritz. In Begleitung seines damaligen Kooperators Wenzel Grün (vgl. FDA Bd. 111/1991, S. 324) kam er zunächst in das Auffanglager Nekkarzimmern, fand dann aber Aufnahme im Pfarrhaus in Altheim (Walldürn). Dort stellte er sich unverzüglich als Aushilfe in der Seelsorge zur Verfügung, und schon im September 1946 wurde er in den kirchlichen Dienst der Erzdiözese Freiburg übernommen. Gewaltig war in jenen Wochen und Monaten auch im badischen Frankenland der Zustrom größtenteils katholischer Heimatvertriebener. Und so wurde Albrecht gleichzeitig damit beauftragt, als Vertriebenenseelsorger die Neuankömmlinge zu sammeln und geistlich zu betreuen.

Nur wenige Monate später wurde er zum Expositus der neu errichteten Expositur St. Ilgen (Pfarrei Leimen) bestellt. Mit gläubigem Vertrauen auf Gottes Hilfe, aber auch mit unermüdlichem Fleiß ging er an das ihm aufgetragene Werk. In der ihm angeborenen Bescheidenheit und Offenherzigkeit gewann er alsbald die Zuneigung der Gläubigen, ganz besonders aber durch sein geschätztes Predigtwort. Von seiner mährischen Heimat mit den speziellen Problemen konfessionell gemischter Gemeinden wenig vertraut, legte er nicht nur großen Wert auf den engen Kontakt mit seinen geistlichen Mitbrüdern, sondern suchte immer auch das gute Einvernehmen mit den Andersgläubigen. Schon nach kurzer Zeit trug sein seelsorgerlicher Eifer sichtbare Früchte: 1948 führte er in seiner Gemeinde die Fronleichnamsprozession ein, die damals große Zustimmung fand. Anlässlich des hl. Jahres 1950 wurde auf seine Anregung hin mit großem Erfolg eine Volksmission abgehalten. Bereits

zum Jahresende 1949 konnte die frühere Filiale St. Ilgen von der Mutterpfarrei Leimen abgetrennt und zur Kuratie erhoben werden. Ihm selbst wurde 1955 der Titel „Pfarrer“ verliehen.

Albrecht, der stets dem inneren Aufbau seiner Gemeinde Vorrang einräumte, förderte nicht weniger die Ausgestaltung des Gotteshauses als den räumlichen und geistlichen Mittelpunkt der Pfarrei. Zunächst konnte 1953 eine neue Orgel eingebaut und 1965 die Innenrenovation der Kirche zum Abschluß gebracht werden. Ein im Sommer 1967 erlittener Schlaganfall zwang ihn, um seine Zuruhesetzung nachzusuchen, die ihm im März 1968 bewilligt wurde. Es sollte in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, daß der heimatvertriebene Priester 22 Jahre lang, davon allein 21 Jahre in St. Ilgen, seine treuen Dienste dem Erzbistum Freiburg zur Verfügung gestellt hat; genau so lange war er ein nicht minder rühriger und pflichteifriger Seelenhirte in seiner Heimatdiözese Brünn gewesen. Mit den Gläubigen seiner mährischen Pfarrei Prossmeritz, die das Vertriebenenlos teils nach Deutschland, teils nach Österreich geführt hatte, pflegte er mit Hilfe maschinengeschriebener Rundbriefe bis zuletzt regen Kontakt. Seinen nahezu 27jährigen Ruhestand verbrachte Albrecht in St. Ilgen, das ihm zur zweiten Heimat geworden war und wo er noch lange nach Kräften in der Seelsorge aushalf. Eine besondere Gnade wurde ihm zuteil, als er im Sommer 1994 das überaus seltene siebzigste Priesterjubiläum feiern konnte. Er war fast 96 Jahre alt geworden, als ihn der Herr über Leben und Tod am 24. Januar 1995 zu sich rief. Auf dem Friedhof in St. Ilgen hat er seine letzte Ruhestätte gefunden. Clemens Siebler

Aschenbrenner Raimund

Geb. in Sasbach a. K. am 2. 9. 1923, ord. 24. 6. 1951. Vikar in Gengenbach 25. 7. 1951, in Freiburg, St. Martin 15. 2. 1952, in Triberg 16. 4. 1953; beurlaubt 20. 3. 1954; Vikar in Weinheim, St. Laurentius 17. 8. 1954, in Zell a. H. 1. 12. 1955, in Gottmadingen am 8. 1. 1957. Pfrvw. in Strittmatt 16. 4. 1959, Pfrvw. in Bingen/Hz. 1. 8. 1959, investiert daselbst am 14. 5. 1961, Pfrvw. in Kuppenheim 17. 11. 1973, investiert daselbst 2. 4. 1974, Pfarrer in Volkertshausen 17. 4. 1980, Pfrvw. in Wertheim-Gamburg 29. 12. 1981, Seelsorger in Bad Peterstal-Griesbach im Mütterkurheim St. Anna und im Fachkrankenhaus 16. 8. 1989. Ruhestand in Häusern 1. 9. 1992. Gest. in Häusern 6. 6. 1995, beerd. in Bingen 12. 6. 1995.

Pfarrer Raimund Aschenbrenner wurde am 2. Sept. 1923 als Sohn des Schreinermeisters Johann Aschenbrenner und seiner Frau Luise geb. Schneider in Sasbach a. K. geboren. Nach der Volksschule besuchte er als Zögling des Erzb. Gymnasialkonviktes in Freiburg das dortige Bertholdgymnasium, an dem er 1942 die Reifeprüfung ablegte. Er meldete sich sogleich zum Theologiestudium im Collegium Borromaeum an, wurde aber bereits im Sommer 1942 zur Wehrmacht eingezogen. Nach Einsätzen in Holland, Frankreich und Italien geriet er bei der Kapitulation des Afrika-Korps in amerikanische Gefangenschaft. Drei Jahre in einem Lager im Mittelwesten der USA war er dort zeitweise Lehrer in der Lagerschule und gab Deutsch-Unterricht; 1946 nach England überführt konnte er schließlich im Studienlager für kath. Theologen in Colchester mit dem Theologiestudium beginnen, doch wurde er dann im Febr. 1947 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Bereits zum Sommersemester 1947 setzte er in Freiburg das Theologiestudium fort. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 24. Juni 1951 von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

Seinen priesterlichen Dienst begann Pfarrer Aschenbrenner als Vikar in Gengenbach, anschließend war er in Freiburg, St. Martin, Triberg, Weinheim, St. Laurentius, Zell a. H., Gottmadingen und Strittmatt. An allen Stellen galt sein Engagement vor allem der Jugend, zu der er jeweils sehr schnell Zugang fand und die er begeistern konnte, wie die Berichte aus den verschiedenen Gemeinden verdeutlichen: „Er hat sich, wie kaum ein anderer Jugendseelsorger vor ihm, trotz der vielen Arbeit... voll und ganz für die Jugend eingesetzt. Er war im Aufbau der einzelnen Jugendgruppen und in der Jugendseelsorge mit großem Verständnis unermüdlich tätig.“ So gründete und betreute er marianische Kongregationen, die spätere GCL, wie auch CAJ-Gruppen, denen er neuen Schwung beibrachte. Manchem Prinzipal war diese Arbeitsweise zu einseitig, manchen Leuten in den Pfarreien war diese Art Einzelseelsorge anrühlig. Raimund Aschenbrenner war nicht einseitig; seine Bibelabende waren beliebt; wie er bereits im CB als Choralmagister wirkte, so weckte er in den Ge-

meinden das Verständnis für die Liturgie, bemühte sich um neue liturgische Gesänge, was in den 50er Jahren nicht ganz leicht war.

Im August 1959 wurde Pfarrer Aschenbrenner nach Bingen/Hz. angewiesen, wo er 14 Jahre wirkte und alsbald die Impulse des Konzils aufnahm und in der Gemeinde umzusetzen versuchte. Mit seinem stürmischen Temperament ging er entschlossen daran, die Laien entsprechend ihrer Fähigkeiten in die Verantwortung für die Gemeinde einzubinden, damit die Gemeinde nicht Objekt, sondern Subjekt der Seelsorge ist. So war es auch selbstverständlich, daß er die Erneuerung der Liturgie freudig annahm. Als einer der ersten im Dekanat knüpfte er ökumenische Kontakte und hielt ökumenische Gottesdienste. Weit über die Pfarrei und das Dekanat hinaus betreute er die GCL-Gruppen; im Dekanat selbst war er über Jahre hinweg Seelsorger der Frauenjugend. Im Blick auf die erneuerte Liturgie ließ er die gotische Pfarrkirche in einer guten Weise vergrößern.

Pfarrer Aschenbrenner wollte nie zu lange an einem Ort bleiben, weil er sich seiner Grenzen bewußt war und „frisches Blut“ die Gemeinde aufbauen konnte. So ging er im Herbst 1973 nach Kuppenheim, wo er mit dem ihm eigenem Engagement sich der Jugend weiterhin annahm, aber auch der älteren Menschen und der vielen Neubürger, die sich in den großen Neubaugebieten angesiedelt hatten. Sein Wirken war von tiefer priesterlicher Spiritualität geprägt.

Aus gesundheitlichen Gründen mußte er nach sieben Jahren auf eine kleinere Pfarrei überwechseln; so kam er nach Volkertshausen, wo ihm zusätzlich die Pfarrei Singen-Beuren übertragen wurde. Doch seine Kräfte reichten für die beiden Gemeinden nicht aus, so daß er bereits Ende des Jahres 1981 die Seelsorge der Pfarreien Werbach und Gamburg übernahm. Auch hier wirkte er engagiert, bis ihn die gesundheitliche Situation zwang, im Sommer 1989 eine andere Aufgabe zu übernehmen; er wurde Seelsorger im Mütterkurheim Bad Griesbach und zum Pfarrer am Fachkrankenhaus Bad Peterstal bestellt. Nach einem Herzinfarkt mußte er 1992 um Pensionierung bitten und zog nach Häusern, wo er als Subsidiar noch gerne in der Seelsorge mithalf, soweit es seine Kräfte zuließen.

Im Brief anläßlich seiner Zuruhesetzung faßte Erzbischof Oskar Saier Aschenbrenners Wirken zusammen: „Die Gaben, die Ihnen geschenkt waren, setzten Sie für andere ein... So haben Sie an den Stellen, wo Sie tätig waren, prägende Spuren hinterlassen. Möge die Saat, die Sie gesät und um deren Wachstum Sie sich bemüht haben, reiche Frucht bringen.“ Pfarrer Aschenbrenner wurde am 12. Juni 1995 unter großer Beteiligung der Bevölkerung auf dem Friedhof in Bingen/Hz. beigesetzt. r. i. p. H. H.

Buck Gottlieb

Geb. in Bruckhof (Bad Buchau-Kappel) 23. 5. 1923, ord. 26. 3. 1950 in der Diözese Rottenburg. Vikar in Zwiefalten und Bietigheim. Pfarrer in Besigheim (1954) und Renquishausen (1956) (Diözese Rottenburg). Pfrvw. in Strittmatt 21. 2. 1959, Pfrvw. in Röhrenbach 15. 4. 1959, Pfarradministrator in Bermatingen 1. 9. 1986. Ruhestand in Salem-Mimmenhausen 1. 8. 1993. Gest. in Salem-Mimmenhausen 16. 10. 1995, beerd. in Bad Buchau-Kappel 20. 10. 1995.

Pfarrer Gottlieb Buck wurde am 23. Mai 1923 auf dem Bruckhof in Bad Buchau-Kappel (Württemberg) als Sohn des Landwirts Gottlieb Buck und seiner Frau Franziska geb. Buck geboren. Zusammen mit einem Bruder und zwei Schwestern wuchs er dort heran; nach der Volksschule ging er zunächst auf das Gymnasium Rottenburg und 1940 auf das Bischöfliche Konvikt in Ehingen. Noch vor der Reifeprüfung wurde er 1943 zum Wehrdienst einberufen, so daß ihm die Abitursreife nachträglich anerkannt wurde. Nach einer kurzen Grundausbildung war er in Frankreich und anschließend an der Ostfront eingesetzt. Bei Kriegsende kam er in englische Gefangenschaft, aus der er bereits im August 1945 entlassen wurde. So konnte er schon im Wintersemester 1945 in Tübingen das Theologiestudium aufnehmen. Nach Abschluß des Studiums wurde Gottlieb Buck am 26. März 1950 von Bischof Carl Joseph Leiprecht in Weingarten zum Priester geweiht.

Es folgten Vikarsjahre in Zwiefalten und Bietigheim; schließlich wurde er Pfarrer in Besigheim (1954) und in Renquishausen (1956). Am 21. Febr. 1959 wechselte Pfarrer Buck in den Dienst der Erzdiözese Freiburg, wo er zunächst als Pfarrvikar für zwei Monate in Strittmatt tätig war. Dann wurde er mit der Seelsorge der weitverzweigten Pfarrei Röhrenbach im Linzgau und der Filiale Heiligenberg betraut. Im Jahre 1969 übernahm er zusätz-

lich auch die Pastoration der Pfarrei Betenbrunn mit ihrer Wallfahrt zur Königin des Rosenkranzes. Hier wirkte er mit großem Engagement und Hingabe zum Segen der beiden Gemeinden; er war allgemein geschätzt, weil er sich der Kranken genauso annahm wie der Jugend; er förderte den Aufbau der kirchlichen Gruppen als die tragenden Stützen der Pfarrgemeinden. Über die Pfarrei hinaus war er 25 Jahre Bezirkspräsident der Kolpingsfamilie. In den Dienstzeugnissen wird Pfarrer Buck immer als zielstrebig und energisch, gediegen und ernst, mit klarer Konzeption, als guter und gewissenhafter Priester charakterisiert. Neben der Seelsorgsarbeit war ihm auch die Erhaltung der kirchlichen Gebäude eine wichtige Aufgabe. So wurde in Echbeck die Kapelle und in Röhrenbach das ehemalige Schwesternhaus renoviert und dabei ein Gemeindesaal sowie eine Wohnung eingerichtet. In Betenbrunn wurde die Pfarrkirche einer gründlichen Außen- und Innenrenovation unterzogen, die Läuteanlage saniert und in Heiligenberg ein neuer Kindergarten erstellt.

Im Jahre 1986 wollte Pfarrer Buck die Pfarrei nochmals wechseln und übernahm deswegen die Seelsorge in Bermatingen mit der Filiale Ahausen, wo er bis zu seinem Ruhestand mit dem ihm eigenen Engagement wirkte. 1993 wurde Salem-Mimmenhausen zu seinem Ruhestandswohnsitz. Dort und in den umliegenden Gemeinden half er trotz seiner angeschlagenen Gesundheit nach Kräften gerne in der Seelsorge aus.

Kritisch gegen sich selbst, aber voll Vertrauen auf den Herrn schrieb er in seinem geistlichen Testament: „Jesus sei mir nicht Richter, sondern Heiland und Seligmacher. In deine gütigen Hände lege ich die Tage meines Lebens und die Stunde meines Sterbens.“

In seiner Heimatgemeinde Bad Buchau-Kappel wollte er beerdigt sein. Eine große Trauergemeinde nahm am 20. Okt. 1995 dankbar für sein Wirken auf dem Friedhof von Kappel von ihm Abschied. r. i. p. H. H.

Bühler Franz

Geb. in Ottenhöfen 7. 8. 1930, ord. 18. 5. 1958. Vikar in Ottenhöfen 23. 6. 1958, in Konstanz, St. Stephan 11. 7. 1958. Hausgeistlicher im Städt. Krankenhaus Waldshut 20. 6. 1958, Rektor daselbst 24. 1. 1964. Pfrvw. in Oberharmersbach 15. 2. 1967, investiert daselbst 20. 4. 1968. Ruhestand in Titisee-Neustadt, Altenpflegeheim St. Raphael 6. 1. 1991. Gest. in Neustadt 1. 8. 1995, beerd. in Ottenhöfen 10. 8. 1995.

Pfarrer Franz Bühler wurde am 8. August 1930 als Sohn des Landwirts Karl Friedrich Bühler und seiner Frau Katharina geb. Jülg in Ottenhöfen geboren, wo er zusammen mit sechs Brüdern und einer Schwester in einer von christlichem Geist geprägten Familie aufwuchs. Nach dem achtjährigen Besuch der heimatlichen Volksschule trat er im September 1945 in die Heimschule Lender in Sasbach ein, nachdem er zuvor durch seinen Heimatpfarrer Schell Lateinstunden erhalten hatte. Nach Ablegung der Reifeprüfung im Sommer 1951 begann er in Freiburg mit dem Theologiestudium; die Freisemester absolvierte er an der Universität München. Durch eine spinale Kinderlähmung mußte Franz Bühler für zwei Jahre das Studium unterbrechen, so daß er erst nach dem Seminarjahr in St. Peter 1958 durch den damaligen Kapitularvikar Weihbischof Hermann Schäuferle im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht wurde.

Nach der Weihe war er zunächst für vier Wochen als Vertretung in seiner Heimatgemeinde Ottenhöfen eingesetzt und anschließend als Vikar in Konstanz, St. Stephan. Infolge der bleibenden Behinderungen durch seine Krankheit wurde Franz Bühler im Spätjahr 1958 als Hausgeistlicher an das Städt. Krankenhaus in Waldshut angewiesen, wo er sich nicht nur der Kranken in guter Weise annahm, sondern sich sehr stark in der Jugendarbeit und der allgemeinen Seelsorge in der Pfarrei engagierte; außerdem übernahm er ein halbes Deputat an Religionsunterricht. Ihm war vor allem am Aufbau der Pfadfinderschaft St. Georg gelegen, ebenso auch an der Führung der Kath. Jungmännerschaft; aus dem Kern dieser Jugendarbeit entstand der sog. „Christuskreis“, aus dem einige Theologiestudenten hervorgingen.

Auf eigenes Drängen wollte Pfarrer Franz Bühler wieder in die allgemeine Pfarrseelsorge, so daß ihm im Februar 1967 die Pfarrei Oberharmersbach zugewiesen wurde. Es waren nicht nur die Erneuerungsarbeiten und die Erhaltung der Pfarrkirche wie auch der Kapelle Zuwald; zu den baulichen Aktivitäten gehörte auch die Errichtung eines Pfarrzentrums. Das alles geschah zum inneren Aufbau der Gemeinde nach den Vorgaben des II. Vatikanischen Konzils, dem er sich sehr verpflichtet fühlte.

Sein Einsatz beschränkte sich nicht nur auf die Pfarrseelsorge; über mehrere Jahre versah er das Amt des Schuldekans; vor allem aber bemühte er sich um den Aufbau eines Pfarrverbandes, dessen Vorsitzender er auch wurde. So trug er stets Sorge um eine gelingende Seelsorge, die auf Zukunft ausgerichtet war. In dieser aufreibenden Arbeit wurde er immer wieder behindert durch kürzere und längere Krankheiten, die Franz Bühler sehr zu schaffen machten, mit denen er aber auch innerlich fertig wurde.

Ehrungen blieben nicht aus. So ernannte ihn Erzbischof Oskar Saier am 15. Dez. 1987 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem „in Anerkennung seines nahezu dreißigjährigen von steter Einsatzbereitschaft getragenen treuen Dienstes als Priester und in Würdigung seines zwanzigjährigen fruchtbaren Einsatzes als Seelsorger der Pfarrei St. Gallus Oberharmersbach“. Die politische Gemeinde Oberharmersbach ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit bat Pfarrer Franz Bühler um Versetzung in den Ruhestand, der zum 1. Juni 1991 angenommen wurde. Er wollte sich keineswegs zur Ruhe setzen, sondern übernahm den Dienst als Hausgeistlicher im Altenpflegeheim St. Raphael in Titisee-Neustadt. Auch hier wirkte er segensreich für die Hausgemeinschaft. Durch seine Krankheit hatte er gelernt, „im Angesicht des Todes“ zu leben; so schrieb er wohl noch als Pfarrer von Oberharmersbach einen Brief an seine Gemeinde, die „ihm zur Heimat geworden war“, der beim Trauergottesdienst verlesen werden sollte, was dann auch in Ottenhöfen am 10. August 1995 geschah. „Ich wollte Euch immer ein guter Priester sein“, schrieb er in diesem Brief und fuhr fort: „Und wie freute ich mich, wenn ich von Euch in vielfältiger Weise erfahren durfte, daß auch Ihr meine eigene Last des Lebens mit Liebe, Hilfsbereitschaft und Verständnis mitgetragen habt.“ So wurde er unter großer Anteilnahme seiner Heimatgemeinde wie auch von Oberharmersbach und den Heimbewohnern aus Titisee-Neustadt sowie seiner Mitbrüder auf dem Friedhof zu Ottenhöfen zur letzten Ruhe gebettet. r. i. p. H. H.

Dantes Alois

Geb. in Huttenheim 7. 10. 1913, ord. 19. 3. 1939. Vikar in Steißlingen 18. 4. 1939, in Bonndorf i. Schw. 15. 12. 1939, in Brühl 11. 8. 1942, in Mannheim-Sandhofen 1. 2. 1944, Pfrvw. daselbst 13. 3. 1951, Pfrvw. in Schluchsee 3. 5. 1957, investiert daselbst 8. 12. 1957. Ruhestand in Todtnau-Schlechtnau 1. 8. 1978, bald darauf in Bad Dürkheim. Gest. in Donaueschingen 7. 11. 1995, beerd. in Huttenheim 11. 11. 1995.

Pfarrer Alois Dantes wurde am 7. Okt. 1913 als Sohn des Heizers Heinrich Dantes und seiner Frau Anna geb. Barth in Huttenheim geboren. Sein Vater fiel im Jahre 1916 im Krieg, so daß die Mutter allein für ihn und seine Schwester zu sorgen hatte. Während seine Schwester in die Kongregation der Vinzentinerinnen in Freiburg eintrat, wuchs auch im jungen Dantes immer mehr der Wunsch, als Priester Gott und den Menschen zu dienen. Deshalb ging er nach der fünften Volksschulklasse in die Lender'sche Anstalt in Sasbach, wo er 1934 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Studium der Theologie in Freiburg und dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 19. März 1939 von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht. Welche Schwierigkeiten ihm im priesterlichen Dienst begegnen könnten, wurde dem Neupriester in besonderer Weise deutlich, als es im Zusammenhang mit seiner Primiz in Huttenheim zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Arbeitsdienst (RAD) und der Bevölkerung kam, in deren Verlauf es sogar zur Androhung von Waffengewalt und zu Schlägereien kam. Die Bevölkerung stand jedoch geschlossen hinter dem Primizianten und die Klugheit des Orts Pfarrers Johannes Gothe verhinderte das Schlimmste. Durch diese Ereignisse vorgewarnt, arbeitete Pfarrer Dantes als Vikar in Steißlingen, Bonndorf i. Schw., Brühl und Mannheim-Sandhofen mit Klugheit, Eifer und Hingabe. Er bereitete sich gut auf die Predigten und Katechesen vor, um die Wahrheit in geschickter Weise vortragen zu können, was offenbar in den Gemeinden gut ankam; besonderes Geschick und Gespür zeigte er in der Kinder- und Jugendarbeit. Er selbst wurde in den Dienstzeugnissen als vornehm bescheiden mit sanguinisch-cholerischem Temperament beschrieben.

Im März 1951 wurde Pfarrer Dantes für kurze Zeit als Pfarrverweser in Mannheim-Sandhofen bestellt, bevor er im Sommer desselben Jahres als Pfarrverweser nach Richen versetzt wurde. Mit großem Eifer versah er sechs Jahre lang diese weitläufige Diasporage-

meinde, die nach dem Krieg durch die Zuwanderung vieler Flüchtlinge stark angewachsen war, trotzdem er jahrelang unter dem für ihn unerträglichen Klima litt. Es dauerte bis 1957, bis ihm mit Schluchsee eine Gemeinde in einem ihm zuträglicheren Klima zugewiesen wurde, in der er auch Ende des Jahres dann investiert wurde. Schluchsee wurde seine Lebensstelle; hier wirkte er 21 Jahre lang mit Freude und Hingabe. Die Gemeinde Schluchsee entwickelte sich in dieser Zeit immer mehr zu einem anerkannten Luftkurort und einem Touristenzentrum, was an die Seelsorge besondere Anforderungen stellte. Neben den vielfältigen seelsorgerlichen Aufgaben in der weit zerstreuten Schwarzwaldgemeinde, denen sich Pfarrer Dantes engagiert stellte, war die Verbesserung der kirchlichen Infrastrukturen ein weiteres wichtiges Tätigkeitsfeld für ihn. So wurde in diesen Jahren ein neues Pfarrhaus nebst Gemeindezentrum errichtet und der Bau einer neuen Pfarrkirche in die Wege geleitet. Der Ausgleich der verschiedenen Interessen wie Denkmalschutz, Dorfgestalt, Raumbedarf usw., die gerade bei der Planung des Kirchenneubaus zu berücksichtigen waren, kostete ihn hierbei viel Kraft, so daß er um seine Pensionierung nachsuchen mußte, noch bevor die Bauarbeiten richtig in Angriff genommen werden konnten. Daß die neue Pfarrkirche nach dem übereinstimmenden Urteil vieler gelungen ist, ist auch Pfarrer Dantes zu danken. In der Filiale Fischbach wurde eine neue Kapelle errichtet, die Kapelle in Aule wurde renoviert.

Zunehmende gesundheitliche Schwierigkeiten zwangen Pfarrer Dantes im Alter von 65 Jahren um seine Zuruhesetzung nachzusuchen. Er wohnte zunächst in Todtnau-Schlecht-nau und zog bald nach Bad Dürrenheim, wo er in den folgenden Jahren als Subsidiar nach Kräften in der Seelsorge mitarbeitete und überall gerne aushalf, wo er gebraucht wurde.

Zuletzt ganz auf die Hilfe anderer angewiesen, lebte Pfarrer Dantes ab März 1995 im Altenpflegeheim in Donaueschingen, wo er auch starb.

Pfarrer Alois Dantes wurde am 11. Nov. 1995 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Huttenheim unter der Beteiligung von vielen Gläubigen seiner beiden Pfarreien Richen und Schluchsee beigesetzt. r. i. p.

H. H.

Eisenhauer Paul

Geb. in Rinschheim 30. 10. 1917, ord. 6. 7. 1947. Vikar in Rot b. Wiesloch 5. 8. 1947, Präfekt in Konstanz 24. 5. 1948, in Tauberbischofsheim, Erzb. Gymnasialkonvikt 1. 9. 1949. Religionslehrer in Mannheim, Lessing-Gymnasium 1. 9. 1955. Pfrvw. in Heidelberg, St. Bartholomäus 10. 9. 1957, investiert daselbst 15. 6. 1958. Ruhestand in Buchen-Rinschheim 1. 7. 1988. Gest. in Buchen 11. 6. 1995, beerd. in Buchen-Rinschheim 16. 6. 1995.

Am 30. Okt. 1917 als jüngstes von sechs Kindern des Landwirts und Zimmermeisters Alois Eisenhauer und seiner Frau Rosa geb. Schachner in Rinschheim geboren, wuchs Paul Eisenhauer in dem kleinen Dorf auf und ging nach der Volksschule auf das Gymnasium in Tauberbischofsheim. Dort legte er 1937 die Reifeprüfung ab und begann im selben Jahr mit dem Theologiestudium. Nach der Zwischenprüfung wurde er am 1. Dez. 1939 zur Wehrmacht einberufen; er konnte nach der Grundausbildung das Studium für ein Semester fortsetzen und wurde dann erneut eingezogen. Im Kaukasus wurde er durch einen Bauchschuß schwer verwundet. Nach seiner Genesung kam er kurz vor Kriegsende nochmals zum Einsatz, geriet am 3. Mai 1945 in amerikanische Gefangenschaft, aus der er schon im Juni 1945 entlassen wurde. So konnte er bereits im Herbst 1945 das Theologiestudium fortsetzen: nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 6. Juli 1947 von Erzbischof Conrad Gröber in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht.

Seine erste und einzige Vikarsstelle war Rot bei Wiesloch; sein Prinzipal schrieb über ihn in seinem Jahresbericht: „Vikar Eisenhauer findet sich auf jedem Posten zurecht.“ Dies und seine Begabung im Umgang mit jungen Menschen waren der Grund für seine Anweisung als Präfekt an das Konradhaus in Konstanz im Mai 1948; aus gesundheitlichen Gründen wechselte er ein Jahr später in gleicher Aufgabe an das Erzb. Konvikt in Tauberbischofsheim, an dem er selbst einmal Zögling war, wobei ihm als Vikar zusätzlich die Seelsorge in der Filiale Dienstadt aufgetragen wurde. Ruhig, zielbewußt und gewissenhaft und mit großem Verständnis für die Jugendlichen, für ihre Sorgen und Probleme, versah er seinen Dienst. Seine großen Erfahrungen im Umgang mit jungen Menschen ließ die Kirchenbehörde erwägen, ihm zum 1. Sept. 1955 die Religionslehrerstelle am Lessing-Gymnasium

in Mannheim zu übertragen. Doch nach zwei Jahren bat Pfarrer Eisenhauer im Blick auf seine Gesundheit, in der Pfarrseelsorge eingesetzt zu werden. So wurde er im Herbst 1957 Pfarrverweser in Heidelberg-Wieblingen und im Sommer des folgenden Jahres dort als Pfarrer investiert. Dies sollte seine Lebensstellung werden. Mit Energie und Tatkraft, zielbewußt und aus einer gediegenen Frömmigkeit heraus wirkte Pfarrer Eisenhauer nahezu 31 Jahre in dieser Pfarrei. Erzbischof Saier ernannte ihn am 17. Dez. 1980 zum Geistlichen Rat ad honorem „in Anerkennung seiner von großem Verständnis für den jungen Menschen bestimmten erzieherischen Tätigkeit als Präfekt am Konradhaus in Konstanz und am Studienheim St. Michael in Tauberbischofsheim und in Würdigung seiner langjährigen gediegenen und zielbewußten Seelsorgearbeit in der Pfarrei St. Bartholomäus in Heidelberg-Wieblingen“.

Neben der umfangreichen Seelsorgearbeit war auch das Bauen eines neuen Kindergartens mit Gemeindehaus eine besondere Herausforderung für den Pfarrer, ebenso auch die Innenrenovation und Ausstattung der neuen Pfarrkirche.

Beim Eintritt in den Ruhestand würdigte Erzbischof Saier seine priesterliche Tätigkeit folgendermaßen. „Die zeitgemäße Verkündigung der Frohbotschaft Jesu Christi in Predigt und Katechese war Ihr besonderes Anliegen, um den Geist und das Herz der Menschen zu erreichen, und großen Wert legten Sie auf eine entsprechende Gestaltung der Gottesdienste. Dem Neuaufbau der Standesvereine galt Ihr ganzes Mühen, vor allem unter den Jugendlichen, denen Sie Ihre besondere Zuwendung schenkten... In Geduld waren Sie darum bemüht, die zahlreichen Neuzugezogenen, die sich in den Neubaugebieten um den ehemals dörflichen Ortskern angesiedelt haben, in das Gemeindeleben zu integrieren, um eine echte christliche Gemeinschaft aufzubauen. Sie verstanden es, Aufgaben zu delegieren und die Laien dazu zu befähigen, die ihnen zukommenden Aufgaben verantwortlich wahrzunehmen.“

Krankheitsbedingt ging Pfarrer Eisenhauer in Ruhestand und wohnte in seiner Heimatgemeinde Rinschheim. Dort und in den Nachbargemeinden Hettingen und Götzingen half er in den folgenden Jahren noch gerne in der Seelsorge mit. Gleichzeitig betreute er als Dekanatsaltenseelsorger die örtlichen Altenwerke und brachte hier sein ganzes Können ein.

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb er im Krankenhaus Buchen und wurde unter sehr großer Anteilnahme von vielen Mitbrüdern, ehemaligen Schülern und der Bevölkerung von Rinschheim und Heidelberg-Wieblingen auf dem Friedhof von Rinschheim beige-
setzt. r. i. p. H. H.

Gnädinger Karl, Dr. theol. h.c., Weihbischof

Karl Gnädinger erblickte am 5. 11. 1905 in Bohlingen bei Singen am Hohentwiel das Licht der Welt und wurde schon am folgenden Tag in der Pfarrkirche getauft. Der Vater, Peter Gnädinger, war ein frommer Christ und ein tüchtiger, zielstrebig arbeitender Landwirt. Rosa Gnädinger, geb. Küchler, die Mutter, stammte aus Ehingen bei Engen. Vier Kinder, Anna, Maria, Anton und Karl wurden den jungen Eheleuten geschenkt.

Karl, der Jüngste, war nur fünf Monate alt, als die Familie ein schreckliches Unglück traf: Der Vater starb infolge eines Sturzes bei der Arbeit, und die Mutter, die mit ihren vier Kindern allein auf sich gestellt war, mußte ihre Felder bis auf wenige, von deren Ertrag sie ihre Kinder und sich selbst auf bescheidenste Weise zu ernähren hatte, möglichst rasch verkaufen.

Die Nöte und Entbehrungen der frühen Jugendzeit übergibt der junge Karl Gnädinger in dem Lebenslauf, den er nach seinem Abitur verfaßte, jedoch völlig mit Schweigen. Dagegen schrieb er ausdrücklich: „Zu den lieblichsten Erinnerungen meiner frühen Kinderjahre gehören die Sonntage, an denen ich mit meiner Mutter in den Vormittags- oder Nachmittagsgottesdienst gehen durfte. Es gefiel mir dabei immer so gut, und schon damals stieg in mir der Wunsch auf, einmal ‚Pfarrer‘... zu werden. Der Mutter Auge strahlte immer voller Freude, wenn ich diese Bitte vorbrachte, und sie tat alles, um jeden verderblichen Einfluß von mir fernzuhalten... So behielt ich denn dieses hohe Ziel immer im Auge von der frühen Jugend an, und ich darf sicher sagen, daß ich meine Wahl recht getroffen habe.“

Der Tag der Erstkommunion im Jahr 1915 war der Tag, der ihn „von neuem dazu begeisterte, ein Priester nach dem Herzen Jesu zu werden“. Das folgende Jahr 1916 brachte ihm „den gnadenreichen Tag der heiligen Firmung“ und die lange ersehnte erste Lateinstunde,

aber leider auch den Tod seiner kränklichen und durch die Erziehung der vier Kinder in den Entbehrungen der Kriegszeit völlig überforderten Mutter. Dieser Verlust, durch den der junge Karl schon im elften Lebensjahr Vollwaise wurde, war für ihn „das Schrecklichste“, was ihm zustoßen konnte. Glücklicherweise nahm sich aber Frau Maria Küchler, eine ältere Schwester der Mutter, der vier Waisenkinder, denen sie Patin war, liebevoll an und wurde ihnen bald zur zweiten Mutter.

Stark und nachhaltig wirkte auf den jungen Karl auch das Vorbild des tieffrommen und eifrigen Ortspfarrers Josef Scheu. Nur mit seiner Hilfe war es möglich, daß er mit seinem Freund Oskar Stoffel schon im September 1917 in die zweite Klasse des Gymnasiums und in das Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt St. Konradihaus eintreten konnte. Bald fühlte er sich in diesem Haus sehr wohl und betrachtete es sogar als zweite Heimat, in die er aus den Ferien in Bohlingen gerne zurückkehrte. Einen entscheidenden Anteil daran hatte der damalige Rektor Matthäus Lang, eine kraftvolle Priesterpersönlichkeit, die von 1909 bis 1948 viele Dutzende von Alumnen mit gütiger Nüchternheit und Strenge auf das Theologiestudium und den priesterlichen Dienst vorbereitete.

Im Reifezeugnis des Gymnasiums vom 4. 4. 1925 wurden die Leistungen Karl Gnädingers – was uns heute schwer verständlich erscheint – nur mit dem Gesamtprädikat „ziemlich gut“ beurteilt. Auch Rektor Lang und Präfekt Emil Rümmele bezeichnen im Abschlußbericht seine Begabung als „ziemlich gut“. Sie sprechen jedoch auch von seiner „guten“ Gesamthaltung und erklären ausdrücklich, er sei den Vorstehern gegenüber offen und empfänglich gewesen und habe seine religiösen Pflichten gewissenhaft erfüllt.

Seine Studien an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg dauerten vom April 1925 bis zum Februar 1929. In einem Gutachten des Collegium Borromaeum aus dieser Zeit heißt es, daß sich Karl Gnädinger „sichtlich zu innerer Reife entwickelt“ habe und daß seine Talente „wohl gut“, also „besser als die Abiturnote“ seien und er sich im „gesellschaftlichen Umgang... zu benehmen“ wisse.

Nach dem Besuch des Priesterseminars St. Peter wurden er und sein Landsmann Oskar Stoffel am 16. 3. 1930 von Erzbischof Karl Fritz zu Priestern geweiht und feierten in Bohlingen unter großer Beteiligung des Volkes eine Doppelprimiz.

Von Ostern 1930 an war der Neupriester Karl Gnädinger neun Wochen lang Vikar in Nußbach im Renchtal und hielt dort sogleich so überzeugende Predigten, daß Pfarrer Müller im Dienstzeugnis schreiben konnte, es werde kaum ein junger Geistlicher so gewandt und so praktisch das Wort Gottes verkündigen wie der junge Neupriester.

Auf seiner zweiten Stelle in Waldshut, wo er vom Juni 1930 bis November 1931 tätig war, gewann er, wie es im Dienstzeugnis heißt, durch „sein männliches, vornehmes, dabei immer lebenswürdiges Auftreten... die Sympathie der ganzen Bevölkerung“, so daß beim Bekanntwerden der Nachricht von seiner Versetzung „ein so allgemeines, tiefes Bedauern“ entstanden sei, wie man es „selten einmal“ beobachten könne.

Einen sehr beachtlichen Höhepunkt erreichte sein priesterliches Wirken dann in den sieben Jahren vom November 1931 bis Dezember 1938, als er unter Rektor Lang Präfekt im St. Konradihaus in Konstanz war. Unter den nach der nationalsozialistischen Machtübernahme im Januar 1933 zunehmend schwierigeren Bedingungen und in einer für die Erzbischöflichen Gymnasialkonvikte bald ausgesprochen gehässigen und böswilligen Gesamtatmosphäre war er ein ideal gesinnter, Ruhe und Gewißheit ausstrahlender junger Priester, aber auch ein psychologisch versierter Erzieher und Religionslehrer und nicht zuletzt ein hochmusikalischer Chor- und Orchesterdirigent. Rektor Lang rühmte denn auch in seiner Beurteilung „das natürliche und feine Taktgefühl“ und „seine Fähigkeit, in jeder Gesellschaft, ob hoch oder nieder, zu verkehren“ und schloß mit den ungewöhnlich lobenden Sätzen: „Herrn Gnädinger kann das beste Zeugnis ausgestellt werden. Er kann... auf jeden seelsorgerlichen Posten gestellt werden.“

Nach zweimonatiger Tätigkeit als Pfarrverweser in Sipplingen kam er am 1. März 1939 nach Schopfheim im Wiesental und wurde dort im April 1940 als Pfarrer investiert. Unter den schwierigen Bedingungen einer teils versteckten und teils offenen staatlichen Kirchenfeindschaft und den entbehrungsreichen Nöten der Kriegs- und Nachkriegsjahre gelang es ihm in mehr als dreizehnjähriger beharrlicher Seelsorgsarbeit, die weit verzweigte Diasporagemeinde zu sammeln, zu ermutigen und mit regem religiösem Leben zu erfüllen. Jahrelang leitete er selbst den Kirchenchor und begann noch vor der Währungsreform mit dem Bau einer neuen Orgel. Er verbrag seine durch und durch katholische Gesinnung nicht, aber

er lebte sie in einer äußerst taktvollen, für die evangelischen Brüder und Schwestern weit aufgeschlossenen ökumenischen Weise, so daß er sich auch mit den evangelischen Pfarrern, besonders mit Pfarrer Bornhäuser, dem späteren Freiburger Prälaten, brüderlich verbunden fühlte. Selbstverständlich schenkten ihm auch die katholischen Mitbrüder mehr und mehr ihr Vertrauen und wählten ihn 1950 zum Kammerer und 1951 zum Dekan des Kapitels Wiesental.

Aber schon ein Jahr später begann sein dritter Aufenthalt in der geliebten Konzilsstadt Konstanz, wo er im Dezember 1952 als Münsterpfarrer investiert und 1953 zum Dekan des Kapitels Konstanz gewählt wurde. Vieles schien darauf hinzudeuten, daß er nun am Traumziel seines priesterlichen Lebens angelangt sei. Die ehrwürdige Bischofs- und Konzilsstadt bot mit ihrer großen, auf Schritt und Tritt greifbaren Geschichte einen einzigartigen Rahmen, in dem sich seine pastorale Erfahrung und Gestaltungskraft voll entfalten konnte. Er gründete aktive Gruppen wie den Kreis junger Eltern und förderte geistliche Gemeinschaften wie die Legion Mariens. Er liebte die Menschen jeden Alters und aller sozialen Schichten, und sie verstanden und erwiderten es. So kam es an vielen Stellen seiner Gemeinde zu einer Erneuerung des christlichen Lebens. Während er Vorsitzender der Gesamtkirchengemeinde Konstanz war, entstanden die neue Bruder-Klaus-Kirche, vier Kindergärten und vier Pfarrheime. Das Jahr 1955 war das Jahr seines Silbernen Priesterjubiläums, der großzügigen Erneuerung der Münsterorgel und der von ihm energisch und unbeirrt in die Wege geleiteten und am 20. Mai von Papst Pius XII. angeordneten Erhebung des Konstanzer Münsters „zur Ehre und Würde einer *Basilica minor*“. Auf die Vorbereitung einer gründlichen Gesamtrenovation der Basilika konzentrierten sich dann in den folgenden Jahren die Bemühungen des 1956 mit dem Ehrentitel eines Geistlichen Rates ausgezeichneten Konstanzer Dekans.

Aber dann kam alles ganz anders. Denn große Freude löste an allen bisherigen Wirkungsorten Dekan Gnädingers die überraschende Nachricht aus, daß Papst Johannes XXIII. den allseits hochgeschätzten Seelsorger am 5. November 1960, seinem 55. Geburtstag, zum Titularbischof von Celerina ernannt und Erzbischof Dr. Hermann Schäufele von Freiburg auf seine Bitte hin als Weihbischof beigegeben habe. Am 12. Januar 1961 wurde er also von seinem Erzbischof unter Assistenz der die beiden Suffraganbistümer der Oberrheinischen Kirchenprovinz vertretenden Weihbischofe Wilhelm Sedlmeier von Rottenburg und Joseph Maria Reuss von Mainz in Anwesenheit mehrerer Bischöfe, hoher Vertreter kirchlicher und staatlicher Behörden, zahlreicher Priester und vieler Gläubigen im Freiburger Münster feierlich zum Bischof konsekriert.

Sein Wappen enthält im oberen Teil ein rotes Balkenkreuz, das an die Stadt und die frühere Diözese Konstanz erinnert. Im unteren Teil steht ein Lamm, eine vom neuen Weihbischof selbst vorgeschlagene Umformung eines Widders in der Mitte eines alten, auf das Jahr 1403 zurückgehenden Familienwappens. Das Lamm soll aber auch Sinnbild der Gnade und diskreter Hinweis auf den Namen „Gnädinger“ sein. Es schien dem neuen Weihbischof außerdem „ein besonderes Programm“ darzustellen für seinen „bischoflichen Dienst: Den Menschen die Gnade des Herrn zu vermitteln“.

Dem entsprechen die paulinischen Worte des Wappenspruchs: *In virtute Spiritus Sancti* (in der Kraft des Heiligen Geistes; Röm 15, 13, vgl. 15, 19; Jud 20), über die er schrieb: „Ich habe sie gewählt in der Überzeugung, daß das bischofliche Wirken nur in der Kraft des Heiligen Geistes gelingen kann, und auch in persönlicher Verehrung dieser göttlichen Person gegenüber, wie auch in der Hoffnung, daß der Geist Gottes mir beistehen möge, meinen bischoflichen Dienst nach Gottes Willen zu erfüllen.“

Diese Bemerkungen zu seinem neu entworfenen Wappen sollen gewiß nicht überschätzt werden. Aber lesen sie sich nach seinem Tod nicht wie der Kern seines geistlichen Programms, dem er in den vierunddreißig Jahren und zwei Monaten seiner bischoflichen Tätigkeit treu gefolgt ist? Auf jeden Fall war er, dem es mehr auf außergewöhnlich gute Erfüllung der gewöhnlichen Pflichten als auf außergewöhnliche Taten außerhalb der Pflichterfüllung ankam, stets sehr bemüht, *den Menschen die Gnade unseres Herrn Jesus Christus zu vermitteln*, „in der Kraft des Heiligen Geistes“ *das Wort der Wahrheit zu verkünden und durch die Übernahme der ihm zugewiesenen Leitungsaufgaben den Willen Gottes zu erfüllen*. Es ist wohl auch mit Hilfe dieser drei Gesichtspunkte gut möglich, an den vielseitigen und vielschichtigen Reichtum seines Wirkens als Weihbischof zu erinnern. Diesen Reichtum zu entfalten, erforderte ja äußerste Diskretion, da die in vielen Jahren gereifte menschliche und priesterliche Erfahrung voll einzubringen und zugleich die vorrangige Autorität

des Ordinarius in allem zu respektieren war. Die Talente, die Weihbischof Gnädinger für die Erfüllung dieser delikaten Aufgabe mitbrachte, waren, als er mit seiner neuen Tätigkeit begann, schon sehr beachtlich. Aber er konnte - ähnlich wie im Gleichnis Jesu (Mt 25, 14–30) - in den fast dreieinhalb Jahrzehnten treuen bischöflichen Dienens noch viele weitere Talente hinzugewinnen.

Die den Menschen der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts angemessene *Vermittlung der Gnade unseres Herrn Jesus Christus* geschah vor allem durch die würdige Spendung der Firmung in den Dekanaten der Erzdiözese. Weihbischof Gnädinger konnte dabei seine Erfahrungen im väterlich verständnisvollen Umgang mit jungen Menschen verschiedenster Prägung einbringen. Viele von ihnen spürten, sahen und hörten, wie tief ergriffen er die heiligen Handlungen vollzog, und ahnten etwas von der Kostbarkeit der ihnen vermittelten Gnade. So wurde für viele junge Menschen der Empfang des von ihm gespendeten heiligen Sakraments der Firmung ein großes, unvergeßliches Erlebnis, an das sie ihr Leben lang zurückdenken können.

Es gelang ihm aber auch, bei Pontifikalgottesdiensten und bei Weihen von Kirchen, Kapellen und Altären durch seine persönliche Ausstrahlung sofort die angemessene geistliche Atmosphäre zu schaffen. Mit seiner unkomplizierten, in sich ruhenden Leutseligkeit und Gesprächsfreude zog er viele Menschen, junge und betagte, einfache und hochgebildete, gläubende und nichtgläubende, in seinen Bann. Alle wußten, daß sie mit ihren Sorgen und Nöten bei ihm ein offenes Ohr fanden. Wo immer er konnte, half er denn auch mit Rat und Tat oder leitete Angelegenheiten, die er nicht selbst entscheiden wollte, empfehlend an die zuständigen Stellen weiter. Die Menschen spürten einfach, daß sie sich auf das, was er ihnen sagte, verlassen konnten, weil er sich nicht scheute, es offen zuzugeben, wenn er überfragt war oder keinen Rat wußte. Es lag ihm ja völlig fern, als Wundermann aufzutreten, der auch in den vertracktesten Situationen immer schon den rettenden Ausweg erkennen konnte. Aber was stets in ihm lebte, war „die wache, fein empfindende Sensibilität des Menschen und Seelsorgers“ (Robert Schlund).

Daher sah er eine Hauptaufgabe seines bischöflichen Dienens darin, „in der Kraft des Heiligen Geistes“ *das Wort der Wahrheit zu verkünden*. Mit äußerster Sorgfalt hatte er seit seinen ersten Priesterjahren seine Predigten vorbereitet und als inhaltsreiche, überzeugende Früchte seines sorgfältig prüfenden Geistes vorgetragen. In seinen Bischofsjahren hat er es dann durch tiefgreifende und neue Horizonte öffnende Weiterarbeit im Bereich volksnaher theologischer Rede zu wahrer Meisterschaft gebracht.

Er war gewiß kein Mann hochfliegender Spekulationen und fortwährend sprühender Geistesblitze. Alles, was er predigte, mußte er sich hart erarbeiten, bis es sein geistliches Eigentum wurde und er mit Hilfe der Gnade frei darüber verfügen konnte. Aber so war es zuweilen in begnadeten Augenblicken auch möglich, daß er und seine Hörer, wenn er mit den Insignien seiner bischöflichen Würde vor ihnen stand und sie „mit dem Erweis von Geist und Kraft“ (1 Kor 2, 4) als Vater ansprach, „ein Herz und eine Seele“ (Apg 4, 32) bildeten. In solchen Augenblicken schien es auch geradezu mit Händen greifbar zu sein, daß „der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Gottesfurcht“ (Jes 11, 2) in ihm am Wirken war.

Obwohl sein Herz der Seelsorge gehörte, tat er auch sein Bestes, um *durch die Übernahme der ihm zugewiesenen Leitungsaufgaben den Willen Gottes zu erfüllen*. Als Mitglied des Domkapitels, dessen Propst er etwa zwei Jahrzehnte lang war, beteiligte er sich schlicht und geräuschlos, aber unbeirrbar und zielbewußt in selbstverständlicher Kollegialität an der Verwaltungsarbeit des Erzbischöflichen Ordinariats. Das Referat „Caritas“, das ihm mit dem Vorsitz des Diözesancaritasverbandes schon bald nach der Bischofsweihe übertragen wurde und wofür er 1967 auch die Befugnisse eines Bischofsvikars erhielt, wurde ihm, der aus eigener Erfahrung erstaunlich lebensnah mit der Not der Menschen mitfühlen konnte, bald zum intensiv betreuten Kernanliegen. Er bemühte sich daher engagiert um die Referate Jugendhilfe, Kleinkindpädagogik, Adoptions- und Pflegestellen, Psychologische Beratungsstellen, Familien- und Altenhilfe, Gesundheitsdienst und Krankenfürsorge, Behindertenhilfe, Gefährdetenhilfe, Vertriebenen- und Flüchtlingshilfe, Auswanderungsberatung, um die Caritassekretariate der Landkreise, Caritasschwesternschaft, Katholische Mädchensozialarbeit, Malteser-Hilfsdienst und den Aufbau der Sozialstationen in der Erzdiözese Freiburg. Wie hoch diese Arbeit eines Bischofs, der nicht nur die alltäglichen Sorgen und Nöte des Caritasverbandes der Erzdiözese genau kannte, sondern sich auch an den

Beratungen der obersten Gremien des Deutschen Caritasverbandes kompetent beteiligte, anerkannt wurde, zeigte die Verleihung des *Silbernen Brotellers* des Deutschen Caritasverbandes anlässlich seines 70. Geburtstages.

Seit 1968 leitete er auch mit großer Umsicht und spiritueller Herzenskenntnis das Referat „Ordenswesen“, so daß er in der Deutschen Bischofskonferenz Mitglied und Vorsitzender der Kommission für das Ordenswesen und in der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1971–1975) Sprecher der Orden und Geistlichen Gemeinschaften war. Es ist auch bezeichnend, daß die Wahl auf ihn fiel, als für den hochverdienten Professor Linus Bopp, der 1961 aus Altersgründen vom Amt des Präses der Marianischen Priesterkongregation der Erzdiözese Freiburg entbunden wurde, ein Nachfolger gefunden werden mußte.

Das kirchen- und welthistorische Ereignis, das in der Zeit seines bischöflichen Wirkens am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn einwirkte, war aber zweifellos das Zweite Vatikanische Konzil, an dessen Vollversammlungen er von der Eröffnung am 11. 10. 1962 bis zur Schlußsitzung am 8. 12. 1965 mit größtem Interesse teilnahm. Er blieb dem Konzil auch in den heftigen Auseinandersetzungen der nachkonziliaren Jahrzehnte treu und ließ sich nicht von seiner Überzeugung abbringen, daß weder Rückschritte zu vorkonziliaren Zuständen noch eigenwillige Vorwegnahmen fingerter späterer Verhältnisse, sondern nur lebendige, geisterfüllte Annahmen des Konzils empfohlen werden können.

Nachdem Erzbischof Dr. Hermann Schäufele am 26. 6. 1977 an seinem Ferienort in Vorarlberg völlig unerwartet verstorben war, wählte das Metropolitankapitel Weihbischof und Dompropst Karl Gnädinger am folgenden Tag zum Kapitularvikar und Ökonomen der Erzdiözese Freiburg. Er nahm die Wahl an und verwaltete die Diözese neun Monate lang so väterlich klug und umsichtig, daß, wie Erzbischof Dr. Oskar Saier am 14. 3. 1990 schrieb, viele in ihm, wenn nicht das Alter dagegen gesprochen hätte, „den geeigneten Nachfolger“ gesehen hätten.

Auch die Theologische Fakultät der Universität Freiburg zeichnete Weihbischof Gnädinger aufgrund seiner hervorragenden Verdienste – und nicht zuletzt derer, die er sich durch seine liebenswert souveräne Amtsführung als Kapitularvikar erworben hatte – am 3. 11. 1978 mit der Ehrendoktorwürde der Theologie aus.

Im März 1980 zelebrierte er anlässlich seines Goldenen Priesterjubiläums noch einmal als aktiver Weihbischof ein feierliches Pontifikalamt. Nach der Annahme des Rücktrittsgesuchs, das er anlässlich seines 75. Geburtstages pflichtgemäß an Papst Johannes Paul II. gerichtet hatte, wurde er zum 31. 12. 1980 von seinen Pflichten als Weihbischof und Ordinaratsmitglied befreit. Doch tat er über ein Jahrzehnt lang an vielen Orten der Diözese freiwillig seinen bischöflichen Dienst. Oft war er fast Sonntag für Sonntag und manchmal auch an Werktagen zu Firmungen, Festgottesdiensten, Weihen und den anschließenden väterlichen Gesprächen mit unzähligen vielen Menschen unterwegs, fast immer begleitet und umsorgt von seinem treuen Assistenten Dr. Berthold Amann, der ihm schon während seiner aktiven Zeit hilfreich zur Seite gestanden hatte.

Einige Jubiläen waren auch im Ruhestand zu feiern: 1985 der achtzigste Geburtstag, 1986 das Silberne, 1991 das Dreißigjährige Bischofsjubiläum und 1990 das Sechzigjährige Priesterjubiläum. Wäre ihm nicht der Tod um vier Tage zuvorgekommen, hätte er 1995 sogar das Fünfundsechzigjährige Priesterjubiläum feiern können.

Zu den Auszeichnungen, die er im Lauf seines langen Lebens bekam, gehören die Ehrenbürgerrechte der früher selbständigen Heimatgemeinde Bohlingen, die wenige Wochen vor seinem Tod auch von der Stadt Singen am Hohenstiel, zu der die Heimatgemeinde seit 1975 gehört, anerkannt wurden, und die Ehrenbürgerrechte der Stadt Walldürn. Die wertvollsten Ehrenzeichen sind das Große Verdienstkreuz des Souveränen Malteserordens, die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg, das Große Stadtsiegel in Silber der Stadt Freiburg und der Ehrenbecher der Stadt Heitersheim. Außerdem wurde in Singen-Bohlingen das neu gestaltete Haus der Pfarrgemeinde, in Freiburg das neue Beratungs- und Verbandshaus des Caritasverbandes und in Walldürn eine Straße nach Weihbischof Dr. Gnädinger benannt.

Die Ehrungen konnten jedoch nicht verhindern, daß er immer öfter von Altersbeschwerden und Krankheiten geplagt wurde. Vom November 1994 bis Februar 1995 mußte er meistens fast reglos im Krankenbett liegen, gab aber allen Besuchern ein Beispiel stiller Ergebung und klagloser Geduld. Nach langem Leiden ist er am 12. 3. 1995 um 17.05 Uhr im

Freiburger Loretokrankenhaus im ersten Drittel des 90. Lebensjahres wohlvorbereitet verschieden. Unter großer Beteiligung von Bischöfen, Priestern, Behördenvertretern und vielen Männern und Frauen aus dem gläubigen Volk ist er am 17. 3. 1995 nach einem feierlichen Pontifikalrequiem und einer bewegenden Gedenkpredigt von Erzbischof Dr. Oskar Saier in der Krypta des Freiburger Münsters beigesetzt worden. Er war länger Bischof als alle Freiburger Erzbischöfe und Weihbischöfe vor ihm und war wohl einer der geliebtesten und überzeugendsten der in der Kraft des Heiligen Geistes handelnden deutschen Bischöfe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Helmut Riedlinger

Häfner Franz

Geb. in Königshofen 7. 1. 1914, ord. 9. 7. 1939 in Freiburg (CH) (Mitglied der Genossenschaft des hl. Franz von Sales/Mutterhaus in Ancecy/Frankreich). Vikar in St. Georgen 24. 9. 1940, in Jestetten 5. 3. 1941, in Ettlingenweiher 5. 5. 1943, in Blumberg 5. 10. 1943, in Donaueschingen, St. Johannes 13. 3. 1946, in Forbach 22. 2. 1951, in Burladingen 7. 4. 1952. Pfarrvw. in Steinsfurt 17. 9. 1952. Inkardination 29. 12. 1952. Pfrvw. in Ötigheim 25. 11. 1953, investiert daselbst 24. 4. 1955. Dekan des Landkapitels Rastatt vom 25. 4. 1963 bis 10. 12. 1972. Ruhestand in Ötigheim 1. 9. 1979. Gest. in Ötigheim 17. 12. 1995, beerd. daselbst 21. 12. 1995.

Am 7. Januar 1914 in Königshofen geboren, besuchte Franz Häfner ab 1924 das Gymnasium in Tauberbischofsheim, anschließend das Gymnasium in Freiburg i. Ü. (CH), welches er 1936 mit dem „baccalauréat des lettres“ am Kolleg St. Michael abschloß. Im selben Jahr trat er in die Gesellschaft der Missionare des hl. Franz v. Sales ein und nahm das Theologiestudium auf. Bereits am 9. Juli 1939 wurde Pfarrer Häfner in Freiburg i. Ü. von Bischof Besson zum Priester geweiht. Da unmittelbar nach seiner Heimatprimiz in Baden-Oos der Zweite Weltkrieg ausbrach, war eine Rückkehr in die Schweiz nicht mehr möglich. Deshalb bat Pfarrer Häfner um eine Einsatzmöglichkeit in der Heimatdiözese. Zunächst vervollkommnete er seine Studien in Eichstätt und konnte im Spätjahr 1940 als Vikar in St. Georgen i. Schw. seine erste Seelsorgestelle antreten. Seine weiteren Vikarsstellen waren Jestetten, Ettlingen, Blumberg, Donaueschingen, St. Johann, Forbach und Burladingen, an denen er sich in der Kriegs- und Nachkriegszeit den Herausforderungen stellte. Als seine Ordensoberen im Jahre 1952 immer noch keine Verwendungsmöglichkeit für ihn im Ausland sahen, folgte er deren Rat, weiterhin in der Erzdiözese Freiburg zu wirken; so bat er schließlich um Aufnahme unter die Diözesanpriester.

Mit Urkunde vom 10. Dez. 1952 entsprach die Religiosenkongregation in Rom dem Säkularisationsgesuch, so daß Pfr. Häfner am 29. Dez. 1952 in die Erzdiözese Freiburg inkardiniert werden konnte.

Im September 1952 war Pfarrer Häfner bereits als Pfarrverweser in die Diasporapfarrei Steinsfurt angewiesen worden. Weil man um sein Talent für Theateraufführungen wußte, wurde er ein Jahr später nach Ötigheim angewiesen, um dort die Nachfolge von Msgr. Joseph Saier, dem Gründer der dortigen Volksschauspiele anzutreten. Pfarrer Häfner arbeitete sich zielbewußt und engagiert schnell in die Seelsorge ein und erwarb rasch das Vertrauen der Bevölkerung. Die Pflege des Volksschauspiels galt es fortzuführen und weiter zu entwickeln. Dank seiner Initiative wurde in den Jahren 1959–1961 die Bühnenanlage mit Zuschauerraum umgebaut und 1963 zur Nachwuchsschulung während der Wintermonate die „Kleine Bühne“ gegründet. Das allein zeigt, welch zusätzliche Belastung die Leitung der Volksschauspiele war, die Pfarrer Häfner immer als erweiterte Kanzel betrachtete; es galt ja, jährlich über 500 Laienschauspieler aus dem Ort für die Spiele zu motivieren.

Über die Pfarrseelsorge hinaus war Pfarrer Häfner seit Sommer 1959 Kammerer des Landkapitels Rastatt; am 25. April 1963 wählten ihn seine Mitbrüder zum Dekan. 1972 zwangen ihn gesundheitliche Gründe, dieses Dienstamt in andere Hände abzugeben.

Ehrlungen für einen Pfarrer an einer solch exponierten Stelle blieben nicht aus. Erzbischof Hermann Schäufele ernannte ihn am 22. Sept. 1967 zu seinem Geistlichen Rat ad honorem „in Anerkennung seiner langjährigen, von seelsorgerlichem Eifer erfüllten Wirksamkeit in der Pfarrei Ötigheim und in besonderer Würdigung seiner erfolgreichen Bemühungen um die Pflege und den weiteren Ausbau der Ötigheimer Volksschauspiele mit ihrem bedeutsamen volksbildnerischen Wert und ihrer kulturellen Ausstrahlung auf die

nähere und weitere Umgebung“. Die Ernennung zum Monsignore mit Urkunde vom 9. Okt. 1972 durch Papst Paul VI. und die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland waren weitere sichtbare Zeichen der Anerkennung für seine großen Leistungen in Ötigheim.

Aus gesundheitlichen Gründen bat Monsignore Häfner um Pensionierung, die ihm zum 31. August 1979 gewährt wurde. Sein Ruhestand verbrachte er in Ötigheim, das ihm zur zweiten Heimat geworden war. Nach einem Schlaganfall im Jahre 1988 war er mehr und mehr an sein Haus gebunden, wo er am 17. Dez. 1995 von seinem Leiden erlöst wurde. Am 21. Dez. 1995 wurde er unter großer Anteilnahme der Bevölkerung auf dem Friedhof in Ötigheim beigesetzt. r. i. p. H. H.

Heck Gerhard

Geb. in Karlsruhe 21. 5. 1929, ord. 31. 5. 1953. Vikar in Mannheim, St. Nikolaus 24. 7. 1953, in Lörrach-Stetten 13. 11. 1953, in Konstanz, Münster 8. 4. 1959. Pfrvw. in Mannheim, St. Josef 19. 4. 1961; Pfrvw. in Osterburken 4. 5. 1962, investiert daselbst 26. 5. 1963. Dekan des Landkapitels Buchen 5. 2. 1969. Dompfarrer in Freiburg, Münster U. L. Frau 22. 7. 1970, investiert daselbst 27. 9. 1970. Dekan des Dekanates Freiburg 23. 11. 1970 (Wiederwahl: 1977, 1983, 1989). Gest. in Freiburg 11. 8. 1995, beerd. in Freiburg, Hauptfriedhof 17. 8. 1995.

Dompfarrer Gerhard Heck wurde als jüngstes von vier Kindern des Ehepaares Stanislaus Heck (Justizinspektor) und Anna geb. Fechter am 21. Mai 1929 in Karlsruhe geboren. Sein Vater starb schon im Februar 1945, einen Bruder verlor er im Kleinkindalter, der andere Bruder ist im Krieg gefallen. Nach dem Besuch der Gutenberg-Volksschule von 1935 bis 1939 war er Schüler des humanistischen Gymnasiums in Karlsruhe. Nach seinem Abitur im Jahre 1948 begann Gerhard Heck mit dem Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg und Luzern; nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 31. Mai 1953 von Erzbischof Wendelin Rauch zum Priester geweiht. Schon in seiner Schüler- und Studentenzeit war Gerhard Heck auf vielerlei Weise tätig: in der Jugendarbeit seiner Heimatpfarrei, als Bibliothekar im CB, als Chormagister im Priesterseminar; er drückte sich vor keiner Aufgabe, wenn es die Gemeinschaft forderte. Das zeigte sich auch in seinen Vikarsjahren in Mannheim, Lörrach-Stetten und Konstanz, er mühte sich „aufopfernd und geschickt“ um die Jugend, wie es in vielen Jahresberichten steht.

Nach einem Jahr als Pfarrverweser in Mannheim, St. Josef wurde Gerhard Heck, trotz der Proteste aus seiner Pfarrei, in gleicher Eigenschaft nach Osterburken versetzt, wo er ein Jahr später als Pfarrer investiert wurde. Auch hier war er in kurzer Zeit von der Gemeinde angenommen, übernahm im Dekanat die Männerseelsorge und wurde am 5. Febr. 1969 zum Dekan des Landkapitels Buchen gewählt.

Als im Frühsommer die Dompfarrrei in Freiburg vakant wurde, bewarb sich Gerhard Heck auf Bitten des Erzbischofs Schäufler um diese Pfarrei, die ihm anschließend auch übertragen wurde. Hier fand er seine Lebensaufgabe. Bereits im Herbst des selben Jahres wurde er zum Dekan des Kapitels Freiburg ernannt und in den kommenden Perioden immer wieder gewählt, bis zu seinem schnellen und überraschenden Sterben.

Es ist müßig, alles aufzuzählen, was der neue Dompfarrer nicht alles angepackt hat. „Gibt es hier ein Gremium, in dem Gerhard Heck nicht drin sitzt?“ fragte ein Freiburger Pfarrer viele Jahre später. Er repräsentierte eine offene und volksnahe Kirche und vertrat in manchen kirchlichen Fragen, z. B. beim Umgang der Kirche mit wiederverheirateten Geschiedenen eine großzügige Auffassung. Daneben konnte man bei ihm auch auf einen konservativen Charakter stoßen. Er hatte eine Abneigung gegen voreilige und unüberlegte Reformen. Mit seinem Sinn für das Praktische und Pragmatische wehrte er sich gegen pastorale und theologische Schnellschüsse, vor allem wenn es ums Münster und die Gestaltung der Gottesdienste dort ging. Er stellte sich mit seiner Autorität gegen die in den siebziger Jahren von einigen kirchlichen Kreisen geforderte Abschaffung der Freiburger Fronleichnamsprozession oder gegen ihre Verpolitisierung. Gleichzeitig führte er im Münster einige Reformen ein, die sich vom Besuch her auch heute noch als „Renner“ erweisen: die tägliche Abendmesse oder die jetzige Form der Mitternachtsmesse an Weihnachten.

Da das Freiburger Münster jahrhundertlang Pfarrkirche der Stadt Freiburg war, bevor es Bischofskirche wurde, obliegt bis heute dem Dompfarrer ein guter Teil der Sorge um die

Erhaltung des Münsters. Dompfarrer Heck hat sich in diesen 25 Jahren tatkräftig für die Instandsetzung und Erhaltung des Münsters eingesetzt, das beim Luftangriff auf Freiburg am 27. 11. 1944 zwar erhalten geblieben ist, aber doch erhebliche Schäden aufwies, zu denen in den letzten Jahrzehnten der Steinverfall in Folge der Umweltbelastung hinzukommt. In seinem letzten Pfarrblatt, das er unmittelbar vor seinem Tod zum 13. 8. 1995 herausgegeben hatte, dankte er allen, die zum Bau und zur Unterhaltung des Münsters beigetragen haben; und er dankte ebenso den Betern und den über 300 000 Gläubigen – Rechnen war immer seine besondere Stärke –, die das Jahr über die Gottesdienste im Münster besuchen. Und er sagte sehr betont: „Das Münster ist und war immer Mittelpunkt unserer Stadt, nicht nur geographisch, sondern auch geistig. Sein Turm soll uns mahnen, daß der Ausblick zu Gott wichtiger ist als alles Tagesgeschehen.“

In seiner offenen und kontaktfreudigen Art war es wie selbstverständlich, daß er sich der Mitarbeit in den vielen Gremien in der Kirche und in der Gesellschaft nicht versagen konnte. Als Erster Vorsitzender des Caritasverbandes der Stadt Freiburg setzte er sich ein für die sozialen und caritativen Belange; er war jahrelang Mitglied in der Kirchensteuervertretung der Erzdiözese und im Rechnungsprüfungsausschuß, um nur einige der Gremien zu nennen. Durch gute Kontakte zu den Persönlichkeiten der Stadt konnte er oft schon im Vorfeld bei auftretenden Spannungen vermitteln und klären.

In dieser ihm eigenen Offenheit ist es nicht verwunderlich, daß Gerhard Heck als neuer Dompfarrer lebendige Kontakte knüpfte zu den anderen christlichen Kirchen, so daß es bereits 1971 im Münster den ersten ökumenischen Gottesdienst gab, die in den folgenden Jahren eine Selbstverständlichkeit wurden; so ist es nicht verwunderlich, daß in den achtziger Jahren diese Gottesdienste z. T. auch mit jüdischer Beteiligung gefeiert wurden.

Erzbischof Oskar Saier ernannte den engagierten und verdienstvollen Priester am 10. Nov. 1975 „in Würdigung seiner seelsorgerlichen Wirksamkeit als Pfarrer von Osterburken und an der Dompfarrei in Freiburg sowie seines organisatorischen Geschicks beim Einsatz der Mittel unserer Zeit für die Seelsorge und für die kirchliche Verwaltung“ zum Ehren-domherrn an der Metropolitankirche zu Freiburg. Papst Johannes Paul II. verlieh ihm am 24. 3. 1992 den Titel eines päpstlichen Ehrenprälaten (Monsignore).

Sein Tod kam plötzlich und unerwartet. Am Tag zuvor war Gerhard Heck noch mit den Senioren der Dompfarrei unterwegs; er hatte noch die Predigt für den Sonntag vorbereitet, legte sich zum Mittagsschlaf hin und wachte nicht mehr auf.

Weihbischof Wolfgang Kirchgässner hielt als Dompropst den Trauergottesdienst und ging in seiner Predigt auf das Testament des Verstorbenen ein, das wie ein Vermächtnis an uns klingt: „Ich war gerne Priester und habe diesen Beruf gerne ausgeübt... Wenn ich nur einen Menschen zu Gott geführt habe, dann war mein Leben nicht umsonst.“ Bei der Bestattung auf dem Hauptfriedhof wurden Hecks Verdienste um die Kirche und die Stadt Freiburg auch von Regierungspräsident Conrad Schroeder, Oberbürgermeister Rolf Böhme sowie den Vertretern vieler weltlicher und kirchlicher Einrichtungen und Organisationen gewürdigt. Was Weihbischof Kirchgässner beim Trauergottesdienst sagte, gilt auch heute noch: „Nicht so sehr trauern, daß er von uns genommen ist, sondern danken, daß er uns geschenkt war“. r. i. p. H. H.

Horn Herbert

Geb. in Gengenbach 19. 7. 1946, ord. 22. 5. 1972. Vikar in Herbolzheim 16. 6. 1972, in Bühlertal, Liebfrauen 17. 7. 1972, in Baden-Baden, St. Bernhard 13. 9. 1972, in Freiburg, St. Urban 19. 8. 1975. Hausgeistlicher in Lindenberg 19. 4. 1977; Dozent am Priesterseminar zu St. Peter 1. 8. 1979; Subregens daselbst 1. 8. 1983; Rektor des Studienseminars St. Georg, Freiburg 1. 9. 1985. Studienurlaub in Freiburg 1. 8. 1988. Dozent am Seminar für Gemeindepastoral und Religionspädagogik Freiburg 1. 10. 1989 und zugleich PfAdm. in Oberried 1. 12. 1989; zugleich PfAdm. in Oberried-Hofsgrund 1. 1. 1994. Gest. in Freiburg 30. 9. 1995, beerd. in Ohlsbach 6. 10. 1995.

Pfarrer Herbert Horn wurde am 19. Juli 1946 als Sohn des Oberschrankenwärters Josef Horn und seiner Frau Maria geb. Bäumle in Gengenbach geboren. In Ohlsbach herangewachsen, besuchte Herbert Horn von 1957 an in Offenbach das humanistische Grimmelshausen-Gymnasium. Nach der Reifeprüfung im Jahre 1966 studierte er in Freiburg und Innsbruck Philosophie und Theologie. Nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde der von

seinen Vorgesetzten in St. Peter als „gediegener, stiller und zuverlässiger Alemanne“ beschriebene Seminarist zusammen mit elf Mitbrüdern am 22. Mai 1972 von Erzbischof Hermann Schaufele im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

Zunächst hatte Herbert Horn als Vikar zwei Urlaubsvertretungen in Herbolzheim und Bühlertal, Liebfrauen zu übernehmen, um dann in Baden-Baden, St. Bernhard und Freiburg, St. Urban seelsorgerlich zu wirken. In diesen Jahren erwies sich Pfarrer Horn als Seelsorger mit großer spiritueller Tiefe und Einfühlungsvermögen. Seine besondere Begabung zeigte er in der Erwachsenenbildung, was letztlich der Grund für seine Versetzung nach Freiburg war; dort wollte er neben der Vikarstätigkeit sich um eine Dissertation über ein alttestamentliches Thema bemühen. Damit er sich intensiver dem Studium widmen konnte, wurde er zum 19. April 1977 zum Hausgeistlichen am Exerzitienhaus Lindenberg bestellt. Aufgrund seiner besonderen Fähigkeiten in der pädagogischen und geistlichen Führung von Menschen wurde er zum 1. August 1979 zum Dozenten am Erzb. Priesterseminar zu St. Peter ernannt. Vier Jahre später wurde er dort Subregens. Zum 1. Sept. 1985 wurde Subregens Horn die Verantwortung für die Theologiestudenten, die am Anfang ihrer Ausbildung stehen, übertragen und als Rektor an das neuerrichtete Theologische Studienseminar St. Georg in Freiburg angewiesen. Zum 1. August 1988 wurde Rektor Horn von dieser Aufgabe entpflichtet, um seine Dissertation zum Ende führen zu können. Unglückliche Umstände verhinderten dies schließlich. Zum 1. Okt. 1989 wurde Herbert Horn als Dozent an das Seminar für Gemeindepastoral und Religionspädagogik in Freiburg angewiesen, um dort seine reichen Erfahrungen, die er in St. Peter und in St. Georg in Freiburg machen konnte, weiterzugeben. Zum 1. Dez. desselben Jahres wurde er Pfarradministrator in Oberried und übernahm zum 1. Januar 1994 zusätzlich noch die Pfarrei Oberried-Hofsgrund.

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir“ – diese Zusage des Propheten Jesaja (43, 1) war Inhalt des letzten Gottesdienstes, den Pfarrer Horn beim Ausflug mit den Senioren feiern konnte, bei dem er zusammenbrach und in die Universitätsklinik in Freiburg eingeliefert werden mußte. Nach kurzer Zeit zwischen Hoffen und Bangen starb Herbert Horn am 30. Sept. 1995. Er war ein für die Anliegen und Bedürfnisse der Menschen besonders wacher Seelsorger, der durch sein Hinhörenkönnen und seine gute Menschenkenntnis, aber auch durch sein großes pädagogisches Talent vielen Menschen, die selbst in der Ausbildung für einen pastoralen Beruf standen, zu einem wichtigen Wegbegleiter wurde.

Pfarrer Herbert Horn wurde am 6. Okt. 1995 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Ohlsbach unter großer Beteiligung seiner Gemeinde und seiner Freunde beigesetzt. r. i. p. H. H.

Huber Alfons

Geb. 29. 11. 1933 in Nußbach i. R., ord. 31. 5. 1959. 24. 6. 1959 Vikar in Lörrach-Stetten (St. Fridolin), 10. 3. 1960 in Donaueschingen (St. Marien), 11. 9. 1961 in Singen (Herz Jesu), 21. 11. 1961 in Bühl (St. Peter und Paul), 7. 1. 1963 in Bad Rippoldsau (Mater Dolorosa), 24. 4. 1963 in Stockach (St. Oswald), 3. 6. 1964 in Eberbach (St. Johannes Nepomuk), 6. 9. 1965 Pfrvw. in Bergheim (St. Jodokus), 1. 12. 1967 Pfr. in Schweighausen (St. Roman), 14. 1. 1968 inv. daselbst, 22. 4. 1970 Pfrvw. in Weitenung (Hl. Blut), 1. 10. 1971 Anstellung beim Caritasverband in Freiburg, danach wiss. Hilfskraft bei Univ. Prof. Dr. Wolfgang Müller, 1. 1. 1982 Ruhestand in Freiburg, 28. 2. 1986 in Oberkirch-Nußbach. Gest. 17. 1. 1995 in Oberkirch-Nußbach, beerd. 20. 1. 1995 daselbst.

Hubers Kinderjahre wurden durch den frühen Tod des Vaters überschattet, der 1942 an der Ostfront gefallen war. Nach der Wiederverheiratung der Mutter wuchs er, zusammen mit vier Geschwistern, im Hause des Stiefvaters auf. Im September 1946 wechselte er von der Volksschule in die Quinta des altsprachlichen Gymnasiums (Heimschule Lender, Sasbach) über. Bereits seit frühen Jahren fühlte sich Huber zum Priestertum berufen, und so bat er nach bestandnem Abitur (1954) um Aufnahme in das Collegium Borromaeum. Sein theologisches Studium absolvierte er in Freiburg, München und im Priesterseminar St. Peter. Erzbischof Hermann Schaufele erteilte ihm, zusammen mit 24 Kursgenossen, am 31. Mai 1959 im Freiburger Münster die hl. Priesterweihe.

Das priesterliche Wirken des jungen Vikars nahm einen hoffnungsvollen Anfang. Neben der ordentlichen Seelsorge widmete er seine Kraft vor allem der Jugendarbeit. Von der

gründlichen Unterweisung der Ministranten erhoffte er sich wichtige Impulse für eine würdige und feierliche Gestaltung der Gottesdienste. Es lag im Zuge der Zeit, daß er die vom II. Vaticanum initiierte liturgische Erneuerung mit großer Begeisterung aufgriff und in die Praxis umzusetzen versuchte.

Dabei kann nicht übersehen werden, daß Hubers Priesterleben in mehrfacher Weise einen eher atypischen Verlauf nahm. Besonders hinsichtlich des häufigen Stellenwechsels kommt dies deutlich zum Ausdruck. Wichtige Gründe hierfür sind zunächst in seiner labilen Gesundheit zu suchen. Die Überlegungen der Kirchenbehörde, den kränklichen Priester vorsorglich auf Aushilfsstellen anzuweisen und die Notwendigkeit, ihn aus demselben Grund von den ihm übertragenen Vikarsstellen vorzeitig abzuberufen, bedingten sich gegenseitig.

Einem auf etwas längere Dauer angelegten seelsorgerlichen Wirken in ein und derselben Pfarrei standen allerdings auch die charakterlichen Anlagen Hubers im Weg. Nahezu einhellig ist das Urteil über seine unausgeglichene Wesensart, die sich bisweilen in einer eigentümlichen Mischung aus Selbstbewußtsein und Überheblichkeit, mangelnder Reife und Kontaktfähigkeit artikuliert. So war es kaum vermeidbar, daß sich zwischen ihm und seinen geistlichen Vorgesetzten immer wieder Meinungsverschiedenheiten ergaben, sich nicht selten auch unüberbrückbare Gegensätze hinsichtlich der Prioritäten des priesterlichen Amtes und der Seelsorge auftraten. Vor allem mit Blick auf die Interpretation der authentischen Zielsetzungen des Konzils war der Dissens deutlich spürbar.

Nicht zu übersehen sind die engen Wechselbeziehungen zwischen Hubers körperlichen Gebrechen und seiner seelischen Unausgeglichenheit. Tatsache ist, daß er sehr leidend war und daß sich sein Gesundheitszustand zusehends verschlechterte. Nach seiner Vikarszeit war er kaum mehr als zwei Jahre Pfarrverweser in Berghheim. Nach einer nahezu gleich kurzen Zeitspanne wechselte er von der Pfarrei Schweighausen nach Weitenung über. Als er sich auch dort den pastoralen Anforderungen nicht mehr gewachsen fühlte, übernahm er eine neue Aufgabe beim Diözesancaritasverband in Freiburg, von der er jedoch schon nach wenigen Tagen krankheitshalber zurücktreten mußte. Als wissenschaftliche Hilfskraft fand er danach für mehrere Jahre eine Beschäftigung im Kirchengeschichtlichen Verein der Erzdiözese.

Huber war erst 48 Jahre alt, als er aus gesundheitlichen Gründen in den einstweiligen Ruhestand treten mußte. In der Dompfarrrei wohnhaft, wurde ihm nach und nach der tägliche Gang zum Münster so beschwerlich, daß er sich genötigt sah, um die Erlaubnis der Hauszelebration nachzusuchen. Noch vier Jahre blieb er in Freiburg; dann zog er in seine Heimatgemeinde, wo er von seiner Schwester liebevoll betreut wurde. Gerade in den letzten Lebensjahren, die ihm viele körperliche Schmerzen und großes seelisches Leid brachten, fand er viel Trost im Gebet und im Studium der Hl. Schrift. Im festen Glauben und in der unverbrüchlichen Hoffnung auf die Herrlichkeit der kommenden Auferstehung ging er seinen irdischen Weg des Kreuzes und Leidens.

Erst 61jährig wurde Pfarrer Huber am 17. Januar 1995 in die Ewigkeit abberufen. Seine sterbliche Hülle ruht auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Nußbach. Clemens Siebler

Kleibrink Ferdinand Josef

Geb. 31. 8. 1892 in Karlsruhe, ord. 20. 6. 1920 in St. Peter durch Weihbischof Friedrich Justus Knecht. 4. 8. 1920 Vikar in Überlingen am Bodensee, 17. 11. 1920 in Gernsbach, 14. 4. 1921 in Heidelberg, St. Bonifaz, 28. 4. 1927 in Bruchsal, St. Peter. 28. 4. 1929 Pfr. in Stein am Kocher, 25. 5. 1941 in Gailingen. 1. 7. 1966 Ruhestand in Überlingen am Bodensee. Gest. 14. 4. 1995 in Überlingen, beerd. 21. 4. 1995 in Gailingen.

Pfarrer Kleibrink wurde am 31. August 1892 um 23.45 Uhr als erstes von fünf Kindern des Drehers Joseph K. und der Josephine geb. Herb in Karlsruhe, der Haupt- und Residenzstadt Badens in der Gastwirtschaft „Zum Storchennest“ am Ende des sog. Landgrabens geboren. In seinem 5. Lebensjahr zogen seine Eltern nach Ettlingen, wo sein Vater als Eisendreher bessere Arbeit fand als in Karlsruhe bei Junker & Ruh. Nach drei Jahren Volksschule in Ettlingen kam K. nach Karlsruhe zurück an die Leopoldschule, eine erweiterte Volksschule, an der sein Patenonkel Lehrer war. Er wohnte bei seinen Großeltern und seiner Tante. Bei Kaplan Stephan Waibel erhielt er mit anderen Buben Lateinunterricht. Im

Herbst 1904 bestand er die Aufnahmeprüfung in die Lenderschen Lehranstalt in Sasbach und besuchte bis 1910 das dortige Gymnasium. Weil Sasbach damals noch kein Recht für Abiturprüfung hatte, wechselte er in die Unterprima des Suso-Gymnasiums in Konstanz. 1912 machte er das Abitur. Er war mittelmäßig begabt, aber sehr fleißig und kannte nichts Höheres als Priester zu werden.

Der Vater wurde 1902 arbeitslos, ohne Unterstützung mit einer Familie von fünf Kindern. Eine Zeitlang arbeitete er in der Friedrich-Wilhelm-Hütte an der Sieg. 1903 fand er wieder Arbeit in Karlsruhe. Nebenher bildete er sich weiter zum Redakteur. Die Familie zog nach Singen/Hohentwiel, wo der Vater Redakteur bei der Singener Zeitung wurde.

K. begann 1912 in Freiburg das Theologiestudium. Im November 1914 wurde er zum Wehrdienst mit der Waffe eingezogen, weil er nur die Tonsur, aber noch keine niederen Weihen hatte. Er kam an die Ostfront, wo er im Juni 1915 an der Masurenschlacht und am Gefecht bei Zydaczow teilnahm. Danach kam er an die Westfront, wo er an der Schlacht an der Somme teilnahm. Am 7. Juli 1916 kam er in englische Gefangenschaft nach England und Schottland. Im April 1919 kehrte er in die Heimat zurück. Er war zweimal verwundet worden. Erst 1919/20 konnte er sein Theologiestudium beenden.

Als Vikar litt er wohl als Folge von Krieg und Gefangenschaft immer unter angegriffener Gesundheit, Nervenschwäche und Überreiztheit. Er trug sich auch mit der Absicht, sich in klösterliche Stille zurückzuziehen. Wegen Priestermangel wurde er aber nicht zum Eintritt in das Benediktinerkloster Beuron beurlaubt.

Nach zwölf Jahren Erfahrung als Pfarrer in Stein trat er einen sehr steinigem Weinberg des Herrn an, Gailingen. Er schuf in steter, stiller Arbeit eine schön geordnete Pfarrfamilie, zu der er auch während seines langen Ruhestandes immer Kontakt aufrecht erhielt, die ihn am 6. 7. 1980 zum Ehrenbürger ernannte und zu seinem 100. Geburtstag einen „Ferdinand-Josef-Kleibrink-Weg“ einweihte.

Gailingen hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts mehr jüdische als christliche Einwohner. 1870 bis 1884 war der Jude Leopold H. Guggenheim Bürgermeister von Gailingen. Die Judenverfolgung der Nationalsozialisten veränderte die soziale Struktur des Dorfes. Die Gailinger lehnten den braunen Rassenwahn ab und selbst SA-Leute halfen den Juden. Mit der Zeit wurde jedoch der Druck der Gewalthaber zu groß, um sich dagegen stemmen zu können, zumal Rathaus und Schule mit regimehörigen Leuten besetzt wurden.

Unter solchen Verhältnissen eine Pfarrei anzutreten, ist wahrhaftig nicht erfolgversprechend. Doch Pfarrer Kleibrinks asketisches Priesterleben überzeugte. Sein ernster und herber äußerer Charakter bot kaum eine Angriffsfläche. Dahinter verbarg sich eine fromme und eifrige Priestergestalt, die gegen jeden Menschen, welcher religiösen oder politischen Konfession auch immer, sehr entgegenkommend war. Eifrig besuchte er die Kranken, war ein guter Katechet, predigte anschaulich und praktisch und gestaltete mit seiner guten Singstimme schöne Gottesdienste.

Nach dem Krieg beschaffte er wieder ein neues Geläut, ließ die Kirche innen renovieren und baute Kindergarten und Bernhardusheim. Er war Kapittelssekretär. Neben der Pfarrei Gailingen betreute er die eineinhalb Fußstunden entfernte Diasporafiliale Büsingen.

Mit 74 Jahren ging er in den Ruhestand nach Überlingen, wo er seine seelsorgerliche Laufbahn begonnen hatte. Mindestens dreimal wöchentlich las er im Altersheim St. Ulrich die Messe und jeden Samstag saß er bis zu seinem 100. Lebensjahr im Münster im Beichtstuhl. Im seltenen Alter von 102 Jahren ging er in die Ewigkeit ein. Hu.

Kraft Emil Alfons

Geb. 27. 9. 1913 in Spessart bei Ettlingen, ord. 26. 10. 1941 in Rom. 22. 7. 1942 Vikar in Heidelberg-Rohrbach (St. Johannes Nepomuk), 5. 1. 1944 in Bruchsal (Hofkirche St. Damian und Hugo), 20. 10. 1944 in Freiburg (St. Johann), 15. 3. 1946 Erzb. Ordinariatssekretär, 17. 10. 1947 Religionslehrer in Meersburg (Pädagogium), 20. 9. 1949 i. g. E. in Baden-Baden (Gewerbeschule), 30. 12. 1952 Studienrat, 1962 Oberstudienrat, 9. 10. 1973 Geistlicher Rat ad honorem, 3. 12. 1973 Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland, 1. 8. 1978 Ruhestand in Sandweier, 6. 12. 1978 mit der Seelsorge an der Autobahnkirche Baden-Baden beauftragt, 30. 3. 1985 Ritterkreuz des Verdienstordens der Republik Italien. Gest. 29. 1. 1995 in Baden-Baden, 3. 2. 1995 in Ettlingen-Spessart beigesetzt.

Emil Kraft entstammt einer gläubigen Arbeiterfamilie aus Spessart. Er hatte neun Geschwister, von denen bereits fünf im frühen Alter starben. Den entscheidenden Anstoß zu einer höheren Schulbildung für den begabten Jungen gaben wie so oft der Volksschullehrer und der Heimatpfarrer; doch konnte diese Empfehlung erst realisiert werden, nachdem die ältere Schwester in Ausübung eines Berufes in der Lage war, zur Finanzierung der Ausbildung ihres Bruders beizutragen.

Kraft war schon 15 Jahre alt, als er in das Gymnasialkonvikt in Rastatt eintrat und in die Quarta des dortigen Gymnasiums aufgenommen wurde. In seiner Klasse zählte er zu den besten Schülern. Mit zweijähriger Verspätung machte er im Frühjahr 1935 das Abitur. Unmittelbar danach zum halbjährigen Arbeitsdienst verpflichtet, begann er im Spätjahr 1935 das Theologiestudium in Freiburg. Als „Germaniker“ durfte er nach dem 2. Semester seine Studien in Rom fortsetzen. Die Priesterweihe erteilte ihm am Christkönigsfest 1941 Erzbischof Luigi Traglia in der Kirche Il Gesù; seine Primiz feierte er am Fest Allerheiligen in S. Maria dell' Anima. Im Sommer 1942 schloß er seinen römischen Studienaufenthalt mit dem Lizentiat ab und trat unmittelbar danach seine erste Vikarsstelle in Heidelberg-Rohrbach – unter gleichzeitiger Wahrnehmung der Seelsorge am TBC-Krankenhaus – an. In verhältnismäßig raschem Wechsel wirkte er in Bruchsal (Hofkirche), Freiburg (St. Johann) und als Ordinariatssekretär am Erzbischöflichen Ordinariat. Seit Herbst 1947 war er dauerhaft – zunächst abermals kurzfristig in Meersburg (Pädagogium) und dann nahezu drei Jahrzehnte an der Baden-Badener Gewerbeschule – Religionslehrer. Im Zuge der planmäßigen Anstellung wurde er 1952 zum Studienrat und 1962 zum Oberstudienrat ernannt.

Krafts Lehrtätigkeit fiel in eine stürmisch bewegte Zeit, in der bei der Glaubensvermittlung an die Jugend überaus hohe Anforderungen an den Religionslehrer gestellt wurden. Dank seines pädagogischen Bemühens und seiner Überzeugungskraft gelang es ihm immer wieder, den jungen Menschen eine fundierte christliche Orientierung zu geben. Er war bei den Schülern wie auch bei den Kollegen gleichermaßen geschätzt und anerkannt.

Trotz seiner hauptberuflichen Tätigkeit blieb Kraft stets eng der Seelsorge verbunden. Wo immer man seiner bedurfte, stellte er seine pastoralen Dienste bereitwillig zur Verfügung. Nachdem er 1956 seinen Wohnsitz im alten Pfarrhaus von Sandweier genommen hatte, betätigte er sich dort dauerhaft und nahezu regelmäßig als Aushilfe in der Pfarrseelsorge. Seine während des Studienaufenthalts am Collegium Germanicum erwachte Liebe zu Italien, insbesondere zur Ewigen Stadt, aber auch zur italienischen Sprache, übertrug sich auf fast natürliche Weise auf die im Raum Baden-Baden und Rastatt ansässigen italienischen Gastarbeiter, die er nicht nur viele Jahre seelsorgerlich betreute, sondern denen er auch bei ihren vielseitigen Eingliederungsproblemen mit Rat und Tat zur Seite stand. Sehr früh schon hatte er für sie in Rastatt ein „Centro Italiano“ als Begegnungsstätte eingerichtet. Liebevoll nannten ihn die Italiener „Don Emilio“. Auch der Korpingsfamilie in Baden-Baden und Rastatt war er lange Zeit als Bezirkspräses verbunden.

Durch regelmäßig durchgeführte und von ihm selbst geleitete Pilger- und Studienfahrten hat er vielen Menschen aus seinem Wirkungskreis die Sehenswürdigkeiten Italiens, vorab jedoch der Stadt Rom, nähergebracht. Auch hierin sah er eine Möglichkeit, die Kontakte zu den italienischen Mitbürgern in Deutschland zu verstärken und zu verbessern. Schließlich galt Kraft im mittelbadischen Raum auch bei der Polizei als ein geschätzter und geachteter Standesseelsorger.

Den Bau der Autobahnkirche Baden-Baden auf Sandweierer Gemarkung hatte Kraft lebhaft begrüßt. Nachdem er 1978 als Religionslehrer in den Ruhestand getreten war, lag es seitens der Kirchenbehörde nahe, ihm die Seelsorge an dem inzwischen fertiggestellten Gotteshaus zu übertragen.

Für sein vielseitiges Engagement als Priester und Lehrer erfuhr Kraft mehrfach Lob und Anerkennung, wenn er auch nie seine persönliche Ehre suchte. Anlässlich der Ernennung zum Geistlichen Rat ad honorem würdigte Erzbischof Hermann Schäufele vor allem sein gegenseitiges Wirken als Religionslehrer und Gemeindegeseelsorger. Bei der Verleihung des Verdienstkreuzes am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland wurden die nämlichen Verdienste, des weiteren die pastorale Betreuung der italienischen Gastarbeiter hervorgehoben. Hohe Anerkennung zollte ihm auch die römische Regierung; nicht nur für seinen geistlichen und materiellen Einsatz zugunsten der im mittelbadischen Raum lebenden italienischen Staatsbürger, sondern auch für seine persönlichen Hilfeleistungen bei den Erdbebenkatastrophen in Friaul und Avellino verlieh sie ihm 1985 das Ritterkreuz

des Verdienstordens der Republik Italien. Den Tag dieser Ordensverleihung nahm die Stadt Rastatt zum Anlaß, dem selbstlosen Priester und Helfer ihre „Silberne Medaille“ zu überreichen.

Kraft war es noch vergönnt, am 26. Oktober 1991 den 50. Jahrestag seiner Priesterweihe zu begehen. In zwei getrennten Festgottesdiensten wurde sowohl in Sandweier als auch in der Heimatpfarrei Spessart des goldenen Priesterjubiläums gedacht. Nach einem im Februar 1993 erlittenen Schlaganfall mußte er vom liebgewordenen Pfarrhaus in Sandweier Abschied nehmen, in dem er 37 Jahre lang gewohnt hatte. Im Vincentiushaus in Baden-Baden fand er noch für kurze Zeit Aufnahme. Er starb hier im 82. Lebensjahr und im 54. Jahr seines Priestertums am 29. Januar 1995. Seine Beerdigung fand am 3. Februar 1995 auf dem Friedhof in Ettligen-Spessart statt. In seinem geistlichen Testament hatte er verfügt, im Grab seiner Eltern beigesetzt zu werden.

Clemens Siebler

Lang Rudolf

Geb. in Oberharmersbach 14. 10. 1913, ord. 20. 8. 1939. Vikar in Ilvesheim 19. 9. 1939, in Neuhausen bei Pforzheim 16. 10. 1940, in Untergrombach 14. 12. 1943, in Waldkirch i. Br. 8. 7. 1945, in Schönau i. Schw. 22. 7. 1946, in Mannheim, Herz Jesu 20. 10. 1950. Religionslehrer in Mannheim, Handelslehranstalt I, zugleich vic. coop. an St. Nikolaus 17. 6. 1952; Studienrat daselbst, Handelslehranstalt I 1. 9. 1953; Oberstudienrat 14. 3. 1962. Ruhestand in Oberharmersbach 1. 8. 1979, in Ottersweier-Hub 15. 12. 1992. Gest. in Ottersweier-Hub 15. 6. 1995, beerd. in Oberharmersbach 20. 6. 1995.

Rudolf Lang wurde am 14. Okt. 1913 als Sohn des Landwirts und Lindenvirts Karl Lang und seiner Frau Maria Anna geb. Hoferer in Oberharmersbach geboren und ist dort mit mehreren Geschwistern aufgewachsen. Nach dem achtjährigen Besuch der Volksschule in Zuwald reifte in ihm der Wunsch, Priester zu werden. Nach der privaten Vorbereitung wechselte er im Herbst 1927 auf die Lender'sche Anstalt in Saßbach, wo er im März 1934 die Reifeprüfung ablegte. Im Anschluß daran studierte er in Freiburg und Tübingen Philosophie und Theologie. Aufgrund eines Skiunfalls konnte er die Priesterweihe nicht zusammen mit seinen Kurskollegen empfangen. Diese erfolgte am 20. August 1939 in der Kirche des Collegium Borromaeum in Freiburg durch Erzbischof Conrad Gröber.

Die Vikarsjahre führten Rudolf Lang nach Ilvesheim, Neuhausen b. Pforzheim, Untergrombach, Waldkirch i. Br., Schönau i. Schw. und Mannheim, Herz Jesu. In den schweren Jahren des Krieges versuchte Vikar Lang, die Botschaft des Evangeliums unverkürzt zu verkünden. In den Dekanatsberichten wird er als hilfsbereit, friedliebend und offen, gewissenhaft und solid beschrieben; er zeigte in allen Bereichen der Seelsorge seine Befähigung, insbesondere in der Katechese und Pädagogik. Dies war auch der Grund, daß Vikar Lang im Sommer 1952 zum Religionslehrer in der Handelslehranstalt I in Mannheim bestellt wurde, wobei er zugleich als Vicarius cooperator der Pfarrei St. Nikolaus angewiesen wurde. Am 8. August 1953 erfolgte unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Widerruf seine Ernennung zum Studienrat; mit Urkunde vom 29. Okt. 1960 wurde er in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit übernommen und am 14. März 1962 zum Oberstudienrat ernannt.

Über 27 Jahre lang arbeitete Rudolf Lang als engagierter Religionslehrer an der Friedrich-Liszt-Schule in Mannheim, in der das Wirtschaftsgymnasium, die Wirtschaftsschule, die Berufsaufbauschule und die Kaufmännische Berufsschule zusammengeschlossen sind. Weil er immer zuerst Seelsorger sein wollte, war ihm die regelmäßige Mithilfe in den Nachbarpfarreien und im Theresienkrankenhaus ein persönliches Anliegen.

Erzbischof Hermann Schäufele ernannte Oberstudienrat Lang am 5. Okt. 1976 zum Geistlichen Rat ad honorem „in Würdigung seiner 25jährigen Tätigkeit als Religionslehrer an den beruflichen Schulen Mannheims, die stets getragen war von theologischer Orientierung am Glauben der Kirche, pastoraler Verantwortung für die Jugend und priesterlicher Gesinnung sowie in Anerkennung seiner reichen und fruchtbaren seelsorgerlichen Wirksamkeit in den Pfarreien Mannheims und der Umgebung“.

Im Sommer 1979 trat Oberstudienrat Lang in den Ruhestand, wohnte in Oberharmersbach und half gerne in der Seelsorge mit und hielt auch noch Religionsunterricht, wenn Not am Mann war. Als seine geistigen Kräfte nachließen, verbrachte er seine letzten Jahre im Kreispflegeheim in Ottersweier-Hub, wo er ganz auf die Pflege durch andere angewiesen war.

Am 15. Juni 1995 wurde Rudolf Lang von seinem Leiden erlöst und am 20. Juni 1995 auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Oberharmersbach beigesetzt. r. i. p. H. H.

Platz Vinzenz

Geb. in Dörlesberg 28. 10. 1934, ord. 12. 6. 1960. Vikar in Assamstadt 4. 7. 1960, in Pforzheim-Dillweißenstein 1. 8. 1960. Jugendpfarrer beim Erzb. Seelsorgeamt Freiburg 15. 9. 1964; Diözesanjugendseelsorger für die Mannesjugend 15. 1. 1966. Diözesanfamilienseelsorger 15. 4. 1970; Mitglied der ökumenischen Kommission bei der Erzdiözese 9. 11. 1970. Leiter der Abteilung Ehe und Familie in der Kirchlichen Zentralstelle für pastorale Grundfragen in Bonn 1. 1. 1976. Leiter des Kath. Büros in Stuttgart 1. 9. 1986. Gest. 24. 11. 1995 in Stuttgart, beerd. 1. 12. 1995 in Dörlesberg.

Prälät Vinzenz Platz wurde am 28. Okt. 1934 als Sohn des Landwirts und Mesners August Platz und seiner Frau Emma geb. Hock in Dörlesberg geboren, wo er zusammen mit vier Geschwistern in dieser vom christlichen Geist geprägten Familie aufwuchs. Nach dem Besuch der heimatlichen Volksschule ging er auf das humanistische Gymnasium in Tauberbischofsheim, wo er im dortigen Erzb. Konvikt wohnte. Nach seinem Abitur 1955 studierte er Philosophie und Theologie in Freiburg und Luzern und wurde am 12. 6. 1960 von Erzbischof Hermann Schäufele im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

Die Nähe zu Menschen, die sich schwer tun mit dem Leben, kennzeichnen wohl den priesterlichen Dienst von Prälät Platz, ebenso auch die Bereitschaft, neue Aufgaben beherzt anzupacken, Pionierarbeit zu leisten. Schon als Student leitete er eine der Gruppen der AVK (Akademische Vinzenzkonferenz), die sich um Kranke kümmerten, Kinder von Familien in Notlagen betreuten und den damals in Freiburg ansässigen Zigeunern geholfen haben.

Nach der Priesterweihe war Vinzenz Platz zunächst zur Aushilfe in Assamstadt, und dann für vier Jahre in Pforzheim-Dillweißenstein. Neben dem Religionsunterricht, u. a. an der Goldschmiede-Schule und am Kepler-Gymnasium, war ihm die Jugendarbeit anvertraut, wo ihm vor allem die CAJ ans Herz gewachsen war.

Die Berufung in die diözesane Jugend-Seelsorge im Jahre 1964 war für viele keine Überraschung. In dieser Aufgabe, vor allem an der Mannesjugend, ging sein aufmerksamer Blick für Aufgaben und Chancen der Zeit weit darüber hinaus, was ihm amtlich anvertraut war. So knüpfte er Kontakte zu Jugendseelsorgern in den damaligen Ostblockländern, z. B. in der DDR und in der Tschechoslowakei; ebenso stellte er neue Verbindungen zu Frankreich her. Daß die kirchliche Jugendarbeit damals gleichzeitig Aufbruch durch das Konzil und Umbruch durch den Sturm des 68er Aufbegehrens erfahren hat, spornte ihn um so mehr an.

Das Jahr 1970 brachte für Vinzenz Platz eine neue, große Herausforderung. Er wurde der erste Diözesan-Familienseelsorger. In der Jugendarbeit ist ihm bewußt geworden, wie wichtig es ist, junge Menschen zeitnah bei ihrer Vorbereitung auf Ehe und Familie zu begleiten und sie hernach nicht völlig sich selbst zu überlassen. So regte er Familienkreise an, lud zu Familien-Exerzitien ein, die er selbst oft geleitet hat und wurde so zum Ratgeber in vielerlei Problemen, die kirchlich gebundene Ehen und Familien bedrängten. In diesen Jahren erwarb er sich große Verdienste um den Auf- und Ausbau der Ehe-, Familien- und Lebensberatung in unserer Diözese. Er hat die ersten Ausbildungskurse für Beraterinnen und Berater auf den Weg gebracht, geleitet und aktiv mitgestaltet. Es ist ihm in dieser nachkonziliaren Aufbruchstimmung wichtig gewesen, Theologie, Spiritualität und Psychologie miteinander zu verbinden. Zu all dem kam in diesen Jahren die zeitraubende Arbeit in Verbindung mit der Gemeinsamen Synode der deutschen Bistümer in Würzburg (1971–1975).

1976 folgte für Vinzenz Platz ein weiterer Wechsel, ebenfalls in der Kontinuität der vorgehenden Zuständigkeit: er wurde Leiter der Abteilung Ehe und Familie in der Zentralstelle Pastoral im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn. Zuvor hatte er schon im Auftrag von Kardinal Julius Döpfner und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken ein Konzept erarbeitet für die Familienseelsorge in den Gemeinden – unter Ein-schluß aller, die im weitesten Sinn des Wortes hierbei mit zu sehen und zu berücksichtigen waren: Alleinerziehende, Geschiedene, Verwitwete, Paare ohne Trauschein und solche verschiedener Konfession. Wichtig war ihm dabei u. a. ein modernes Partnerschafts-Verständnis. In diesen zehn Bonner Jahren hat Platz auch die Buchreihe des Frankfurter Knecht-Verlags „Familie und Kirche, Gesellschaft und Staat“ mit herausgegeben sowie in zahlreichen Aufsätzen Themen einer zeitgerechten Familienseelsorge erörtert. Und er hat, nicht nur

weil dies in der Bundeshauptstadt nahelag, sich mit wachsender Entschiedenheit wichtige familienpolitische Bestrebungen zu eigen gemacht.

So kam der Umzug 1986 ins Katholische Büro nach Stuttgart wiederum nicht überraschend. Dieses Büro ist eine Einrichtung der beiden Bistümer in Baden-Württemberg und dient als kirchliche Kontaktstelle zum Landesparlament und zur Landesregierung. „Prälat Platz ist in seiner ruhigen, umsichtigen Art“ – so schrieb Josef Dewald „Konradblatt“ vom 30. 10. 1994 zu dessen 60. Geburtstag – „mit seiner Gabe der redlichen Vermittlung bei aller Treue zu eigenen Grundüberzeugungen für diese Verbindungsstelle ein bestens geeigneter Mann“.

Angesichts dieser Arbeitsfülle fragt man sich, wie Vinzenz Platz dies alles geschafft hatte. Schon 1970 mußte er nach einer Nierenoperation an Generalvikar Schlund schreiben: „Ich kann nicht an der Tatsache vorbeileben, daß ich beständig mit einem totalen Risiko lebe.“ In den folgenden Jahren kam immer mehr eine Herzkrankheit hinzu, wodurch er ständig infarktgefährdet war, so daß er mehrere Infarkte durchzustehen hatte. Ein solcher Lebensweg bringt heutzutage auch viele Ehrungen mit sich. Papst Johannes Paul II. ernannte Vinzenz Platz am 30. Juni 1982 zum Päpstlichen Ehrenkaplan (Monsignore) und mit Urkunde vom 2. Nov. 1989 zum Päpstlichen Ehrenprälaten.

Ministerpräsident Erwin Teufel verlieh Prälat Platz an seinem 60. Geburtstag das Verdienstkreuz am Band des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. „Mit dieser Auszeichnung“, so führte der Ministerpräsident bei der Feier damals aus, „wird ein Mann geehrt, der für das Land Baden-Württemberg immer ein verlässlicher und sehr sachkundiger Ansprechpartner war. Prälat Platz hat stets für eine reibungslose Kommunikation zwischen der Katholischen Kirche und der Politik des Landes gesorgt“. Der Ausgezeichnete habe sich, so der Regierungschef, vor allem auch in Fragen der Ehe und Familie engagiert. Er habe maßgeblich daran mitgearbeitet, daß die katholische Kirche heute bundesweit ein ausgezeichnetes Angebot an Ehe-, Familien- und Lebensberatung anbieten könne. Im Blick um seine Sorge für die Asylbewerber sagte Erwin Teufel: „Prälat Platz hat ein Auge für die Not seiner Mitmenschen und setzt sich über seine verantwortungsvolle Aufgabe hinaus unermüdet dafür ein, ihnen in schwierigen Situationen zu helfen.“

Sein plötzlicher Tod am 24. Nov. 1995, der ihn in Stuttgart bei der Rückkehr vom Landesparteitag der CDU ereilte, löste tiefe Betroffenheit aus. Beim Requiem am 1. Dez. 1995 in der Pfarrkirche Dörlesberg, dem Weihbischof Kirchgässner vorstand, waren viele Vertreter der Landesregierung und des Landesparlamentes, Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Landeskirchen anwesend und würdigten in Grußworten die Verdienste des Verstorbenen. Wenige Wochen vor seinem Tod hatte Vinzenz Platz vor den Mitgliedern des Deutschen Ordens, dem er seit 1990 angehörte, in einer Predigt gesagt, was ihn selbst bestimmt hat: „Die Kirche bedarf gerade in unserer Zeit mehr denn je der ritzerlichen Tugend der Treue von uns und der Pflicht zum Dienst an der Kirche sowie unserer Pflicht zum Dienst für eine christliche Welt.“ r. i. p. H. H.

Scheuermann Hans

Geb. 21. 4. 1912 in Mannheim, ord. 22. 3. 1936, Vikar in Wehr, Freiburg/St. Martin, Freiburg/St. Michael, Unterlauchingen, Kaplaneiverweser in Tiengen, Pfarrer in Jestetten 10. 10. 1948, G. R. 5. 12. 1973, Ruhestand 1. 2. 1989. Gest. in Beringen (Schweiz) 21. 12. 1995, beerd. in Jestetten 28. 12. 1995.

Hans Scheuermann wurde in der Industriestadt Mannheim geboren und wuchs in dieser Großstadt auf. In seiner geistigen Entwicklung vom humanistischen Gymnasium, an dem ein liberaler Geist wehte, geprägt, erfuhr er sein religiöses Weltbild vom Bund „Neudeutschland“, der das Ideal der „Lebensgestaltung in Christus“ der katholischen gymnasiale Jugend aufzeigte. Als „Primus omnium“ bestand er 1931 die Reifeprüfung und durfte die Valedictionsrede halten. Ausgezeichnet wurde er mit dem „Hans-Selb-Preis“, den Eltern zur Erinnerung an ihren im Ersten Weltkrieg gefallenen Sohn gestiftet hatten und der in einem Geldbetrag für eine Reise nach Weimar bestand. Ob H. Sch. das Geld für die Reise verwendete, ist nicht bekannt, vermutlich nicht, denn der Vater war arbeitslos und zählte als Ingenieur (Kalkulator) zu dem Millionenheer der damaligen Erwerbslosen. Die Weltwirtschaftskrise überschattete den Alltag in Deutschland. Es ist die Zeit, in welcher der Natio-

nalsozialismus sich zu einer Massenbewegung entwickelte. Die Berufsaussichten für die akademische Jugend schienen hoffnungslos zu sein. Bei der Auswahl der Theologie-Studenten konnte man in Freiburg die Meßlatte sehr hoch anlegen.

H. Sch. trat mit den Conabiturienten vom Mannheimer Gymnasium Alois Scherer (1911–1938) und Otto Schwalbach (1911–1981) in das Collegium Borromaeum ein. Er begann das Studium an der Universität Freiburg, an der nach dem 30. Januar 1933 die Herrschaft des N. S. sich rigoros entfaltete. Aber auch draußen im Land bestand kein Zweifel an der Kirchenfeindschaft der neuen Machthaber. Als Erzbischof Conrad Gröber am Sonntag „Lactare“, dem 22. März 1936, den Kurs mit 60 Diakonen im Freiburger Münster zu Priestern weihte, rief er von der Kanzel den Neugeweihten zu: „Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe.“ Alle, die diese feierlichen Stunden miterlebten, wußten, was das bedeutete.

Wenige Tage vor der Priesterweihe hatte der Regens von St. Peter über H. Sch. geschrieben: „Vielleicht der Bestbegabte des Kurses. Ein weiteres Studium wird empfohlen.“ Die akademische Laufbahn schien für ihn vorgezeichnet. Es sollte aber anders kommen. Nach den Vikars- und Kaplanjahren wurde H. Sch. 1948 zum Pfarrer der Pfarrei „St. Benedikt“ in Jestetten bestellt und hat diese Pfarrei über 40 Jahre lang betreut, bis die physischen Kräfte nicht mehr ausreichten.

Im nachhinein stellt sich die Frage, ob dieser hochbegabte, ganz in der Welt der Bücher aufgehende und mehr theoretisch als praktisch veranlagte Priester nicht mit einer größeren Aufgabe hätte betraut werden sollen, als Seelsorger einer kleinen Pfarrei zu sein. „Muros et mores aedificavit“ ließe sich von ihm sagen. Die 1623 erbaute Kirche wurde abgerissen und eine neue erbaut. Ein altes Kaufhaus wurde erworben und zum Pfarrhaus umgestaltet mit Räumen für die Jugend. Ein neuer Kindergarten durfte nicht fehlen. Die Loretokapelle erfuhr eine Renovierung. Eine neue Orgel konnte eingebaut werden. Doch die Bildungsarbeit stand für ihn im Vordergrund. Langjährige Vortragsreihen unter dem Motto „Christ und Welt“ brachten namhafte Theologen nach Jestetten und stärkten die Gläubigen in der geistigen Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. Mit Eifer setzte er sich für die Wirklichkeit der vom II. Vaticanum ausgehenden Impulse in der Pfarrseelsorge ein. Er hatte sich für Jestetten schon im besten Mannesalter, und damit für die „stabilitas loci“ entschieden.

Erstaunlich ist, daß H. Sch., eine echte Pfälzernatur, mit den Jestetten nach anfänglichen Schwierigkeiten so gut zurecht kam. Die Pfälzer haben das Herz auf der Zunge. Ein unüberlegtes, schnell ausgesprochenes Wort ist ebenso rasch vergessen, wie es den Mund verließ. Anders bei den Alemannen, insbesondere bei den Hotzenwäldern, die nicht so leicht vergessen können. Doch sie waren auf ihren temperamentvollen und gelehrten Pfarrer nicht wenig stolz. Das silberne und goldene Priesterjubiläum durfte H. Sch. im aktiven Dienst mit seiner Pfarrgemeinde begehen. Wenige Tage vor dem „Diamantenen“ ist er gestorben. Von den 60 Neupriestern des Jahres 1936 durften noch zwölf dieses seltene Jubiläum feiern. Keiner wurde seiner Berufung untreu. R. i. P.

Bruno Schwalbach

Schilling Alfons Silvester

Geb. in Schwetzingen 31. 12. 1922, ord. 24. 6. 1951. Vikar in Forchheim b. Karlsruhe 25. 7. 1951, in Philippsburg 6. 9. 1951, in Konstanz, St. Gebhard 22. 4. 1952, in Freiburg, Herz Jesu 24. 9. 1955. Kurat in Mannheim, St. Lioba 20. 2. 1958, als Pfarrer investiert daselbst 19. 1. 1969. Gest. in Mannheim 9. 5. 1995, beerd. in Mannheim 17. 5. 1995.

Alfons Silvester Schilling wurde am 31. 12. 1922 als Sohn des Postschaffners Heinrich Schilling und seiner Frau Franziska geb. Bader in Schwetzingen geboren. Kaum sechs Jahre alt, verlor er seine Mutter. Nach dem Besuch der 5. Volksschulklasse ging er auf das Realgymnasium in Schwetzingen und erhielt im März 1942 bei Anerkennung der im achten Schuljahr gezeigten Leistungen das Reifezeugnis zugesprochen, da er schon im Okt. 1941 zur Wehrmacht eingezogen worden war. In den Kriegsjahren war Alfons Schilling zunächst bei der Luftwaffe in Polen und dann als Infanterist in Belgien und Holland eingesetzt; durch glückliche Umstände konnte er schon im Mai 1945 nach Hause zurückkehren.

Bereits als Erstkommunikant war in Alfons Schilling der Wunsch wach geworden, als Priester Gott und den Menschen zu dienen. „Da von mir keine Entscheidung gefordert wurde“, schrieb er 1945 in seinem Lebenslauf, „enthielt ich mich jeder Zusage. Ich wollte

keine verfrühten Bindungen eingehen, bevor ich mir nicht bis zum letzten Klarheit verschafft hatte. Die vergangenen Jahre „besonders der Krieg, brachten mir diese vollends“. So besuchte Pfarrer Schilling ab September 1945 in der Heimschule Lender in Sasbach den neu eingerichteten Theol. Vorkurs, um auch in Griechisch und Latein die Hochschulreife zu erlangen. 1946 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde nach dem Seminarjahr in St. Peter, zusammen mit 39 Mitbrüdern, am 24. Juni 1951 von Erzbischof Wendelin Rauch im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

Nach einer kurzen Vertretungsstelle in Forchheim b. Karlsruhe wurde er Vikar in Philippsburg, Konstanz, St. Gebhard und Freiburg, Herz Jesu. Wie allgemein üblich wurde ihm aus den vielen Bereichen der Seelsorge besonders die Jugend anvertraut. Die Jahresberichte der Dekanate heben immer wieder sein Engagement in der Jugendarbeit hervor. Er selbst wird als „offenherzig“, „zielbewußt“, „ausgeglichen“ und „ausgleichend“ charakterisiert.

Zum 20. Febr. 1958 wurde Pfarrer Schilling als Kurat an die etwas mehr als ein Jahr zuvor in einem Siedlerbezirk Mannheims neuerrichtete Pfarrkuratie St. Lioba angewiesen. Hier galt es, wo keinerlei gewachsene Strukturen vorhanden waren, zunächst einmal das Zusammenwachsen der Menschen zu einer Gemeinde zu fördern. So war Pfarrer Schilling als Seelsorger und als Organisator ganz gefordert. Zielstrebig widmete er sich in den folgenden Jahren dem inneren Aufbau der Gemeinde, wobei er durch seine liebenswürdige, bescheidene Art, getragen von einer tiefen Frömmigkeit und aufgeschlossen für die Nöte der Menschen, schnell Zugang zu ihnen fand. Ein gutes Zusammenleben mit den evangelischen Mitchristen war für Pfarrer Schilling eine selbstverständliche Angelegenheit.

Auch die äußeren Voraussetzungen für ein gelingendes Miteinander in der Gemeinde mußten noch geschaffen bzw. ausgebaut werden. Da die Notkirche im Untergeschoß des Kindergartens bald nicht mehr ausreichte, wurde zu Beginn der 60er Jahre die neue Pfarrkirche errichtet; dann folgte der Neubau eines Pfarrhauses, eines Gemeindezentrums und eines weiteren Kindergartens. All diese neu geschaffenen Einrichtungen mußten in den folgenden Jahren gepflegt, erhalten und ergänzt werden, wie z. B. die Neuanschaffung der Glocken im Jahre 1992.

Zum 1. Jan. 1969 wurde die Kuratie zur Pfarrei erhoben, und so wurde mit Alfons Schilling am 19. Januar 1969 der erste Pfarrer dort investiert. Kirche war für Alfons Schilling immer Weltkirche, sichtbar in der Kirche am Ort. So blieb er nicht an den Pfarreigrenzen hängen und übernahm stets überpfarrliche Aufgaben. Er war Mentor des Diakonatskreises; der Missionsbeauftragte des Dekanates, was er nicht nur auf dem Papier wahrnahm, sondern dies verband mit einem starken sozialen Engagement für die Menschen in der sog. Dritten Welt; von 1987 bis 1994 war er Bezirkspfarrer im Seelsorgebezirk Mannheim-Nord; lebendige Partnerschaften mit einer Gemeinde in Toulon (Frankreich) und Freundschaften mit solchen in Polen, Italien und Afrika kennzeichnen seinen Seelsorgestil. Am 10. Mai 1983 ernannte Erzbischof Oskar Saier den engagierten Seelsorger zum Geistlichen Rat ad honorem, um ihm damit die Wertschätzung der ganzen Diözese für seine Arbeit zum Ausdruck zu bringen.

Ein derartiges Arbeiten bringt auch gesundheitliche Folgen. Ein Herzinfarkt im Jahre 1988 war ein Fingerzeig, doch Pfarrer Schilling schonte sich nicht. Am 6. Mai 1995 erlitt er nach dem Vorabendgottesdienst einen Schlaganfall mit Hirnblutungen, an deren Folgen er im Theresienkrankenhaus drei Tage später starb. In tiefer Trauer und großer Dankbarkeit geleitete ihn seine Gemeinde am 17. Mai 1995 zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Friedhof in Mannheim-Käfertal. r. i. p.

H. H.

Schmon Franz

Geb. in Donaueschingen 21. 6. 1912, ord. 19. 3. 1939. Vikar in Burbach 12. 4. 1939, in Philippsburg 2. 6. 1939. Wehrdienst von Juli 1941 bis 30. 7. 1945. Vikar in Hüfingen 9. 10. 1945, in Bräunlingen 25. 3. 1946, in Schliengen 8. 11. 1946, in Schonach 14. 2. 1947, in Bettmaringen 28. 4. 1948, in Gottmadingen 19. 4. 1950. Pfrvw. in Ottenheim 19. 10. 1950; Pfarrer in Buchheim 15. 4. 1953, investiert daselbst 10. 5. 1953; Mitverwaltung der Pfarrei Worndorf 11. 4. 1956. Ruhestand in Worndorf 1. 10. 1978. Gest. in Worndorf 10. 1. 1995, beerd. daselbst 13. 1. 1995.

Am 21. Juni 1912 als Sohn des Brunnenmeisters Anton Schmon und seiner Frau Oliva geb. Beck in Donaueschingen geboren, wuchs Franz Schmon zusammen mit acht Geschwistern in einem von christlichem Geist geprägten Elternhaus auf. Nach sechs Jahren Volksschule ging Franz Schmon auf das Realgymnasium in Villingen bis zur Obersekunda. Weil er immer mehr den Wunsch spürte, Priester zu werden, wohnte er ab 1931 im Konradhaus zu Konstanz und besuchte von dort aus die Zeppelin-Oberrealschule, wo er 1933 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Besuch des Theol. Vorkurses in der Lender'schen Anstalt zu Sasbach nahm Pfarrer Schmon im Frühjahr 1934 das Theologiestudium auf und wurde nach Abschluß des Studiums und nach dem Seminarjahr in St. Peter am 19. März 1939 im Münster U. L. F. zu Freiburg von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

In schwerer Zeit nahm Pfarrer Schmon seinen priesterlichen Dienst auf. Nach einer kurzen Vertretungsstelle in Burbach wurde er als Vikar nach Philippsburg versetzt, wo er durch seine bescheidene wie auch gemüt- und humorvolle Art schnell Zugang zu den Menschen fand. Im Juli 1941 wurde er zur Wehrmacht einberufen und war vor allem an der Ostfront im Sanitätsdienst eingesetzt. Gegen Kriegsende geriet er in Gefangenschaft, aus der er glücklicherweise schon im Juli 1945 entlassen wurde.

Gesundheitlich angeschlagen nahm Pfarrer Schmon schon im Oktober 1945 seinen Dienst als Vikar wieder auf; Hüfingen, Bräunlingen, Schliengen, Schonach, Bettmaringen, Gottmadingen waren seine Vikarstellen, wo er überall segensreich, vor allem in der Jugendarbeit wirkte, die es ja vielfach wieder aufzubauen galt. Bezeichnend für ihn ist die Bemerkung im Dienstzeugnis seines Prinzipals in Hüfingen: „Im Pfarrhaus ein geschätztes Glied der Pfarrhausfamilie und mir ein lieber Mitarbeiter.“

Im Oktober 1950 erhielt Pfarrer Schmon als Pfarrverweser seine erste selbständige Stelle, die Pfarrei Ottenheim. Doch nach 2½ Jahren bewarb er sich um die Pfarrei Buchheim bei Meßkirch, die ihm auch verliehen wurde, wo er sich dann am 10. Mai 1953 investieren ließ. Drei Jahre später wurde ihm zusätzlich die Seelsorge der Pfarrei Worndorf übertragen. In beiden Pfarreien wirkte Pfarrer Schmon mit großem Engagement, wobei er auf seine seit dem Krieg angeschlagene Gesundheit keine Rücksicht nahm. Die Vorgaben des Vaticanum II in den Gemeinden umzusetzen, war für ihn nicht leicht. Der Visitationsbericht des Erzb. Dekanates Meßkirch aus dem Jahr 1971 hält fest: „Pfarrer Franz Schmon ist ein sehr gewissenhafter und frommer Seelsorger. Hinter einer für manche etwas ängstlichen Art steht eine echte und vorbildliche Hirten Sorge, die allgemeine Anerkennung findet und ihre Früchte zeitigt in einem überdurchschnittlichen religiösen Leben der Gemeinde.“

Da seine Gesundheit bedenklich nachlies, sah sich Pfarrer Schmon gezwungen, um die Zuruhesetzung zu ersuchen, die ihm zum 1. Okt. 1978 gewährt wurde. Er wohnte künftig in Worndorf und half dort als Subsidar in der Seelsorge mit, soweit seine Kräfte es zuließen.

In einer eindrucksvollen Trauerfeier gaben ihm seine beiden Gemeinden wie auch viele seiner Mitbrüder das letzte Geleit zum Friedhof von Worndorf, wo er am 13. Januar 1995 beigesetzt wurde. r. i. p.

H. H.

Skaznik Franz

Geb. in Studzionka (Polen) 16. 6. 1948, ord. in Kattowitz (Polen) 19. 4. 1973. Vikar in Offenburger-Weingarten 12. 12. 1988, in Offenburg, Hl. Dreifaltigkeit 12. 4. 1989, in Achern-Oberachern 22. 9. 89, in Hohberg-Hofweier 2. 5. 1990. Incardination 25. 3. 1991. Pfr Adm. in Mahlberg 1. 8. 1991. Gest. in Offenburg 22. 6. 1995, beerd. in Mahlberg 28. 6. 1995.

Franz Skaznik wurde am 16. Juni 1948 als Sohn der Eheleute Alois Skaznik und Maria geb. Sodzawiczny in Studzionka (Stade, Oberschlesien) geboren. Nach dem Besuch der Volksschule (1955–1962) ging er auf das Gymnasium in Pszczyna (Pleß), wo er 1966 die Reifeprüfung ablegte; anschließend studierte er in Krakau Theologie und wurde nach Abschluß des Studiums am 19. April 1973 in Katowice (Kattowitz) zum Priester geweiht. In den folgenden zwei Jahren war er Vikar in Pichary Shashic (Deutschpichar), durfte dann aber auf Empfehlung seines Bischofs sein Studium an der Kath. Universität Lublin fortsetzen; durch den Tod des 1. und 2. Promotors konnte er seine Doktorarbeit nicht fortsetzen und schloß deswegen sein Studium mit dem Magister und dem Lizentiat in Theologie ab. Danach arbeitete er wieder in der Pfarrseelsorge und war von 1980 bis 1983 Vikar in Tychy (Tichau), von 1983 bis 1986 in Ruda Slasha-Wirek (Antonienhütte) und von 1986 bis 1988 in Rydustowy (Ryduuttaw).

Eine schwere Erkrankung zwang Pfarradministrator Skaznik, seine seelsorgerliche Tätigkeit abzubrechen. Da eine befriedigende Behandlung seiner Krankheit in Polen nicht möglich war, kam er aufgrund seiner Beziehung zu Herrn Pfarrer Karowski in Schutterwald nach Offenburg ins St. Josefskrankenhaus. Nach neunmonatigem stationären Aufenthalt war er so weit genesen, daß er wieder in der Seelsorge arbeiten konnte. So kam es, daß er mit Erlaubnis seines Heimatbischofs seinen priesterlichen Dienst in Offenburg-Weingarten fortsetzen konnte, von wo aus die Weiterbetreuung durch das St. Josefs-Krankenhaus gewährleistet war. Da er im Pfarrhaus der Dreifaltigkeitspfarre in Offenburg wohnte, war er für ein halbes Jahr auch in dieser Gemeinde Vikar, um dann im Herbst 1989 in Achern-Oberachern auszuhelfen; dann folgte eine weitere Vikarsstelle in Hohberg-Hofweier ab Mai 1990. In diesen Monaten konnte er die pastorale Arbeit und die Strukturen der Seelsorge in der Erzdiözese Freiburg kennenlernen, denn er sah immer mehr ein, daß er wegen der ärztlichen Betreuung in unserer Diözese bleiben wird. In dieser Zeit hat Franz Skaznik eine „ausgezeichnete pastorale Arbeit geleistet und ... sich durch seine tiefe Frömmigkeit, seine fundierten theologischen Kenntnisse und nicht zuletzt durch sein freundliches Wesen hohe Wertschätzung sowohl bei den Gläubigen als auch bei den Mitbrüdern erworben“, wie Generalvikar Dr. Bechthold an Bischof Damian Zimon in Katowice im Zusammenhang der Umkardinierung im Oktober 1990 schrieb. Die Inkardination von Pfarradministrator Skaznik in unsere Erzdiözese erfolgte am 25. März 1991. Am 1. August 1991 konnte er eine erste selbständige Stelle in Mahlberg antreten. Dort wirkte er bis zu seinem frühen Tod mit Freude und Hingabe. Sein Wirken in dieser Gemeinde wird durch folgendes Briefzitat aus dem Jahre 1992 treffend charakterisiert: „Daher danken wir Gott, daß wir einen Pfarrer bei uns haben dürfen, der die Gabe einer frohen und von Herzen kommenden Glaubensverkündigung der Frohbotschaft Christi besitzt und an die Gläubigen weiterschenkt.“

Trotz der dauernden ärztlichen Betreuung zu Hause und im St.-Josefs-Krankenhaus kam sein Tod unerwartet, der in der Gemeinde und bei allen, die ihn kannten, tiefe Betroffenheit und Trauer auslöste. In Mahlberg, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, wollte er begraben sein, wo er unter großer Beteiligung der Gemeinde und seiner Mitbrüder am 28. Juni 1995 beigesetzt wurde. r. i. p. H. H.

Spath Nikolaus

Geb. in Schonach 6. 12. 1933, ord. als OFM Cap. in Münster 26. 7. 1961. Vikar in Meßkirch 15. 12. 1972; Inkardination 14. 2. 1975; Pfarrer in Veringenstadt 4. 6. 1975; Pfarrer in Schiltach 12. 6. 1990. Gest. in Schiltach 2. 11. 1995, beerd. in Schonach 7. 11. 1995.

Nikolaus Spath wurde am 6. Dez. 1933 als Sohn des Feinmechanikermeisters Meinrad Spath und seiner Frau Martina geb. Schneider in Schonach geboren und wuchs dort mit vier Geschwistern in einem von christlichem Geist geprägten Elternhaus auf. Nach fünf Jahren in der heimatlichen Volksschule besuchte er zunächst die Klosterschule in Zell a. H. und ab 1947 das Gymnasium in Bensheim a. d. B., wo er 1955 seine Reifeprüfung ablegte. Schon im April d. J. trat er in Stülchingen in den Kapuzinerorden ein; er erhielt den Ordensnamen Meinrad; am 24. 4. 1956 legte er die einfachen und drei Jahre später die feierlichen Ordensgelübde ab. Ab 1956 studierte er zunächst am Philosophischen Seminar der Kapuziner in Krefeld und anschließend an deren Theologischem Seminar in Münster, wo er am 26. Juli 1961 von Weihbischof Heinrich Baaken zum Priester geweiht wurde. Auf das Studienende 1962 folgte zunächst ein sog. Pastoraljahr in Krefeld; vom Herbst 1963 bis Frühjahr 1969 war Pfarrer Spath in der außerordentlichen Seelsorge des Klosterbezirks Mainz eingesetzt; vom April 1969 bis Januar 1972 war er Kaplan in der Pfarrkuratie Liebfrauen in Oberhausen-Sterkrade, die der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz seelsorgerlich anvertraut war.

Im Jahre 1971 bat Pfarrer Spath um Anstellung und Übernahme in die Erzdiözese Freiburg. So wurde er in Zustimmung seiner Ordensoberen zum 15. Febr. 1972 als Vikar nach Meßkirch angewiesen, wo er mit seinen reichen Erfahrungen aus seinem bisherigen Wirken „fleißig, arbeitsfreudig und urteilsfähig“ – wie es im Dienstzeugnis vom Dez. 1974 heißt – insbesondere in der Ministrantenarbeit und der Kath. Landjugend, wo er viel Zeit und Kraft investierte. Nachdem die Religiosenkongregation in Rom mit Urkunde vom 11. Januar 1972 seinem Säkularisationsgesuch entsprochen hatte, wurde Pfarrer Spath nach Ablauf der dreijährigen Probezeit am 14. Febr. 1975 in die Erzdiözese Freiburg aufgenommen.

Am 4. Juni 1975 kam Nikolaus Spath als Pfarrer nach Veringenstadt, wo er alsbald am 22. Juni d. J. investiert wurde; drei Jahre später wurde ihm die Pastoration der Pfarrei Jungnau mit übertragen. Pfarrer Spath bemühte sich engagiert um den Aufbau lebendiger Gemeinden, er wußte um die notwendige Förderung der Verantwortung der Gläubigen; als Vorsitzender des dortigen Pfarrverbandes sah er immer über den Rand seiner eigenen Pfarrei hinaus. Neben der vielfältigen Seelsorgearbeit sorgte er auch für die Erhaltung der kirchlichen Gebäude und für die Verbesserung der gemeindlichen Infrastruktur. So wurde in Veringenstadt u. a. ein neues Pfarrheim errichtet und die Renovation der Wallfahrtskirche Maria Deutstetten in die Wege geleitet.

Im Sommer 1991 wechselte Pfarrer Spath auf die Pfarrkuratie Schiltach i. K., die 1991 zur Pfarrei erhoben wurde. Auch dort arbeitete er in der von ihm bekannten engagierten Weise in der Seelsorge; so wurde er bald zum Vorsitzenden des Pfarrverbandes Wolfach gewählt. 1992 wurde ihm für kurze Zeit die Pastoration von Wolfach-St. Roman übertragen, bis er dann ab 1. Nov. d. J. die beiden Pfarreien Schenkzell und Wittichen mitzubetreuen hatte.

Im Herbst 1993 zeichnete sich seine Krankheit ab, gegen die er zwei Jahre lang kämpfte und mit großer Geduld „sein Leiden tapfer trug bis hinein in die Todesstunde“, wie es in der Todesanzeige hieß. Im beispielhaften Ertragen seiner Krankheit war er vielen Menschen seiner Gemeinde zum Vorbild geworden.

Pfarrer Nikolaus Spath wurde am 7. Nov. 1995 auf dem Bergfriedhof seiner Heimatgemeinde Schonach beigesetzt. r. i. p. H. H.

Stiefvater Hermann

Geb. in Kirchhofen 17. 2. 1904, ord. 16. 3. 1930. Vikar in Steinbach bei Bühl 1. 5. 1930, in Forbach 20. 5. 1930, in Mörsch 2. 2. 1934. Hausgeistlicher im Erholungsheim Zuwald in Oberharmersbach 3. 11. 1934. Vikar in Nögenschwil 20. 12. 1934, in Ziegelhausen 16. 5. 1935, in Mannheim-Käfertal 5. 8. 1936. Pfrvw. in Inzlingen 23. 8. 1939, investiert daselbst 31. 5. 1942. Dekan im Dekanat Wiesental 2. 2. 1963 bis 1969. Ruhestand in Inzlingen 15. 11. 1973. Gest. in Lörrach 27. 4. 1995, beerd. in Kirchhofen 4. 5. 1995.

Hermann Stiefvater wurde am 17. Febr. 1904 als Sohn des Kaufmanns Eugen Stiefvater und seiner Frau Amalie geb. Schieble in Kirchhofen geboren. Dort wuchs er, zusammen mit zwei Schwestern, heran, besuchte die Volksschule bis zu seinem 13. Lebensjahr und wechselte dann in die Rotteckoberrealschule in Freiburg. Weil er in dieser Zeit immer mehr den Wunsch spürte, Priester zu werden, nahm er Latein- und Griechischstunden, um dann an Ostern 1922 in das Friedrichs-Gymnasium in Freiburg einzutreten, wo er 1925 die Reifeprüfung ablegte. Zum Sommersemester 1925 nahm er in Freiburg das Theologiestudium auf und wurde nach dessen Abschluß und dem Seminarjahr in St. Peter am 16. März 1930 von Erzbischof Carl Fritz in der dortigen Pfarr- und Seminarkirche zum Priester geweiht. Pfarrer Stiefvater mußte mit seinen körperlichen Kräften haushälterisch umgehen; er schonte sich nicht in seinen Vikarsjahren, die ihn nach Steinbach b. Bühl, Forbach, Mörsch, Nögenschwil, Ziegelhausen und Mannheim-Käfertal brachten. Was sein erster Prinzipal im Dienstzeugnis über ihn schrieb, gilt für alle Jahre: „Sein Berufseifer und seine Leistungen in Predigt und Katechese sind sehr gut.“

Kurz vor Kriegsausbruch 1939 wurde er als Pfarrverweser nach Inzlingen angewiesen. Mit großer Tatkraft und Energie stellte er sich in diesen schwierigen Zeiten des Dritten Reiches und des Krieges den Aufgaben der Seelsorge; nur knapp kam er in jenen Jahren an einem Schulverbot vorbei. In den Nachkriegsjahren galt es, das Leben in den Gemeinden wieder neu aufzubauen und später, in den Jahren des Konzils und danach, die neuen Vorgaben in den Gemeinden umzusetzen. Pfarrer Stiefvater hatte dafür einen guten Blick, so daß er sich auch bemühte, die äußeren Voraussetzungen hierfür zu schaffen. So ließ er einen Gemeindesaal in der alten Pfarrscheuer errichten, die Pfarrkirche wurde renoviert, eine neue Orgel angeschafft; genauso wichtig war ihm der Bau eines neuen Kindergartens. Erwähnenswert ist, daß er über 17 Jahre lang den Inzlinger Kirchenchor selbst leitete.

Das Wirken von Pfarrer Stiefvater war nicht allein auf seine Pfarrei beschränkt. Er war viele Jahre Männerseelsorger im Dekanat, ebenso auch der Präses der Kolpingsfamilie und der Cäzilienvereine; ebenso hielt er jahrelang regelmäßig Brautleutewerkwochen, die großen Zuspruch fanden. Seine Mitbrüder wählten ihn 1957 zum Kammerer des Dekanates Wiesental und von 1963 bis 1969 war er Dekan.

Ein besonderes Anliegen war für Pfarrer Stiefvater die große Wohnungsnot nach dem Krieg. Um diese zu beseitigen, war er 1949 einer der Mitbegründer der gemeinnützigen Baugenossenschaft „Neue Heimat“ im Landkreis Lörrach, dessen Vorsitz er über zwölf Jahre lang innehatte; es war die Zeit der größten Aktivitäten der Baugenossenschaft, in der über 590 Wohnungen für kinderreiche Familien, Flüchtlinge und Heimatvertriebene gebaut wurden. Bis zum Jahr 1974 gehörte Stiefvater noch dem Aufsichtsrat der Baugenossenschaft an.

Für lange Zeit war Pfarrer Stiefvater auch Mitglied im Verwaltungsrat und stellvertretender Direktor des St. Josefshauses in Herten, wobei er zeitweilig die volle Verantwortung für das große Heim trug.

Das außergewöhnlich engagierte und fruchtbare Wirken des beliebten Seelsorgers fand sowohl von kirchlicher als auch von weltlicher Seite seine Würdigung. Schon 1959 ernannte ihn Erzbischof Hermann Schäufele zum Geistlichen Rat ad honorem und im Jahre 1984 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen; die politische Gemeinde Inzlingen verlieh ihm die Ehrenbürgerwürde.

Aus gesundheitlichen Gründen bat Pfarrer Stiefvater im Jahre 1973 um seine Pensionierung; er wohnte weiterhin in Inzlingen, das ihm zur zweiten Heimat geworden war. Er übernahm von dort aus die Seelsorge am St. Elisabethenkrankenhaus in Lörrach bis 1978. In diesen Jahren widmete er sich verstärkt der Heimatgeschichte und der Chronik von Inzlingen, wofür er umfangreiches Material zusammengetragen und niedergeschrieben hat.

Nach einem kurzen Aufenthalt im St. Elisabethenkrankenhaus zu Lörrach starb Pfarrer Stiefvater am 27. April 1995 und wurde auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Kirchhofen am 4. Mai 1995 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung von Inzlingen und Kirchhofen beigesetzt. r. i. p. H. H.

Störchle P. Franz SJ

Geb. in Baden-Baden 18. 9. 1914. Eintritt in die Gesellschaft Jesu 1935. Ord. 25. 7. 1943. Lehrer am Kolleg St. Blasien 1952–1961 Religionslehrer in Karlsruhe, Helmholtz-Gymnasium 10. 4. 1961. Studienrat 15. 2. 1962, Oberstudienrat 19. 3. 1965; Ruhestand am 1. 8. 1978. Pfrvw. in Ettenheimmünster am 1. 10. 1981; Entpflichtung als Pfrvw. 31. 12. 1987. Gest. in Karlsruhe 18. 10. 1995, beerd. in Pullach 24. 10. 1995.

Pater Franz Störchle SJ wurde am 28. Sept. 1914 in Baden-Baden geboren, wo er auch aufwuchs; nach vier Jahren Volksschule ging er in die dortige Oberrealschule, seine Reifeprüfung legte er am 27. Febr. 1935 am Realgymnasium in Villingen/Schw. ab.

Gleich nach dem Abitur trat er in die Gesellschaft Jesu ein und absolvierte die üblichen Studien im Orden. Nach den Ergänzungsstudien in Griechisch und Latein folgte das Philosophiestudium an der Ordenshochschule in Pullach. Im Herbst 1939 wurde Pater Störchle zur Wehrmacht eingezogen und war an verschiedenen Fronten eingesetzt; aufgrund eines Geheimbefehls waren die Mitglieder des Jesuitenordens „wehrunwürdig“, weshalb Pater Störchle im August 1942 aus der Wehrmacht entlassen wurde. In der Militärzeit bekam er verschiedene Studienurlaube, in denen er das Philosophiestudium beenden und an der Universität München ein Semester Theologie und Chemie studieren konnte. Im Herbst 1942 konnte er mit dem Theologiestudium beginnen und wurde am 25. Juli 1943 durch Kardinal Faulhaber in München zum Priester geweiht. Das Theologiestudium setzte er bis 1946 fort, um dann anschließend (1946–1950) an der Universität München Mathematik und Physik zu studieren, worauf die Referendarzeit in München folgte; am 17. Juli 1951 wurde Pater Störchle zum Studienassessor ernannt. Vom Sept. 1952 bis zum 31. 3. 1961 unterrichtete P. Störchle am Jesuitenkolleg in St. Blasien die Fächer Mathematik, Physik und Religion und wurde am 11. August 1960 zum Studienrat ernannt. An Stelle von P. Rommerskirch SJ übernahm er im Auftrag unserer Erzdiözese die Stelle des Religionslehrers am Helmholtz-Gymnasium in Karlsruhe (10. 4. 1961), wo er weiterhin auch Mathematik und Physik unterrichtete. Mit Erreichung der Altersgrenze trat er am 1. 8. 1978 in den Ruhestand.

Das Lehrerdasein füllte jedoch P. Störchle nicht aus. Kaum war er in St. Blasien, begann er mit der Wiedergründung der Gruppen der Kath. studierenden Jugend (ND) in Südbaden und Hohenzollern, die während des Dritten Reiches verboten waren. Bis 1970 hatte er die Leitung der Region Südbaden, in der er verantwortlich war für Schulungen und Lager usw.

Zu diesem Zweck baute er 1959 auf dem Ziegelfeld in St. Blasien die „Alfred-Delp-Hütte“ für die Ferienlager und Schulungen, deren Leitung er auch beibehielt, als er nach Karlsruhe zog. Wie intensiv er die Lager an der Hütte usw. betreute, zeigt sich, daß der Name „Alfred-Delp-Hütte“ sich nicht durchsetzte, sondern bis zum heutigen Tag ist sie die „Störchle-Hütte“. Doch die Führung des ND war nicht die einzige Aufgabe; von 1961 bis 1969 war Pater Störchle Diözesanleiter der KSJ in Baden; 1961 wurde er der 1. Vorsitzende der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Karlsruhe. Jedes Jahr organisierte er mit den Schülern seines Gymnasiums Lager, Ferienaufenthalte, Skikurse usw. und war in unzähligen Vorträgen in vielen Gemeinden unterwegs und auch gefragt. Der vielfältige Einsatz für die Jugend in unserer Erzdiözese fand eine verdiente Anerkennung durch die Verleihung des silbernen Ehrenzeichens bei der Diözesankonferenz des BDKJ 1963.

Als P. Störchle bei seiner Pensionierung der Diözesanleitung signalisierte, daß er „für eine neue Aufgabe in der Kirche zur Verfügung“ stehe, hat Erzbischof Oskar Saier ihm die Seelsorge der Pfarrei St. Landolin in Ettenheimmünster am 1. Okt. 1981 übertragen. Mit großem Eifer stellte sich P. Störchle dieser neuen Aufgabe und nahm gewissenhaft und umsichtig über sechs Jahre lang die Seelsorge in dieser Pfarrei wahr, bis er aus gesundheitlichen Gründen zum Jahresende 1987 um Entpflichtung von dieser Aufgabe bat. Er wohnte künftig wieder in Karlsruhe und war dort Dekanatsaltenseelsorger, bis er schließlich in das St. Franziskushaus im Jahre 1993 umsiedeln mußte, wo er auf die Hilfe durch andere angewiesen war. Das Dekanat Karlsruhe gedachte des eifrigen Seelsorgers in einem Gedenkgottesdienst in St. Stephan am 25. Okt. 1995; ein Tag zuvor war Pater Störchle auf dem Ordensfriedhof in Pullach beigesetzt worden. r. i. p. H. H.

Weber Karl Dominik

Geb. 3. 5. 1910 in Oberschefflenz, ord. 22. 3. 1936. 16. 4. 1936 Vikar in Hemsbach (St. Laurentius), 1. 6. 1937 in Mannheim-Neckarau (St. Jakobus), 12. 8. 1938 Rektor im Städt. Krankenhaus Mannheim, 26. 11. 1947 Kurat in Mannheim-Gartenstadt (St. Elisabeth), 26. 12. 1960 als Pfr. daselbst inv., 21. 5. 1969 Pfr. in Königshofen (St. Mauritius), 29. 6. 1969 inv., 27. 5. 1974 Geistlicher Rat ad honorem, 9. 4. 1975 Dekan (Landkapitel Lauda), 1. 9. 1980 Ruhestand in Schefflenz, 30. 3. 1981 Subsidiar daselbst, 1992 Caritas-Altenpflegeheim in Buchen-Waldhausen. Gest. 5. 5. 1995 daselbst, 9. 5. 1995 in Schefflenz beerd.

Weber entstammte einer Bauernfamilie aus Oberschefflenz; dort wurde er als fünftes von sechs Kindern geboren. Nach dem Besuch der Volksschule war er vier Jahre Schüler des Realprogymnasiums in Mosbach, trat dann aber auf Anraten seines Heimatpfarrers Johann Josef Beuschlein in das Gymnasium Tauberbischofsheim ein, wo er 1931 die Reifeprüfung ablegte. Mit dem festen Entschluß, Priester zu werden, bat er um Aufnahme in das Collegium Borromaeum. Nach den philosophisch-theologischen Studien in Freiburg, Würzburg und im Priesterseminar St. Peter wurde er am 22. März 1936 von Erzbischof Conrad Gröber im Freiburger Münster zum Priester geweiht. Dem Erzbischof wurden an jenem Weihetag 60 Neupriester geschenkt.

Mit dem vollen Einsatz seiner Kräfte wirkte Weber schon als junger Vikar segensreich in der Pfarrseelsorge. Allgemeine Zustimmung und Wertschätzung fanden damals sein unermüdlicher pastoraler Eifer, seine Predigten und sein guter Kontakt zur Jugend. Auf den ersten Blick mag erstaunen, daß ihn die Kirchenbehörde, erst zwei Jahre nach der Priesterweihe, mit dem Seelsorgedienst im Städtischen Krankenhaus Mannheim – seit Ausbruch des Krieges Lazarett – betraute. Fraglos kamen ihm in dieser Eigenschaft die in den Vikarsjahren gesammelten Erfahrungen und erlernten priesterlichen Fähigkeiten in hohem Maße zugute, um sie zum Wohl der ihm anvertrauten Patienten nutzbar zu machen. Als Prediger, noch mehr als Beichtvater, war er hier für viele Menschen in Krankheit und Leid ein begnadeter Seelenführer. Über die eigentliche Krankenseelsorge hinaus blieb Rektor Weber damals in engem Kontakt mit seinen geistlichen Mitbrüdern in der Großstadt Mannheim und bot immer wieder seine Mitarbeit an, so in der Leitung der Jungfrauenkongregation, bei der Abhaltung von Triduen und außerschulischem Religionsunterricht oder bei der Übernahme der Fastenpredigten.

Es verging nahezu ein Jahrzehnt, bis Weber wieder in die Pfarrseelsorge zurückkehrte. Der Krieg war zwar zu Ende, als er 1947 in Mannheim St. Elisabeth (Gartenstadt) zum

Kuraten bestellt wurde; doch die von den Bombenangriffen besonders hart getroffene Stadt bot noch immer ein Bild der Zerstörung. Und so wurden ihm gewaltige Anstrengungen sowohl beim inneren als auch beim äußeren Aufbau seiner Gemeinde abverlangt. Zügig nahm Weber die dringlichsten Bauprojekte in Angriff: die Sanierung des durch einen Bombentreffer beschädigten Gotteshauses, den Bau eines Glockenturms, eines neuen Pfarr- und Schwesternhauses, die Einrichtung von drei Kindergärten, die Anschaffung einer neuen Orgel und neuer Glocken. Als die Kuratie 1960 zur Pfarrei erhoben wurde, erfolgte Webers Ernennung zum Pfarrer. Nahezu 22 Jahre lang war er den Katholiken in der Gartenstadt ein eifriger und selbstloser Priester gewesen, bis er 1969 um die Übertragung einer ländlichen Pfarrei (Königshofen) eingab, mit der er allerdings auch die Filialen Beckstein und Marbach zu versorgen hatte. Auch an seinem neuen Wirkungsort erwarteten ihn eine Reihe baulicher Aufgaben. Für den guten Hirten seiner Gemeinden spricht weit mehr, daß der neue Pfarrer binnen kurzer Zeit alle Familien seiner Filialen besucht hat.

Nachdem ihn Erzbischof Hermann Schäufele 1974 „in Anerkennung seiner von seelsorgerlichem Eifer erfüllten und auf religiöse Vertiefung bedachten Wirksamkeit... sowie seiner besonderen Bemühungen um Weckung und Förderung geistlicher Berufe“ zum Geistlichen Rat ad honorem ernannt hatte, bekundeten ihm 1975 auch seine geistlichen Mitbrüder ihr besonderes Vertrauen dadurch, daß sie ihn zum Dekan des Landkapitels Lauda wählten. Bis zu seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst bekleidete er auch dieses verantwortungsvolle Amt mit Umsicht und Tatkraft.

Gesundheitliche Gründe zwangen Weber im Jahre 1980, auf die Pfarrei Königshofen zu verzichten. Nunmehr im Ruhestand ließ er sich in seiner Heimatgemeinde Schefflenz nieder, wo er nach Kräften in der Seelsorge mithalf und daher auch zum Subsidiar bestellt wurde.

Weber war nicht nur ein befähigter, sondern auch ein im ureigenen Sinn begnadeter Seelenführer. Große Verehrung brachte er der Mutter Gottes entgegen, und die starke Förderung der geistlichen Berufe war ihm echtes Herzensanliegen. Auf diesem Hintergrund wird unschwer begreiflich, daß ihm aus der apostolischen, pastoralen und marianischen Bewegung des Schönstatt-Werkes, dem er sich innerlich stark verbunden wußte, viel Kraft erwuchs.

Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte der inzwischen hochbetagte Priester im Caritas-Altenheim Buchen-Waldhausen, wo er am 85. Jahrestag seiner Taufe starb. Am 9. Mai 1995 wurde er auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde Schefflenz beigesetzt.

Clemens Siebler

Wenzel Karl Rudolf

Geb. 4. 11. 1927 in Friedeck/Sudetenschlesien, ord. 2. 6. 1957 in St. Peter für die Erzdiözese Breslau. 27. 7. 1957 Vikar in Siegelau, 3. 9. 1957 in Renchen, 30. 10. 1957 in St. Märgen, 1. 9. 1959 in Wallbach, 1. 12. 1959 in Wilflingen, 4. 5. 1960 in Huttenheim, 15. 5. 1963 in Kappelrodeck. 14. 12. 1964 Inkardination in die Erzdiözese Freiburg. 14. 1. 1966 Pfrvw. in Liggeringen, 12. 11. 1967 investiert. Gest. 16. 9. 1995 in Radolfzell, beerd. 21. 9. 1995 ebda. auf dem Waldfriedhof.

Karl Wenzel wurde als Sohn des Kaufmanns Karl W. und seiner Ehefrau Albine geb. Großmann geboren. Er hatte eine Schwester. Nach der fünften Klasse Volksschule in seiner Heimat Friedeck wechselte er auf das humanistische Gymnasium in Mährisch-Ostrau und vier Jahre später auf die Lehrerkademie, die er bis Februar 1945 besuchte. Nach dem Einmarsch der Russen am 2. Mai 1945 kam er zwei Monate in Lagerhaft in seiner Heimatstadt und danach zum Zwangsarbeitseinsatz auf einem Bauernhof.

Nach der Vertreibung 1946 kam die Familie nach St. Leon bei Heidelberg und siedelte später nach Ettlingen um. Im Herbst 1946 trat K. W. in das Spätberufenenseminar der Pallottiner in Herberg ein, das er bis 1950 besuchte. Die beiden Primen absolvierte er am Privatgymnasium St. Paulusheim in Bruchsal, wo er 1952 das Abitur machte. Theologie studierte er in Königstein und Freiburg. Da seine Schwester in England verheiratet war und er seine Eltern im Alter nicht allein lassen wollte, wurde er nicht Pallottiner, sondern Weltpriester. Am 2. Juni 1957 wurde er in St. Peter mit 40 Mitbrüdern, darunter der spätere Erzbischof Saier, von Erzbischof Eugen Seiterich zum Priester für die Erzdiözese Breslau geweiht.

Damit er nach sieben Vikarsposten endlich eine Pfarrei übernehmen konnte, ließ er sich 1964 in die Erzdiözese Freiburg inkardinieren. Seine einzige Pfarrei war Liggingen. Bis 1988 betreute er auch die benachbarte Pfarrei Langenrain. Im Pfarrverband Radolfzell konnten seine Mitbrüder vor allem in Markelfingen und in der Münsterpfarrei Radolfzell mit seiner Mithilfe rechnen.

Der eifrige Seelsorger ließ sich auch die kirchlichen Gebäude seiner beiden Pfarreien anlegen sein. Die Ligginger Kirche ließ er innen renovieren und eine neue Orgel anschaffen. Auch der über 75 ar große Pfarrgarten erforderte viel Arbeit. Das Obst verkaufte er wohlfeil an Pfarrangehörige.

Pfarrer W. mußte schon als Schüler in Mährisch-Ostrau ein Jahr wegen Krankheit aussetzen. Schwache Gesundheit und ein zartes Nervensystem ließen den sanften Menschen manchmal aufbrausen. Auch schaffte er es nicht, den „Flüchtlingskomplex“ abzubauen, der ihn zuinnerst einsam und mißtrauisch machte. Die Reifezeit des Alters blieb ihm versagt. Nach einer kurzen, schweren Krankheit durfte er in die unvergängliche Heimat eingehen.
Hu.

Wohlfarth Robert Emil

Geb. 9. 3. 1913 in Werbach a. d. T., ord. 27. 3. 1938. 20. 4. 1938 Vikar in Neudenu, 12. 10. 1938 in Steinach i. K., 18. 3. 1944 in Stockach, 1. 8. 1944 Hausgeistlicher Maria Lindenberg (St. Peter), 23. 11. 1944 Vikar in Eisental, 14. 3. 1945 in Vöhrenbach, 16. 3. 1946 in Bräunlingen, 5. 4. 1946 in Appenweiler, 31. 10. 1946 in Buchen, 12. 9. 1951 Pfrvw. in Dallau, 15. 4. 1953 i. g. E. in Gerichtstetten, 4. 5. 1957 i. g. E. in Hettingen, 29. 6. 1959 inv. daselbst, 1. 8. 1976 Ruhestand in Werbach, daselbst Subsidiar bis 31. 7. 1984. Gest. 9. 5. 1995 in Werbach, beerd. 13. 5. 1995 daselbst.

Noch im Kindesalter verlor Wohlfarth den Vater, von Beruf Steinhauer, der erst 33jährig, kurz vor der deutschen Kapitulation 1918, an den Folgen einer Kriegsverwundung starb. Sein sehnheltester Wunsch, Priester zu werden, fand nachhaltige Unterstützung durch seine opferbereite Mutter und durch Dekan Thomas Gramling, der sich als ein begnadeter Seelenführer erwies. Seit der Quarta besuchte er das Gymnasium in Tauberbischofsheim; fünf Jahre war er Zögling des dortigen Gymnasialkonvikts. Nach bestandem Abitur (1933) absolvierte er sein theologisches Studium in Freiburg und Würzburg, und nach dem Seminarjahr in St. Peter wurde er am 27. März 1938 zusammen mit 68 Mitbrüdern von Erzbischof Conrad Gröber im Münster U. L. F. zu Freiburg zum Priester geweiht.

Wohlfarths Seelsorgetätigkeit war mit einem auffallend häufigen Stellenwechsel verbunden. Dieser ergab sich zunächst aus einer Reihe z. T. kurzfristiger Vertretungen. Da er von instabiler Gesundheit war, wechselte er selbst für einige Wochen aus der Pfarrseelsorge in die Funktion des Hausgeistlichen auf dem Lindenberg. Vor allem dort, wo ihm dauerhaftes Wirken möglich war, hat er das Pfarrleben maßgeblich mitgestaltet und mitgeprägt: mehr als fünf Jahre in Steinach und nahezu ebenso lang in Buchen.

Seine erste selbständige Stelle als Pfarrverweser übernahm Wohlfarth 1951, und eine zweite trat er 1953 an; doch erst 1957 wurde ihm mit Hettingen die Pfarrei übertragen, der er bis zu seiner Zuruhesetzung verbunden blieb. Sie war somit seine einzige ordentliche Seelsorgerstelle.

Allein an seiner Einsatzfreude und seinem priesterlichen Dienstefier gemessen erwies sich Wohlfarth als ein gewissenhafter und vorbildlicher Hirte der ihm anvertrauten Gläubigen. Zu seinem besonderen Anliegen machte er den feierlichen und würdigen Vollzug der Liturgie; zugleich war er ein großer Freund der Kirchenmusik. Von ihm ist bekannt, daß er schon während seiner Studienzeit im Collegium Borromaeum als Choralmagister fungierte. Dies erklärt hinlänglich, weshalb er sich von Hettingen aus über viele Jahre als Präses der Kirchenchöre im Dekanat Buchen zur Verfügung stellte. Nicht weniger fühlte er sich der heranwachsenden Jugend verbunden; daher brachte er nicht nur für das Amt des Dekanatsjugendseelsorgers alle wichtigen Voraussetzungen mit, sondern war auch befähigt, im Geiste von Pfarrer Heinrich Magnani (s. FDA, Bd. 102/1982, S. 209), dessen unmittelbarer Nachfolger als Pfarrer in Hettingen er war, den Dienst an der Jugend fortzusetzen.

In den 19 Jahren seines Wirkens in Hettingen hat Wohlfarth auch eine Reihe baulicher Maßnahmen durchgeführt, so die Renovation der Pfarrkirche und des Pfarrhauses; ebenso hat er die Planung für einen Kindergartenneubau in Angriff genommen.

Gesundheitliche Probleme zwangen ihn, bereits mit 63 Jahren vorzeitig in den Ruhestand zu treten, den er in seiner Heimatgemeinde Werbach verbrachte. Noch immer dienst-eifrig, war er dort bis 1984 als Subsidiar tätig. Die ihm bereits 1980 erteilte oberhirtliche Erlaubnis zur Hauszelebration läßt erahnen, wie sehr er im fortschreitenden Alter unter den körperlichen Beschwerden litt. In diese langjährige Leidenszeit fiel auch sein goldenes Priesterjubiläum, das er im März 1988 begehen durfte. Wohlfarth starb wenige Wochen nach Vollendung seines 82. Lebensjahres. Auf dem Friedhof in Werbach fand er seine letzte Ruhestätte.

Clemens Siebler

Zimmermann Joseph Adolf, Gymnasialprofessor

Geb. 4. 10. 1919 in Orschweier, ord. 6. 7. 1947 in St. Peter. 13. 8. 1947 Vikar in Muggensturm, 12. 11. 1947 in Engen. 1. 9. 1949 Präfekt am Konradihaus in Konstanz. 14. 10. 1954 Vikar in Sigmaringen. 8. 4. 1956 Religionslehrer am Moll-Gymnasium in Mannheim, zugleich Rektor des Kath. Jugendheims C 2, 16. 18. 6. 1964 Studienrat, 8. 12. 1966 Oberstudienrat, 28. 6. 1971 Gymnasialprofessor. 20. 12. 1976 Geistl. Rat ad honorem. 8. 8. 1977 Ruhestand. Gest. 20. 4. 1995 in Mannheim, beerd. 2. 5. 1995 ebda.

Der Vater Adolf Z. war Gastwirt. Er starb 1922 im Alter von 43 Jahren an einem Kriegseiden. Die Mutter Hilda geb. Thee zog mit Sohn und Tochter nach Lahr-Dinglingen. Trotz ärmlicher Verhältnisse konnte der Sohn das humanistische Theodor-Körner-Gymnasium in Lahr besuchen. In dem meist von protestantischen Schülern besuchten Gymnasium durfte er die Abiturrede halten. Nach dem Abitur am 10. März 1938 begann er das Theologiestudium an der Universität Freiburg. Am 5. 3. 1941 wurde er zum Heeresdienst einberufen und diente als Sanitäter an verschiedenen Fronten. Am 10. Mai 1945 geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er bereits am 3. 9. 1945 entlassen wurde. 1947 konnte er das Theologiestudium abschließen und wurde von Erzbischof Conrad Gröber zum Priester geweiht.

Nach nur drei Vikarsposten, unterbrochen durch seine Tätigkeit als Präfekt am Konradihaus, wurde er Religionslehrer am Moll-Gymnasium in Mannheim. Nach einer Sonderprüfung für den hauptamtlichen Religionslehrer am 26. 3. 1962 wurde er in den Staatsdienst übernommen. Er war Fachberater für katholischen Religionsunterricht.

Mehr als 30 Jahre lebte er im Altenheim St. Clara in Mannheim und war Seelsorger dieser Einrichtung. Neben dem Religionsunterricht übte er auch Krankenhausseelsorge an der St. Hedwigs-klinik aus und wirkte als Beichtvater an der Jesuitenkirche in Mannheim. Diese seelsorgerlichen Tätigkeiten erfüllten den marianischen Priester auch noch, als er aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand gehen mußte.

Hu.

Namensregister zum Nekrolog

- Abberger, Fridolin 197
 Altrecht, Rudolf 269
 Auer, Heinrich 237
 Aschenbrenner, Ludwig 135
 Aschenbrenner, Raimund 270
- Bär, Wilhelm 136
 Baumann, Georg 162
 Baur, Joseph 199
 Bellert, Eugen 163
 Berberich, Leo 137
 Berberich, Manfred 238
 Berthold, Walter Emil Josef 199
 Bertsche, Bernhard 164
 Beykirch, Johannes 164
 Börsig, Josef 200
 Boy, Franz Xaver 201
 Buck, Gottlieb 271
 Bühler, Franz 272
- Dantes, Alois 273
 Debatin, Hubert 165
 Dischinger, Alfons 202
 Döbele, Leopold Ludwig 167
 Dufner, Karl 167
- Eberle, Paul 239
 Egger, Johannes 168
 Ehinger, Eugen 168
 Eichhorn, Hans Martin Richard 169
 Eisenhauer, Paul 274
 Enderle, Pius 239
 Etrillard, André 137
- Fehringer, Ernst 241
 Fiederlein, Reinhold 203
 Fitz, Hans Albert 204
 Franz, Jakob 138
 Fuchs, Herbert 242
- Ganschior, Heinrich 138
 Gaudermann, Albert Konrad Anton 204
 Gnädinger, Dr. Karl 275
 Graf, Gustav 205
 Graf, Otto 139
 Grdjan, Antun 243
 Gulde, Marquard 170
- Häfner, Franz 280
 Falkenhäuser, Josef 140
 Hanewinckel, Martin 243
 Haug, Oswald 140
 Heck, Gerhard 281
 Heintzmann, Eugen 141
 Hemmer, Friedrich 206
 Hemmerle, Prof. Dr. Klaus 244
 Hennegriff, Franz 207
 Hermann, Dr. Franz Sales 208
 Herzog, Johannes 142
 Hönig, Anton 209
 Hofmann, Prof. Dr. Rudolf 248
 Horn, Herbert 282
 Huber, Alfons 283
 Huck, Artur 210
- Kaiser, Kurt Karl 211
 Kaufhold, Dr. Walter 212
 Keller, Dr. Erwin 142
 Keller, Heinz Michael 249
 Ketterer, Alfons 171
 Klamet, Emil 250
 Klausmann, Eduard 213
 Kleibrink, Ferdinand Josef 284
 Köstel, Josef 144
 Konrad, Willi 145
 Kovacs, Josef 172
 Krämer, Joseph 145
 Kraft, Emil Alfons 285
 Kraus, Johann Adam 172
 Kurrus, Dr. Theodor 251
- Landhäuser, Alfred 214
 Lang, Walter 147
 Lang, Rudolf 287
 Lanig, Andreas 147
 Lindeckert, Herbert 174
 Lutter, Dr. Anton 175
- Marder, Hermann 148
 Markert, Otto 214
 Maurath, Ferdinand 216
 Mayer, Anton 253
 Meisel, Hubert 148
 Meisner, Dr. Helmut 217
 Moll, Wolfgang Alfons Josef 175
 Morel, Josef SJ 219

- Moser, Walter Konrad 219
 Münch, Karl Bernhard 176
 Munding, Franz 253

 Nied, Wolfgang 220
 Nowack, Kurt 149

 Oettinger, Heinz Günther Hermann
 Friedrich 177

 Pfaff, Joseph Samuel Wilhelm 255
 Platz, Vinzenz 288

 Rapp, Paul 255
 Rauber, Berthold 256
 Reichenbach, Josef 220
 Reiser, Rudolf 149
 Rößler, Walter 150
 Ronecker, Ludwig 151
 Rothengaß, Oskar 178
 Ruff, Wilhelm 179

 Sagi, Prof. Dr. Alexander 221
 Saum, Linus 223
 Schanzenbach, Hugo 223
 Scheuermann, Hans 289
 Schilling, Alfons Silvester 290
 Schlageter, Emil 224
 Schmitt, Otto Michael Nikolaus 152
 Schmon, Franz 291
 Schmutz, Willi 180
 Schneider, Dr. Heinrich 258
 Schöffel, Johann Georg 180
 Schreck, Richard 181
 Schreiber, Georg 225
 Schuba, Ludwig 182
 Schubnell, Heinrich 153
 Schütt, Herbert 259
 Schuh, Wilhelm 260
 Schwer, Karl Alexander 184
 Seemann, Hubert 153

 Skaznik, Franz 292
 Spangenberg, Helmut 226
 Spath, Nikolaus 293
 Speck, Rudolf 261
 Spintzik, Josef 187
 Steffan, Franz 188
 Stegle, Paul Clemens 227
 Stengele, Conrad 228
 Stiefvater, Hermann 294
 Störchle, P. Franz 295
 Stoffel, Oskar Heinrich 159
 Streck, Josef 189
 Stritt, Hans 190

 Topp, Wilhelm 191

 Vogel, Erwin 160
 Vogelbacher, August 191
 Volk, Johann 229

 Weber, Josef Arthur 230
 Weber, Karl Dominik 296
 Weiler, Eugen Alois 192
 Weis, Otto 262
 Welsch, Helmut 231
 Wenzel, Karl Rudolf 297
 Wernert, Johannes 233
 Wessner, Eugen 263
 Will, Benno Herbert 160
 Willmann, Karlheinz 194
 Wilms, Dr. Franz Elmar 265
 Wohlfarth, Robert Emil 298
 Wolf, Friedrich 268
 Würth, Johannes 161
 Wunsch, Emil 235
 Wunsch, Ferdinand 236

 Zeiser, Ernst 194
 Zimmermann, Joseph Adolf 299
 Zwingmann, Dr. Wolfgang 195

Buchbesprechungen

Anton Legner, Reliquien in Kunst und Kult zwischen Antike und Aufklärung. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1995, 430 S., 16 Farbtafeln, 163 Abb.

„So sammelten wir seine Gebeine auf, die wertvoller sind als kostbare Steine und besser als Gold.“ Das Zitat stammt aus dem ca. 160 verfaßten Martyriumsbericht des hl. Polykarp von Smyrna und steht als Motto über dem Buch, dessen Anliegen es ist, „Tradition und Kontinuität der Reliquienverehrung während der langen Zeitspanne zwischen Spätantike und Aufklärung darzustellen“ (S. 343). Der Autor beschreibt das Phänomen des christlichen Reliquienkultes aus kunsthistorischer Perspektive und zeigt die enge Verknüpfung von Reliquienverehrung und der sakralen Kunst schlechthin, sowohl der Architektur als auch der Bild-, Goldschmiede- und Schatzkunst: ohne Reliquien gäbe es keinen Dreikönigsschrein in Köln, keine Sainte-Chapelle in Paris, keine Heiligblutbasilika in Weingarten (Nachwort S. 344). Die Ikonographie des Translationsbildes, d. h. der bildlichen Darstellung von Translationen (S. 27–36), sowie des Prozessionsbildes (S. 120–133) werden ebenso behandelt wie die mannigfaltigen Formen von Reliquiaren, wobei der Begriff des „Reliquiars“ sehr weit gefaßt und nicht nur auf Reliquienschreine als die „goldenen Häuser der Heiligen“ (S. 134–149) bezogen ist: auch die Altäre, Kapitelle und Fußböden der Kirchen (z. B. der Boden des Pantheons in Rom, in den schon im 7. Jahrhundert Märtyrergebeine eingelassen wurden) stellen, da in ihnen Reliquien verborgen wurden, Reliquiare dar (S. 150–153). Ebenso werden die wie Setzkästen aus der Druckeroffizin anmutenden Flügelaltärchen, Wandelreliquienregale und Reliquienkalender mit Reliquien für jeden Tag des Jahres (S. 185 ff.) in die formale Bestandsaufnahme einbezogen sowie jene Statuen und Büsten, die Heilige darstellen und gleichzeitig deren Reliquien im Innern enthalten (S. 232–255), z. B. die Holzplastik der hl. Fides von Conques aus dem 9. Jahrhundert. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch der berühmte Cappenberger Barbarossakopf ein Reliquiar, da er eine Reliquie des hl. Johannes des Täufers enthält (S. 250–253). Weitere Typen von Reliquiaren sind Reliquienkreuze, Monstranzen und Ostensorien, Bursenreliquiare (S. 256), „redende Reliquiare“ wie die Finger-, Arm-, oder Fußreliquiare (S. 257–263), ja sogar Straußeneier (S. 103), Trinkschalen aus Schädeln von Heiligen (S. 280) und andere Skurilitäten, die die Volksfrömmigkeit hervorgebracht hat und immer noch hervorbringt.

Schließlich werden sogar ganze Reliquienkapellen und Heilumskammern (S. 199–219) als „begehbare Reliquiare“ verstanden. Vorbild dieser „monumentalisierten Reliquienschreine“ (S. 205) ist die Hl. Kapelle im Palast des Kaisers von Byzanz mit den kostbarsten Reliquien der Christenheit, deren Erlesenheit noch 1204 von Robert de Clari bei der Eroberung Konstantinopels geschildert wurde. Diese Kapelle bildete im Abendland die unmittelbare Vorlage für zwei weitere Reliquienkapellen: zum einen für die Sainte-Chapelle, die König Ludwig der Heilige 1239 für die von ihm erworbene Dornenkrone Jesu und andere Passionsreliquien auf der Ile de la Cité errichten ließ, und zum anderen für die vollständig aus Edelsteinen bestehende Heiligkreuzkapelle Kaiser Karls IV. auf Burg Karlstein. Letzteres 1365 geweihte Kleinod wurde selbst wiederum zum Vorbild für die 1644 vollendete Goldene Kammer von St. Ursula zu Köln. Jene Beispiele dienen als Beweis für die Kontinuität des Reliquienkultes, in der sich der Autor weiterhin bestätigt sieht, wenn er, programmatisch zu Beginn des Buches (S. 27), ein Elfenbeintäfelchen des 6./7. Jahrhunderts aus Konstantinopel mit spätbarocken Deckenfresken vergleicht, die beide Translationsszenen in neuerrichteten Kirchen darstellen und daher ikonologisch den gleichen Inhalt illustrieren.

Eine derartige strukturalistische Systematik der Formenvielfalt des Reliquiars geht freilich auf Kosten historischer Hintergründe des Reliquienkultes. Vielerorts in dem Buch finden sich zwar Bezüge zur Geschichte, etwa die (keineswegs neue) Nachricht, daß das Spätmittelalter eine Zeit der Hochkonjunktur des Reliquienwesens war (S. 103) und daß viele Formen wie der gotische Reliquienaltar (S. 172–198) ihr Entstehen gerade diesem Umstand verdanken, und daß weiterhin im Barock das Reliquienwesen eine erneute Blüte erfuhr. Doch wäre es wünschenswert gewesen, mehr über die zeitgeschichtlichen Zusammenhänge, über die konkreten Motive des Erwerbs und der Wanderung von Reliquien sowie über die

epochal bedingten Formen der Heiligenverehrung zu erfahren, denn unbestritten unterlag auch der Reliquienkult einer historischen Entwicklung. Doch gerade diese soll in dem Buch nicht nachvollzogen werden. Wenn sich der Autor auf allzu pauschale Verallgemeinerungen beschränkt, etwa mit seinen globalen und daher nichtssagenden Äußerungen über die Frequenz von Reliquientranslationen (S. 35), verbirgt sich dahinter Methode, denn letztlich geht es ihm um den heilsgeschichtlichen Aspekt der Reliquienverehrung, der sich „in einer Sphäre vollzieht, in der alle Vorstellungen vom Heiligen als konkrete Wirklichkeiten erlebt werden und alles Reale im Irrationalen Erklärung und Begründung findet“ (S. 26). Irrationalität aber bedarf keiner zeitlichen Einordnung oder Erklärung, denn „das Numinose steht über aller (...) Historie“ (S. 26). Vielmehr ist es eine weitere Intention des Buches, gerade die Zeitlosigkeit eines allgemein religiösen Bedürfnisses darzustellen, das archetypisch ist und in allen Zeiten und Räumen auftritt, das sich ebenso im afrikanischen Ahnenkult (S. 279 f.) wie in anderen Kulturen manifestiert und sogar bei der Verehrung der sterblichen Hülle Lenins im Mausoleum an der Kremllmauer zu beobachten ist (S. 315). Insofern überschreitet das sehr lesenswerte und anregende Buch mit seiner reichen Fülle an Text- und Bildmaterialien weit den kunsthistorischen Rahmen und greift auf die Volkskunde und vergleichende Religionswissenschaft über. Es handelt von einem der wichtigsten Phänomene unserer Kultur.

Dorothea Walz

Franz Kern, Sölden. Die Geschichte eines kleinen Dorfes. Verlag Rombach, Freiburg 1995, 415 Seiten.

Das Dorf Sölden im Hexental bei Freiburg feiert in zehn Jahren das 1200jährige Jubiläum seiner ersten Erwähnung. Franz Kern, der aus Sölden stammt, und als Historiker durch seine Dissertation über Abt Philipp Jakob Steyrer und viele Veröffentlichungen, u. a. im FDA, ausgewiesen ist, bietet in der hier zu besprechenden Arbeit eine fundierte Geschichte seines Heimatdorfes von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Den Kirchenhistoriker interessieren besonders die Ausführungen des Verfassers über die kirchliche Vergangenheit von Sölden.

Kern würdigt einleitend das Wirken des hl. Ulrich und informiert über das Benediktinenkloster St. Fides in Sölden, das 1115 gegründet wurde. Die französische Märtyrerin Fides, die u. a. in Conques, Südfrankreich, St. Gallen und Schlettstadt verehrt wurde, war die Patronin des Klosters. Der Zweitpatron war der hl. Markus, der Verfasser des 2. Evangeliums. Kern berichtet über das Leben im Kloster, den Klosterbesitz, die Schutzzvögte, den Brand des Klosters im Jahre 1468 und die Plünderung im Bauernkrieg 1525. Eine Liste der Propste schließt den Abschnitt ab.

In einem weiteren Kapitel zeigt er im einzelnen auf, wie Sölden Propstei der Abtei St. Peter im Schwarzwald wurde. Abt Philipp Jakob Steyrer (1749–1795) erneuerte die Pfarrkirche. Unter dem letzten Abt Ignaz Speckle, dessen Tagebuch eine wichtige historische Quelle ist und über Besitz und Vermögen der Propstei sorgfältig berichtet, erfolgte die Säkularisierung. Kern listet anschließend die Pfarrer und Vikare nach der Säkularisation bis heute auf und führt die aus Sölden hervorgegangenen Priester und Ordensleute an.

In weiteren Kapiteln informiert der Verfasser über die Geschichte des Dorfes, das heimische Brauchtum, über Schule und Lehrer, über die Wegkreuze in der Gemeinde, nicht zuletzt über die Gemeinschaften und Vereine in Sölden.

Bau- und kunstgeschichtlich interessant sind die Ausführungen über die Restaurierungen der Söldener Pfarrkirche. Eine Zeittafel mit den wichtigsten Daten schließt das inhaltsreiche Werk ab, das zahlreiche handschriftliche Quellen, u. a. aus dem Badischen Generallandesarchiv, dem Priesterseminar in St. Peter, den Pfarrarchiven von Sölden, Bollschweil, St. Ulrich und aus dem Gemeindearchiv Sölden verwertet. Auch die einschlägigen gedruckten Quellen sind verarbeitet.

Zwei Anmerkungen: Zu S. 21: Das Jahr der Taufe Chlodwigs durch Bischof Remigius von Reims ist umstritten. In Frankreich wurde das Jubiläum 1996 gefeiert. Kern datiert die Taufe in das Jahr 498. Zu S. 36: Nach H. Tüchle, *Dedicationes Constantiensis* (1949) erfolgte die Übertragung der Reliquien der hl. Fides 1129.

Das umfangreiche Buch zeigt die starke Verbundenheit des Verfassers mit seinem Heimatdorf, dessen Ehrenbürger er ist. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte von Sölden und vom Hexental. Vergangenheit und Gegenwart eines kleinen Dorfes werden le-

bendig geschildert. Hervorgehoben sei besonders das reiche Bildmaterial, das den Text anschaulich illustriert. Mit der Bitte „Gott segne unsere Heimat und erhalte ihr den inneren und äußeren Frieden“ schließt Pfarrer Kern seine Geschichte ab, zu der man dem Verfasser und auch der Gemeinde Sölden herzlich gratulieren kann,
Remigius Bäumer

Kurt Drexel, Musikwissenschaft und NS-Ideologie. Dargestellt am Beispiel der Universität Innsbruck von 1938 bis 1945 (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Band 202). Innsbruck (Publikationsstelle der Universität Innsbruck) 1994. VI + 218 Seiten, 38,- DM.

Zwischen Freiburg und Innsbruck gibt es zahlreiche Verbindungen unterschiedlichster Art. Viele sind durch die gemeinsame vorderösterreichische Geschichte bedingt und reichen zeitlich entsprechend weit zurück. Manche sind erfreulich, andere hingegen dazu angetan, sich ihrer nur ungern und unwillig zu erinnern. Zu den ersteren gehören die Städtepartnerschaft samt all den sich daraus ergebenden Weiterungen, zu den letzteren Dinge wie die in dem anzuzeigenden Band behandelten.

Vorderhand geht es in dieser Dissertation um ein finsternes Kapitel der Innsbrucker Universitätsgeschichte, dessen Beleuchtung zugleich einen „Beitrag zu einer Geschichte der Musikwissenschaft im Dritten Reich“ leisten will (S. 2). Näherhin, und hier kommt die Verbindung zu Freiburg zum Tragen, wird in der Arbeit aufgezeigt, wie das Fach Musikwissenschaft an der Universität Innsbruck ab 1938 NS-ideologisch auf Kurs gebracht wurde, maßgeblich beeinflusst von dem „in Freiburg im Breisgau politisch eingedrillten Wilhelm Ehmann“ (S. 1).

Drexel geht in der knapp gehaltenen Einleitung zunächst auf die Schwierigkeiten ein, die auch heute, im Abstand von fünf Jahrzehnten, noch immer jeder zu gewärtigen hat, der sich mit der Erforschung der Nazizeit beschäftigt: „Es galt von Anfang an, die Betroffenheit, die sich allerorten einstellte, zu ‚bearbeiten‘. Genauer: sich nicht vom ‚Unfaßbaren‘ blockieren zu lassen“ (S. 2). Anschließend beklagt er einen noch immer deutlich fühlbaren Mangel an Vorarbeiten zum Thema „NS-Ideologie und Musik“ und konstatiert, „daß hier ‚Pionierarbeit‘ zu leisten war und somit das Finden und Aufzeigen von Dokumenten zur vorrangigen Aufgabe werden mußte. Demgemäß entschied ich mich für die Form der kommentierten Dokumentation“ (S. 3). Zugleich entschied er sich dafür, die Untersuchung in drei (ungleichgewichtige) Themenbereiche zu gliedern, nämlich „Musikleben und Musikwissenschaft an der Universität Innsbruck vor 1938“, „Veränderungen und Umgestaltungen nach dem ‚Anschluß‘“ sowie „Zugrundeliegende Ideengeschichte“ (S. 3).

Die Themenstellung ist nicht unbedingt originell. Gleichwohl ist es sehr verdienstvoll von D., sich darauf eingelassen zu haben, trotz der Gefahr, von Zeitzeugen oder Nachgeborenen nicht unterstützt, sondern behindert oder angefeindet zu werden. Der methodische Ansatz ist überzeugend und die gewählte Form einer ersten Annäherung an das Thema sicherlich angemessen. Auch die Ergebnisse können sich teilweise sehen lassen, und insbesondere die Lebensgeschichte Wilhelm Ehmanns, die D. zwangsläufig zum Nebenthema hat, ist ein Lehrstück dafür, wie in einem totalitären Regime die ideologische Korrektheit eines (Hochschul-)Lehrers höher bewertet wird als seine wissenschaftliche Befähigung: Der als Musikwissenschaftler allenfalls zweitklassige Ehmann wäre im freien Wissenschaftsbetrieb einer demokratischen Gesellschaft wohl nicht reüssiert, hätte es ohne kräftige Nachhilfe von (politisch) höherer Stelle kaum je zum Ordinarius und Institutsleiter gebracht. Seine Freiburger Habilitationsschrift war nämlich zunächst nicht angenommen worden, da sie, wie der Zweitgutachter Gerhard Ritter schrieb, den Anforderungen nicht entsprach, „welche die Fakultät bisher an ihre Habilitanden zu stellen gewohnt war“ (S. 109–113). Erst nach einer gründlichen Umarbeitung wurde sie im zweiten Anlauf akzeptiert, doch noch immer bleibt für D. „das Unbehagen spürbar, in dem die Annahme (...) schließlich erfolgte“ (S. 116).

Auch bei der Lektüre von D.s Arbeit stellte sich zunehmendes Unbehagen ein, ausgelöst zunächst durch Äußerlichkeiten, durch formale Mängel und Unsauberkeiten verstärkt und schließlich bestätigt durch inhaltliche Defizite. Um es kurz zu fassen: Die Arbeit war notwendig, ihre Ergebnisse sind wichtig, aber wirklich befriedigen kann sie (mich) nicht. Der von D. zitierte Vorwurf des Freiburger Musikwissenschaftlers Wilibald Gurlitt an Ehmanns Habilitationsschrift, sie bestehe vor allem aus „locker gefügten und hauptsächlich durch

Zitate (...) gestützten Ausführungen“, leiste „gute Vorarbeit“ zur Klärung der Fragestellung, indem sie „in lebendiger Fülle reichhaltige Materialien“ biete, sei jedoch „nicht sehr tiefreichend“, läßt sich mit einiger Berechtigung auch auf D.s Arbeit übertragen.

Einige Beispiele, zunächst für die angesprochenen Äußerlichkeiten und formalen Mängel: Auf S. 21 sind als Dokumente 7 und 8 zwei Photographien von Männern mittleren Alters abgedruckt, jedoch beide ohne Bildunterschrift. Da auf derselben Seite fünf Namen genannt sind (Wilhelm Fischer, Robert Haas, Alfred Orel, Heinrich Bessler, Guido Adler) und obendrein auf den S. 18–20 Rudolf v. Ficker die Hauptrolle gespielt hatte, darf sich der Leser selbst aussuchen, wen die Abbildungen darstellen. Nicht jedem gereicht dies zur Freude (– wer allerdings solche Spiele mag, kommt auf S. 180 noch einmal auf seine Kosten). Zwar ist zu jedem Bild eine Quelle angegeben, nämlich „MF 8, 1955, S. 201“ bzw. „MF 15, 1962, S. 354“, so daß es möglich sein sollte, die Namen der abgebildeten Männer zu ermitteln. Nur müßte man dazu das Kürzel „MF“ auflösen können, wobei einem das Abkürzungsverzeichnis helfen sollte. Dort allerdings ist „MF“ nicht verzeichnet, sondern lediglich „Mf“, was für „Musikforschung“, also wohl die Zeitschrift „Die Musikforschung“ steht. Sicher, dies ist nur eine Kleinigkeit, die nicht überbewertet werden sollte, doch derartige Dinge gibt es in so großer Zahl, daß ich mich zu fragen begann, ob der Autor womöglich auch bei Wichtigerem geschluppt habe.

Sehr erfreulich ist, daß D. die zahl- und umfangreichen Dokumente wann immer möglich als Faksimile wiedergegeben hat. Kritisch in Frage zu stellen, wenn auch nicht von vornherein als verfehlt anzusehen, ist jedoch die Vorgehensweise, sie stets ohne ausdrücklichen Verweis in den Text seines Kommentars einzubinden. Zwar stehen sie allesamt an der ungefähr richtigen Stelle – soweit dies überhaupt machbar war –, doch nicht immer ist der inhaltliche Bezug unmittelbar einsichtig. Unbedingt zu monieren ist aber, daß ein Verzeichnis der abgedruckten Dokumente fehlt: Bei der Suche nach einem bestimmten darf man jeweils das ganze Buch durchblättern.

Am Beispiel W. Ehmanns, „der konkrete Pläne zur nationalsozialistischen Neuordnung des gesamten deutschen Musiklebens ausgearbeitet hatte“, die „den Totalitarismus eines menschenverachtenden Regimes mit einem (musik)-kulturellen Anstrich versehen“ sollten, versucht D., „die Wurzeln“ des nationalsozialistischen „musikalischen Weltbildes“ ausfindig zu machen (S. 190). Das ist ihm zweifellos gelungen und an sich sehr verdienstvoll: „Diese [Wurzeln] fanden sich sowohl in der musikalischen Jugend- und Posaunenbewegung als auch bei Ehmanns Lehrern Heidegger, Gurlitt und Müller-Blattau“ (S. 190). Nur: Der Erkenntnisgewinn, der sich daraus ergibt, daß D. solche mehr oder weniger schon lange bekannten Dinge an Ehmanns Biographie konkretisiert, ist nicht allzu groß. Interessanter ist da schon, wenn D. auf S. 5–29 nachweist, wie gut der Boden an der Innsbrucker Universität und insbesondere im Musikwissenschaftlichen Institut vorbereitet war, wie offen die Türen bereits waren, die Ehmann einzurennen sich anschickte. Diesen Teil hätte ich mir ausführlicher gewünscht, doch konnte D. „aufgrund der äußerst ungünstigen Quellenlage“ leider nur „Streiflichter auf das Ineinanderwirken von Musikleben und politischer Ideologie in der Zeit des ‚Austrofaschismus‘“ werfen (S. 18).

Die Arbeit entspricht aufgrund ihrer Mängel nur bedingt den Ansprüchen, die ich an eine Doktorarbeit stellen zu dürfen glaube. Auch wäre es nicht falsch gewesen, im Untertitel darauf hinzuweisen, daß die Beschäftigung mit der Biographie W. Ehmanns beinahe breiteren Raum einnimmt als die mit seiner Tätigkeit an der Universität Innsbruck. Dennoch ist D.s Arbeit höchst notwendig und lesenswert, und sei es auch nur, weil sie zeigen kann, daß „die Nachwirkungen einer nazistischen Gemeinschaftsideologie und die einer völkisch-rassistischen Musikwissenschaft“ noch heute zu spüren sind, und weil sie einen Beitrag leistet zur „Schärfung der Aufmerksamkeit gegenüber einer weitverbreiteten Naivität im Umgang mit Nazismus als eine unabdingbare Forderung an alle Lehrenden und Forschenden in der musikalischen Welt“ (S. 191).

Christoph Schmider

Hermann Bannasch (Hrsg.), Zeitgeschichte in den Schranken des Archivrechts. Beiträge eines Symposiums zu Ehren von Professor Dr. Gregor Richter am 29. und 30. Januar 1992 in Stuttgart (= Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie A Landesarchivdirektion, Heft 4). Stuttgart (Kohlhammer) 1995. 199 Seiten, 20,- DM.

Thema und potentieller Leserkreis der Publikation sind durch den Titel bereits genannt. Es ging bei der Tagung, die anlässlich des Ausscheidens Gregor Richters aus dem Amt des Präsidenten der baden-württembergischen Landesarchivdirektion veranstaltet wurde, um das in der Bundesrepublik Deutschland seit 1987 nach und nach geregelte Archivrecht und dessen Auswirkungen auf die historische, vor allem die zeitgeschichtliche Forschung. Die Archivgesetze des Bundes, der Länder und, wenn auch in dem Band nicht näher thematisiert, der Kirchen, mit ihrer Festschreibung von für Zeitgeschichtler teilweise fast unerträglich langen Sperrfristen und dem für Sondergenehmigungen erforderlichen bürokratischen Procedere scheinen auf den ersten Blick vor allem die „archivischen Menschenrechte“ einzuschränken, die Forschung zu behindern und den Wissensdurst und die Neugier der Historiker zu dämpfen. Tatsächlich aber sind die Archivgesetze vor allem ein Ausfluß des Grundrechts auf informationelle Selbstbestimmung, festgeschrieben im „Volkszählungsurteil“ vom 15. Dezember 1983, das umgekehrt natürlich andere Rechte wie etwa die Wissenschaftsfreiheit mehr oder weniger stark einschränken kann. In den Vorträgen des Symposiums, vor allem aber in der ausführlich dokumentierten Diskussion, kommen wohl alle Argumente für und wider Archivgesetzgebung zur Sprache, werden mögliche Konsequenzen aus den Gesetzen samt ihren Folgen für Archive wie Archivbenutzer aufgezeigt. Zwar gelang es weder den Referenten noch den Diskutanten, alle Fragen zu klären, doch sind sich die beteiligten Archivare, Historiker und Juristen in vielen Punkten deutlich nähergekommen. Für Archivare sollte der Band Pflichtlektüre sein, doch auch Historiker sollten ihn rezipieren, da er geeignet ist, ihr Problembewußtsein zu schärfen und Verständnis für die zuweilen restriktiv wirkende Haltung von Archiven gegenüber Benutzungswünschen zu wecken. Auch wenn die Situation in Baden-Württemberg natürlich im Zentrum steht, sind die angesprochenen Dinge auch für Mitarbeiter und Benutzer anderer Archive relevant.

Außer den Referaten und der Diskussion bietet der Band einen umfangreichen Anhang mit einschlägigen Rechtstexten, ein Verzeichnis der Symposiumsteilnehmer sowie mehrere sehr hilfreiche Indizes. Er ist, wie bei dieser Reihe üblich, schlicht, aber solide aufgemacht und seinen Preis allemal wert. Zu fragen ist allerdings, was den Herausgeber dazu veranlaßt haben mag, die gesamte Diskussion abzudrucken, zwar offensichtlich sprachlich geglättet, aber doch einschließlich aller inhaltlich vollkommen überflüssigen organisatorischen Hinweise und rhetorischen Wendungen.

Christoph Schmider

Freiburger Kirchenbuch. In Verbindung mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen und Gemeinden Freiburg im Breisgau, herausgegeben von Bernhard Maurer, 1995, Schillinger Verlag GmbH, Freiburg im Breisgau, 451 S.

Der Titel läßt zunächst die Vermutung zu, es handle sich um eine Weiterführung der vom Badischen Architektenverein 1898 herausgegebenen umfassenden Darstellung *Freiburger Kirchenbauten*¹. Zwar ist die Sakralarchitektur auch im vorliegenden Buch z. T. aufgeführt, jedoch an unterschiedlichen Stellen und mehr ergänzend (s. Teil II und V). Es will mehr eine umfassende Darstellung kirchlichen Lebens in unserer Zeit sein, wobei als Anlaß sowohl das Stadtjubiläum als auch das zwanzigjährige Bestehen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen und Gemeinden (ACK) in Freiburg dient, eine auf die Stadt bezogene Ortsbestimmung des Glaubens und seiner Organisation. Manches wird dabei mehr im Überblick oder punkteil aufgezeigt, mitunter auch schon wieder an der Grenze, Vergangenheit zu werden. Anderes, wie Hospizbewegung (193) oder ökumenische Salbungsgottesdienste (255, 259) sind inzwischen aus dem ersten zarten Pflanzenalter entwachsen und feste Bestandteile kirchlichen Lebens geworden.

Die ökumenische Idee zieht sich als roter Faden durch das gesamte Buch. Es gibt viele lebendige Beispiele dazu, wie etwa die gemeinsame Osternachteier der Stühlinger Gemeinden oder die Partnerschaft mit Guildford. Deutlich wird sichtbar, daß eine gewisse Frustration in der Ökumene nur durch die gemeindlichen Aktivitäten von der Basis her überwunden werden kann.

In der machmal verwirrenden Vielfalt der Einzelbetrachtungen ist der gediegene und umfassende Beitrag von Wolfgang Hug (*Kleine Freiburger Kirchengeschichte*, 31 ff.) ein nicht zu entbehrender Angelpunkt des Buches geworden. Vieles, was sich aktuell ereignet, sollte sich als „Vorletztes“ freilich auch am zitierten Bonhoeffer-Wort (30) messen lassen dürfen. Kirche (und ökumenische Arbeit) kann sich in eine Vielfalt verwirren und bewirkt

dann wenig für die Botschaft des Evangeliums. Begriffe wie „konziliarer Prozeß“ zeigen – obwohl viel zitiert – Abnutzungstrends und werden vom einfachen Gemeindeglied oft nur noch als kirchliches Funktionsdeutsch verstanden. Um so wichtiger für die ACK, dem „Motivationsschwund in der Ökumene“ (418) entgegenzusteuern.

Der Abschnitt V über die Pfarreien und Gemeinden bietet nicht nur zuverlässige und verwendbare Information (und bleibt insoweit auch der wichtigste Teil des Buches), sondern zeigt auch, wie täglich in unspektakulärer Arbeit redlich versucht wird, den tradierten Glauben weiterzugeben. Dabei kommen zahlenmäßig kleine Gemeinden (wie z. B. Altkatholiken, Anglikaner, Methodisten) ebenso zu Wort wie die der „Großkirchen“. Der Abschnitt verdeutlicht auch eine christliche Spiritualität, die nicht in eindrucksvollen Statistiken erfassbar ist.

Die kritischen Anmerkungen betreffen nur Marginales, sollten aber nicht verschwiegen werden: Im Literaturverzeichnis ist manches Interessante zur Stadtgeschichte aufgenommen. Dafür fehlen Werke zum Thema, wie das erwähnte Buch des Badischen Architektenvereins oder auch Ernst Schulins „Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Freiburg 1807–1982“ (ein unverständlicher Mangel). Der Beitrag von Bernhard Maurer über die Ökumene in der Region (369 ff.) hätte gewiß nicht fehlen dürfen. Er breitet die ökumenische Betrachtung hervorragend auf das angrenzende Elsaß aus. Aber warum ist der große Sozialreformer und Theologe unserer Nachbarlandschaft, Johann Friedrich Oberlin, hier nicht genannt?

Wer nach der Lektüre das Buch aus der Hand legt, ist beeindruckt, wieviel Geist und Engagement auch in den Verwirrtheiten unseres Jahrhunderts unter Freiburger Christen noch wirkt. Allerdings: In einer solchen Momentaufnahme kirchlichen Lebens fügen sich Details zu einem Gesamtbild zusammen, ohne daß verschwiegen werden darf, daß sich viel christliche Existenz im täglichen Erleiden und Gestalten der Lebenswirklichkeit auch außerhalb von Institution und Organisation realisiert, – ja besser realisieren könnte, wenn wir auf manche Verkopfung verzichten würden. Wie sagte der anglikanische Bischof Morris Maddocks: „Er allein kann unsere Blindheit heilen. Aber zuerst muß unser Überfluß an Papier recycel werden in Kniebänke fürs Beten, unsere Konferenzen eine Kirche-im-Gebet werden, unser endloses Gerede eine Zeit von Stille-sein, unsre Selbstbezogenheit und Machtstreben eine neue Straße von Demut...“³.

¹ Freiburg im Breisgau. Die Stadt und ihre Bauten. Herausgegeben vom Badischen Architekten- und Ingenieurverein, Freiburg i. Br. 1898.

² Johann Friedrich Oberlin. Zum 200. Jahrestag des Beginns seines sozialen Wirkens (Biografie in: Jahrbuch der Caritaswissenschaft 1968).

³ Morris Maddocks, *The Christian Healing Ministry*, 1990, p112.

Jahresbericht 1995

Der Kirchengeschichtliche Verein der Erzdiözese Freiburg konnte im Berichtsjahr 1995 eine Tagung in Offenburg veranstalten. Sie fand am 28. Oktober im Gemeindezentrum der Offenburgener Hl. Kreuzpfarrei statt und stand unter dem Thema: „Kirchengeschichte der Ortenau: Gestalten und Ereignisse.“ – Der Vereinsvorstand will sich weiterhin um solche Veranstaltungen in den verschiedenen Regionen der Erzdiözese bemühen.

Die Jahreshauptversammlung fand am 23. April 1996 im Collegium Borromaeum, Freiburg, statt. Den wissenschaftlichen Vortrag hatte H. Pfarrer Dr. Hans-Peter Fischer, Bollschweil-St. Ulrich, übernommen: „Thomas Nörber – Erzbischof zweiter Wahl?“ Das Referat beruhte auf der von Herrn Dr. Fischer abgeschlossenen Dissertation über den Freiburger Erzbischof (1898–1920) und löste eine lebhafte Diskussion aus.

Der Rechenschaftsbericht wurde vorgelegt, von den anwesenden Vereinsmitgliedern angenommen und der Vorstand entlastet.

In Vertretung des H. H. Erzbischofs dankte H. H. Weihbischof Wolfgang Kirchgässner dem Verein für seine Arbeit im Dienste des Erzbistums!

Das Totengedenken galt den verstorbenen Mitgliedern.

Karl Suso Frank

Kassenbericht 1995

Einnahmen:

Mitgliederbeiträge	53 585,— DM
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden	1 878,— DM
Spenden	580,— DM
Zinsen	<u>1 893,08 DM</u>
.	57 936,08 DM

Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 115 (1995)	44 940,67 DM
Honorare für die Jahresbände 114 und 115	3 575,— DM
Vergütung des Schriftleiters	3 000,— DM
Vergütung der Schreibkraft/Schriftleitung	2 400,— DM
Vergütung für die Rechnungsführung	1 200,— DM
Post- und Bankgebühren u. a.	2 826,34 DM
Kosten der Veranstaltung in Offenburg	<u>1 397,20 DM</u>
	59 339,21 DM

Kassenbestand am 1. 1. 1995	1 778,89 DM
Einnahmen 1995	<u>57 936,08 DM</u>
	59 714,97 DM
Ausgaben 1995	<u>59 339,21 DM</u>
Kassenbestand 31. 12. 1995	375,76 DM

Mitgliederstand am 1. 1. 1995	1 607
Zugänge	<u>20</u>
	1 627

Abgänge durch Austritt (18)/Tod (4)	<u>22</u>
Mitgliederstand am 1. 1. 1996	1 605
Tauschpartner	95

Paul Kern

